Schlosser, Friedrich Christoph

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk

Bd.: 15

1854

Neuere Geschichte.

Von

Friedrich Christoph Schlosser.

Siebenter Theil.

(Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts.)

Frankfurt a/M. 1854.
Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

F. C. Schlosser's

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

Verfaßt und unter G. L. Kriegk's Mitwirkung bei der Redaction

herausgegeben

von

F. C. Schlosser.

Fünfzehnter Band.

Frankfurt a/M. 1854.
Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Geschichte der neueren Zeit.

III. Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung).

VI. Englische Geschichte vom Tode der Elisabeth an bis zur Hinrichtung Karl's I.

1. Jakob I.

Die Geschichte England's unter Jakob I. ist schon im dreizehnten Bande (S. 439—453) besonders, sowie an vielen Stellen des vierzehnten gelegentlich behandelt worden. Es bedarf daher hier nur noch einer kurzen Zusammenstellung dessen, was für die unter Jakob's Sohne erfolgte Revolution besonders zu wissen nöthig ist. Bei dieser Gelegenheit müßten wir freilich in staatswissenschaftliche und politische Erläuterungen, sowie in philosophische Betrachtungen über englisches Staats- und Kirchenwesen tiefer eingehen; wir unterlassen dies aber, weil unsere Zeit so reich an großen Staats-Philosophen und Politikern ist, daß wir dergleichen Bemerkungen Anderen überlassen und uns ganz auf dasjenige beschränken können, was uns näher liegt.

In dieser Beziehung ist zunächst zu bemerken, daß Jakob als Schotte immer von Landsleuten umgeben war, welche aus vielen Gründen den Engländern anstößig waren, und daß er schon dadurch, sowie durch seinen Mangel an ritterlicher Gestalt und an königlicher Repräsentations-Fähigkeit seinen Unterthanen in einem ungünstigen Lichte erscheinen mußte. Er hatte aber außerdem auch den Fehler der Pedanterie und die lächerliche Eitelkeit, sich als gründlichen Theologen zu zeigen, was er wirklich war, und dies gab ihm in Verbindung mit seinen Verschwendungen zu einer Zeit, als England sich unter der Elisabeth zu großer Macht und bedeutendem Reichthum emporgehoben hatte, in den Augen seiner Großen ein lächerliches oder armseliges

Ansehen. Seine Stellung zwischen den Presbyterianern, Puritanern und Katholiken ward also durch ihn selbst noch bedenklicher gemacht, als sie schon an und für sich war. Die früher (Th. XIII., S. 447 ff.) erwähnte Pulververschwörung nöthigte ihn, ganz gegen seinen eigentlichen Willen die Katholiken zu verfolgen und unerhört grausame Gesetze seines Parlaments gegen den Papismus zu billigen. Die Schotten, deren Königthum er vergebens durch Verschmelzung der Organisation mit dem englischen umzuwandeln suchte, wurden ganz unzufrieden, als er dreizehn ihrer Pfarrer zu Bischöfen machte und dann dem schottischen Parlament erlaubte, die bisher calvinistisch freie Kirche in eine Staatskirche umzuwandeln. Der Streit über englische Kirchen-Angelegenheiten hatte schon Elisabeth zu einem Verfahren gegen ihr Parlament genöthigt, welches zwar im Geiste Heinrich's VII. und VIII., aber ganz gegen den Geist der Zeit war, der sich aus Schottland, aus den Niederlanden und aus Frankreich, wo man damals um Freiheit in Kirche und Staat blutig kämpfte (s. Th. XIII., S. 413—418), nach England verbreitete. Elisabeth hatte indessen mit Hülfe ihrer alten Minister durchgesetzt, was für Jakob und seine jugendlichen Lieblinge nicht möglich war. Schon in der letzten Zeit der Elisabeth waren die Puritaner im Parlament mit einer Dreistigkeit aufgetreten, welche die Königin in Verlegenheit gesetzt hatte. Jakob's Mangel an Sparsamkeit verschaffte dem Parlament, welches ihn sehr karg hielt, die Gelegenheit, seinem Widerspruche gegen die bisher von den Königen willkürlich geübte Gewalt Nachdruck zu geben.

Schon in seinem ersten Parlamente erfuhr Jakob Widerstand, als 1606 ein Kaufmann Bates die vom Parlament nicht bestrittene Besteuerung der Ein- und Ausfuhr nicht bezahlen wollte und einen richterlichen Ausspruch darüber forderte. Selbst als von den zwölf Richtern zehn dem Könige das Recht zusprachen, die Aus- und Einfuhr zu besteuern, erklärte die Nation sich laut für die beiden anderen, welche der entgegengesetzten Meinung waren. Die Juristen wurden zugleich mit dem Könige verhaßt, weil dieser sich auf so manche richterliche Entscheidungen über die von ihm aus Heinrich's VII. Zeit erneuerten Ausschreibungen von Zwangs-Anlehen und freiwilligen Gaben und über seine Ertheilung von Monopolen berufen konnte. Robert Cecil, der bekannte Minister der Elisabeth, welchen Jakob zum Grafen von Salisbury ernannte, und die Collegen desselben

halfen im ersten Parlament dem Könige noch mit ihrer alten Schlauheit aus der Verlegenheit. Sie versprachen dem Parlament, wenn es die Steuer unter der Bedingung von Reformen gewähren würde, alles Mögliche, ohne nachher Wort zu halten. Jakob fuhr daher, trotz der Zänkerei im Parlament, mit Erpressungen gegen die Katholiken und mit nachträglicher Besteuerung fast aller Einfuhr-Artikel fort, und berief, als er mit dem Parlament nicht fertig werden konnte, von 1608 bis 1610 lieber gar keines mehr. Im Februar 1610 mußte er sich jedoch entschließen, ein neues Parlament zu versammeln. In diesem ward lange Zeit über die streitigen Punkte verhandelt. Jakob schien nachgeben zu wollen; es kam aber am Ende doch nichts zu Stande, und das Parlament wurde aufgelöst. Schon damals hatte das Unterhaus ein förmliches Gesetz beschlossen, in welchem die Besteuerung der Ein- und Ausfuhr durch den König allein aufgehoben ward; dieses Gesetz fiel aber im Oberhause durch. Auch gegen die Ausschreibung willkürlicher Anlehen und gegen den grausamen Misbrauch der richterlichen Gewalt von Seiten der hohen geistlichen Commission (s. Th. XIII. S. 412) hatte das Parlament protestirt; der König hatte sich aber auf die monarchische Allgewalt berufen, welche den Königen von Gott verliehen worden sei.

Im Jahre 1612 starb Robert Cecil, der einzige Mann in Jakob's Umgebung, welcher mit den Geschäften vertraut war und die Fähigkeit hatte, ihnen vorzustehen. Sein Tod war von sehr unglücklichen Folgen; denn Jakob wählte die Leute, denen er den Staat anvertraute, nach denselben Eigenschaften, durch welche Ludwig XIII. sich bei der Wahl seiner Lieblinge bestimmen ließ, hatte aber dabei nicht wie Ludwig das Glück, daß ein Mann wie Richelieu ihm zur Seite stand, welcher alle solche Leute von ernsten Geschäften fern hielt. Im Jahre 1613 verlobte Jakob seine Tochter Elisabeth mit dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, dessen unglückliche Schicksale im vierzehnten Bande berichtet worden sind. Auch der in demselben Jahre erfolgte Tod seines älteren Sohnes, des bei der Nation sehr beliebten Prinzen Heinrich von Wales, führte Verlegenheiten und Unzufriedenheit herbei, weil Jakob in seiner thörichten Einbildung auf den Vorzug monarchischer Abkunft durchaus verlangte, daß sein zweiter Sohn, Karl, eine Tochter des spanischen Königs heirathen solle, dessen Glaubensgenossen er doch in England wider

seinen Willen auf jede Weise verfolgte und, ohne Verdacht zu erregen, seiner Schwiegertochter wegen nicht milder behandeln konnte. Diese Heirathsangelegenheit war daher gleich anfangs mit der Schwierigkeit verbunden, daß der König von Spanien für seine Glaubensgenossen Duldung forderte, was der König, ohne die Constitution zu verletzen, nicht gewähren konnte. Eine andere Schwierigkeit war die Erlangung der päbstlichen Dispensation. Der Pabst machte mit Recht dieselbe Forderung, und suchte außerdem die Heirath selbst auf allerlei Weise hinzuhalten. Als nachher die Umstände sich änderten und der König von Spanien wie der Pabst geneigt waren, in die Vermählung einzuwilligen, ward auf Betreiben des königlichen Lieblings Buckingham plötzlich Alles aufgegeben und Spanien bitter gekränkt.

Die ganze Art, wie diese Angelegenheit betrieben wurde, und der Ausgang, den dieselbe nahm (s. Th. XIV. S. 371 ff.), können uns bei einem Manne, wie König Jakob war, nicht verwundern. Jakob vereinigte den königlichen Stolz und den Gedanken, daß er die Gottheit auf Erden repräsentire, ganz gut mit seiner einer Carricatur ähnlichen Gestalt und mit einem vertraulichen Tone, der ans Possenhafte streifte. Er spielte überall den pedantischen und theologischen Gelehrten, und war doch auch auf Hahnengefechte und die Jagd erpicht. An seinem Hofe herrschte ein toller Ton. Im selbst fehlte es immer an Geld, da er sich um jede Forderung mit dem Parlamente herumstreiten mußte, welches seiner thörichten Verschwendung Schranken setzen und ihn nöthigen wollte, daß er den Gedanken, ohne Parlament zu regieren, aufgebe. Er wurde endlich stets von Lieblingen beherrscht, welche keinen anderen Vorzug hatten, als daß sie die Gewandtheit, Manier und Form besaßen, die ihm selbst in so hohem Grade mangelten.

Der erste dieser Lieblinge war der Vicomte Rochester oder, wie er früher hieß, Robert Carr, welcher schon in Schottland des Königs Page gewesen und auf einer Reise nach Frankreich ein vollständiger Zierbengel geworden war. Ihn hatte Lord Hay, welcher Jakob's Sinn für Frivolität kannte, dem Könige bei einem Turnier auf eine solche Weise vorgestellt, daß ihn Jakob sogleich an seinen Hof nahm. Der König sah zwar, daß der junge Mann über allen Begriff unwissend sei; er übernahm es aber selbst, ihn zu unterrichten.

Carr erhielt von Jakob viele erledigte Krongüter, und vermehrte außerdem seine Reichthümer durch große Geschenke der Leute, für die er sich beim Könige verwendete. Bis zu Robert Cecil's Tode (Ende Mai 1612) war der königliche Liebling zuerst zum Baron Branspeth, dann zum Vicomte Rochester erhoben worden, und hatte auch den Hosenband-Orden erhalten, obgleich er bis dahin sich nur mit Hofgeschäften und mit der Unterhaltung des Königs, dem seine Possen und lustigen Streiche die Zeit verkürzten, beschäftigt hatte. Als aber Cecil gestorben war, ließ dieser Mann, obgleich er kein Geschäft verstehen gelernt hatte, sich auch in Staatsangelegenheiten gebrauchen, um sich vom Könige einträgliche Stellen, welche Cecil bekleidet hatte, erbitten zu können. Da Rochester nichts als ein ganz unwissender schottischer Knabe war, so mußte er einen Anderen zu Hülfe nehmen, um sich mit einiger Ehre aus der Sache zu ziehen. Er wählte dazu seinen Freund, Thomas Overbury, welcher früher wegen einer Ungezogenheit gegen des Königs Gemahlin, Anna, Christian's IV. von Dänemark Schwester, den Hof hatte verlassen müssen, im Jahre 1611 aber auf Rochester's Betreiben zurückgerufen worden war. Der König sah diesen Mann nicht gern bei seinem Lieblinge. Außerdem war es ihm sehr unangenehm, daß Rochester sich in eine sehr schöne und als Tochter und Nichte der beiden Howards, des Ober-Kammerherrn Grafen von Suffolk und des Siegelbewahrers Grafen von Northampton, sehr vornehme, dabei aber jedes Frevels und Verbrechens fähige Dame verliebte. Diese Dame, Franziska Howard, war als Kind mit dem Grafen von Essex vermählt worden und, während dieser seine Cavaliers-Reise machte, herangewachsen; sie hatte ihren Gemahl nach seiner Rückkehr nicht blos kalt empfangen, sondern auch nur dann, wenn ihr Vater es drohend forderte, gesehen. Aus der Kälte war zuletzt völlige Abneigung geworden, und Vater und Oheim willigten am Ende in eine Scheidung ein. Der König war Willens, die Scheidung zu gewähren; aber Overbury hintertrieb dies. Es blieb daher der Gräfin, welche durchaus geschieden und mit Rochester vermählt sein wollte, kein anderes Mittel übrig, als den Freund desselben ganz zu entfernen. Unter die im Laufe des Jahrhunderts verschwundenen königlichen Vorrechte, welche Jakob vergebens zu erneuern suchte, gehörte auch das Recht, jedem Engländer, möge

er wollen oder nicht, ein Geschäft oder eine Sendung ins Ausland aufzutragen. Der Graf von Northampton sorgte also dafür, daß Overbury eine Gesandtschaft nach Rußland erhielt; dieser bestritt aber das Recht, ihn wider seinen Willen zu einem Geschäfte zu verwenden. Er wurde dafür am 21. April 1613 in den Tower gesetzt, wo er, nachdem man ihn sechs Monate lang auf die härteste Weise behandelt hatte, auf Anstiften der Gräfin Essex vergiftet und dann grausam erstickt ward. Wir gehen auf die einzelnen Umstände seines Todes, welche Rapin Thoyras ausführlich berichtet hat, nicht näher ein, weil wir soviel als möglich vermeiden, die Laster und unglaublichen Frevel der Stuarts und des ganzen an ihrem Hofe geduldeten Adels aufzuzählen, so reich auch die Quellen sind, welche von den um jede Kleinigkeit und um jeden die vornehmen Leute betreffenden Papierschnitzel ängstlich besorgten Engländern darüber geöffnet worden sind.

Gleich nach der Einkerkerung Overbury's war die Scheidungsklage der Gräfin vor Gericht gebracht worden. Die zwölf Richter, welche die Sache zu verhandeln hatten, waren vom Könige auf jede Weise eingeschreckt worden, und sieben von ihnen hatten sich dadurch am Tage nach Overbury's Ermordung bewegen lassen, für die Scheidung zu stimmen. Diese ward dann sogleich auf Befehl des Königs ausgesprochen, und im December wurde die unselige Heirath Rochester's, welchen der König vorher zum Grafen von Somerset ernannt hatte, in der königlichen Kapelle vor dem Könige und dem ganzen Hofe eingesegnet.

Vom Augenblick seiner Heirath an verlor Somerset zuerst die gute Laune, durch die er sich dem Könige empfohlen hatte, und bald auch die Gunst des Königs. Was der König, welcher schlechte Späße liebte, zuletzt an Somerset vermißte, und was er überhaupt wollte und verlangte, hat er selbst in einem sehr langen Actenstücke ausgesprochen, welches vor kurzem Halliwell in seinen Briefen der englischen Könige (Th. II. 126—133) ans Licht gebracht hat. Zum Unglück für Somerset befand sich um die Zeit, als er Manches nicht mehr wie bisher thun und leiden wollte, in der Nähe des Königs ein anderer, ebenso flacher und unbedeutender junger Mann, der aber schön, zierlich und in Frankreich in französische Manieren eingeweiht worden war. Es hatten nämlich nach des Grafen von Northampton Tode Graf

Somerset und Graf Suffolk alle hohen Stellen unter sich und ihre Creaturen vertheilt und die niederen an den Meistbietenden verkauft. Unter den Letzteren war die eines Mundschenks dem jungen Georg Villiers zugeschlagen worden, welcher alle die losen Eigenschaften hatte, die der sonst unglaublich pedantische König bei seiner Umgebung jeder anderen Fähigkeit vorzog. Wie weit dies bei Jakob ging, zeigt sich am klarsten, wenn man seine Handlungen mit den Gesinnungen vergleicht, die er in seinem 1603 gedruckten Buche Basilikon Doron (s. Th. XIII. S. 439) ausspricht. Während er nämlich in diesem Buche seinem älteren Sohne eine so strenge Moral vorschrieb, daß die Venetianer sich bewogen fanden, dasselbe zu verbieten *), trieb er zugleich seinem Liebling zu Gefallen die Einmischung in Rechts- und Gerichts-Angelegenheiten sehr weit. Freilich ließen sich sowohl geistliche als weltliche Beamten misbrauchen. Dies kann man am besten lernen, wenn man in den Staats-Processen das lange und naive Bekenntniß des Erzbischofs Abbot über sein und des Königs Benehmen in dem Ehescheidungs-Processe des Grafen von Essex liest **). Überhaupt schaudert man über die rohen und entsetzlichen Gräuelthaten, welche im Inneren dieses frommen Hofes begangen wurden, und die wir zum Theil aus den gerichtlichen Acten kennen. Dies gilt besonders von dem Processe der Werkzeuge bei Overbury's Ermordung. Bei diesem Processe spielten der berühmteste englische Jurist, Eduard Coke, trotz seiner constitutionellen und gründlichen Jurisprudenz, als Oberrichter und der berühmte Philosoph Bacon von Verulam ungeachtet der liberalen Philosophie, die er dem Aristotelismus entgegensetzte, als Staatsanwalt (attorney general) eine unerhört schmähliche Rolle. Außerdem wurden nicht blos Lord Somerset und seine Gemahlin in den Proceß der Mörder verwickelt, sondern die Zeitgenossen beschuldigten sogar den König Jakob selbst, daß er um die That gewußt habe. Mehr als dreihundert Verhöre wurden gehalten und sechs Überführte als Mörder 1615 hingerichtet.

*) Jakob schrieb (Lettres T. II. p. 115) an den Grafen von Salisbury, den er nach seiner albernen Weise My dear Beagle nennt: der venetianische Gesandte sei zu ihm gestürmt, to tell me about a great fray in Venice betwixt my ambassador and that state about the prohibition, that the inquisition at Venice hath seth forth against the publishing of my book there.

**) Cobbett's complete collection of State Trials vol. II. col. 786–862.

Erst 1616 ward auch dem Grafen und der Gräfin Somerset der Proceß gemacht. Der König benahm sich, nach Weldon's Bericht, gerade so wie Ludwig XIII., als dieser den Marschall d'Ancre ermorden und seine eigene Mutter verbannen ließ (s. Th. XIV. S. 325), mit jener kalten Verstellung, welche Jakob eine königliche Kunst (king's craft) zu nennen pflegte. Er umarmte und küßte den Grafen Somerset, als er ihn in Royston entließ, sagte aber, nachdem derselbe den Rücken gewendet hatte, zu den Umstehenden: „Gehe zum Teufel! Du kommst mir nie mehr zurück." Er schlug daher auch, wie ein Brief in Halliwell's Sammlung beweist, das dringende Gesuch des Grafen ab, während der Untersuchung eine Bittschrift überreichen zu dürfen, und erklärte, dieselbe nur dann annehmen zu wollen, wenn Somerset sich vorher schuldig bekannt und dadurch den König von allem Verdachte der Mitschuld gereinigt habe *). Ein Bekenntniß würde den Grafen, welcher jedoch an dem Morde ganz unschuldig war, gerettet haben; da er dieses aber nicht ablegte, so wurde er aller seiner Güter beraubt und bis zum Tode Jakob's im Gefängnisse gehalten. Seine Gemahlin, welche nach ihrem eigenen Geständnisse die Ermordung Overbury's betrieben hatte, ward zum Tode verurtheilt, aber gleich nachher begnadigt. Dieser Proceß kostete dem Oberrichter Coke, der durch seine große Geschicklichkeit Alles herausgebracht hatte, seine Stelle, und verschaffte dem Staatsanwalt Bacon die Würde eines Kanzlers, weil der Erstere den Grafen Somerset hatte retten wollen, der Andere dagegen dem Könige zu seinem Zwecke behülflich gewesen war.

Nach Somerset's gänzlicher Entfernung ward Georg Villiers unglaublich schnell emporgehoben, ohne daß man ein anderes Verdienst an ihm erkennen konnte, als die kindische Zärtlichkeit des Königs für ihn. Schon im Jahre 1615, also lange vor Somerset's Sturz, ward Villiers schnell hinter einander Viscount, Graf und Marquis von Buckingham, und als er die bekannte Reise mit dem Prinzen Karl nach Spanien angetreten hatte (s. Th. XIV. S. 372 ff.), ver-

*) Vol. II. p. 138.: I cannot hear a private message from him, without laying an aspersion upon myself of being an accessory to his crime, and I pray you, to urge him by reason, that I refuse him no favour, which I can grant him without taking upon me the suspicion of being guilty of that crime, whereof he is accused.

lieh Jakob ihm die Herzogswürde. Außerdem ward er mit dem Hosenband-Orden geschmückt und nicht nur zum Lord Oberrichter in Eyre, zum General der Cavallerie und zum Gouverneur der fünf Häfen (warden of the cinque ports), sondern sogar auch zum Groß-Admiral von England ernannt. Schon diese Gewohnheit Jakob's, Staatsstellen wie leere Pfründen zu vergeben, hätte die Engländer gegen einen König, den sie an und für sich selbst nicht achten konnten, aufbringen müssen. Jakob rief aber außerdem auch noch im Parlament den erbittertsten Haß gegen sich hervor, weil er nicht nur auf ganz autokratische Weise Geld zu erlangen suchte, sondern sich auch in die furchtbaren Religions-Streitigkeiten mischte, welche damals wieder einmal an der Tagesordnung waren.

Jakob's Gegner im Parlament waren größtentheils heftige Calvinisten oder Puritaner, welche gleich ihrem Calvin stoisch, aber auch fanatisch und, ohne es selbst zu wissen, republikanisch waren. Die Feindschaft des Parlaments war aber damals, eines besonderen Umstandes wegen, für den König furchtbarer, als je zuvor. Das Parlament begann nämlich nach und nach blos aus unabhängigen Land-Edelleuten und Bürgern zu bestehen, weil gerade damals die Sitte, für die Mitglieder Diäten vom Volke zu erheben, ganz aufhörte und man den Sitz im Unterhause als eine Ehre anzusehen begann, die neuere Sitte aber, Parlaments-Mitglieder durch Stellen, Ehren und Pfründen zu gewinnen, noch nicht aufgekommen war. Der König war daher genöthigt, auf seine monarchischen Maßregeln zurückzukommen, wenn er sich nicht gefallen lassen wollte, daß die Abgaben ihm sehr karg zugemessen und seine Lieblinge, denen er blindlings Gehör schenkte, bei jeder Gelegenheit heftig angegriffen würden. Ein despotisches Verfahren mußte aber, bei der in den reformirten Secten jener Zeit herrschenden Abneigung gegen absolut monarchische Regierung, auch das Volk selbst erbittern, welches gewiß den Trotz des Unterhauses misbilligt haben würde, wenn der König an der Verfassung festgehalten und sich für kurze Zeit Entbehrungen auferlegt hätte. Jakob ging in seiner Behauptung des monarchischen Besteuerungs-Rechtes schon 1614 so weit, daß er, als das Unterhaus eine Conferenz mit dem Oberhause in Steuer-Angelegenheiten forderte, ihm sagen ließ, dies sei ein Noti me tangere, auf welches die Herren sich nicht einlassen sollten, weil dabei gewiß allerlei aufrührerische

Reden vorkommen würden. Darüber entstand ein heftiger Streit mit dem Unterhause, und der König, anstatt die Sache freundlich abzuthun, löste das Haus auf, ja, er ließ sogar einige Mitglieder desselben verhaften. Seit dieser Zeit scheute sich Jakob vor der Nation, und das Parlament ergriff jede Gelegenheit, sich zu beschweren, woran es bei dem lächerlichen Aussehen, Benehmen und Reden des Königs nicht fehlen konnte.

Die große Zahl schimpflicher Processe *) und die Rolle, welche bei denselben der König und sein Kanzler Bacon gelegentlich spielten, machten ihn und seine ganze Umgebung verhaßt. Welche Begriffe Jakob und seine Zeit von Gerechtigkeitspflege hatten, kann man schon aus dem Schicksale Sir Walter Raleigh's hinreichend erkennen. Dieser Mann wurde bekanntlich (s. Th. XIII. S. 444 f.), nachdem man ihn 1603 zum Tode verdammt hatte, dreizehn Jahre lang im Tower gefangen gehalten, wo er seine 1614 gedruckte, für England höchst merkwürdige Weltgeschichte schrieb. Nachdem man so eine lange Zeit hindurch sein Leben gefristet hatte, wurde er 1616 auf Buckingham's Fürbitten in Freiheit gesetzt und sogar, während das Todesurtheil immer noch ausführbar blieb, zum Admiral einer Flotte gemacht, welche das El Dorado aufsuchen sollte. Als es jedoch mit diesem Gold- und Feen-Lande nichts war, wurde Raleigh nach dem bereits 1603 gefällten Urtheile, welches Jedermann schon längst für kraftlos geworden hielt, hingerichtet (1618).

Jedes neue Parlament zeigte sich heftiger, als das vorhergegangene. Dies wird man leicht begreiflich finden, wenn man Jakob's Verfahren in Irland und die Art und Weise, wie Franz Bacon als Kanzler von England Sklave und Werkzeug Buckingham's war, betrachtet, und wenn man dabei zugleich in Erwägung zieht, daß Jakob nicht nur 1616 die Häfen und Plätze, welche Elisabeth in den Niederlanden erworben hatte, für Geld wieder herausgab, sondern auch 1618 in Schottland die Einwilligung des Parlaments für die Einführung der anglikanischen Kirchenform gegen den Sinn und Willen der Nation erlangte. Irland hatte auch unter der Königin Elisabeth, weil es wegen des Unterschiedes der Sprache, Sitte und

---

*) Wie der der Lady Lake (Lingard Th. IX. S. 187 in der deutschen Übersetzung).

Religion seiner gaelischen Bevölkerung und wegen des Mangels an aller Industrie gegen die englische Regierung feindselig gesinnt war, mehr Schaden als Vortheil gebracht. Unter Jakob mußte man mit den irländischen Häuptlingen oder Erbfürsten förmlich Krieg führen. Der König war dabei im Norden der Insel glücklicher, als Elisabeth gewesen war. Dies benutzte er dann, um die Güter der Rebellen einzuziehen und dadurch, daß er dieselben um einen Spottpreis verschleuderte, die Zahl der englischen Ansiedelungen in Irland zu vermehren. Auf diese Art wurde damals der ganze Norden der Insel mit englischen Colonieen bedeckt. Jakob beraubte nämlich, nachdem er den Häuptling O'Dogherty besiegt hatte, diesen und alle zugleich mit ihm Vertriebenen und Geächteten ihres Landbesitzes, und erhielt so in den Grafschaften Cavan Fermanagh, Armagh, Derry, Tyrone und Tyrconnel, mehr als zwei Millionen englischer Morgen Landes, welche er hierauf an geborene Engländer überließ.

Mit dem englischen Volke zerfiel der König durch seinen Liebling, den Herzog von Buckingham, in der Zeit von 1617—1621 ganz und gar, weil er wegen der bekannten Unterhandlungen über die spanische Heirath seines Sohnes, seinen Schwiegersohn, den Kurfürsten von der Pfalz, nicht so kräftig unterstützte, als die Nation, besonders die Puritaner drohend verlangten. Daß Jakob gegen das Parlament oft Recht haben mochte, daß auf der einen Seite autokratischer Stolz und auf der anderen puritanischer Fanatismus und frömmlende Blindheit war, kann man zugeben. Ausgemacht ist aber, daß unter Jakob zugleich in England wegen des Streites mit jedem neuen Parlamente, in Irland wegen der englischen Brutalität und in Schottland wegen der monarchischen Kirchenordnung Alles zum Aufstande reif und dieser Aufstand wegen des Mangels an einem stehenden Heere möglich war. Was den Streit mit dem Parlamente angeht, so hatte Jakob im Januar 1621 wegen eines dringenden Geldbedürfnisses endlich ein neues berufen müssen. Auch dieses ward schon im Juni wieder vertagt; und als im November die Sitzungen aufs neue begannen, wurden sogleich Vorstellungen gegen die sogenannten Recusanten, d. h. gegen die Leute gemacht, die sich der Einrichtung der englischen Kirche nicht unterwerfen wollten. Das Parlament forderte, daß diese Recusanten aus der Nähe von London verbannt werden sollten. Gleich darauf beschwerte sich das Parlament darüber, daß an vier

Mitgliedern des vorigen Parlaments die Rechte des Volkes verletzt worden seien, weil man sie wegen ihrer im Parlamente geäußerten Meinungen verhaftet habe. Nachher kamen Beschwerden über geduldete Verbrecher gegen den Staat (public offenders), und zwar zunächst über Kronbeamten und Richter, dann über die Leute, die sich vom Könige den ausschließlichen Handel mit gewissen Waaren urkundlich hatten zusichern lassen (die Monopolisten). Hierauf führte ein Streit zwischen dem lächerlich stolzen Kanzler und Philosophen Franz Bacon und dem Oberrichter Eduard Coke eine Feindseligkeit des Ersteren mit Buckingham herbei. Es entstanden neue Scandale und neue Streitigkeiten. Die Verfolgungen, welche Buckingham damals mit Einwilligung des Königs über Somerset's Freunde und Genossen, über den Grafen von Suffolk, über Bennet, Richter in Erbschaftssachen, über Field, Bischof von Landaff, und über den General-Advokaten Yelverton verhängen ließ, erbitterten um so mehr, als diese Männer ihrem Richter entzogen und vor die sogenannte Sternkammer (s. Th. X. S. 401) gestellt wurden, deren Gerichtsbarkeit man schon damals nicht mehr anerkennen wollte. Daß auch Walter Raleigh's Hinrichtung dem Könige und seinem unwürdigen Lieblinge zum großen Vorwurfe gereichte, haben wir bereits bemerkt.

Von November bis Mitte December 1621 waren der König und das Parlament in beständigem Streite. Dieser Streit ward dadurch heftiger, daß gerade damals sich das Parlament in die Familien-Angelegenheiten des Königs mischte, was nach Jakob's Vorstellung von der Würde und den Rechten der Monarchen eine empfindliche Kränkung für ihn war. Dem puritanischen Fanatismus war es unerträglich, daß Jakob aus Rücksicht auf Spanien so wenig für den unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz that. Wie weit dieser Fanatismus ging, zeigte sich bei dem Processe des Eduard Floyd, welcher zugleich dadurch merkwürdig ist, weil in demselben die Vertreter des Volkes sich zu willkürlichen barbarischen Strafen geneigt bewiesen. Floyd ward vom Unterhause angeklagt, weil er sich über Friedrich's V. Niederlage bei Prag (s. Th. XIV. S. 129) gefreut und den Ausruf: „Der gute Mann, der Pfalzgraf! Die gute Frau, die Pfalzgräfin!" gethan haben sollte. Diese Worte waren nach der Auslegung des Unterhauses gleichbedeutend mit: „Der arme Schelm! Die verlorene Frau!" Das Unterhaus verurtheilte

dafür den Angeklagten durch eine bill of attainder d. h. also ohne alles Gericht (s. Th. XII. S. 145) zu einer äußerst harten Strafe. Es verhängte nämlich nicht nur die unerhörte Geldstrafe von 15000 Pfund Sterling über ihn, sondern es erklärte ihn auch für ehrlos, und verurtheilte ihn zu ewigem Gefängnisse, zum Auspeitschen und zur Strafe des Prangers, an welchen er mit den Ohren angenagelt werden sollte. Das Oberhaus stimmte diesem Urtheilsspruche bis auf das Auspeitschen und das Annageln an den Pranger bei.

Es ist bereits früher (Th. XIV. S. 123, 135 f. und 142) ausführlich angegeben worden, wie König Jakob sich in der Sache seines Schwiegersohnes benahm, und wie er sich dabei von Spanien äffen und durch die Aussicht auf die für seinen Sohn Karl ängstlich gesuchte Heirath täuschen ließ. Wir können auf diese Geschichten nicht zurückkommen, obgleich sie ebenso, wie Jakob's Verhalten gegen die französischen Reformirten (s. Th. XIV. S. 364), viel dazu beitrugen, die durch die Zeitumstände erweckte Unzufriedenheit mit der von Buckingham geführten Regierung zu vermehren. Auch in Betreff der ebenfalls schon (Th. XIV. S. 371 ff.) erzählten Geschichte der Bewerbung um eine spanische Prinzessin für Karl wollen wir hier nur kurz bezeichnen, wie die Thorheiten, welche Jakob und sein Liebling in dieser Angelegenheit begingen, mit den immer bedenklicher werdenden Streitigkeiten zwischen Jakob und dem Parlament zusammen trafen. Die Unterhandlungen über Karl's Vermählung mit der Tochter Philipp's III. von Spanien waren schon 1617 begonnen worden. Sie zogen sich hinaus, vorgeblich wegen der päbstlichen Dispensation, eigentlich aber weil es wahrscheinlich weder dem König Philipp III., noch seinem Minister Lerma recht ernst mit der Sache war. Unter Philipp IV. wurden die Unterhandlungen von dessen Minister Olivarez seit 1620 eifriger betrieben; dennoch erhielt man erst im Jahre 1623 die so lange gesuchte päbstliche Dispensation. Aber auch von dieser ward bekanntlich kein Gebrauch gemacht, und die abenteuerliche Reise Buckingham's und des Prinzen Karl nach Madrid (März 1623), durch welche Alles hatte beendigt und die Pfalz befreit werden sollen, hatte gerade die entgegengesetzte Folge. Buckingham bewog schon im August den Prinzen zur Rückreise, ließ die so eifrig betriebene Heirath fallen und betrieb dann die Vermählung Karl's mit der

französischen Prinzessin Henriette Marie auf noch abenteuerlichere Weise, als vorher die mit der spanischen Infantin (s. Th. XIV. S. 376 f.)

In der letzten Zeit Jakob's erscheinen in beiden Häusern des Parlaments schon die calvinistisch-stoischen Männer, welche von einer Republik träumten und ein Vorspiel der Unruhen hervorriefen, die dem Nachfolger Jakob's verderblich wurden. Dabei muß man immer an den Umstand denken, daß Jakob und sein Nachfolger eigentlich gar kein stehendes Heer hatten, sondern sich im Nothfalle der aufgebotenen Ritterschaft bedienen mußten, von welcher sehr Viele als Landbesitzer ihnen nicht mehr anhängig waren. Schon das Parlament von 1621—1622 führte eine unerhörte Sprache; und der König war nicht der Mann, welcher demselben mit Ernst Schranken setzen konnte. Er benahm sich auf eine sehr unwürdige Weise, als eine Deputation von zwölf Mitgliedern des Unterhauses ihm die Vorstellung überbrachte, daß die Rechte, welche das Volk in Anspruch nehme, keine königliche Gnade und Gunst, sondern das Erbgut, Eigenthum und angeborene Recht eines jeden Engländers seien. Er ließ für die Deputirten zwölf Sessel hinstellen, die seinem königlichen ganz gleich waren, und scherzte auf eine grobe Art bei einer sehr ernsten Sache. „Da sie, sagte er, wie zwölf Könige zu ihm kämen, so müsse er auch Respect vor ihnen haben. Sie möchten Platz bei ihm nehmen. Doch müsse er ihnen zugleich den Bescheid ertheilen, wie es ihm höchlich misfalle, daß das Parlament von einem unbezweifelten Rechte in Betreff der bestehenden (ein Privilegium genannten) Verfassung rede, und diese als ein Erbgut jedes Engländers in Anspruch nehme, da alles dies doch nur Gnade und Zugeständniß seiner Vorgänger wäre. Indessen könnte die Deputation dem Parlamente sagen, daß, so lange sich dasselbe innerhalb der Schranken seiner Schuldigkeit halte, auch der König ebenso, wie seine Vorgänger, mit Aufmerksamkeit und Sorgfalt darauf bedacht sein werde, die rechtmäßigen Freiheiten und Privilegien des Parlaments zu erhalten. Ebenso eifrig werde er aber auch seine eigenen Vorrechte zu schätzen wissen." Diese pedantische, völlig unzeitige Erklärung rief beim Parlamente einen Widerspruch hervor, den wir als den ersten Anfang des förmlichen und offenen Zwistes zwischen König und Volk betrachten. Das Parlament gab nämlich am 18. December 1621 die gegen des Königs Behauptung

gerichtete Erklärung zu Protokoll: „daß alle Freiheiten, Privilegien, Berechtigungen und Gerichtsbarkeit des Parlaments ein angeborenes Recht und Erbgut jedes Engländers seien; daß das Parlament ein Recht habe, sich aller Staatsangelegenheiten anzunehmen, und daß niemand, als das Haus selbst, ein Recht über irgend ein Mitglied desselben besitze." Diese Erklärung erbitterte den König so heftig, daß er am 30. December von Newmarket, wo er sich damals aufhielt, in die Stadt ging, die Protestation des Parlaments aus dem Protokoll herausriß und die ausdrückliche Erklärung, daß dies geschehen sei, in sein Geheimeraths-Protokoll eintragen ließ.

Um nicht mit dem durch diesen Schritt aufgeregten Parlament in einen noch heftigeren Streit zu gerathen, vertagte Jakob dasselbe am 6. Januar 1622 und löste es einige Tage nachher ganz auf. Er blieb aber dabei nicht stehen, sondern ging in Verletzung der constitutionellen Rechte, welche den Engländern im dreizehnten Jahrhundert verliehen worden waren (s. Th. VII. S. 123 ff., 465 u. 469 f.), noch weiter als seine Vorgänger, von denen doch die der letzten Zeit jede Willkür geübt hatten. Jakob zwang nämlich nicht nur vier Mitglieder des Unterhauses, ein sehr unangenehmes Geschäft in Irland zu übernehmen, wenn sie nicht, wie damals noch Sitte war, wegen ihrer Weigerung zu harter Strafe gezogen werden wollten; sondern er ließ auch die Lords Oxford und Southampton, sowie von den Mitgliedern des Unterhauses Coke, Philipps, Pym und Mallory wegen der von ihnen gehaltenen Reden einkerkern. Doch gab er diese Männer bald wieder frei. Nachher suchte er sich einige Zeit dadurch zu helfen, daß er sogenannte freiwillige Steuern fordern und durch seine Juristen, welche leicht einen Vorwand dazu fanden, mit Gewalt eintreiben ließ. Dies geschah zu einer Zeit, als das Haupt der englischen Justiz, der Kanzler Bacon von Verulam, durch sein eigenes Geständniß der Erpressung und des Betruges überführt und Jakob's Finanz-Minister, der Graf von Middlesex, durch die Prediger von der Kanzel herab als Blutsauger angeklagt wurde. Der Kanzler Bacon war zuerst durch Buckingham gehoben und bei Allem, was er Schlechtes that, unterstützt worden; als aber nachher Buckingham ihn fallen ließ, wurde er (März 1621) mit einer unerhörten Geldstrafe, sowie mit Absetzung und Gefängniß bestraft. Er erhielt zwar die Freiheit wieder, starb aber nachher (1626) in

großer Dürftigkeit. Dem Grafen von Middlesex, welcher ursprünglich ein bloßer Kaufmann gewesen war, hatte Buckingham, so lange er ihn für seine und des Königs eigennützige Absichten gebrauchte, die höchsten Reichswürden verschafft und die ärgsten Erpressungen erlaubt; als aber Buckingham aufhörte ihn zu schützen, ward Middlesex im Frühlinge 1624 ebenfalls angeklagt und verurtheilt. Vorher hatte Jakob's Kaplan gegen diesen Grafen auf eine Art von der Kanzel herab getobt, welche den König an die zelotischen schottischen Pfarrer erinnert haben mag, die ihm ehemals über sich selbst und über seine Mutter tobende Bußpredigten gehalten hatten (s. Th. XIII. S. 409—411). Die Rede des Kaplans war ganz in dem Tone der radikalen politischen Eiferer jener Zeit gehalten. Der Kaplan predigte nämlich über die Versuchung Christi, und nachdem er von des Teufels Gewalt zu Christi Zeiten gesprochen hatte, fügte er hinzu, daß auch in unseren Zeiten der Teufel überall seine Leute habe. Er habe, sagte er, seine Vice-Könige, seine Schatzmeister u. s. w. „Der Mann, rief er dann auf den Grafen Middlesex deutend aus, der Mann da, welcher unermeßlich reich ist, während sein Herr immer ärmer wird, ja, wahrhaftig der Mann ist der rechte Schatzmeister des Teufels!"

Die Bestrafung des Finanz-Ministers erfolgte zu einer Zeit, als Jakob zur Freude der heftigen Calvinisten die Unterhandlungen wegen der spanischen Heirath ganz abgebrochen hatte und von dem Parlament, welches er 1624 wieder berief, eine Beisteuer forderte, um für seinen Schwiegersohn den Krieg in Deutschland führen zu können, den der Haß des Volkes gegen die Katholiken schon seit langer Zeit forderte. Jakob hatte bisher auf die bedeutende Summe gerechnet, welche die Infantin als Mitgabe hatte erhalten sollen; diese Hoffnung war jetzt vereitelt, und es stand noch dazu ein Krieg mit Spanien in Aussicht, welchen die Nation wegen des Kurfürsten von der Pfalz eifrig wünschte. Jakob ließ sich daher durch Buckingham dazu bringen, daß er noch vor der Eröffnung des Parlaments mit Gliedern der Opposition in Unterhandlung trat und in Betreff einiger Punkte, über welche seit dem Anfange seiner Regierung heftiger Streit gewesen war, sich nachgiebig zeigte. Die Hauptrolle spielten die großen Kenner der Constitution, ein Eduard Coke und ein Pym, welche nach einem festen System handelten

und ein Vorrecht der Krone nach dem anderen an jene Parlaments-Aristokratie brachten, die sich schon damals aus dem alten Adel, den Juristen und den neuen Reichen bildete. Das Parlament billigte nicht blos Buckingham's Verfahren in der spanischen Sache, und ließ seinen Gegner, den Lord Bristol, im Stiche, sondern es gewährte auch, als der König für den bevorstehenden Krieg siebenmalhunderttausend Pfund forderte, wenigstens dreimalhunderttausend. Dafür mußte aber andererseits der König eine neue Verfolgung der Katholiken zugestehen, elf Beschwerden des Parlaments günstig aufnehmen, und ihm das Versprechen geben, daß vorerst mit der Ertheilung von Patenten und Monopolen eingehalten werden solle. Das Parlament ließ indessen den Ausschuß der Beschwerden (Grievances), den es ernannt hatte, bestehen. Jakob's Nachfolger, Karl I., fand also, als er im März 1625 seinem Vater auf dem Throne folgte, einen offenen Krieg zwischen Volk und König vor.

2. Karl I. bis zur Zeit des schottischen Aufstandes (1640).

Die Stuarts hatten alle dieselben Vorstellungen von einem Rechte über die Unterthanen, welches jedem Könige von Gott verliehen sei; bei Karl I. ward diese Vorstellung noch dazu durch den von seinem Vater ererbten Liebling Buckingham genährt. Der tödtliche Haß des Volkes gegen diesen Herzog machte auch den neuen König verhaßt, und der Streit mit dem Parlamente wurde daher unter Karl bald heftiger, als er unter Jakob I. gewesen war. In Betreff Buckingham's ist bereits gezeigt worden, wie ungezogen er sich gegen die französische Prinzessin Henriette Marie benahm, welche auf sein Betreiben mit Karl vermählt wurde (s. Th. XIV. S. 377), wie er ferner nicht nur den Krieg gegen Spanien schlecht führte, sondern auch den Kurfürsten von der Pfalz blos dem Scheine nach unterstützte (s. Th. XIV. S. 212 und 246), und wie er außerdem die französischen Reformirten im Kampfe mit Richelieu ihrem Schicksale überließ (s. Th. XIV. S. 378 ff.). Der neue König selbst war frei von der Pedanterie Jakob's, und sein äußeres Auftreten wie sein ritterliches Aussehen war königlich; denn er glich nicht wie sein Vater einem auf dem Dorfe erzogenen Schulmeister. Unglücklicher Weise hatte ihm aber sein Vater Schulden hinterlassen, zu deren Bezahlung das Parlament nichts beitragen wollte.

Gleich im ersten Parlamente Karl's (von Juni bis August 1625) gaben Männer von ganz ausgezeichneten und seltenen Talenten und Kenntnissen, wie Pym, Coke, Wentworth und Selden, welche in parlamentarischen Kämpfen ergraut und zum Theil von Jakob I. ins Gefängniß geworfen worden waren, den Entschluß zu erkennen, ihm auch noch das wenige Ansehen streitig zu machen, welches sein Vater im unaufhörlichen Streite mit dem Parlamente behauptet hatte. Unrecht war auf beiden Seiten. Gleich anfangs bestürmten die Pietisten des Parlaments den König aufs unbilligste mit einer beleidigenden Vorstellung gegen die Katholiken und gegen Toleranz. Dann gewährten sie, als er die mäßige Summe von dreimalhunderttausend Pfund forderte, ihm nur einmalhunderttausend, was den König tief kränken mußte. Im Juli erneuten die Pietisten ihren Angriff. Sie richteten ihn diesmal gegen den königlichen Kaplan, den Domherrn Montague, den sie als einen Papisten entfernt haben wollten, welchen aber Karl in Schutz nahm und zum Bischof von Chichester ernannte. Der König, dessen Unwillen über die stets aufs neue begonnenen Angriffe sehr gegründet war, erklärte, er sei mit dem Manne zufrieden und habe ebenso wie jeder Bürgersmann das Recht, seinen Diener in Schutz zu nehmen. Der Streit über die Kirchlichkeit oder Unkirchlichkeit des Bischofs von Chichester, sowie über die für den spanischen Krieg erforderlichen Subsidien und über die Bezahlung der Million Schulden, welche theils Jakob hinterlassen, theils Karl des Krieges wegen gemacht hatte, beschäftigte das erste Parlament des Königs, bis eine in London herrschende Pest den Vorwand gab, dasselbe aufzulösen und ein zweites zu berufen.

Als dieses Parlament im Februar 1626 zusammentrat, befand sich Karl in großer Geldverlegenheit. Die oben genannten puritanisch constitutionellen Männer hatten dem Könige schon im vorigen Parlament durch legale Spitzfindigkeiten das Leben sauer gemacht; das zweite Parlament begann daher gleich anfangs da, wo das erste stehen geblieben war. Es hatte nach dem schlechten Ausgange einer Expedition, welche Buckingham gegen Cadix hatte machen lassen, und bei der unglaublichen Schwäche Karl's für diesen eiteln, der Nation tödtlich verhaßten Minister einen doppelten Vorwand, gegen die Regierung in Reden zu toben. Die Redner begannen mit einem neuen Sturm auf den ihrer Meinung nach katholisirenden Montague. Der

König gab ihnen diesmal denselben preis. Man ließ sich jedoch damit nicht genügen, sondern es ward auch ein Ausschuß für Beschwerden eingesetzt, und dieser erklärte, daß die Regierung sechszehn Misbräuche abstellen müsse. Der von Buckingham irre geleitete junge König benahm sich in den Streite mit diesem neuen Parlamente ebenso unvorsichtig, als sein Vater sich gegen die Parlamente benommen hatte; denn auch er mischte sich persönlich ein, ertheilte dem Unterhause wiederholt Verweise und sprach sogar Drohungen gegen dasselbe aus. Diesmal war es nicht ein Puritaner oder ein spitzfindiger Rechtsklauber, welcher die kühnste Sprache führte, sondern der berühmte Kenner des Alterthums und Sammler seiner kostbarsten Überbleibsel, die er nachher der Universität Oxford zum Geschenk machte, der sehr reiche und zum Theil auch gemäßigte Robert Cotton. Dieser legte in einer Rede, welche gerade wegen ihrer gemäßigten Haltung größeren Eindruck machte, den ganzen Gang der bisherigen, allerdings leichtsinnigen Regierung dar, und schloß mit folgendem Antrage: „das Unterhaus solle den König bitten, er möge doch mit seinen weisen, religiösen und würdigen älteren Dienern auf ein Mittel denken, wie den Unfällen des Staates abzuhelfen sei, welche mitten in einem langen Frieden erfolgt wären und die Bedürfnisse herbeigeführt hätten, von denen sein Schatzmeister geredet habe; er möge sich doch nicht mehr durch einzelne junge Diener leiten lassen." Dieser Antrag war also gegen Buckingham gerichtet, welcher damals mit dem Grafen von Arundel, seinem ärgsten Feinde, einen heftigen Streit hatte. Der König war unvorsichtig genug, durch sein Verfahren gegen Arundel auch dem ihm sonst nicht ungünstigen Oberhause Gelegenheit zu geben, sich über die Verletzung seiner Privilegien bitter zu beschweren. Er hatte nämlich seinem Liebling zu Gefallen den Grafen von Arundel ins Gefängniß werfen lassen. Schon nach drei Monaten mußte er auf Verlangen des Oberhauses ihn wieder frei lassen.

Das Unterhaus hatte damals schon längst erklärt, daß Buckingham die eigentliche Ursache aller Übel des Landes sei, und daß seine Bestrafung diesen Übeln abhelfen werde. Es beschloß daher, einen Hochverraths-Proceß gegen denselben vor dem Oberhause vorzubereiten. Hierüber wurde am 8. Mai 1626 eine Conferenz zwischen dem Ober- und dem Unterhause gehalten, obgleich der

König verboten hatte, über die Sache weiter zu verhandeln. In dieser Conferenz redeten von den Mitgliedern des Unterhauses besonders Diggs und Elliot sehr heftig gegen Buckingham. Sie scheuten sich sogar nicht, zugleich den König selbst zu beschuldigen. Unter den dreizehn Punkten, welche sie anführten, findet sich auch der lächerliche Vorwurf, daß Buckingham dem Könige ohne vorhergegangene ärztliche Verordnung Arznei gegeben habe. Überhaupt sind die Acten dieses Processes, die sich im zweiten Theile von Cobbett's Sammlung finden, für die Sitten und den Ton jener Zeit und für das Verhältniß der damaligen Könige zu ihrem Parlamente von der größten Bedeutung, besonders wenn man den Umstand betrachtet, daß bald nachher sogar in England der vertrauliche Ton aus dem Leben verschwand. Der König stand damals noch in der Meinung so hoch über dem Parlamente, daß Buckingham es wagen durfte, die beiden genannten Mitglieder des Unterhauses des Hochverrathes zu beschuldigen, weil sie den König in die Sache gezogen hatten. Dagegen erhoben sich freilich die Pairs. Ein Theil derselben wollte nichts dergleichen gehört haben, und dreißig weltliche, sowie sechs geistliche Pairs betheuerten sogar, Diggs und Elliot hätten nichts für den König Verletzendes gesagt*). Karl ließ nichts desto weniger die beiden Redner verhaften. Er erschien am 11. Mai selbst im Oberhaus, und sprach sich dort auf eine ganz sonderbare und beleidigende Weise aus. „Ich habe, sagte er, für gut gefunden, einige impertinente Redner wegen ihrer neulich gehaltenen Reden verhaften zu lassen. Ich war vorher viel zu nachsichtig, daß ich sie nicht schon längst einstecken ließ. Dies geschah aber blos, weil Buckingham mich dringend bat, keine Notiz von der Sache zu nehmen, und zwar blos damit er nicht das Ansehen habe, als wenn er mich auf sie hetze (as if he set me on). Er seines Theils wünscht nichts mehr, als daß man ihn vor Gericht stellen möge, und um den Beweis seiner Unschuld braucht er nicht verlegen zu sein; denn ich selbst kann über jeden Punkt der gegen ihn vorgebrachten Anklagen ein gerichtliches Zeugniß für ihn able-

*) Es lautet a. a. O. wörtlich: That the said Dudley Diggs did not speak any thing at the said conference, which trenched on the king's honour, and if he had, they would presently have reprehended him for it.

gen." Durch diese scheltende Rede des König und durch Buckingham's Trotz ward das Unterhaus nur noch mehr erbittert. Es bestand auf Buckingham's Anklage wegen Hochverraths (impeachment) forderte zugleich die Verhaftung desselben und verlangte die Freilassung seiner beiden Mitglieder. Es drohte sogar, kein anderes Geschäft vorzunehmen, bis diese in Freiheit gesetzt wären. Diggs erhielt darauf nach einigen Tagen seine Freiheit wieder, und auch Elliot wurde bald nachher aus der Haft entlassen. Der König ließ jedoch bei Gelegenheit von Diggs Freilassung dem Parlamente eine Erklärung geben, welche eben so sonderbar als überflüssig war. Auch mit dem Oberhause, in welchem die Grafen Bristol und Arundel gegen Buckingham heftig aufgetreten waren, gerieth Karl dadurch, daß er die Verhaftung beider Männer befahl, in einen Streit wegen Verletzung der Rechte der Pairs. Als Bristol und Buckingham sich gegenseitig anklagten, in Spanien pflichtwidrig gehandelt zu haben, ward im Laufe des Processes dem Letzteren durch königliche Gunst gewährt, was dem Ersteren versagt wurde. Als nachher im Juni der König vor der Beendigung des Processes das Parlament entließ, wurden Bristol und Arundel verhaftet und dagegen Buckingham, gewissermaßen zum Hohn seiner Gegner, mit neuen Ehren und Würden ausgezeichnet. Der König bewirkte, daß Buckingham mit Beibehaltung seiner übrigen Ämter auch noch Kanzler der Universität Cambridge ward, welche Stelle bekanntlich durch freie Wahl ertheilt wird.

Alles bisher Angeführte, besonders aber die ganz unvorsichtigen Ausdrücke Karl's über die königliche Gewalt und über die Rechte des Volkes würden zu jeder anderen Zeit, geschweige denn damals, wo Irland, Schottland und England in großer Aufregung waren, eine genaue Festsetzung der bisher noch unbestimmten Punkte der Constitution nöthig gemacht haben. Der Streit über Recht und Verfassung erwachte freilich zu einer sehr ungünstigen Zeit; denn England befand sich damals mit Spanien im Kriege und hatte versprochen, auch die französischen Reformirten gegen Richelieu's Angriffe zu unterstützen. Es war dies nämlich die Zeit, wo die früher (Th. XIV. S. 379 ff.) erwähnte Ausrüstung zur Rettung der belagerten Stadt La Rochelle gemacht wurde. Das Parlament hatte zwar schon eine Bill zugelassen, in welcher für diese Expedi-

tion Gelder gewährt wurden; es hatte aber die letzte Lesung desselben verschoben, bis man über die streitigen Punkte der Verfassung einig sei. Als der König, der sich wegen seines Günstlinges mit heftigen Vorstellungen bestürmt sah, lieber auch dieses zweite Parlament auflöste, als daß er nachgab, fand sowohl er selbst, als auch das Parlament es rathsam, das Volk in den Streit hineinzuziehen. Von Seiten des Parlaments geschah dies durch ein langes Actenstück, Remonstration genannt, vom Könige durch eine ebenso lange Bekanntmachung, welche Declaration betitelt war. Beide Erklärungen hat Rapin Thoyras wörtlich in seine englische Geschichte eingerückt. Der König konnte beim Volke um so weniger gewinnen, da er vor der Auflösung des Parlaments nicht undeutlich darauf angespielt hatte, daß er auch ohne Parlament regieren könne. Außerdem verstärkte Karl durch die Art, wie er sich Geld zu verschaffen suchte, den Glauben, daß er vorerst kein drittes Parlament berufen wolle. Er ließ nämlich zuerst die Abgabe von Aus- und Einfuhr (Tonnage and Poundage), welche den englischen Königen seit Heinrich VII. immer auf Lebenszeit gewährt worden war, die aber das Parlament ihm nur von Jahr zu Jahr hatte gewähren wollen, auch ohne Einwilligung des Letzteren fort erheben. Dann setzte er eine Commission nieder, um die Verwalter und Pächter der königlichen Domänen-Güter auf jede Weise zu höheren Zahlungen anzuhalten. Andere Commissäre mußten nachsehen, welche Recusanten oder nicht zur englischen Kirche gehörenden Personen seit längerer Zeit die für Dispensationen schuldigen Summen nicht entrichtet hätten, und von den reicheren unter ihnen alle Rückstände mit Strenge erpressen. Ferner mußten die Lord-Lieutenants in den Grafschaften ein Verzeichniß aller reichen Adeligen, Gutsbesitzer und Kaufleute ihrer Grafschaften einsenden, und diese erhielten dann Briefe mit dem großen Siegel, in welchen gewisse Anlehen von ihnen gefordert wurden. Die Stadt London allein sollte ein Darlehen von einmalhundertzwanzigtausend Pfund zahlen. Außerdem wurden, anderer Bedrückungen zu geschweigen, die Bürger auch mit Einquartierung geplagt, und nach der Niederlage des dänischen Königs Christian IV. bei Lutter am Barenberge (s. Th. XIV. S. 193) ließ Karl eine nicht zugestandene Gelderhebung nach der Hebe-Rolle ausschreiben und erpressen, welche für die letzte vom Parlamente gewährte Steuer gemacht

worden war. Wer nicht zahlte, erhielt Einquartierung oder wurde ins Gefängniß geworfen. Bei dem Zwangsanlehen ging man sogar so weit, daß Leihbriefe bis zu dem geringen Betrage von fünfzehn bis zwanzig Pfund ausgefertigt wurden.

Dies Alles reichte nur bis zu der Zeit aus, als der König eine neue Unternehmung zum Schutze der in La Rochelle belagerten französischen Protestanten rüstete. Die große Geldverlegenheit, in welcher er damals war, nöthigte ihn, der Aufforderung seiner Minister nach langer Weigerung Folge zu leisten und sein drittes Parlament zu berufen. Gerade als dieses im Februar 1628 zusammentrat, hatte jedoch Karl durch seine Verhaftungen, durch die willkürlich auferlegten Steuern, durch den Schutz, welchen er dem als Kryptokatholiken verhaßten Bischof Laud von London gewährte, und durch die Verfolgung des Erzbischofs von Canterbury, Abbot, allgemeinen Unwillen erregt. Was Karl's Verfahren gegen den Letzteren betrifft, so wurde dasselbe durch den Pfarrer Sibthorp veranlaßt. Dieser hatte, um die Gunst des Königs zu gewinnen, eine Predigt gehalten, in der er unbedingten Gehorsam gegen jeden königlichen Befehl für die erste Pflicht des Christen erklärte. Als die Predigt nachher gedruckt wurde, hatte Bischof Laud, ein Freund des Königs, dies gebilligt, Abbot aber sich dagegen ausgesprochen. Darüber war es dann zu einem Staats-Proceß gekommen *). Das Parlament hatte nachher den Pfarrer zur Verant-

*) Die Veranlassung zu diesem Processe, den man in Cobbett's State Trials vol. II. p. 1450 sqq. findet, erzählt ein Zeitgenosse folgendermaßen: There were so indiscreet bishops, who made it a doctrine of their pulpits, to urge the duty of answering every demand of the king. In particular Dr. Sibthorp, vicar of Brockley, preached upon this subject at Northampton Febr. 22. 1627 at the Lent assizes, and having licensed his sermon by the bishop of London, he published it under the title of apostolic obedience with a dedication to the king. The whole scope of it was to advance the loan and to justify the king's imposing public taxes without consent of parliament and to prove, that the people were bound in point of conscience to submit to the regal will and pleasure. For which he was afterwards called in question and censured by the parliament. But yet he gained his cause with the court, being made Chaplain in Ordinary to his Majesty, prebendary of Peterborough and rector of Burton-latimers in Northamptonshire, from which be was ejected in the civil wars and enjoyed them again at the restoration, dying in April 1662.

wortung gezogen; der König aber, als Haupt der Kirche, hatte den Primas willkürlich gestraft, weil dieser den Absolutismus der Könige nicht als Dogma gepredigt haben wollte. Abbot mußte den Hof verlassen, und der König ließ die Geschäfte desselben einstweilen durch eine Commission versehen. Auch die Gerichte waren den Anmaßungen des Königs durchaus nicht günstig. Dies zeigte sich Ende November 1627, als die Ritter Thomas Darnet, John Corbet, Walter Earl, John Heveningham und Sir Edmund Hampden, welche wegen Nichtbezahlung der königlichen Geldforderungen verhaftet worden waren, ein sogenanntes Habeas-corpus cum causa erlangten oder mit anderen Worten es durchsetzten, daß der König ihre Verhaftung gerichtlich und öffentlich verantworten lassen sollte. Ihr College Selden, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, erhielt dadurch Gelegenheit, in einer langen und bündigen Rede vor Gericht das constitutionelle Recht eines Engländers gründlich auseinander zu setzen. Die ganze Gerichtsverhandlung, die sich im zweite Bande der Staats-Processe findet, endigte damit, daß die Richter durch eine Wendung, die man in England eine technische Ausflucht zu nennen pflegt, der Nothwendigkeit auswichen, sich über die Sache selbst zu erklären.

Als der König durch die Angelegenheit der französischen Reformirten und durch die Lage der Dinge in der Pfalz genöthigt war, ein drittes Parlament zu berufen, entschloß er sich zugleich, einen ernstlichen Schritt zu thun, um die verlorene Gunst des Volkes wieder zu gewinnen. Er gab nicht nur die achtundsiebenzig vermögenden Herren frei, die er wegen Verweigerung der von ihnen geforderten Zahlungen ins Gefängniß hatte werfen lassen, sondern er setzte auch den Erzbischof Abbot wieder in sein Amt ein, und erlaubte sogar dem angeklagten Grafen von Bristol, seinen Sitz im Oberhause wieder einzunehmen. Unglücklicher Weise bediente er sich aber in der Rede, mit welcher er am 17. März 1628 das Parlament eröffnete, einiger Ausdrücke, die so gedeutet werden konnten, als wenn er gedroht habe, künftig ohne Parlament zu regieren, falls die Versammlung sich wieder so karg beweise, wie bisher*). Diese

*) If you, sagte er, which god forbid, should not do your duties in contributing, what the state at this time needs, I must in discharge of my conscience use those other means, which god hath put into my hands to save that, which the follies of other me might otherwise hazard to lose.

Rede, verbunden mit dem Unwillen über die Richter, welche die willkürliche Verhaftung von Parlaments-Gliedern durch eine juristische Spitzfindigkeit gerechtfertigt hatten, bewog endlich das Unterhaus, den Streit über die Volksrechte durch eine gesetzliche Bestimmung zu beendigen. Damit der König dazu einwillige, ward beschlossen, daß, sobald er dem geforderten Gesetze über die streitigen Rechte seine Zustimmung ertheilt habe, eine größere Geldsumme als je für die Staatskasse gewährt werden solle. Karl zauderte und zögerte aber; und da er noch dazu im Kriege mit Frankreich und Spanien sich sehr zweideutig benahm, so ward die Stimmung immer ärger. Die Redner des Unterhauses bewiesen in den Debatten geschichtlich und rechtlich, daß man in England nie an einen Absolutismus des Königs gedacht habe. Dagegen nahmen zwar die Advokaten des Königs das römische Recht und die Bibel zu Hülfe, um diese Behauptung zu widerlegen; sie erreichten aber damit nichts, weil das Oberhaus sich ebenso aussprach wie das Unterhaus. Unter positiven Engländern war dabei weder auf der einen, noch auf der anderen Seite von philosophischen Gründen und abstracten Grundsätzen, sondern blos von Urkunden und Geschichte die Rede. Die gelehrtesten und beredtesten Männer, welche im siebenzehnten Jahrhundert aus den gründlichen englischen Schulen hervorgegangen sind, ein Dudley Diggs, ein Littleton, ein Selden und ein Coke, erläuterten bei dieser Gelegenheit das englische Natur- und Volksrecht auf so tief eindringende Weise, daß ihre Reden und Schriften noch jetzt dem gründlichen Kenner und Forscher des Rechtes unentbehrlich sind.

Wir dürfen auf die Sache selbst hier nicht eingehen, theils weil die Theorie dieses Rechtes und seine Geschichte jetzt in allen Büchern des Continents behandelt wird, während die Praxis desselben in den Continental-Staaten überall untergeht, theils weil man den ganzen vor dem Oberhause verhandelten Proceß und alle Reden in den Sammlungen der Staats-Processe lesen kann. Das Oberhaus als Richter entschied endlich am 17. Mai 1628 zu Gunsten dessen, was dem Könige als sogenannte Petition of rights oder als Forderung des den Engländern gebührenden Rechtes übergeben werden sollte *). Es fügte jedoch seiner Beistimmung die

*) Man findet die ganze Petition of rights wörtlich in den State Trials vol. II. p. 221.

sonderbare Clausel hinzu, daß dabei schuldige Rücksicht zu nehmen sei, die souveraine Macht des Königs zu erhalten. Bei der Berathung, welche über diese Clausel im Unterhause gehalten wurde, zeigte sich deutlich, wohin die Ton angebenden Redner desselben schon damals wollten. Einer von ihnen, Bodinus, sagte: souverain bedeute frei von jeder Bedingung; wenn man also diese Clausel annähme, so würde man sowohl eine regale als eine legale Macht anerkennen. Ein Anderer, Pym, sagte: „Souverain! Ich weiß nicht, was das ist. Wir bitten um das ursprüngliche Recht der Engländer; denn souveraine Gewalt scheint mir eine andere, als die der Gesetze. Ich kenne keine Souverainität, welche der königlichen Macht zugeschrieben werden könne, wohl aber seiner Person." Ferner wäre, setzte er hinzu, von etwas die Rede, was sie dem Könige *lassen* sollten; sie könnten ihm aber nichts lassen, was er nie besessen habe. Hackwell wollte gar nichts von *Vorbehalten* wissen; das laute gerade so, als wenn das Parlament sich etwas angemaßt hätte; es habe aber nur *erklärt*, welche Rechte das Volk habe, und da sei nichts vorzubehalten. Coke, Wentworth und Selden sprachen in demselben Sinne. Die Clausel der Pairs ward also nicht angenommen. Jetzt fehlte nur noch die Zustimmung des Königs. Dieser weigerte sich mit großer Hartnäckigkeit, in ein Gesetz einzuwilligen, durch welches alle Rechte, die er bisher misbräuchlich geübt hatte, abgeschafft werden sollten. Man legte ihm daher am 28. Mai den Gesetzesantrag in einer anderen Form vor, durch welche alle die Dinge, über die bis dahin Streit gewesen war, als königliche Anmaßungen bezeichnet und ihre Abschaffung gefordert wurden. Diesem Antrage sollte Karl dadurch seine Genehmigung ertheilen, daß er die damals noch für alle Gesetze übliche Formel (Droit soit fait, comme il est desiré dans la pétition) unter denselben schreibe. Er suchte aber auch jetzt noch durch einen unwürdigen Kunstgriff auszuweichen. Er ertheilte nämlich am 2. Juni seine Zustimmung vermittelst einer umschreibenden Formel. Es entging jedoch den Juristen seines Parlaments nicht, daß er dadurch ihnen nur entschlüpfen wolle. Das Parlament war daher schon im Begriffe, einen Beschluß zu fassen, welcher einem Aufrufe zum förmlichen Kampfe ähnlich gewesen sein würde, als der Sprecher des Unterhauses sich die Erlaubniß ausbat, zum Könige zu gehen und ihm das Gefährliche der Lage vorzustellen. Dieser

bewirkte dann, daß Karl am 6. Juni die Acte mit der gebräuchlichen Formel annahm.

Der Streit zwischen König und Parlament war mit diesem Schritte noch nicht beendigt; denn wenn auch das Letztere jetzt die begehrten Summen bewilligte, so verlangte es doch zugleich auch eine förmliche Anklage Buckingham's, und der König bestand seinerseits auf dem Rechte, das Tonnage und Poundage zu erheben oder mit andern Worten die Ein- und Ausfuhr zu besteuern. Am 25. Juni war das Parlament eben im Begriffe, die Abschaffung dieser Art von Auflagen für einen Theil der Forderungen zu erklären, welche der König dem Parlamente neulich zugestanden habe, als Karl einer solchen Erklärung dadurch zuvorkam, daß er am folgenden Tage die Mitglieder des Unterhauses in das Oberhaus rufen ließ und dort in eigener Person das Parlament bis zum 20. Oktober vertagte. Er kündigte zu gleicher Zeit beiden Häusern an, daß er sich das Tonnage und Poundage nimmer werde nehmen lassen. In der Zwischenzeit zwischen Juni und Oktober wurde bekanntlich (s. Th. XIV. S. 381) Buckingham durch Felton ermordet. Bei diesem Morde, welcher entweder aus politischem Fanatismus oder wegen einer persönlichen Beleidigung verübt wurde, war an ein Complot nicht zu denken. Der König hätte jedoch gern etwas dieser Art herausgebracht, und verlangte deshalb, daß bei Felton die Folter angewendet werde, welche bis dahin ebenso in England, wie in anderen Ländern gebräuchlich gewesen war; die Richter erklärten aber einstimmig, daß die Anwendung der Tortur gegen England's Recht und Gesetze sei. Das Parlament selbst wurde erst im Januar 1629 wieder versammelt, weil, wie wir bereits früher (Th. XIV. S. 381—383) erzählt haben, die von Buckingham mit ungeheueren Kosten ausgerüstete Expedition nach Frankreich auf schmähliche Art scheiterte, und zwar nicht ohne Schuld des Königs, welcher nicht den ernsten Willen hatte, der republikanisch-calvinistischen Stadt La Rochelle zu helfen.

Gleich in den ersten Sitzungen zeigte sich, daß die englische Verfassung eine Veränderung erleiden müsse, durch welche entweder dem Könige oder dem Parlamente eine große Macht zugetheilt, oder mit anderen Worten die Regierungs-Form entweder dem Republikanischen oder der absoluten Monarchie näher gebracht werde. Das Parlament trat

nämlich mit neuen und zum Theil sehr ungerechten Beschwerden auf, welche der König nicht anerkennen wollte und konnte. Diese Beschwerden gingen von derselben Klasse von Leuten aus, die wir jetzt in Deutschland leider nur gar zu gut kennen lernen, von den sogenannten Frommen. Sie wollten durchaus keinen anderen Glauben im Lande bestehen lassen, als den ihrigen, und tobten sowohl gegen die vom Könige geübte Duldung der liberalen Calvinisten oder Arminianer, die aus Holland nach England gekommen waren, als auch gegen den Schutz, welchen die Regierung den Katholiken gewährte. Der König glaubte mit Recht, daß religiöse Angelegenheiten nicht in Stände-Kammern gehörten, und suchte die fanatischen und grundgelehrten Juristen des Unterhauses durch freundliches Zureden auf andere Gedanken zu bringen. Als er dies nicht bewirken konnte, verletzte er auch seinerseits das Herkommen. Er gebot nämlich dem Sprecher, über die dem Könige verhaßten Punkte keine Frage aufzustellen und, wenn man dessen ungeachtet die Debatte fortsetze, das Haus zu vertagen. Das Haus kehrte sich jedoch, als der Sprecher diesem Befehle Folge leistete, nicht an denselben, sondern fuhr in seinen Verhandlungen fort, und berathschlagte sogar über eine neue Erklärung gegen den König. Es war gerade im Begriffe, diese zu einem Beschlusse zu erheben, als der Sprecher aufstand, ohne dessen Gegenwart kein gültiger Beschluß gefaßt werden konnte. Jetzt erhoben sich aber Sir John Elliot, Denzil, Holly und Benjamin Valentine, und hielten den Sprecher so lange mit Gewalt auf seinem Stuhle fest, bis der Beschluß in das Register eingeschrieben war. Ja, das Parlament schritt an diesem Tage sogar bis zur förmlichen Empörung; denn es verweigerte nicht nur den vom Könige gesandten Botschaftern den Eintritt, sondern man hielt auch vor dem vom Oberhause geschickten Beamten (gentleman usher) die Thür des Saales so lange verschlossen, bis die Protestation eingetragen war. Diese Protestation bestand aus folgenden drei Artikeln: „1) Pabstthum und Arminianismus dürfen nicht geduldet werden. 2) Eine Steuererhebung von Ein- und Ausfuhr, welche nicht ausdrücklich vom Parlament zugestanden ist, darf als gesetzwidrig nicht gestattet werden. 3) Jeder Kaufmann, welcher die Abgabe des Tonnage und Poundage bezahlt, ist ein Verräther an den Rechten und Freiheiten England's."

Als das Unterhaus so weit gegangen war, löste der König am

10. März das Parlament auf. Zugleich ließ er, auf ein Gutachten der sämmtlichen Richter gestützt, die Parlaments-Mitglieder, welche den Sprecher festgehalten hatten, in Haft nehmen. Diese wußten jedoch durch legale Spitzfindigkeit dem Gerichte auszuweichen. Der König schadete daher durch die Verhaftung derselben und durch die ganz unvorsichtige Weise, wie er sich öffentlich aussprach und wie er drohte, eigentlich Niemanden als sich selber. Er hielt zwar, allem Rechte trotzend, die Verhafteten im Gefängnisse zurück, mußte sie aber nachher doch frei geben, weil er den Richtern ihre Verurtheilung nicht zumuthen konnte. Sein Verfahren gegen die Patrioten hatte also keinen anderen Erfolg, als daß durch Processe die Aufmerksamkeit auf das constitutionelle Recht neu erregt, und die Eifersucht des Volkes auf die vom Könige verletzten Privilegien wach erhalten wurde. Blos im Jahre 1637 kamen achtzehn solcher Processe vor, in welchen der König den Kürzeren zog.

Karl schien nach Buckingham's Ermordung auf den Gedanken gekommen zu sein, ganz ohne Parlament zu regieren, was ihm nachher um so eher möglich dünkte, weil er bald nach der Auflösung des Parlaments mit Frankreich, sowie anderthalb Jahre später mit Spanien Frieden schloß und also weniger Geld brauchte. Er hatte die falsche Meinung, daß die Opposition nur von wenigen unruhigen Köpfen ausgehe, und wurde zu seinem Unglücke in dieser Einbildung noch durch die Art bestärkt, wie seine Schotten ihn jubelnd und jauchzend empfingen, als er im Jahre 1633 sich bei ihnen krönen ließ. Er glaubte außerdem, daß sein General-Advokat Noy eine Art von Steuer entdeckt habe, welche ein englischer König ganz gesetzmäßig ohne Parlament ausschreiben könne. Noy fand nämlich im Archiv des Tower Urkunden, aus welchen hervorging, daß unter früheren Regierungen gewisse Häfen und Seestädte zur Stellung von Mannschaften und Schiffen oder als Ersatz dafür zu Geldzahlungen verpflichtet gewesen waren. Diese Steuer ward jetzt auf das ganze Land ausgedehnt und unter dem Namen Schiffsgeld ausgeschrieben.

Zu derselben Zeit, als der erste Befehl (writ) zu ihrer Erhebung erlassen wurde und allgemeine Unzufriedenheit hervorrief (1634), erregte auch der eitele Bischof Laud von London durch sein Wohlgefallen an der Liturgie und den Ceremonien, Formeln und Formen der römischen Kirche großes Ärgerniß. Laud war schon

vorher verhaßt gewesen, weil er der Neigung des Königs, gleich den französischen und spanischen Monarchen von seinem Kabinet aus über Freiheit, Leben und Vermögen seiner Unterthanen zu schalten, auf jede Weise geschmeichelt hatte. Er war einer von den jetzt in Deutschland wie in Frankreich so zahlreichen Geistlichen, welche die Religion als ein Mittel zum Emporkommen und zur Herrschaft gebrauchen, und bei denen man es immer unentschieden lassen muß, ob ihre Vorliebe für gewisse Ceremonien, Dogmen und Grundsätze auf Überzeugung oder auf Speculation beruht. Daß Laud sich emporzubringen wußte und in Betreff der Mittel dazu nicht bedenklich war, zeigt seine ganze frühere Geschichte, welche hierher nicht gehört. Er war durch Ergebenheit gegen Buckingham an den Hof gekommen und nach dessen Ermordung der Liebling des Königs geworden, der ihn als Werkzeug gebrauchte, um alle Gegner der anglikanischen Kirche zu verfolgen und diese Kirche selbst, wie Karl und seine ihn beherrschende französische Gemahlin wünschten, der römischen so sehr als möglich zu nähern. Er erhielt die Leitung aller geistlichen Angelegenheiten, und machte sich durch die Verfolgung von Schwärmern und Fanatikern verdient. Gegen diese Leute, deren Zahl mit jedem Jahre zunahm, waren die ordentlichen Gerichte ebenso wenig zu gebrauchen, als gegen diejenigen, die sich den 1630 aufs neue begonnenen willkürlichen Erpressungen widersetzten. Man bediente sich daher zweier gesetzlich bestehenden außerordentlichen Gerichtshöfe, der hohen Commission und der Sternkammer, um durch die Erstere diejenigen, welche gegen die geistliche Ordnung sündigten, und durch die Zweite die anderen Gegner der Regierung zu bestrafen. Diese richterlichen Behörden waren ursprünglich Anstalten, um gegen die Feudalherren des Mittelalters die Urtheile der Richter zur Ausführung zu bringen. Hallam (in der Constitutional History of England) sagt, die Sternkammer sei nichts Anderes gewesen, als der uralte königliche Rath (consilium regis), welcher unter Heinrich VII. statutarisch festgesetzt worden sei; als sie nachher einige Zeit hindurch in Vergessenheit gerathen und dann wieder erneuert worden sei, habe Wolsey verordnet, daß sie aus dem Präsidenten des geheimen Rathes, dem Kanzler, dem Schatzmeister, dem Siegelbewahrer oder aus je zwei von diesen Beamten, ferner aus einem Bischofe, einem weltlichen Großen, den Oberrichtern des Kingsbench und der Com=

mon-Pleas oder aus zwei anderen Richtern bestehen sollen. Hallam behauptet, die Wirksamkeit dieses ohne Geschworene richtenden Hofes sei zuerst wohlthätig gewesen, später aber, als sie immer mehr ausgedehnt worden wäre und allmälig alle geheimen Räthe in der Sternkammer Sitz erhalten hätten, sei sie höchst gehässig geworden. Von der Barbarei dieses Gerichtshofes und von dem Misbrauche desselben, nicht die für jedes Vergehen gesetzlich bestimmte Strafe, sondern willkürliche grausame Martern zu verhängen, gibt uns das Verfahren gegen den Prediger Leighton ein Beispiel. Leigthon wurde vom Bischof Laud verfolgt und durch die Sternkammer im November 1630 auf barbarische Weise bestraft, weil er, ein Geistlicher der schottischen Kirche, sich in gedruckten Schriften äußerst grobe und über allen Begriff scurrile Ausfälle gegen die englische Kirche und Geistlichkeit erlaubt hatte. Sein Vergehen war allerdings von der Art, daß er nach keinem der jetzt in Deutschland bestehenden Preßgesetze dem Zuchthause entgangen sein würde; allein die unwürdige, grausame und ganz willkürliche Strafe, welche das Ausnahme-Tribunal über ihn verhängte, mußte nothwendiger Weise die Wirkung haben, daß die hohe Commission und die Sternkammer als Laud's Werkzeuge unerträglich gemacht wurden. Er ward nämlich nicht nur degradirt, ausgepeitscht und auf der Wange gebrandmarkt, sondern man schnitt ihm auch das eine Ohr ab, schlitzte ihm ein Naseloch auf, und übte acht Tage nachher dieselbe Barbarei noch einmal an ihm.

Noch ärger ward Laud's anglikanisch-hierarchische Tyrannei, als nach des Königs Rückkehr von der Krönung in Schottland der Erzbischof Abbot von Canterbury starb, und Laud an dessen Stelle zum Primas von England ernannt wurde. Von diesem Augenblicke an war jeder Schritt der Regierung eine Annäherung an die römische Kirche, deren Gebräuche und Ceremonien dem Könige aus demselben Grunde wohlgefielen, aus welchem jetzt überall die höhere Aristokratie, selbst in England und Schottland, wenn auch nicht der katholischen Religion, welche streng wie die protestantische ist, doch der katholischen Kirche huldigt. In Deutschland ist diese Klasse von Leuten bekanntlich jetzt entweder fanatisch protestantisch oder fanatisch römisch. Es wäre ermüdend, alle die Fälle anzuführen, in welchen Laud sich der Sternkammer zu seinen Verfolgungen und Ungerechtigkeiten bediente. Wir wollen daher nur beispielsweise einige wenige von den unerhört

rohen und grausamen Strafen der königlich geistlichen Justiz angeben, durch welche das Volk so sehr erbittert wurde, daß es endlich die Männer, die wegen ihres fanatischen Trotzes eher einen Platz im Tollhause, als auf der Armensünder-Bank verdient hätten, als Märtyrer ansehen mußte und als solche ebenso ehrte, wie im achtzehnten Jahrhundert die Jakobiner Galeeren-Sklaven geehrt haben. Drei an und für sich ganz unbedeutende Leute, ein Jurist, ein Geistlicher und ein Arzt, hatten sich in Flugschriften über armselige Kleinigkeiten ereifert. Sie hatten z. B. darüber geklagt, daß Fasten ohne Predigten gehalten würden, daß man das Gebet um gut Wetter aus der Liturgie weggelassen und dadurch die vielen Stürme und Schiffbrüche veranlaßt habe, daß man den Mittwoch als Fasttag ansetze, daß anstatt der Worte „Im Namen Jesu sollen sich Aller Kniee beugen" geschrieben werde: „Beim Namen Jesu", u. dgl. m. Dafür wurden die armen Leute 1636 von der Sternkammer verurtheilt, am Pranger zu stehen, beide Ohren zu verlieren und endlich, gegen eine ausdrückliche Bestimmung der Habeas-Corpus-Acte, auf den Inseln des Kanals gefangen gehalten zu werden. Sie kehrten 1640 beim Ausbruche der Revolution aus der Verbannung zurück, und wurden dann gebraucht, um das Volk zu erhitzen. Im Jahre 1637 wurden John Lilburn und ein anderer Fanatiker, weil sie religiöse Schmähschriften aus Holland mit herüber gebracht und verbreitet hatten, vor der Sternkammer angeklagt und nach dem Urtheilsspruche derselben ausgepeitscht und an den Pranger gestellt. Man that damit beiden trotzigen Fanatikern den Gefallen, sie zu Märtyrern zu machen. Sie hielten nämlich am Pranger lange Predigten, und warfen dem Volke die mitgebrachten Schmähschriften zu. Dafür wurden sie dann noch einmal vor die Sternkammer gestellt, in welcher, wie man in den weitläufigen Acten der Staats-Processe (Th. III. S. 1315—1368) aus Lilburn's eigenem Berichte erfährt, Laud selbst den Vorsitz führte. Dieser war es, welcher das grausame Urtheil sprach, daß beide Männer in schwere Ketten gelegt und im ärgsten Kerker festgehalten werden sollten. Eine solche Bestrafung war um so unvorsichtiger, da das Hauptverbrechen Lilburn's gerade den Bischof Laud persönlich anging. Lilburn war nämlich angeklagt, daß er in der Predigt gesagt habe, England werde jetzt von Scorpionen, das heißt von den Prälaten, gestochen.

Karl hatte damals bereits den Weg betreten, welcher überall, wo Stände mit ihrem Fürsten in Streit gerathen, am sichersten zum Ziele führt. Er hatte mehrere scharfe Juristen von der Opposition zu sich herüber gebracht, und diese leisteten ihm als Proselyten und Abtrünnige, welche von ihren alten Freunden bitter gehaßt und verfolgt wurden, ganz vorzügliche Dienste. Wir nennen von ihnen besonders zwei, weil bald nachher das Schicksal des Königs und der Monarchie an den Proceß geknüpft ward, in welchen die Opposition den einen derselben verwickelte. Diese beiden Männer waren Sir John Finch, der Sprecher des letzten Parlaments, und Thomas Wentworth, welcher in demselben der tüchtigste und heftigste Vertheidiger der Parlaments-Rechte gewesen war. Finch war kein großer Rechtsgelehrter; er hatte sich aber die Gunst des Königs und seiner Gemahlin erworben, und ward deshalb zum Lord Oberrichter ernannt, als der bisherige Oberrichter Robert Heath entlassen wurde, weil derselbe sich nicht hatte gebrauchen lassen wollen, um von den übrigen Richtern des Kingsbench ein Gutachten zu Gunsten der königlichen Erhebung des Schiffsgeldes zu erlangen. Finch erwirkte, nach langer vergeblicher Bemühung, endlich 1636 von allen Richtern außer von Crook und Hutton, welche übrigens wenigstens ihre Unterschrift nicht versagten, ein dem Könige günstiges Gutachten. Der andere zur königlichen Partei übergetretene Oppositions-Mann, Thomas Wentworth, wurde seiner Kenntnisse und Talente wegen von Jedermann bewundert, und schien ganz eigentlich dazu geboren zu sein, um ohne Richelieu's gehässige Eigenschaften dessen Rolle in England zu spielen. Er war unbegrenzt stolz und hochmüthig, und der König hatte ihn wahrscheinlich schon vor der Auflösung des Parlaments gewonnen. Wentworth ward 1632 zum Präsidenten des Rathes für den Norden ernannt, wodurch er Gelegenheit erhielt, die Rolle eines autokratischen Ministers in einem constitutionellen Lande zu spielen. Der Rath des Nordens oder, wie man ihn auch nannte, der Hof von York war von Heinrich VIII. errichtet worden, als dieser im Norden, wo die meisten Klöster lagen und der Adel kriegerisch und mächtig war, den stärksten Widerstand gegen seine tyrannische Herrschaft gefunden hatte. Heinrich hatte diesen ganz königlichen Gerichtshof unter dem Vorwande errichtet, den ärmeren Bewohnern des Nordens die Mühe und Kosten, welche der Besuch der Tribunale in Westminster ihnen

machte, zu ersparen; die eigentliche Absicht aber, die er durch denselben zu erreichen suchte, bestand darin, daß er, um jeden Versuch eines Widerstandes niederzuhalten, den Volksgerichten eine königliche Gerichtsbarkeit unterschieben wollte. Der neue Gerichtshof, dessen Sprengel die Grafschaften York, Northumberland, Westmoreland, Cumberland, das Bisthum Durham, Kingston upon Hull und Newcastle upon Tyne umfaßte, richtete zwar im Allgemeinen nach englischen Gesetzen und nach gemeinem Rechte, erhielt aber dessen ungeachtet seine Instructionen vom Hofe, und war also kein eigentliches National-Gericht. Auch Wentworth wurde, als Karl ihn zum Präsidenten ernannte, mit einer sehr ausgedehnten Gewalt bekleidet; und der König ertheilte ihm sogar, wie die Worte seiner sonderbaren Instruction lauten, die Vollmacht, die Besitzthümer aller derer, welche seiner Gerichtsbarkeit unterworfen wären, entweder denselben zuzugestehen oder einzuziehen, auf jeden Fall aber sie zu ordnen. Dies lautete freilich unter einem Karl I. höchst bedenklich für die englische Verfassung. Für den neuen Präsidenten selbst und für die Beisitzer des Gerichtes mußte ihr Amt eine sehr gute Schule werden, um sie zu solchen Richtern zu bilden, welche im Geiste des überall auf dem Continent herrschenden Systems handelten.

Aus diesem Grunde ward auch nachher Wentworth von Karl an Lord Falkland's Stelle zum Ober-Statthalter von Irland ernannt, als Falkland in Verlegenheit war, wie er sich helfen sollte, um zugleich seine Pflicht gegen die Irländer und gegen den König zu erfüllen. Karl hatte nämlich, weil er eine Unternehmung gegen Cadix hatte machen lassen, einen Angriff der Spanier auf Irland befürchtet und deshalb beschlossen, das dortige Heer um einige tausend Mann zu vermehren; er hatte aber die dazu nöthigen Summen nicht gehabt und doch auch das Parlament nicht einberufen wollen, um sich dieselben auf dem gewöhnlichen und gesetzlichen Wege zu verschaffen. Er war daher auf eine Auskunft verfallen, die ihn nothwendiger Weise verächtlich machen mußte. Er hatte den zahlreichen Katholiken Irland's zu verstehen geben lassen, daß er, wenn sie ihm durch ihr Parlament die innerhalb dreier Jahren zu bezahlende Summe von hundertzwanzigtausend Pfund verschafften, königliche Befehl (writs) ausfertigen lassen werde, durch welche sie von den gegen ihre Religion bestehenden Strafgesetzen dispensirt werden sollten.

Es war hierauf wirklich eine Verabredung dieses Inhalts getroffen worden, obgleich der König durchaus nicht das Recht hatte, ohne Zustimmung des Parlaments von den bestehenden Gesetzen zu dispensiren; der anglikanische Primas von Irland aber und eine von ihm berufene Synode hatten in aller Form und öffentlich protestirt. Als hierauf die verabredeten königlichen Befehle dem irischen Parlament vorgelegt worden waren, hatte dieses sie für ungültig erklärt. Nachdem auf solche Weise die Ausführung der getroffenen Verabredung unmöglich gemacht worden war, hatte es den Anschein gewonnen, als wenn König Karl, dessen Gewissenhaftigkeit eben nicht groß war, das versprochene Geld ohne Weiteres nehmen, seine dispensirenden Befehle aber ihrem Schicksale überlassen wolle. Dadurch war Falkland's Aufgabe so schwierig geworden, daß er ihr nicht länger gewachsen zu sein schien. Er wurde deshalb abgerufen und Wentworth, welcher schon früher die Würde eines Viscount erhalten hatte, zum Oberstatthalter von Irland ernannt, wobei dieser aber zugleich Präsident des Rathes von Nord-England blieb. Wentworth begann vom ersten Augenblicke seiner Ankunft in Dublin an, Irland als ein erobertes Land zu behandeln, und zeigte deutlich die Absicht, die absolute Monarchie zuerst in Irland einzuführen und dort ein dem Könige allein angehörendes Heer zu bilden, welches man nachher in England gebrauchen könne. Er benahm sich jedoch dabei weit verständiger und umsichtiger, als um dieselbe Zeit sein Freund, der Erzbischof Laud, sich bei der Einführung der anglikanischen Ceremonien, Hierarchie und Liturgie in Schottland benahm.

Laud und König Karl liebten Beide den Pomp und die Hierarchie der römischen Kirche, und suchten sie in Schottland gegen Presbyterianer und Puritaner aufrecht zu halten. Die Gründe, welche den König bewogen, einem heftig puritanischen und demokratischen Volke auf unvorsichtige Weise den anglikanischen Cultus aufzudringen, hat Clarendon im ersten Buche seiner Geschichte der englischen Revolution oder, wie er sich ausdrückt, Rebellion sehr gut angegeben*). Laud erbitterte die Geistlichkeit, als er das An-

*) The king, sagt er, was always the most punctual observer of all decency in his devotion and the strictest promotor of the ceremonies of

sehen des Königs gegen dieselbe gebrauchte, und Karl reizte den Landadel dadurch, daß er die Krongüter, welche dieser unter den vorigen Regierungen, besonders unter Maria und während der Minderjährigkeit Jakob's, an sich gebracht hatte, ihm wieder entziehen wollte. Was die katholischen Formen und Formeln des Cultus und die aristokratische Gestalt der Hierarchie angeht, so bestand schon seit der Zeit, als Philipp II. von Spanien zugleich England und Schottland bedrohte, eine innige Verbindung aller schottischen Stände, um im Nothfalle den Papismus mit Gewalt zu bekämpfen. Es hatten sich nämlich 1588 König, Geistlichkeit, Adel und Volk von Schottland in einer förmlichen Urkunde, dem sogenannten Covenant, zu einem organisirten Bunde vereinigt, welcher jeden Augenblick das ganze Land in einer Verbindung von kleineren und größeren berathenden Versammlungen darstellen konnte. Die Urkunde dieser religiösen National-Vereinigung enthielt zuerst ein streng calvinistisches Glaubensbekenntniß und eine besondere Lossprechung vom Pabstthum; dann folgte die Erklärung über den eigentlichen Zweck des Bundes, durch welche alle Stände feierlich gelobten, im Namen Gottes und durch seine Kraft einer dem anderen anzuhängen und, soviel sie könnten, gegen die römische Kirche zu kämpfen. Die Urkunde ward vom Könige, vom Klerus, vom Adel und vom Volke unterschrieben und durch heftige Predigten zu derselben Zeit (1588 und 1589) überall in Schottland empfohlen, als die Katholiken Frankreich's sich aufs neue in einen zum Schutze der katholischen Religion geschlossenen Bund, in die sogenannte Ligue, vereinigt hatten (s. Th. XIII. S. 216 ff.). Unter Jakob I. war die Unterschreibung

---

the church, as believing in his soul the church of England to be instituted the nearest to the practice of the apostles and the best for the propagation and advancement of christian religion of any church in the world, and on the other side though no man was more averse from the Romish church than he was, nor better understood the motives of their separation from us and animosity against us, he had the highest dislike and prejudice to that part of his own subjects, who were against the government established, and did always look upon them as a very dangerous and seditious people, who would under pretence of conscience, which kept them from submitting spiritual jurisdiction, take the first opportunity they could find or make, to withdraw themselves from their temporal subjection.

des Covenant oft erneut und die eingerichtete republikanische Hierarchie aufrecht erhalten worden, so daß diese jeden Augenblick als eine der königlichen entgegengesetzte Landes-Regierung wieder hergestellt werden konnte. Sie bestand in diesem Falle aus den sogenannten besonderen Tafeln der hohen Herren des niederen Adels, der Städte und Geistlichen und aus der von den vier Tafeln bestellten allgemeinen Versammlung, welche in Schottland eben so unbedingten Gehorsam fand, als in Frankreich um 1794 der Convent. Wir haben früher (Th. XIII. S. 408—410) bemerkt, daß schon Jakob I. in Schottland wieder Bischöfe ernannt hatte, und daß diese geduldet wurden, weil sie keine Art geistlicher Gewalt üben durften, sondern nur einen geistlichen Vorrang in Anspruch nahmen. Karl I. hatte es sogar dahin gebracht, daß auch das schottische Parlament diese Bischöfe anerkannte. Dagegen waren bis auf Laud's Versuch, die schottische Kirche der englischen ganz gleich zu machen, das Kirchen-Regiment, der geistliche Ornat und die Liturgie in Schottland so geblieben, wie sie gewesen waren. Jakob hatte nämlich zwar nicht nur schon 1616 bewirkt, daß ein Buch kirchlicher Formeln, welche den anglikanischen ähnlich waren (Prayerbook), in Schottland eingeführt und dadurch dem Beten aus dem Stegreife ein Ende gemacht wurde, sondern er hatte auch ein Kirchenrecht in Schottland zur Geltung gebracht; die ganze englische Kirchenordnung aber nebst dem Priester-Ornat und Kirchenschmucke hatte Jakob den Schotten nicht aufzudringen gewagt. Diesen Versuch machte zuerst Karl I. im Jahre 1629. Die aufständischen Schotten benutzten denselben nachher zu einem Vorwurfe gegen den Erzbischof Laud; dieser leugnet aber in einer von Lingard angeführten Stelle seiner Selbstvertheidigung seine Mitschuld gänzlich ab*).

Karl's I. Versuch blieb auf die königliche Kapelle beschränkt; es zeigte sich daher auch kein Widerstand gegen denselben. Sogar noch zur Zeit der Krönung (1633) schien es, als wenn man in Schottland die neue Liturgie ebenso, wie früher die Bischöfe, ohne

---

*) Clarendon entschuldigt den König und sagt: In Scotland — — — though there were bishops in name the whole jurisdiction and they themselves were upon the matter subject to an assembly, which was purely presbyterian, no form of religion in practice, no liturgy, nor the least appearance of beauty or holiness.

Widerstand vom Könige annehmen werde; und auch Clarendon glaubt, der König würde damals die Sache haben durchführen können. Dies geschah jedoch nicht. König Karl ließ zwar, ohne die General-Versammlung oder überhaupt Geistliche der schottischen Kirche zu befragen, eine Liturgie für die Schotten aufsetzen; er nahm diese aber wieder mit nach England, wo sie durch drei vom Könige ernannte Bischöfe durchgesehen und nachher von ihm gebilligt ward. Erst im Jahre 1637 ward diese Liturgie auf des Königs Befehl bekannt gemacht. Zugleich verordnete Karl, daß dieselbe in allen Kirchen vorgelesen werden solle. Der Tag, an welchem dies geschehen sollte, ward nicht einmal allen Bischöfen angezeigt; ja, selbst der geheime Rath oder die eigentliche schottische Regierung erhielt erst eine Woche vor diesem Tage Kenntniß von der Sache, und war deshalb auch nicht im Stande, gegen den Eindruck, welchen die Erscheinung der Geistlichen im Ornat der päbstlichen Kirche auf das Volk machen würde, Vorkehrungen zu treffen. Der Graf von Traquaire, Reichs-Schatzmeister von Schottland, bewirkte zwar, daß die erste Vorlesung auf den Juli verschoben wurde; dies gab aber den Häuptern der Partei des immer noch bestehenden Covenant Gelegenheit, die ganze Zahl der Frommen und besonders die Weiber gegen das drohende Pabstthum aufzuregen. Als daher am 23. Juli 1637 der Dechant von Edinburg in seinem neuen Ornat vor dem Altar der Kathedrale erschien, um die Liturgie vorzulesen, brach in der Kirche ein förmlicher Aufstand aus. Die Weiber sprangen auf und schrieen: „Ein Pabst! Ein Pabst!", und der Lärm ward betäubend, obgleich der Kanzler von Schottland und andere Mitglieder des geheimen Rathes anwesend waren. Der Bischof, welcher die Kanzel bestieg, um zur Ruhe zu ermahnen, ward ausgehöhnt, und als endlich die anwesenden Mitglieder der Regierung die Polizeibeamten aufforderten, die tobende Menge aus der Kirche zu treiben und die Thüren zu schließen, wollten einerseits die Zurückbleibenden der Vorlesung keine Aufmerksamkeit mehr schenken, und andererseits wurden die Thüren durch die Herausgetriebenen gewaltsam gesprengt. Die Bischöfe wurden nachher überall vom Pöbel mishandelt, und zwar nicht blos mit Worten, sondern auch thätlich. Sie schickten Boten an den König; dieser konnte aber durchaus keine Maßregeln treffen, weil er seinem englischen Ministerium

niemals etwas von den schottischen Angelegenheiten mittheilte. Er verhandelte Alles, was Schottland betraf, ganz allein mit dem Marquis von Hamilton und mit drei nach England berufenen schottischen Herren. Übrigens wußte man nach Clarendon, beim Mangel an Zeitungen und bei der Schwierigkeit des Verkehrs, von dem, was in Schottland vorging, in England nicht eher etwas, als bis es zu spät war.

Damals wäre dem Uebel noch abzuhelfen gewesen; denn es war noch keiner der Großen thätig. Als jedoch der König darauf beharrte, die Liturgie nicht zurückzuziehen, strömte Alles nach Edinburg und bildete dort einzelne Tafeln und ein allgemeines Collegium, oder mit anderen Worten man organisirte die kirchlich-politische Regierung des Covenant zuerst in der Hauptstadt und dann im ganzen Lande. Schon im November 1637 hatten die unruhigen Grafen Rothes, Balmerino, Lindsey, Lothian, London, Yester und Cranston sich der Leitung der von der General-Versammlung errichteten Ausschüsse bemächtigt. Der König suchte keine Vermittelung zu treffen, welche noch am Ende des Jahres möglich gewesen wäre; er erließ vielmehr im Anfange des Jahres 1638 eine neue Proclamation, in welcher er die Einführung der Liturgie befahl. Man setzte derselben schon im Februar eine schottische Protestation entgegen. Von diesem Augenblicke an wurde die fanatische Regierung Schottland's, die Tafeln, die besonderen und die allgemeine Versammlung der reinen und ächten Calvinisten, wieder organisirt, und der Covenant ward wieder unterschrieben, nachdem man demselben mehrere neue Bestimmungen hinzugefügt hatte. Zu diesen Zusätzen gehörte unter Andern, daß alle Unterschriebenen sich jeder Neuerung widersetzen und gegen jeden Gegner zusammenhalten wollten, und daß namentlich keine Bischöfe mehr geduldet werden sollten. Jetzt erst fühlte der König, daß es Ernst sei, und daß er der Volksmacht, welche die allgemeine Versammlung im Begriffe war aufzustellen, aus Mangel an Geld und Truppen nicht zu widerstehen vermöge. Seine Anerbietungen wurden endlich alle verworfen *). Unglücklicher Weise

*) Oder, wie Clarendon sagt, all condescensions of the king raised their insolence, all his offers were rejected and his proclamation of pardon contemned.

befand sich damals einer jener Männer in Schottland, welche in Deutschland bald unter Gustav Adolf, bald unter Wallenstein das Kriegshandwerk lernten und auf eigene Kosten Regimenter warben, die sie nachher an den Meistbietenden verkauften. Dieser Mann war der Oberst Lesley. Er ward von den Covenanters in Dienst genommen und mit dem Oberbefehl der von ihnen aufgebotenen Schotten beauftragt; und der Kardinal Richelieu ließ ihm durch den französischen Gesandten in London zweimalhunderttausend Kronen zu Werbegeldern auszahlen. König Karl, welcher damals seine Ritterschaft schon nach York entboten hatte, würde dem nicht gerade kriegerischen schottischen Volksheere wohl gewachsen gewesen sein; die Lage der Dinge änderte sich aber gänzlich, als ein kriegserfahrener Feldherr an die Spitze der schottischen Truppen gestellt ward, obgleich derselbe, ehe er die französischen Werbegelder erhielt, seine Veteranen nicht um sich hatte.

3. Die englische Revolution bis zum Tode des Grafen Strafford (Mai 1641).

Karl I. wurde 1638 mit den Schotten in Krieg verwickelt, ohne daß jemand anders als sein Statthalter in Schottland, der Marquis von Hamilton, ihm gerathen hatte, gerade in diesem Jahre einen förmlichen Krieg anzufangen, welchen nur die unzufriedenen Engländer wünschten. Wentworth, welchen Karl einige Zeit nachher zum Grafen von Strafford machte, rieth ihm, mit dem Kriege zu warten, bis die Engländer sich an die willkürlich verhängten Steuern gewöhnt hätten und das nöthige Geld vorhanden wäre, um ein in Irland gerüstetes Heer unterhalten zu können. Karl selbst war dem Kriege abgeneigt und suchte eine Aussöhnung; allein die von den Tafeln oder Tischen bestellte allgemeine schottische Versammlung befand sich bei der republikanischen Regierung zu wohl, um nicht eine Ausgleichung zu hintertreiben. Diese Versammlung hatte ihren Sitz in Glasgow, wohin alle fanatischen Calvinisten des Landes strömten, und ergriff Maßregeln, welche die Aussöhnung mit dem Könige nothwendig hindern mußten. Sie beschuldigte die Bischöfe aller möglichen Vergehungen, und nahm auf die Gegenvorstellungen derselben keinerlei Rücksicht. Alles, was Jakob und

Karl und die von ihnen berufenen schottischen Parlamente verordnet hatten, wurde, soweit es geistliche Dinge betraf, für nichtig und alle darüber bestehenden Parlaments-Acten für ungültig erklärt. Das Episcopat, die geistliche hohe Commission, die neue Liturgie und Alles, was damit zusammen hing, wurden als Belial's Erfindungen verdammt und dagegen jedem schottischen Christen bei Strafe der Excommunication zur Pflicht gemacht, die Acte des Covenant zu unterschreiben. Dieselbe Glasgower Versammlung ließ auch schon 1638 ein, freilich erbärmliches, Heer unter Lesley aufstellen, sowie die königlichen Plätze besetzen und sogar bis über die Grenze hinaus Streifzüge machen. Dadurch ward der König allerdings genöthigt, auch die englischen Milizen nach York zu beordern, wohin er selbst sich begeben wollte. Der Adel, welcher dem Feudal-Rechte gemäß mit seinen Vasallen noch zum Reiterdienst verpflichtet war, wurde ebenfalls dahin aufgeboten. Diese Herren oder die sogenannten Cavaliere, wie man sie im Gegensatze gegen die Republikaner oder Rundköpfe nannte, leisteten jedoch anfangs keine besonderen Dienste, obgleich sie später mit dem Könige aushielten. Auch der schottische Adel, welchen Karl nach York entbot, folgte größtentheils dem königlichen Rufe; er schadete aber mehr, als er nützte, weil Üppigkeit, Eifersucht und Stolz herrschend wurden. Von den drei Grafen Arundel, Holland und Essex, welche an der Spitze des Aufgebotes standen, war keiner dem Könige, den man im Verdacht hatte, eine Continental-Regierung einführen zu wollen, unbedingt ergeben, und alle drei wurden sogar eines geheimen Einverständnisses mit liberalen schottischen Herren beschuldigt. Zwei andere Cavaliere gaben öffentlich das Ärgerniß einer Verweigerung des Gehorsams. Der König forderte nämlich von den schottischen und englischen Cavalieren, die sich um ihn sammelten, einen besonderen Eid, daß sie sich jeder Gemeinschaft mit den Schotten enthalten wollten*); diesen Eid verweigerten aber die Lords Say und Brook. Der König ließ deshalb Beide verhaften, gab sie aber auf die Erklärung des General-Advokaten, daß man sie gerichtlich nicht werde bestrafen können, wieder frei und schickte sie blos vom Heere weg nach Hause.

*) To profess their legality and obedience to his Majesty and disclaim and renounce the having any intelligence and holding any correspondence with the rebels.

Das Resultat des Krieges war im ersten Jahre für den König nicht glänzend, obgleich auch Lesley, welcher mit seinem demokratischen Heere ebenfalls keineswegs zufrieden war, die Engländer nicht abhalten konnte, Berwick zu besetzen. Es waren daher schon Ende April 1639 Unterhandlungen gepflogen worden, und diese schienen im Juli den Streit zu beendigen; sie befriedigte aber nachher keinen von beiden Theilen. Der König war sehr geneigt, den Streit beizulegen, weil er, wenn derselbe fortdauerte, der Kosten wegen genöthigt war, ein englisches Parlament zu berufen, was unter den damaligen Umständen verderblich für ihn werden mußte. Er erbot sich daher im August 1639, die streitigen weltlichen Punkte der Entscheidung des schottischen Parlaments und die geistlichen einer allgemeinen Synode zu überlassen; aber er war durchaus nicht zu bewegen, die Versammlung in Glasgow als Regierung von Schottland anzuerkennen, und die Schotten wollten in dem zu versammelnden Parlamente keine Bischöfe dulden. Die ganze Sache stand daher am Ende des Jahres 1639 gerade so oder vielmehr noch viel schlimmer, als sie am Anfange desselben gestanden hatte. Überdies war die Übereinkunft, welche zwischen Karl und den Schotten getroffen worden war, blos eine mündliche. Karl sah sich daher schon im Januar 1640 genöthigt, in England ein Parlament auf den 12. April zu berufen. Von diesem Parlamente hoffte er Geldsummen und Kriegsrüstungen fordern zu können, weil er Schottland und Alles, was die Theologie anging, nicht zu berühren brauchte, dagegen aber, wie er schon vorher gethan hatte, sich eines alten Streites zwischen Holland und England bedienen konnte, um die Eifersucht der englischen Kaufleute über die Anmaßungen der Holländer zu seinem Zwecke zu benutzen. Was diesen Streit betrifft, so behaupteten schon damals die Engländer mit einer Strenge, von welcher sie in unseren Tagen etwas nachgelassen haben, die unbedingte Herrschaft in allen Meeren, und es war vorauszusehen, daß der Streit, in welchen sie darüber mit den Holländern gerathen waren, früher oder später einen Krieg zwischen beiden Nationen veranlassen werde. Dieser Streit war bis dahin ein bloßer Federkrieg gewesen. Zwei der größten Gelehrten des damaligen Europa, der Holländer Hugo Grotius und der Engländer Selden, hatten mit gleichem Aufwande von Gelehrsamkeit der Erstere die Freiheit der Meere (das mare liberum)

der Andere das ausschließliche Recht der Engländer auf die Beherrschung der See (das mare clausum) vertheidigt. Der Holländer erscheint in diesem Streite ganz consequent; denn er war ein Märtyrer für Freiheit und Recht geworden. Der Engländer dagegen, welcher auch sehr gelehrt über syrische Götter geschrieben hat, focht, wie seine Landsleute zu thun pflegen, nicht nur für die Freiheit im Parlamente, sowie außerhalb desselben gegen die vom Könige drohende Unterdrückung, sondern aus mercantilem National-Sinn zugleich auch für den egoistisch-kaufmännischen Grundsatz der Unterdrükkung der Nicht-Engländer. Der Streit war schon unter Jakob's I. Regierung sehr lebhaft gewesen; unter Karl aber hatte er eine besondere Wichtigkeit für die innere Geschichte England's erhalten, weil er von diesem Könige als Vorwand benutzt worden war, um die Unterhaltung einer ansehnlichen Flotte für erforderlich zu erklären und daraus für sich selbst das Recht herzuleiten, vom Volke eine gewisse Zahl Schiffe oder den Werth derselben in Geld zu fordern. Die Befehle (writs), welche zu diesem Zwecke an einzelne Städte, Geistliche, Pächter und reiche Privatleute erlassen worden waren, hatte derselbe General-Advocat ausgefertigt, welcher die Entdeckung gemacht haben wollte, daß dies von Alters her so gehalten worden sei (s. oben S. 31). Die Nation war durch diese Forderung des Königs um so mehr erbittert worden, da im Februar 1636 die Richter in einem Gutachten nicht blos eine solche angeblich wegen dringender Noth ausgeschriebene Steuer, sondern auch die gewaltsame Eintreibung derselben für rechtmäßig erklärt hatten. Auf diesen Richterspruch hin hatten Alle gezählt, ohne es auf eine Execution ankommen zu lassen. Nur einer von den höchst achtbaren, aber auch höchst starrsinnigen Männern, welche jede willkürliche Maßregel der Regierung im Parlamente bekämpften, John Hampden, hatte sich ebenso wenig durch das in der Stille ertheilte Gutachten der Richter, als durch die schweren Kosten eines Processes mit der Regierung abhalten lassen, die Bezahlung des einzigen Pfundes, welches man von ihm forderte, zu leisten. Er hatte vielmehr allen Befehlen Trotz geboten und durch die Verhandlungen, welche er über die Frage der Rechtmäßigkeit des Schiffsgeldes beim Schatzkammer-Gerichte veranlaßte, ganz England in Aufregung gebracht (1637). Das Schatzkammer-Gericht, von welchem bei dieser Gelegenheit die

sämmtlichen übrigen Richter zugezogen worden waren, hatte freilich durch Stimmenmehrheit zu Gunsten des Königs entschieden; die Verständigen und der größte Theil der Nation hatten aber aus Hampden's und seiner Advokaten Reden gelernt, daß der General-Advokat und die Mehrzahl der Richter leere Spitzfindigkeiten für National-Recht ausgeben wollten. Unter diesen Umständen war es dann ganz natürlich, daß, als Karl im Jahre 1640 ein neues Parlament berief, in dasselbe die Männer gewählt wurden, welche schon seit Jakob's Zeit gegen den König und den Katholicismus sehr feindlich gesinnt waren.

Karl hatte, als er das Parlament wieder berief, die Absicht, sich schnell eine Steuer von demselben gewähren zu lassen, um die Schotten, deren Truppen Lesley jetzt besser organisirt und mit seinen Miethlingen vermehrt hatte, von England abzuhalten *). An die Erreichung seiner Absicht war jedoch durchaus nicht zu denken; denn das Parlament trat von Anfang an feindseliger als je gegen den König auf, weil dieser schon seit elf Jahren ganz ohne Parlament regiert hatte, weil er die Erhebung des Schiffsgeldes, anstatt sie einstweilen einzustellen, noch trotzig strenger als vorher betreiben ließ, und weil er seinen geistlichen Gerichten erlaubte, ihr verhaßtes Verfahren mit steigender Härte fortzusetzen. Auch war es ein Unglück für den König, daß gerade um diese Zeit sein Siegelbewahrer starb, weil er an dessen Stelle Sir John Finch setzte, der sich als Oberrichter beim Processe über das Schiffsgeld im ganzen Lande verhaßt gemacht hatte. Schon in der ersten Sitzung des neuen Parlaments hielt Pym eine zwei Stunden dauernde Rede, in welcher er alle Misbräuche der königlichen Regierung aufzählte. Grimston sprach vorzugsweise gegen die Erhebung des Schiffsgeldes. Pym's Rede war sehr gemäßigt. Der königliche Procurator (sollicitor), Herbert, antwortete ihm mit großer Klugheit, und rühmte sogar Hampden

---

*) Clarendon, book II: What was to be done? That summer's action had wasted all the money, that had been carefully laid up and to carry on that vast expense, the revenue of the crown had been anticipated, so that, though the raising of an army was visibly necessary, there appeared no means to raise that army. No expedient occurred to them so proper as a parliament, which had been intermitted now near twelve years.

wegen der Art, wie er durch den von ihm angefangenen Proceß die Rechtmäßigkeit der Erhebung des Schiffsgeldes gerichtlich festgestellt habe. Sechs bis sieben Tage dauerten die Debatten ohne stürmische Reden fort. Doch ward dem Könige die Zeit lang, weil von den Subsidien, deren er zur Fortsetzung des schottischen Krieges bedurfte, keine Rede war. Das Oberhaus ließ sich dadurch zu dem Antrage bewegen, daß man wegen der drohenden Kriegsgefahr vor allem Anderen über die dem Könige zu gewährende Beisteuer berathschlagen müsse. Dieser Antrag veranlaßte aber unbeschreiblichen Lärm, weil das Unterhaus ihn als eine Verletzung seines Vorrechtes, die Berathung über Geldangelegenheiten zu beginnen, betrachtete. Das Unterhaus ging endlich so weit, daß es eine förmliche Protestation erließ, wodurch dann alle Debatten ins Stocken geriethen.

Ein glücklicher Einfall, welchen der König und Strafford hatten, würde dem Streite der beiden Häuser abgeholfen haben, wenn nicht des Staats-Secretärs Vane und des General-Procurators Herbert Eifersucht auf Strafford, welcher kurz vorher vom Könige in den Staatsrath berufen worden war, die ganze Sache vereitelt hätte. Eine Subsidie war nämlich damals eine gewisse Summe, und das Parlament gewährte daher oft eine bestimmte Zahl Subsidien. Als nun der König auf Strafford's Rath sich erbot, gegen eine gewisse Zahl Subsidien das Schiffsgeld aufzugeben, wollte ein Theil des Unterhauses auf dieses Anerbieten eingehen, die Mehrzahl desselben aber etwas weniger geben. Dies würden der König und Strafford angenommen haben. Als man jedoch darüber debattirte, trat Vane auf und erklärte, er wisse ganz gewiß, daß der König sich keinen Abzug gefallen lassen werde, sondern daß er vielmehr, wenn man ihm das Ganze nicht bewillige, den Vorschlag zurückziehen werde *). Das Parlament glaubte, der Staats-Secretär und der ihm zustimmende General-Procurator wären zu dieser Erklärung bevollmächtigt, und ging deshalb auf den Vorschlag gar nicht ein. Nachdem auf

---

*) What followed in the next parliament within less than a year made it believed, that Sir Henri Vane acted that part maliciously and to bring all into confusion, he being known to have an implacable hatred against the earl of Strafford lieutenant of Ireland, whose destruction was than upon the anvil, sagt Clarendon.

diese Weise der König seinen Zweck, eine bedeutende Summe für den schottischen Krieg zu erhalten, verfehlt hatte, ward das Parlament am 3. Mai 1640 wieder entlassen, und Karl suchte aufs neue Geld von den Reichen zu erheben, was auch sein Vater oft gethan hatte.

Es wäre ermüdend, alle die Mittel und Wege anzugeben, wie König Karl Anlehen von Privatleuten, reichen Hofbeamten, Pairs und Kaufleuten theils erbettelte, theils auf ungesetzliche Weise erheben ließ. Er war so glücklich, in Zeit von drei Wochen eine Summe von hunderttausend Pfund aufzubringen, mit der er seine Milizen und geworbenen Leute bezahlen konnte. Mit diesen Truppen und mit dem aufgebotenen Heerbann des Adels oder den sogenannten Cavalieren zog er dann an die schottische Grenze. Zu seinem Unglücke war er, sowie sein Freund Strafford, der einzige Mann, welcher den Umständen gewachsen war, von Verräthern oder doch von solchen Leuten umgeben, denen die bestehende Verfassung lieber war, als die Person des Königs. Die gefährlichsten Feinde waren vorerst nicht die biederen, tüchtigen, heftig tobenden pietistischen Republikaner, die sich offen aussprachen, sondern die heuchelnden und schmeichelnden Aristokraten und solche Männer wie der Staats-Secretär Vane, welcher Strafford's Verderben suchte, oder wie dessen Sohn, der jüngere Vane, der ein wüthender Gegner des Königthums war. Karl hatte außerdem den Grafen Essex und zwei andere Pairs, welche im vorigen Jahre an der Spitze des Heeres gewesen waren, dadurch gekränkt, daß er sie nicht wieder zu Führern ernannte, sondern sein Heer dem Grafen von Northumberland übergab. Dieser hatte den General Conway zur Seite, welcher zwar das Militär-Wesen gut verstand, sich aber weniger um den Krieg, als um seine sinnlichen Vergnügungen bekümmerte. Als Northumberland erkrankte, ernannte daher der König, welcher selbst das höchste Commando führte, den Grafen Strafford zum Oberbefehlshaber des gegen die Schotten bestimmten englischen Heeres. Strafford hatte, ehe er im vorigen Jahre aus Irland zurückgekehrt war, vom dortigen Parlament eine Beisteuer erlangt und ein Heer gebildet, welches er unter dem Herzoge von Ormond in Irland zurück ließ. Er ward unglücklicher Weise, als er zum Heere reiste, durch Unpäßlichkeit aufgehalten, und in dieser Zwischenzeit ließ Conway sich von den Schotten überfallen und schlagen. Die Letzteren nämlich, welche unter Lesley jetzt dem englischen

Heere an innerer Stärke weit überlegen und schon im Juli über den Grenzfluß Tweed gesetzt waren, erfochten am 28. August, als Conway ihnen den Übergang über die Tyne streitig machen wollten, einen entscheidenden Sieg. Sie besetzten in Folge desselben die beiden nördlichen Grafschaften von England und behaupteten dieselben vorerst auch. Daß schon vor ihrem Einrücken in England viele schottischen Edelleute mit einer Anzahl englischer Pairs in enger Verbindung gestanden hatten, scheint uns aus einigen Stellen von Clarendon's Erzählung hervorzugehen; ob ihnen aber Lord Saville eine Einladung im Namen der Grafen Essex, Bedford und Holland, der Lords Mandeville, Say und Seale, der Ritter Pym und Hampden und vieler anderer Mitglieder des Unterhauses hatte zugehen lassen, mag unentschieden bleiben. Nach dem Siege an der Tyne wurde das schottische Hauptquartier nach Newcastle verlegt; die Engländer aber zogen nach Durham, wo endlich Strafford bei ihnen eintraf. Dieser wurde, da die Cavaliere sich gegen ihn als einen Absolutisten aufgebracht zeigten, in die Nothwendigkeit versetzt, auch Durham dem Feinde zu überlassen und nach York zurückzuweichen, wohin auch der König kam. Die Schotten ihrerseits knüpften, um die Hülfsquellen des Königs durch Zaudern zu erschöpfen, Unterhandlungen an, welche kein Ende nahmen.

In diesem Augenblicke wurde am Rande einer Revolution dem Könige von den um ihn versammelten Herren eine Maßregel angerathen, die ganz derjenigen ähnlich war, welche die französische Regierung im Jahre 1788 ergriff. Da nämlich der König kein Parlament berufen zu dürfen glaubte, so machten jene Herren ihm den Vorschlag, auf die schon seit mehreren Jahrhunderten unterlassene Einberufung einer Pairs-Versammlung zurückzukommen. Karl nahm diesen Rath an und berief die Pairs auf den September nach York. Dort erfolgte dann das, was bei der allgemeinen Spaltung, bei den am Hofe und unter allen Ständen herrschenden Kabalen und bei der Unzufriedenheit des Volkes mit den Vertrauten des Königs, besonders mit Laud und Strafford, im Voraus zu erwarten gewesen war: man drang nämlich auf die Berufung eines Parlaments. Der König war durchaus nicht geneigt, einen solchen Entschluß zu fassen; allein im Gedränge zwischen den Schotten und seinen englischen Pairs und ganz außer Stande, ohne Parlament

sein Heer zu unterhalten und zu recrutiren, sah er sich zu dem Versprechen genöthigt, auf den Anfang des November ein Parlament nach Westminster zu berufen. Dieser Schritt brachte die Dinge in eine solche Lage, daß jetzt das Königthum nur durch Festigkeit und vor allem Andern durch die Aufrechthaltung des Mannes gerettet werden konnte, welcher allein in einem constitutionellen Staate dem Volke mit Verstand zu trotzen verstand, und schon vorher in Irland das königliche Ansehen gegen die Schreier im Parlament mit unerschrockenem Muthe und mit Glück vertheidigt hatte. Ob Strafford's Maßregeln recht und gut gewesen wären und auf die Dauer genutzt haben würden, gebührt uns hier nicht zu untersuchen; wir bleiben aber dabei stehen, daß Strafford für den Augenblick der einzige Mann war, welcher den Sturm hätte beschwören oder wenigstens das Staatsschiff während desselben hätte leiten können. Ein Umstand, welcher die dem Könige drohende Gefahr noch vermehrte, ereignete sich gerade in dem Augenblicke, als das zur unglücklichsten Stunde berufene Parlament sich versammelte. Karl hatte nämlich den Syndikus (recorder) der Stadt London Gardiner zum Sprecher des Hauses ausersehen, und erfuhr erst im Augenblicke der Eröffnung des Parlaments, daß dieser nirgends gewählt sei. Er ernannte daher den an dessen Stelle erwählten Lenthal; dieser war aber ein Mann von ganz gewöhnlichen Fähigkeiten und, wie die Juristen oft sind, ebenso geneigt, das Recht als das Unrecht durch seine Gutachten zu fördern.

Noch vor der Eröffnung des Parlaments hatte eine Anzahl der in York versammelten Pairs, welchen die in England bestehende aristokratisch-plutokratische Regierung besser schien, als die monarchische, dafür gesorgt, daß dem Könige die Hände gebunden würden. Dies war im September dadurch geschehen, daß jene Pairs sich mit den Rädelsführern der mehr religiösen als politischen Radikalen Schottland's in Verbindung gesetzt hatten. Die Letzteren waren nämlich unter der Bedingung, daß sie die Grafschaften Northumberland und Durham besetzt halten dürften, auf eine Unterhandlung eingegangen, bei welcher die englischen Pairs die Vermitteler waren; und diese hatten dabei die Verpflichtung übernommen, während des dreimonatlichen Waffenstillstandes den Schotten eine Summe von vierzigtausend Pfund monatlich zu zahlen und, damit der König seine Einwilligung dazu ertheile, ihm zweimalhunderttausend Pfund, die

sie in London aufnehmen ließen, für sein Heer zu geben, welches er sonst hätte entlassen müssen. Die Berathung über die Aussöhnung der Schotten mit ihrem Könige wurde zu Rippon zwischen sechszehn Bevollmächtigten der in York versammelten Pairs und acht schottischen Commissären gepflogen. Wenn wir die Ersteren einzeln aufführten, so würde schon das bloße Namensverzeichniß beweisen, daß Alles darauf berechnet war, die beiden einzigen Minister zu verderben, welche den König bei dem ihm von schottischen und englischen Puritanern drohenden Sturm hätten retten können.

Als nachher am 3. November 1640 das sogenannte lange Parlament, in welchem der Achselträger Lenthal den Vorsitz hatte, seine Sitzungen begann, und als die in Rippon absichtlich in die Länge gezogenen Conferenzen kein Resultat hatten und nach London verlegt wurden, zeigte sich sogleich, daß die Mehrzahl der Parlaments-Mitglieder aus Puritanern oder mit anderen Worten aus frömmelnden, fanatischen Calvinisten von der Gattung der Knox und Seinesgleichen bestehe. Schon durch seine ersten Schritte gab sich das Parlament als eine ganz radikale Versammlung zu erkennen, welche nicht blos von Calvin's wüthender Unduldsamkeit, sondern auch von dessen Republikanismus beseelt sei. Dabei läßt sich allerdings nicht leugnen, und selbst Lord Clarendon gesteht es ein, daß dieselben Männer, welche gar nicht ahnten, wie sehr sie von Essex, Holland, Bedford und Mandeville, die mit den schottischen Commissären conspirirt hatten, als Werkzeuge gebraucht wurden, christliche, tüchtige, wackere Männer waren *). Sie glaubten, die Welt könne theologisch geformt werden, wie die französische National-Versammlung von 1789 glaubte, es sei möglich, sie nach Montesquieu's oder Rousseau's Philosophie zu regieren. Clarendon meint, das im November 1640 versammelte Parlament sei zahlreicher besetzt gewesen, als man hätte erwarten sollen, es

---

*) They were, sagt Clarendon, men of reserved and dark natures, of great industry and address, and of much reputation for probity and integrity of life, and who trusted none but those, who were contented to be trusted to that degree, as they were willing to trust them without being inquisitive into more, than they were ready to communicate, and for the rest depended upon their discretion and judgement.

habe aber auf den, der es betrachtet habe, einen melancholischen und betrübenden Eindruck (a sad and a melancholic aspect) gemacht.

In der That zeigte sich sogleich eine künstlich erregte Gährung in London, wo durch demagogische Mittel die Wahl des Stadt-Syndikus Gardiner zum Parlaments-Gliede verhindert und der König, wie wir bereits bemerkt haben, genöthigt worden war, einen Juristen ohne Gewicht, ohne Ansehen und ohne Festigkeit zum Sprecher zu bestellen. Pym griff gleich anfangs in einer heftigen Rede nicht allein die Regierung, gegen welche er nicht ganz Unrecht haben mochte, sondern ganz besonders den Grafen Strafford an, den einzigen Mann in England, welcher der drohenden Gewalt hätte Gewalt mit Verstand entgegensetzen können. Dieser Mann mußte ganz vernichtet werden, wenn Pym und seine Genossen ihre Grille von einem Gottesreiche unter Geldleuten verwirklichen sollten. Sie fingen es, wie dergleichen fromme Leute pflegen, recht pfiffig an. Die Schotten in Newcastle wurden förmlich unterhalten, bis eine Übereinkunft getroffen sei; diese ward aber Monate lang verzögert und unterdessen des Königs Heer gar nicht oder sehr schlecht bezahlt, so daß der König stets im Gedränge blieb. Außerdem wurde sein einziger treuer Rathgeber vom Unterhause beim Oberhause förmlich angeklagt. Die unversöhnlichen Feinde Strafford's, deren Freund und Genosse er früher gewesen war, setzten im Unterhause die Anklage durch (that he might be impeached for high-treason). Dies geschah mit solcher Übereilung, daß das Haus nicht einmal nach Lord Falkland's Vorschlag die einzelnen Punkte, deren man den Grafen im geheimen Ausschusse beschuldigt hatte, discutirte, sondern auf den bloßen Bericht des Ausschusses hin die Anklage beschloß. Ein zweiter Schritt zum Umsturz des Bestehenden folgte unmittelbar auf diesen ersten. Strafford, welcher wegen einer Unpäßlichkeit nicht ins Oberhaus gegangen war, eilte sogleich dahin, als er erfuhr, daß Pym vor den Schranken erscheinen werde, um ihn zu verklagen. Sobald sich Pym von den Schranken zurückgezogen hatte, vergaßen Strafford's Feinde allen Ernst und Anstand, der ihnen als obersten Richtern des Reiches gebührte, indem sie mit lautem, unanständigem Geschrei forderten, daß Strafford sich aus dem Hause entfernen solle. Nur mit Mühe konnte er das, was man ihm durchaus nicht versagen durfte, erlangen, daß er nämlich

von seinem Sitze im Hause aus sich über Pym's Rede aussprechen dürfe. Nichts desto weniger ward er gleich darauf als Angeklagter dem Thürsteher des Hauses zu freier Haft auf so lange übergeben, bis die Deputirten des Unterhauses zur Debatte über die einzelnen Punkte erschienen, worauf er dann in Kriminal-Haft kam. Ein dritter revolutionärer Schritt war, daß das Unterhaus alle diejenigen, die sich etwa für den König oder für Strafford hätten erklären können, aus seiner Mitte ausschloß, um an ihre Stelle Leute wählen zu lassen, welche der Revolution zugethan waren. Der hierüber gemachte Beschluß ist so gefaßt, daß die Puritaner dadurch einen recht weiten Spielraum erhielten *). Sie benahmen sich dabei auf dieselbe Weise, wie fast alle Versammlungen von Revolutions-Männern in unseren Zeiten sich benommen haben; denn der König machte ihnen, ohne daß sie ein Wort darauf erwidern konnten, den Vorwurf, sie hätten freilich alle Leute, welche behülflich gewesen wären, Geld zu schaffen, aus ihrer Mitte gestoßen, dagegen aber sich wohl gehütet, Sir Henry Mildmay und Lorenz Whitaker auszustoßen, die doch bei den Gewaltmaßregeln am geschäftigsten gewesen wären (had been engaged most scandalously in those pressures). Dies habe, setzte er hinzu, offenbar darin seinen Grund, weil die Letzteren nachher auf eine sehr anstößige Weise (most scandalously) gegen den König gearbeitet hätten. Schon vorher hatten Pym und Genossen das Volk durch einen Triumph-Zug, welcher den vom letzten Parlament grausam verurtheilten Fanatikern Bastwick, Prynne und Burton als Märtyrern bereitet worden war, auf dieselbe Weise erhitzt, wie später die Jakobiner in Paris ihre Mitbürger durch den Triumph-Zug der zu den Galeeren verurtheilten Schweizer den Hof erbitterten.

Strafford hatte vorausgesehen, daß seine Feinde ihn verderben würden. Er hatte daher, ehe er vom Kriegsschauplatze nach London ging, den König dringend gebeten, ihn beim Heere zu lassen, weil er ihm da nützlich sein könne, während er als Mitglied des Parlaments seine und des Königs Lage bedenklicher machen müsse. Der König hatte ihn aber beredet, zu kommen, weil er, so lange

*) That no person, how lawfully and regularly however chosen and returned, should be and sit as a membre with them, who had been a party or favourer of any project, or who had been emksoyed in any illegal commission.

er König von England bleibe, ihn schützen könne. Hierauf hatten Strafford's politische Feinde (das Unterhaus) ihn angeklagt, und seine persönliche Feinde, welche im Oberhause mächtig waren und mit den Schotten conspirirten, waren seine Richter geworden. Um jedermann abzuschrecken, sich seiner anzunehmen, ward durch drohende Parlaments-Acten über alle königlich Gesinnten Schrecken verbreitet. Alle diejenigen, welche als Sheriffs sich zur Erhebung des Schiffsgeldes hatten gebrauchen lassen, sowie die königlichen Statthalter (lords lieutenants) in den Grafschaften und ihre Stellvertreter (deputies), also alle angesehenen Männer in England wurden wegen ihrer Gefälligkeit gegen die Regierung mit Verfolgung bedroht. Alle, welche an den Schritten der Sternkammer, der hohen Commission und des geheimen Rathes den entferntesten Antheil genommen oder ein Urtheil dieser Behörden entweder ausgeführt oder auch nur gebilligt hatten, wurden für Leute erklärt, welche des Hochverrathes verdächtig seien und deshalb vor Gericht gestellt werden müßten. Da das System, welches jetzt erst als verbrecherisch bezeichnet wurde, eine lange Zeit hindurch unter Jakob und Karl befolgt worden war, so konnten unzählige Menschen durch die zur Herrschaft gelangten Rabulisten vor Gericht gezogen werden. Daß, als man soweit ging, auch der Erzbischof Laud nicht vergessen wurde, versteht sich um so mehr, als er Strafford's Freund und absolutistischer Genosse war. Er wurde gleich diesem im Unterhause des Hochverrathes schuldig erklärt und seine Anklage beschlossen. Auf diese Weise entzog man dem Könige auch Laud's Rath und Beistand, nachdem vorher alle seine anderen Rathgeber geschreckt worden waren; denn er mußte natürlich den Erzbischof alsbald aus seinem Rathe entfernen. Die einzelnen Eingriffe in die Rechte, welche der König bisher besessen und geübt hatte, sowie die stürmischen Angriffe auf die anglikanischen Bischöfe und auf die römischen Katholiken erwähnen wir hier nicht. Dagegen darf nicht übergangen werden, daß besonders die Königin ein Gegenstand der Beschwerden war, und daß man, damit ihre Mutter Maria von Medicis aus England abreisen könne, für diese zehntausend Pfund als Reisegeld bewilligte.

Mit den Schotten, welche noch immer den Norden England's besetzt hielten, ward von Monat zu Monat eine neue Übereinkunft

getroffen, und man setzte bedeutende Summen für sie aus, damit der König, von ihnen bedroht, sich dem fügen müsse, was im Parlament Republikaner wie Pym, Hampden und der jüngere Vane zur Erschütterung des monarchischen Princips in Vorschlag brachten. Schon am Ende des Jahres 1640 war das Parlament zu einem revolutionären Klubb geworden, vor welchem der König bebte, und des Letzteren Freunde, Minister und Rathgeber wurden zum Auswandern genöthigt, wie denn der Secretär Windebank, der Lord Siegelbewahrer Finch und Andere nach Holland flohen. Aller verständigen Rathgeber beraubt und von allen Seiten mit ärgerlichen Petitionen bestürmt, ließ sich König Karl, obgleich er viel fester und entschlossener war, als Ludwig XVI., doch wie dieser (durch den Marquis von Hamilton) bereden, ein liberales Ministerium zu bestellen, dessen Vorschlägen er, auch wenn sie gut gewesen wären, bei seinem monarchischen Sinne unmöglich das Ohr leihen konnte. Ende Februar 1641 nahm Karl in sein Ministerium Männer wie Essex, Bedford, Bristol, Hertford, Warwick, Kimbolton, Mandeville, Say und Saville auf, welche Strafford als den Mann haßten, der der englischen Constitution die Form der französischen unter Richelieu geben wollte. Daß Strafford dieses Ziel verfolgt hatte, scheint uns aus seinen Briefen hervorzugehen, und Hallam und Macaulay (History of England T. I. p. 88) haben es zum Theil mit seinen eigenen Worten bewiesen. Historisch wahr mag dies sein; kriminell war es aber doch nur in einem geringeren Grade, wie man aus den achtundzwanzig Anklage-Artikeln sieht, welche Strafford's Feinde während der Zeit ausgrübelten, als er in harter Haft gehalten wurde. Keiner dieser Artikel enthielt für sich etwas, was nach englischem Rechte ein Todesverbrechen war. Um daher auf die Todesstrafe antragen zu können, mußten jene liberalen Herren zu einem Mittel greifen, dessen nur Tyrannen und Despoten sich nicht schämen, zu dem sogenannten Cumuliren. Man sagte nämlich, wenn auch keiner der einzelnen Punkte ein des Todes würdiges Verbrechen wäre, so seien es doch alle Punkte zusammengenommen. Daher hat denn auch sogar der Führer und Vertheidiger des englischen Liberalismus im achtzehnten Jahrhundert, der Redner Karl Fox, in seiner Einleitung zur Geschichte Jakob's II. (p. 10) die ganze Art, wie man mit Strafford verfuhr, misbilligt, obgleich er diesen einen schweren

Verbrecher nennt. Der Hauptpunkt war und blieb, daß Strafford in der Sternkammer und in der hohen Commission einen Platz eingenommen habe, was doch zu der Zeit, als er es that, niemand für ein Verbrechen halten konnte.

Das Parlament vertraute damals sogar die von ihm decretirten Gelder dem Könige nicht mehr an, sondern ernannte Commissäre, welche dieselben im Auftrage des Volkes verwenden sollten. Auf allen Kanzeln ward gegen die Bischöfe gepredigt und die Königin gescholten, die sich nicht mehr für sicher im Lande hielt. Pym und Hampden erhielten Anstellungen *). Unter diesen Umständen war vorauszusehen, daß der Proceß gegen Strafford eine üble Wendung nehmen werde, und der König war thöricht genug, sich einreden zu lassen, daß er den Grafen retten könne, wenn er denjenigen Beschlüssen des Parlaments seine Zustimmung gebe, welche die bisherige Verfassung zu Gunsten der liberalen Partei umänderten. Er stand von der Erhebung des Tonnage und Poundage ab. Er willigte ein, daß alle drei Jahre ein Parlament gehalten werden müsse. Er gestand sogar zu, daß, wenn der König das Parlament nicht berufe, der Kanzler und zwölf Pairs, ohne ihn zu fragen, den Berufungsbefehl (writ) erlassen dürften, weil schon seit Eduard's III. Zeit jährliche Parlamente gesetzlich waren, aber gleichwohl nicht berufen wurden. Auch darein willigte der König, daß kein Parlament aufgelöst werden könne, bevor es nicht mindestens fünfzig Tage versammelt gewesen sei. Dies Alles diente nur dazu, die Macht und das Ansehen einer Versammlung zu vermehren, welche aus reichen und im Aufwühlen der Leidenschaften des großen Haufens geübten Männern bestand, von einigen wenigen sehr tüchtigen, aber auch sehr egoistischen Leuten gelenkt ward und, seit sie den armen Schotten Summen aus der englischen Staatskasse zufließen ließ, ganz innig mit den nach London gerufenen aristokratischen Häuptern der demokratischen Rebellen Schottland's in Verbindung war. Am Anfange des März 1641, als der Proceß gegen Strafford begonnen werden

---

*) It may be wondered at, sagt Clarendon, that so prodigious an alteration should be made in so short a time and the crown fallen so low, that it could neither support itself and its own majesty nor them who would appear faithful to it.

sollte, ließ man auch noch eine Deputation des irländische Parlaments nach England kommen, welche, obgleich sie aus Katholiken bestand, sehr freundlich aufgenommen ward, weil sie den Grafen wegen seines in Irland geübten Despotismus anklagte.

Am 22. März begann der Proceß vor den Pairs. Das ganze Unterhaus war bei demselben anwesend, und dreizehn Glieder desselben traten als Redner auf, welche die gegen Strafford vorgebrachten achtundzwanzig Artikel einzeln ausführten. Hauptsache war, daß Strafford in der hohen Commission und in der Sternkammer gesessen und in Irland ein Heer gegen England gerüstet habe. Man machte den Sir George Ratcliff ausdrücklich zum Mitschuldigen, damit derselbe nicht von Strafford als Entlastungszeuge gebraucht werden könne. Von den gegen ihn aufgestellten Zeugen ward keiner beeidigt. Nachdem der Proceß fast drei Wochen lang auf gerichtlichem Wege betrieben worden war, erkannten die furchtbaren Juristen, welche gegen Strafford aufgetreten waren, daß sie auf diesem Wege nicht durchdringen würden, weil, wenn sie auch alle Thatsachen (matter of fact) begründen könnten, es doch schwer sei, den Beweis zu führen, daß viele kleine Vergehen dem Gesetze zufolge Ein großes machten (die matter of law). Sie beschlossen daher, den Angeklagten, nach einer Clausel (salvo) von Eduard's III. Hochverrathsgesetze, durch ein förmliches Gesetz (bill of attainder) zu verurtheilen, wie unter Heinrich VIII. sehr oft geschehen war *). Gegen dieses Vorhaben erhob sich sogar Selden, indem er bewies, daß die Clausel Eduard's III. später widerrufen worden sei. Man nahm aber darauf ebenso wenig Rücksicht, als auf die Weigerung des Oberhauses, welches, nachdem die Verhandlung über die Thatsache (matter of fact) beendigt war, nicht auch die über ihre Gesetzlichkeit oder Ungesetzlichkeit (matter of law) vornehmen wollte. Hampden machte den Robespierre. Er setzte beim Unterhause den

*) Die Clausel bestimmte, daß König und Parlament festsetzen könnten, was verrätherisch sei und was nicht, sowie daß, wenn das Unterhaus durch eine bill of attainder etwas für Hochverrath erklärt habe, die Lords ratificiren, die Bill approbiren und ihr gemäß urtheilen müßten. Übrigens findet man den ganzen merkwürdigen Proceß Strafford's ausführlich in den State trials vol. III col. 1462 sqq., wo auch die letzte Rede des Grafen Strafford wörtlich eingerückt ist.

Beschluß durch, daß ein völliger Bruch zwischen beiden Häusern eintreten werde, wenn man nicht einwillige, nach der Clausel in Eduard's III. Gesetze zu verfahren. Bei der Abstimmung über das Hochverrathsgesetz, welche Sonntag den 2. Mai vorgenommen ward, ließ das Unterhaus sich dadurch einschüchtern, daß über sechstausend mit Knitteln bewaffnete Menschen das Sitzungsgebäude umgaben. Nichtsdestoweniger sprachen sich von zweihundert Mitgliedern vierundfünfzig oder nach Clarendon neunundfünfzig gegen das Gesetz aus, und Selden erklärte dasselbe geradezu für eine gänzliche Verletzung des Rechtes. Die Republikaner benutzten dies, um durch ein neues revolutionäres Mittel ihre Absicht zu erreichen. Sie ließen nämlich die Namen aller derer, welche gegen das Gesetz gestimmt hatten, überall anschlagen und als Straffordianer bezeichnen, worauf dieselben ihres Lebens nicht mehr sicher waren.

Der König ließ sich durch Lord Say verleiden, einen persönlichen Schritt zu thun, durch welchen die Pairs abgehalten werden sollten, dem Gesetzesvorschlage des Unterhauses ihre Zustimmung zu geben. Dieser Schritt konnte, wie voraus zu sehen war, keinen anderen Erfolg haben, als daß die im Unterhause herrschenden Republikaner aufs höchste erbittert wurden. Deshalb hatte auch Strafford auf die Nachricht vom Vorhaben des Königs seinen Bruder an diesen geschickt und ihn bitten lassen, von einem solchen Entschlusse abzustehen; Lord Say hatte aber — wir vermuthen, aus boshafter Absicht — dem Könige die Sache so vorzustellen gewußt, daß der von ihm ertheilte Rath befolgt ward. Dem Statthalter des Tower wollte der König hundert loyale Soldaten schicken; dieser ließ aber dieselben ebenso wenig zu, als er ein Geschenk von zweiundzwanzigtausend Pfund annahm, welches ihm geboten wurde, wenn er Strafford entweichen lasse. Auch die Bischöfe erfuhren schon bei Gelegenheit des Strafford'schen Processes, daß das Unterhaus bereits eine calvinistische Republik bilde. Sie wurden nämlich nicht nur, wobei man sich auf das kanonische Recht stützen konnte, nicht als Blutrichter zugelassen, sondern es ward auch das Gesetz in Vorschlag gebracht, daß die Bischöfe gar nicht mehr im Unterhause sitzen sollten, und man erstaunte sehr, als dieses Gesetz bei der zweiten Lesung durchfiel. Der König begab sich, noch ehe die vom Unterhause genehmigte Bill an das Oberhaus gebracht worden war, in den Sitzungssaal der Pairs,

ließ das Unterhaus rufen und hielt dann eine Rede folgenden Inhalts: „Strafford habe ihm nie gerathen eine willkürliche Regierung einzurichten. Derselbe würde, wenn er dies gethan hätte, der verdienten Strafe nicht entgangen sein, da er (der König) kein Narr oder Tyrann sei, welcher so etwas unternehmen könne. Auch habe Strafford nie das irländische Heer nach England herüber führen wollen. Fehler und Irrthümer habe sich derselbe zu Schulden kommen lassen. Dies werde er bestrafen; aber er könne, da Strafford keinen Verrath begangen habe, seine Zustimmung nicht dazu geben, daß ein Unschuldiger verurtheilt werde. Er rathe daher den beiden Häusern, einen andern Ausweg zu suchen, als einen verurtheilenden Ausspruch der Gesetzgebung (a bill of attainder)." Diese Rede rief einen allgemeinen Sturm hervor, so daß endlich das Unterhaus es für eine grobe Verletzung der National-Rechte erklärte, wenn der König von irgend etwas Notiz nehme, was im Parlamente vorgehe. Schon am 3. Mai waren, wie dies vor sechszig Jahren auch in Paris vorkam, die Straßen mit Menschen angefüllt, welche Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! schrieen und mit lauter Stimme erklärten, daß entweder Strafford oder der König das Leben verlieren müsse. Am 8. Mai, als es im Oberhause zur Abstimmung über die vom Unterhause angenommene Bill kam, waren von den achtzig Pairs, welche zu Gericht gesessen hatten, nur noch fünfundvierzig anwesend. Von diesen stimmten neunzehn für, sechsundzwanzig gegen Strafford.

Jetzt lag die Sache am Könige, ohne dessen Zustimmung das Urtheil nicht ausgeführt werden konnte. Karl erklärte noch am 9. Mai laut, daß er trotz des Tobens und Lärmens den Mann, der sich für ihn aufgeopfert habe, nicht preisgeben werde. Strafford schrieb hierauf einen Brief an den König, in welchem er ihn beschwor, um seinetwillen die Eintracht zwischen König und Volk nicht zu stören, sondern ihn aufzugeben. Hume leugnet, daß Strafford diesen Brief geschrieben habe; allein in den Staats-Processen (vol. III. col. 1817) werden gute Gründe für die Ächtheit desselben angegeben, und Lingard erwähnt gar nicht, daß diese bezweifelt worden sei. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte, der König wußte recht gut, daß er selbst verloren sein werde, wenn er seinen Freund und Minister aufgebe und einen zweiten Gesetzvorschlag, der ihm zu gleicher Zeit vorgelegt worden war, annehme. Vergebens bestürmten

ihn daher einen ganzen Tag hindurch Bischöfe und liberale Minister, seine Zustimmung zu geben. Erst um neun Uhr Abends ließ er sich bewegen, die beiden Gesetze zu unterschreiben, von welchen das eine Strafford's Todesurtheil war, das andere aber festsetzte, daß das gegenwärtige Parlament nur mit seiner eigenen Zustimmung vertagt oder entlassen werden dürfe. Selbst die herrschenden Demagogen mußten eingestehen, daß durch das letztere Gesetz der monarchische Theil der Constitution nicht weniger werde verletzt werden, als der demokratische Theil durch die Ausführung von Strafford's Anschlägen würde verletzt worden sein. Sie gaben aber vor, diese Maßregel sei unerläßlich, weil die reichen Leute, welche bisher das Geld zur Unterhaltung der Schotten und des königlichen Heeres hergegeben hätten, nichts mehr leihen würden, wenn sie nicht sicher wären, daß das Parlament und die von diesem decretirten Auflagen fortbeständen.

Der König machte noch einen letzten Versuch, den Grafen zu retten, und that zu dem Ende einen sehr unvorsichtigen Schritt. Er schickte nämlich den damals noch sehr jungen Prinzen von Wales mit einem Briefe an die Pairs, um zu fragen, ob es denn nicht auf irgend eine Weise möglich sei, sein Recht der Erlassung oder Milderung von Strafen geltend zu machen. Auch diese persönliche Verwendung war vergeblich, und hatte noch dazu den Nachtheil, daß sie der Würde des Königs Eintrag that und die Republikaner dreister machte. Strafford mußte am 12. Mai das Schaffot besteigen. Er zeigte sich bei seiner Hinrichtung würdig und groß, wie er sich in der letzten Rede, die er an seine Richter hielt, als einen der größten Redner und Denker gezeigt hatte. Die Art seines Benehmens und die erhabenen Reden Strafford's, als er ein Opfer der pietistischen Wühler im Unterhause und der liberalen Ehrgeizigen im Oberhause ward, findet man ausführlich in den Staats-Processen (Th. III. am Ende) angegeben. — Laud blieb einstweilen noch verschont. Dagegen wurden durch ein Gesetz die Sternkammer und die hohe Commission ganz abgeschafft. Der König, welcher dem Herkommen nach seine Zustimmung verweigern durfte, ohne die Verfassung zu verletzen, widersetzte sich vergebens diesem Gesetze.

4. Weiterer Verlauf der englischen Revolution bis zu der Zeit, als das Parlaments-Heer in die Gewalt der Independenten kam (1645).

Das sogenannte lange Parlament glich dem französischen Convent. Wir glauben es demselben schuldig zu sein, neben seinen revolutionären Gesetzen, welche später wieder aufgehoben wurden, auch diejenigen zu erwähnen, die man als wesentliche Verbesserungen der Constitution beibehielt. Zu jeder anderen Zeit würden diese gewiß nicht durchgegangen sein, weil entweder das Oberhaus oder der König die Zustimmung versagt hätten. Dahin rechnen wir die Abschaffung der hohen Commission und der Sternkammer, das Gesetz, daß wenigstens alle drei Jahre ein Parlament berufen werden müsse, und die Beschränkung des Misbrauches, welcher bisher trotz der Charta forestarum oder des Wälder-Privilegiums (s. Th. VII. S. 454) bei der Verwaltung der königlichen Jagd- und Forstrechte bestanden hatte. Auch das immer noch bestehende Recht, durch den Marktmeister (clerk of the market) allerlei für die königliche Haushaltung zu erpressen, ward aufgehoben und durch die Einrichtung ersetzt, daß das Nöthige durch die vom Volke gewählten Beamten besorgt werden müsse. Ferner wurde der König zur Aufhebung des so oft geübten Rechtes genöthigt, reichen Leuten die Ritterschaft aufzudringen, um sich für das ihnen ausgestellte Diplom Geld zahlen zu lassen. Ebenso ward dem Schiffsgelde ein Ende gemacht. Auch das Salpeter-Sieden und die Bereitung des Schießpulvers hörten auf ein Regal zu sein. Endlich mußte der König in Processen über Bergwerk-Sachen und in anderen gerichtlichen Händeln dem bisherigen Vorrechte der Krone entsagen. Dies Alles war eine Errungenschaft für das Volk, und beeinträchtigte die Krone nicht wesentlich; die pietistischen Demagogen blieben aber dabei nicht stehen. Sie ließen durch das Parlament denjenigen für einen Hochverräther erklären, welcher die in Irland geworbenen Truppen nach England herüber zu führen wage. Sie mischten also das Parlament, das sich vorher die Permanenz gesichert hatte, unmittelbar in die Verwaltung ein.

Der König seinerseits that im August 1641 einen Schritt, von welchem das Parlament ihn vergebens abzuhalten suchte. Da er

nämlich sah, daß die englischen Republikaner und die in London anwesenden schottischen Commissäre, welche einen Vergleich zu Stande bringen sollten, absichtlich nicht zum Schlusse kamen, so beschloß er die Unterhandlungen mit seinen Schotten selbst zu übernehmen und diesen Alles zuzugestehen, damit ihre Truppen den englischen Boden verlassen müßten, und dann auch das englische Heer nach Hause geschickt werden könne. Er reiste also am 10. August nach Schottland ab, wo er dann bis gegen den Schluß des November blieb. Das Parlament nahm von diesem Schritte des Königs Anlaß, die Regierungsgewalt einem Parlaments-Ausschusse zu übergeben und den König unter die Aufsicht Pym's und seiner Genossen zu stellen. Es wurde nämlich zuerst, als man endlich, um der Schotten entledigt zu sein, den Friedensabschluß mit ihnen sehr übereilt hatte, das englische Heer dadurch beruhigt, daß man ihm den rückständigen Sold auf die Zeit der Rückkehr des Königs aus Schottland versprach. Außerdem gab man aber auch dem Könige auf seiner Reise zwei Lords und vier Mitglieder des Unterhauses zur Seite, die ihn beobachten und an den Außschuß der beiden Häuser, welcher, während das Parlament Ferien hatte, die Verwaltung des Reiches führte, Berichte senden sollten. Der Graf von Essex ward auf Verlangen der beiden Häuser zum General-Stellvertreter des Königs im Lande diesseit des Trent-Flusses ernannt. Auch ließ das Parlament eine besondere Garde für sich aufstellen. Anfangs hatte man die Absicht gehabt, während der Abwesenheit des Königs die Sitzungen beider Häuser fortzusetzen und durch den König einen Bevollmächtigten bestellen zu lassen, welcher im Namen desselben den Gesetzen die nöthige Zustimmung ertheile; die Juristen hatten aber bewiesen, daß solche Gesetze ungültig sein würden. Clarendon sagt außerdem, es wären nach des Königs Abreise nur hundert Pairs und zwanzig Mitglieder des Unterhauses zurückgeblieben. Diese verminderten sich sogar alsbald noch mehr, so daß man schon am 9. September rathsam fand, die Plenar-Sitzungen bis zum 20. Oktober zu vertagen und einen Ausschuß jedes Hauses zu bestellen, welcher wöchentlich zwei Sitzungen halten und über Staatssachen berathen sollte. Dies nennt Clarendon mit Recht einen unerhört revolutionären Schritt (irregularly, for the like had never been practised before). In jenem Ausschusse hatte Pym, bei denen aber,

welche den König begleiteten, Hampden das große Wort; dies ist genug gesagt.

Der König war über Newcastle, wo noch immer das schottische Heer lag, nach Schottland gereist. Er fand auch dort das Parlament durchaus abgeneigt, der republikanischen Stellung, die es bis dahin behauptet hatte, zu entsagen, und mußte daher, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, in Schottland ebenso, wie in England, ein Vorrecht der Krone nach dem anderen aufgeben. Man ließ ihm dort nicht einmal die freie Wahl seiner Räthe und Beamten, sondern zwang ihn, in Betreff derselben das Parlament zu befragen. Als er gegen drei schottische Große einen Gewaltstreich verüben wollte, ward im Anfang November der Zwist, welcher nur äußerlich beigelegt war, ärger als vorher. Um diese Zeit brach in Irland, wo Strafford die katholischen Einwohner mit eiserner Faust niedergehalten hatte, ein furchtbarer Aufstand aus, und viele tausend Menschen wurden durch die mörderische Hand der Eingeborenen, welche jeden Engländer als solchen und als Protestanten tödtlich haßten, grausam ermordet. Dieser Aufstand setzte das Parlament in die Lage, daß es entweder dem Könige ein bedeutendes Heer zur Unterdrückung desselben anvertrauen, oder den Verlust der Insel, auf welcher überall Raub, Mord und Verwirrung herrschten, befürchten mußte. Das Parlament war damals schon in zwei Parteien gespalten, weil ein großer Theil des Oberhauses mit der deutlichen Absicht des Unterhauses, eine pietistisch-demokratische Republik zu errichten, durchaus nicht übereinstimmen konnte. Der König überließ den Oberbefehl der von Strafford in Irland gesammelten Truppen dem Grafen von Ormond, und eilte aus Schottland nach London zurück, wo sich unterdessen das Parlament wieder versammelt hatte. Er fand, anstatt reiche Beisteuern zu einem Heereszuge gegen die irischen Rebellen zu erhalten, neue Beschwerden vor. Diese Beschwerden waren größtentheils ganz ungerechte; man war unzufrieden, daß der König nicht in die Bedrückung der englischen Katholiken willigen, sowie von einer Conspiration seiner Gemahlin gegen das Volk nichts wissen wollte.

Das ganze Reich befand sich in einer traurigen Lage. Verwirrung herrschte in England. Den Schotten hatte der König Alles, was sie forderten, zugestehen müssen, er zerfiel aber dessen ungeachtet

mit den dortigen Gegnern der Monarchie noch weit mehr, als vorher. Irland endlich stand überall in den Waffen und floß in Blut. Diese allgemeine Lage der Dinge glaubten die Leiter des englischen Parlaments zu einem neuen Angriffe auf das Königthum benutzen zu müssen. Zur Ausführung ward der 22. November 1641 gewählt. An diesem Tage wurde dem Parlament von einem Ausschusse eine dem Könige zu überreichende Remonstration vorgelegt, oder mit anderen Worten man stellte den Antrag, nicht mehr einzelne Forderungen und Beschwerden über diese und jene Verletzungen an den König zu bringen, sondern sich ganz im Allgemeinen darüber zu beschweren, daß Karl als König nicht die unduldsamen pietistisch-demokratischen Grundsätze des Parlaments befolge. Das, was die englischen Demokraten mit dieser Remonstration erreichen wollten, war ungefähr dasselbe, was später die Jakobiner der französischen Revolution mit ihrem appel au peuple bezweckten; denn die Leiter der Ersteren waren viel zu verständig, als daß sie gehofft hätten, den König bekehren zu können. Ihre Remonstration war blos darauf berechnet, den König als die einzige Ursache der gegenwärtigen unglücklichen Lage des Reiches zu bezeichnen. Sie gaben ohne Rücksicht darauf, daß seit dem August Alles abgestellt worden war, was zu ihren Beschwerden Veranlassung gegeben hatte, alle Fehler Karl's seit seiner Thronbesteigung ausführlich an, und erklärten dann, daß das Volk seine Regierung immer noch mit Furcht und Mistrauen betrachte. Alle Beschwerden, welche die Remonstration enthielt, waren so unnöthig und beleidigend, daß, als dieselbe zur Berathung und Beschlußnahme vorgelegt wurde, sogar in diesem fast ganz republikanischen Parlamente ein furchtbarer Lärm entstand, und daß die Remonstration erst nach einer vierzehnstündigen Debatte angenommen wurde, und zwar nur mit der geringen Mehrheit von acht Stimmen. Das Urtheil der verständigen Männer, welche ihre Meinung damals nicht laut äußern durften, hat Clarendon sehr gut ausgesprochen*). Übrigens glauben wir nicht mit Macaulay, so

*) The house did generally dislike it; many saying: That it was very unnecessary and unseasonable; unnecessary, all those grievances being already fully redressed and the liberty and property of the subject being as well secured for the future, as could possibly be done;

geistreich dieser auch immer die Sache betrachten mag, den 22. November als den Anfang des noch immer fortdauernden Kampfes zwischen den Whigs und Tories bezeichnen zu dürfen, da diese Benennungen jetzt durchaus keine Verschiedenheiten der Principien mehr bezeichnen.

Die Art, wie die Remonstration abgefaßt war, konnte nach den Maßregeln, welche das Parlament als Interims-Regierung während der Abwesenheit des Königs ergriffen hatte, nicht auffallend sein. Die parlamentarische Oligarchie hatte sich nämlich nicht nur mit einer Garde umgeben, sondern auch die Gelder des Staates in eine Kasse bringen lassen, welche der Verfügung des Königs entzogen war und von Commissären des Parlaments verwaltet wurde. Nach der Rückkunft des Königs traf dieselbe oligarchische Regierung, als sie den Bericht von den Mord-Scenen in Irland erhalten hatte, Anstalten, auch ohne den König die dortigen Katholiken mit Krieg zu überziehen. Das Parlament rüstete ein Heer aus und ernannte, ohne den König zu befragen, den Grafen von Leicester zum Oberanführer desselben. Diesem ward ein ebenfalls vom Parlament ernannter Kriegsrath zur Seite gegeben und die Ernennung aller Officiere überlassen. Auch in Hinsicht auf andere Gegenstände stellte die revolutionäre Partei im Unterhause einen heftigen Antrag nach dem anderen. Sie bestand namentlich darauf, daß die Bischöfe von allem Antheile an der Gesetzgebung ausgeschlossen werden müßten. Dies konnte zwar, so lange nur noch ein Schatten vom Oberhause übrig war, nicht durchgesetzt werden; die Demagogen wurden aber nicht müde, ihre heftigen Angriffe auf die Bischöfe immer wieder zu erneuern. Ferner wußten die Pietisten es einzurichten, daß jeder Verständige und Gemäßigte insultirt, bedroht und verfolgt wurde. Der König ließ zwar nach seiner Rückkehr aus Schottland Vieles wieder abstellen; er stand aber fast ganz allein, seit sich der General-Procurator St. John und der Staats-Secretair Vane der herrschenden

---

and unseasonable, after the king had greatified them, with granting every thing which they had desired of him, and after so long absence in the settling the disorders in an other kingdom, which he had happily composed, to bo welcomed now home with such a volume of reproaches, for what others had done amiss and which he had reformed.

Partei angeschlossen hatten. Außerdem konnte er bei seiner Vorstellung von Königthum und Fürstenrecht auch den gemäßigten und constitutionellen Männern, welche treu bei ihm ausharrten, nicht unbedingt trauen, und diese fanden es rathsam, sich zurückzuziehen. Karl's Lage glich daher völlig derjenigen, in welcher König Ludwig XVI. in Frankreich sich am Ende des Jahres 1791 befand. Der Letztere wurde von philosophischen, der Erstere von theologischen Schwärmern geängstigt, und London war 1641 ebenso fanatisirt, wie Paris 1791. Clarendon meint, der König hätte schon früher einen Pym, Hampden, Hollis und St. John auf dieselbe Weise gewinnen sollen, wie in neuerer Zeit ähnliche Männer von den Regierungen gewonnen worden sind, daran habe er aber zu spät gedacht.

Der König hatte gleich nach seiner Rückkehr Vane von seiner Stelle entfernt und auch die Garde abgeschafft, welche die Unruhestifter für beide Häuser, als wenn diese schon jetzt souverän wären, eingerichtet hatten. Dagegen konnte er seinem Gebote, daß den für die Ausübung der Religion bestehenden Gesetzen Folge geleistet werden solle, keinen Gehorsam verschaffen. Die Prediger der republikanischen Calvinisten in der Hauptstadt trieben das Toben gegen die Katholiken, gegen König und Königin und gegen die Bischöfe, welche im Parlamant bedroht und auf den Straßen insultirt wurden, endlich so weit, daß der König glaubte, den Unfug mit Gewalt niederschlagen zu müssen. Als Einleitung dazu entfernte er den Commandanten des Tower oder des Staatsgefängnisses, der sich in Strafford's Proceß sehr unmonarchisch gezeigt hatte, und setzte den Obersten Lunsford an dessen Stelle. Dies veranlaßte natürlich im Unterhause einen neuen heftigen Lärm, und Lunsford mußte nach wenigen Tagen die Stelle wieder niederlegen. Indessen waren damit die Schreier durchaus nicht zufrieden gestellt, weil der König nicht den von ihnen vorgeschlagenen Mann, sondern John Byron an Lunsford's Stelle zum Commandanten des Tower ernannte. Außerdem blieben beide Häuser wegen des vom Unterhause vorgeschlagenen Gesetzes, daß die Bischöfe vom Parlament ausgeschlossen werden sollten, immer noch in Streit. Auch ward der König bestürmt, die Garde, die er dem Parlamente entzogen hatte, wieder herzustellen. Er zeigte sich in Betreff des letzteren Punktes nachgiebig, beauftragte aber nicht, wie die unruhigen Köpfe es verlangten, ge-

dungene Soldaten, sondern angesehene Bürger mit der Bewachung des Parlaments. Dies wurde natürlich übel aufgenommen, und half die Auflösung aller bürgerlichen Ordnung, auf die es abgesehen war, vermehren und befördern. Es kam dahin, daß einst der Graf von Dorset als Statthalter von Middlesex der königlichen Schutzwache Befehl gab, auf einen andringenden Pöbelhaufen Feuer zu geben. Sein Befehl wurde freilich nicht ausgeführt, weil der feige Haufen zum großen Verdrusse der Republikaner, die sich seiner bedienten, eilig davon lief. Von diesem Augenblicke an war sowohl der Parlaments-Saal in Westminster, als des Königs Palast Whitehall stets von tobenden, gegen Bischöfe und Pairs schreienden Haufen umgeben, denen weder der Lordmayor noch die Sheriffs gewachsen waren; und wer unter die sogenannten Malignanten gerechnet wurde, war seines Lebens nicht mehr sicher. Der Erzbischof von York z. B. war am 27. December 1641 nahe daran, umgebracht zu werden, und nicht blos die Bischöfe und viele Pairs, sondern auch manche Mitglieder des Unterhauses mußten ihren Sitz aufgeben, weil sie, so oft sie sich ins Parlament begaben, in Todesgefahr waren. Um diese Zeit nahm Karl drei ruhige und verständige Männer, Falkland, Hyde und Colepepper, ins Kabinet, während das Parlament begann, alle Reichsgeschäfte an sich zu ziehen.

Der Erzbischof von York, ein Mann von heftigem Sinne, ließ sich durch die Gefahr, in welche er gekommen war, zu einem äußerst unvorsichtigen Schritte hinreißen. Er bewog nämlich am 29. December 1641 elf andere Bischöfe, dem Oberhause eine schriftliche Verwahrung zu übergeben, in welcher sie auf so lange, als sie gewaltsam gehindert würden, im Oberhause zu erscheinen, gegen alle vom Parlament zu fassenden Beschlüsse protestirten. Diese Verwahrung fand zwar im Oberhause viele Unterschriften, wurde aber vom Unterhause, als sie demselben zugesandt worden war, schon nach einer halben Stunde mit der Erklärung zurückgeschickt, daß man alle diejenigen, welche die Protestation unterschrieben hätten, des Hochverrathes anklagen werde. Auch wurden in der That sogleich alle zwölf Bischöfe verhaftet (30. December). Sie blieben mehrere Monate lang im Tower, bis endlich das Gesetz durchging, daß alle Bischöfe von der Theilnahme am Parlament ausgeschlossen seien.

Die Verhaftung und Anklage der zwölf Bischöfe erbitterte den König, welchen dieser Streit unmittelbar gar nicht berührte, und bewog auch ihn zu einem unüberlegten Schritte, der Alles verdarb und die Veranlassung eines bürgerlichen Krieges wurde. Die Bischöfe waren nämlich kaum in Haft genommen worden, als der König die Nachricht erhielt, daß dieselben Leute, welche dies bewirkt hatten, daran dächten, auch seine Gemahlin beim Oberhause des Hochverrathes anzuklagen. Die Demagogen unter den Parlaments-Rednern waren in jenem Augenblicke, wo sie zur Durchsetzung ihrer republikanischen Zwecke Alles wagten, eines solchen Schrittes allerdings fähig; der König hatte aber, wie uns scheint, keinen positiven Beweis in Händen, daß sie ihn wirklich zu thun beschlossen hatten. Nichtsdestoweniger ließ er sich vier Tage nach der Verhaftung der Bischöfe zu einem äußerst gewagten Verfahren hinreißen, welches nur den Erfolg hatte, daß seine Feinde das, was sie wünschten, auf einem anderen Wege erreichten. Am 3. Januar 1642 erschien nämlich auf Befehl des Königs, als beide Häuser versammelt waren, ganz unerwartet der General-Advokat vor den Schranken des Oberhauses, um Lord Kimbolton, ein Mitglied des Oberhauses, und die Deputirten Denzil Hollis, Sir Arthur Haslerig, Pym, Hampden und Strode des Hochverrathes zu beschuldigen und ihre Verhaftung zu fordern. Daß er kein Gehör finden werde, war vorauszusehen gewesen. Der König hatte daher auch einen seiner Boten beauftragt, sich in das Unterhaus zu begeben und die genannten fünf Mitglieder desselben in Haft zu nehmen. Diesem Boten wurde jedoch der Zugang zum Parlamente versagt. Jetzt erlaubte sich der König am folgenden Tage den unerhörten Schritt, daß er selbst von zwei- bis dreihundert Soldaten begleitet sich ins Parlament begab, um seinen Willen auf militärische Weise geltend zu machen. Er ließ die Soldaten im Vorsaal sich aufstellen, und trat dann von seinem Neffen, dem Pfalzgrafen Ruprecht (s. Th. XIV. S. 420 f.), begleitet, in das Sitzungszimmer ein. Hier stand sogleich der Sprecher des Hauses auf, und der König nahm dessen Platz ein. Es würde jetzt eine ärgerliche Scene erfolgt sein, wenn nicht die Angeklagten durch ihre Bekannten am Hofe von dem, was der König zu thun willens war, benachrichtigt gewesen wären und sich deshalb vorher aus dem Hause entfernt hätten. Der König sah sich vergebens nach ihnen um, und

fragte den Sprecher, wo sie wären. Dieser erwiderte ihm, daß er sie nicht sehe. Auf andere Fragen erhielt der König gar keine Antwort. Die ganze Versammlung gerieth aber in eine unruhige Bewegung. Endlich entstand ein dumpfes Gemurmel, und als der König sich entfernte, hörte man den Ausruf: „Privilegium! Privilegium!“ Noch am Abend desselben Tages begann das Parlament einen förmlichen Aufstand, indem es die heftigsten Beschlüsse faßte. Da der König auf seinem Vorsatze, die Angeklagten selbst in Haft zu nehmen, beharrte, so suchte das Parlament sich durch eine Verbindung mit dem Londoner Stadtrathe gegen die monarchische Gewalt zu sichern. Es vertagte sich auf eine Woche, und setzte einen Ausschuß ein, welcher seinen Sitz im Stadthause nahm. Dagegen suchte der König den Stadtrath durch Schmeichelei für sich zu gewinnen. Er begab sich persönlich in dessen Mitte, redete freundlich mit jedem Einzelnen, besonders mit zweien, von denen er wußte, daß sie ihm abgeneigt waren, bat sich sogar bei dem einen derselben zu Tische und speiste auch bei ihm. Als er jedoch wieder in seinen Palast zurückfuhr, wurde er in den Straßen nicht nur mit dem Zurufe: „Parlaments-Privilegium! Parlaments-Privilegium!“ verfolgt, sondern man warf ihm auch, da in jenen Zeiten Alles biblisch sein mußte, Zettel mit dem Bibel-Worte: „Zu deinen Zelten, Israel!“ als Verkündigung des Abfalles von ihm in den Wagen. Karl blieb bei seinem Vorsatze, obgleich tobende Volkshaufen beständig die Straßen füllten. Er erließ sogar eine Proclamation, in welcher jedermann aufgefordert ward, die von ihm des Hochverrathes angeklagten Parlaments-Mitglieder zur Haft zu bringen. Der Ausschuß des Parlaments dagegen machte Anstalten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und wurde dabei von dem Londoner Gemeinderath, sowie von der ganzen Volksmasse der Stadt unterstützt. Er stellte sogar eine förmliche Untersuchung gegen den König an, und hörte Zeugen gegen ihn ab.

Am 11. Januar trat das Parlament wieder zusammen, und die frommen Demagogen hatten für diesen Tag dieselben Anstalten getroffen, welche die gottlosen Girondisten in Paris für den 10. August 1792 trafen. Die vom Könige angeklagten Parlaments-Mitglieder begaben sich nämlich an jenem Tage in Procession in das Sitzungsgebäude. Sie zogen triumphirend an Karl's Wohnung in White-

hall vorbei, welche dieser jedoch damals schon mit dem Schlosse von Hamptoncourt vertauscht hatte. Sie fuhren in Booten auf der Themse von einigen tausend Seesoldaten umgeben, sowie von Stadtsoldaten (trained bands) geleitet, welche an den beiden Ufern des Flusses herzogen und acht Kanonen mit sich schleppten. Außerdem hatte Hampden, Cromwell's Freund, aber ebenso fein, als dieser grob war, aus der Grafschaft Buckinghamshire, deren Vertreter er war, angeblich zu seinem persönlichen Schutze viertausend handfeste Männer kommen lassen, welche ihn und seine Collegen beim Aussteigen empfingen. Wir halten uns nicht bei der Untersuchung auf, ob an dem vollständigen Bruche zwischen König und Volk, zu welchem es jetzt gekommen war, der König oder das Parlament mehr Schuld hatte; denn Beide sündigten, und Beide verfehlten ihr Ziel. Daß übrigens der König nicht, wie seine Vertheidiger oft sagen, von seiner Gemahlin und seinen Hofleuten zu den Gewaltthätigkeiten getrieben ward, dafür bürgt sein männlicher Sinn, welcher mit Ludwig's XVI. Weichheit und Weiblichkeit nicht zu vergleichen ist.

Die Männer, welche damals das unverständige Betragen des Königs und den Widerwillen gegen monarchische Gewalt, den sie selbst im Volke künstlich erregt hatten, zu ihrem und ihrer Familien Vortheile benutzten, und die jetzt das ganze Leben umfassende aristokratische Herrschaft in England begründeten, wollten keine eigentliche Demokratie, weil sie sahen, daß diese unmöglich sei. Gelang es ihnen aber, den König durch den Schrecken vor der aufgeregten Volksmasse zur Annahme der von ihnen gemachten Verfassungsänderungen zu bringen, so stand eine Republik der Reichen und Frommen da, und sie selbst waren und blieben die Häupter derselben. Diese Leute nannte die Welt nachher ebenso, wie die von Rhetoren und dichterischen Seelen aller Zeiten gepriesenen römischen Senatoren, Väter des Volkes. Sie decretirten damals, während das Oberhaus seine Ohnmacht fühlte, in aller Eile, daß der König ohne Zustimmung des Parlaments keine Minister oder Beamten mehr ernennen dürfe; sie entzogen ihm außerdem den Oberbefehl über die Kriegsmacht. Was blieb ihm daher vom Königthum noch übrig? Am 14. Februar mußte endlich das Oberhaus auch darin nachgeben, daß die Bischöfe von der Theilnahme an der Gesetzgebung ausgeschlossen werden sollten. Schon vorher hatte der auf dem Stadt-

hause sitzende Parlaments-Ausschuß, in Verbindung mit dem Gemeinderath der Stadt, für die Errichtung eines eigenen, von der Altstadt London geworbenen Parlaments-Heeres gesorgt, welches aus gedienten Leuten bestand und dem königlichen Heere entgegengesetzt wurde. An die Spitze dieser Parlaments-Truppen ward ein Kriegsmann von Handwerk, Skippon, gestellt, welcher von unten auf gedient, sich in Holland ausgezeichnet und den Rang eines Hauptmannes erlangt hatte. Man ertheilte ihm jetzt den prächtigen Titel eines Generals der Altstadt London (Major-general of the militia of the city of London).

So weit folgte der König den Parlaments-Beschlüssen, die ihn ganz unmerklich aller eigentlichen Macht beraubten; der nächste Schritt der revolutionären Partei war aber von der Art, daß Karl unmöglich auf ihn eingehen konnte. Nach uraltem Brauche ernennt der König oder gegenwärtig das jedesmalige Ministerium die Statthalter (lieutenants) der Grafschaften, welche zugleich Commandanten der Landwehr sind. Jetzt verlangte das Parlament nicht blos das Recht, die Statthalter zu ernennen, sondern diese sollten auch nur von ihm Befehle annehmen und durch den König nicht früher als nach zwei Jahren entfernt werden dürfen. Darin war von selbst enthalten, daß auch die Commandanten der sämmtlichen, von der Landwehr zu vertheidigenden Festungen des Reiches vom Parlamente ernannt würden. Die Rechtfertigung dieses Verfahrens gegen den König findet man bei Macaulay, welcher der Zeit huldigt und von der Zeit gekrönt ist; wir enthalten uns jedes Urtheiles und berichten nur. Die Weigerung des Königs, den letzten revolutionären Beschlüssen des Parlaments seine Zustimmung zu geben, ward das Signal zu Kriegsrüstungen. Die Stadt London ließ den Tower genau beobachten; der Statthalter von Portsmouth erhielt die Warnung, von niemand als vom Parlament Befehle anzunehmen; der Herzog von Newcastle ward, als der König ihn nach Hull, wo ein großes Kriegs-Magazin war, schicken wollte, unter dem Vorwande in London zurückgehalten, daß er seinen Sitz im Oberhause einnehmen müsse; das Parlament schickte statt seiner Sir John Hotham als Commandanten nach Hull; und dieser verweigerte schon im April dem Könige den Eintritt in diese Stadt.

Mit den Zugeständnissen, welche der König in dieser Zeit gewährte, war es ihm schwerlich ernst, weil sein ganzes Betragen

unstreitig jesuitisch war. Seine frommen Gegner hatten ihm jedoch nichts vorzuwerfen; denn die Gründe, welche sie vorbrachten, waren pietistisch-sophistisch, und die Mittel, die sie gebrauchten, waren nicht besser, als die des Königs. Karl hoffte auf Hülfe, welche ihm seine Gemahlin, die im Januar auf den Continent gegangen war, von Frankreich und seine mit Prinz Wilhelm II. von Oranien vermählte Tochter Maria aus Holland verschaffen würden. Er selbst begab sich von Hamptoncourt nach Windsor und von da in den Norden von England, sammelte ein Heer von sogenannten Cavalieren oder von solchen Leuten, die sich unter uns jetzt Conservative nennen, und rief seine Anhänger im Parlamente zu sich. Von diesen erschienen zweiunddreißig Pairs und mehr als sechszig Mitglieder des Unterhauses, welche dann gewissermaßen ein dem Londoner Parlamente entgegengesetztes Parlament bildeten. Mitte Juli 1642 brach Karl endlich ganz mit dem triumphirenden, jetzt schon ganz republikanischen Parlament, und zog gegen das Heer desselben zu Felde. Die Bürgerschaft von London war es keineswegs zufrieden, daß ihre Miliz gegen den König gebraucht werden sollte; sie behauptete, daß die Londoner Miliz stets nur unter ihren eigenen Befehlen gestanden habe, und protestirte gegen die Verwandlung derselben in ein Parlaments-Heer. Sie erhielt jedoch eine schnöde Antwort, der Lordmayor wie der Stadt-Syndikus (recorder) wurden abgesetzt, und der Gemeinderath der Stadt ganz umgestaltet. Auch die Einwohner der Grafschaft Kent bewirkten, als sie eine Petition gegen die Errichtung eines Heeres an das Parlament sandten, nichts Anderes, als daß dieses erklärte, jeder, welcher künftig dergleichen Petitionen einschicke, werde als Feind des Vaterlandes betrachtet und behandelt werden. Zugleich ward gegen alle diejenigen, die sich als Anhänger des Königs zeigten, mit revolutionärer Strenge verfahren.

Der König war mit seinen Anhängern übler daran, als das Parlament mit dem Volke; denn er durfte nicht wie das Parlament terroristische Maßregeln anwenden, und doch konnten die vornehmen Leute, welche ihn umgaben, sich nicht wohl an das Lagerleben gewöhnen. Andererseits bestand zwar das Oberhaus damals selten aus mehr als sechszehn Mitgliedern; gerade dadurch wurden aber Leute wie Pym und Hampden im Unterhause ebenso mächtig, als

vor sechszig Jahren Robespierre und Genossen im französischen Convent waren. Unter diesen Umständen würde gleich nach der Bildung eines Parlaments-Heeres Alles beendigt gewesen sein, wenn entschlossene Demokraten wie diejenigen, welche von London aus das Reich regierten, den Oberbefehl der Truppen erhalten hätten. Allein an die Spitze des Parlaments-Heeres wurden zum Glück für den König Graf Essex und andere liberale Mitglieder des Oberhauses gestellt, welche den biblisch-demokratischen Ideen des Unterhauses durchaus nicht huldigten, und deshalb ebenso wenig entscheidende Siege ihres Heeres als des königlichen wünschten. Indessen unterschrieben die Glieder des zusammengeschwundenen Parlaments insgesammt die Kriegserklärung gegen den König, wodurch sie offen aussprachen, daß der König seinen Eid gebrochen habe, und daß sie mit ihrem Heere und für die Parlaments-Beschlüsse leben und sterben wollten. Zu gleicher Zeit ließen die Leiter der ganzen Bewegung, wie wir dies in Frankreich und neulich auch in Deutschland gesehen haben, aus den Orten, in welchen sie Einfluß hatten, einen Sturm von Petitionen kommen. Der König war, weil der Süden von England ganz gegen ihn war, nach York gegangen und sammelte dort eine Kriegsmacht. Der Adel und was man damals noch den Hinterbann nannte, wurde für das königliche Heer aufgeboten; Karl's Freunde liehen ihm Geld; seine Gemahlin versetzte, um Geld für Werbungen zu erhalten, ihren Schmuck in Holland; der Prinz von Oranien und der König von Frankreich versprachen Hülfe. Dagegen stand aber die Flotte unter dem Oberbefehle eines Anhängers des Parlaments, und der König mit seiner Gemahlin befand sich auch aus dem Grunde in der größten Verlegenheit *), weil ganz Irland im Aufstande war und die Schotten nicht nur noch immer

*) Both their majesties were reduced to so great wants, sagt Clarendon, that the queen was compelled to coin or sell her chamber-plate for the supply of her most necessary occassions, there being no money in the Exchequer or in the power of the ministers of the revenue; the officers of the customs, out of which the allowance for the weekly support of their majesties household had been made, being enjoined by the house of commons, not to issue out any money without their particular consent and approbation.

in ihren seitherigen Standorten lagen, sondern auch von den Engländern dafür bezahlt wurden.

Von Ende Juli 1642 an ward zwischen dem Könige und dem Londoner Parlament, nachdem Beide fast anderthalb Jahre lang unterhandelt und Schriften gewechselt hatten, offener Krieg geführt. Bei diesem Kriege war der damalige Statthalter von Holland, Friedrich Heinrich von Oranien, ebensowenig, wie vorher beim Streite des Königs mit den Schotten, im Stande, den Schwiegervater seines Sohnes zu unterstützen; er mußte vielmehr sogar zusehen, wie die republikanischen Stände von Holland den schottischen und englischen Republikanern auf jede Weise beistanden. Den Oberbefehl über das königliche Heer erhielt der Graf von Lindsay; die Reiterei führte der bekannte Neffe des Königs, Prinz Ruprecht von der Pfalz, der sich aber nur als tapferer Rittersmann, nicht als Feldherr auszeichnete. Wir folgen dem Gange des ausbrechenden Bürgerkrieges nicht im Einzelnen, und erwähnen bis auf die Zeit, wo das Parlaments-Heer ganz neu organisirt wurde, nur einiger Vorfälle, welche aus irgend einem besonderen Grunde Bedeutung haben.

Das königliche Heer bestand im August und September 1642 fast blos aus Freiwilligen, und auch von diesen fand sich anfangs nur eine so kleine Zahl ein, daß der König durch neue Unterhandlungen mit dem Parlamente Zeit zu gewinnen suchen mußte, um noch vor dem Beginn der Feindseligkeiten seine wenigen Kanonen und die Truppen, die in Wales, York und Lancaster für ihn geworben wurden, sich zuführen zu lassen. Da Essex trotz seiner Geschicklichkeit und Kriegserfahrung mit dem Angriffe zögerte, so gelang es dem Könige, welchem die Universität Oxford das reiche Silbergeschirr aller Collegien überlassen hatte, sein Heer nach und nach bis auf vierzehntausend Mann zu vermehren. Er fand sich daher bald stark genug, um seinen Marsch gegen London richten zu können, zumal da auch die allgemeine Stimmung sich geändert zu haben schien, seitdem während der letzten Unterhandlungen selbst die billigsten Vorschläge des Königs kein Gehör gefunden hatten. Graf Essex folgte bei diesem Marsche dem königlichen Heere auf dem Fuße nach. Er ereilte es gegen Ende Oktober's bei Edgehill, und es kam hier zu einem Treffen, in welchem Essex geschlagen worden wäre, wenn nicht Pfalzgraf Ruprecht einen groben Fehler

gemacht hätte. Rupprecht hatte nämlich die feindliche Reiterei geworfen, diese aber nachher allzu hitzig verfolgt und darüber das Fußvolk im Stich gelassen, welches dann, von seinen Reitern verlassen, geschlagen wurde. Das erste Treffen dieses Bürgerkrieges wurde daher als unentschieden angesehen; denn beide Theile hatten Vortheile erlangt, und beide rühmten sich des Sieges. Der König nahm, wie es uns scheint, den Ruhm des Sieges mit mehr Recht in Anspruch als Graf Essex, weil gleich nachher sein Heer die von tausend Mann besetzt gehaltene Stadt Banbury einnahm, und Essex nicht im Stande war, den Marsch der königlichen Truppen nach Oxford aufzuhalten.

Von Oxford aus streiften die königlichen Reiter bis in die Umgegend von London. Nachher ward aufs neue bis zum April 1643 über eine neue Aussöhnung unterhandelt; es war aber offenbar keinem von beiden Theilen recht ernst damit. Der Krieg breitete sich bald über alle Theile des Reiches aus. Die ganz ungeübten und aus ungebildeten Fanatikern bestehenden Truppen des Parlaments, deren Officiere keine Erfahrungen hatten, bedurften zuerst längerer Zeit, bis sie eigentliche Soldaten wurden. Übertritte ihrer Officiere zum königlichen Heere waren damals nicht selten. Ein Fall dieser Art führte am 18. Juni 1643 den Tod Hampden's herbei, welcher als Reiter-Oberst am Kriege Theil nahm. Als nämlich ein Officier des Parlaments-Heeres übergegangen war und die Stellung der Parlaments-Truppen den Königlichen verrathen hatte, überfiel Rupprecht die Letzteren bei Chalgrowe, und tödtete viele derselben, unter ihnen auch Hampden, der sich als Gemeiner in Reihe und Glied gestellt hatte. Die Parlaments-Partei verlor in diesem einen Mann, der in jeder Beziehung zu ihren tüchtigsten Leitern gehört hatte. Gleich darauf mußte der Graf von Essex sich etwas zurückziehen. Dem königlichen Heere führte zwar im Winter die Königin, welche aus Holland zurückkehrte, eine Zahl von tüchtigen geworbenen Reitern und Fußgängern, sowie auch neues Geschütz zu; es wurde aber zugleich auch die künftige Niederlage Karl's dadurch vorbereitet, daß das Parlament den Lord Fairfax, dessen Adjutant der zum Heuchler, zum Regenten und zum Feldherrn geborene Oliver Cromwell war, an die Spitze seines Heeres im Norden stellte. Vorerst blieben indessen die Königlichen im Vortheil. Es wurde

sogar, als Prinz Ruprecht am 26. Juli 1643 Bristol erobert hatte und das königliche Heer gegen Glocester zog, dem Parlament angst, und die leitenden Männer sahen sich aufs neue nach den Schotten um. Wir müssen daher auf diese nochmals den Blick werfen.

Als die Schotten gegen ihren König die Waffen ergriffen hatten und unter Lesley in England eingebrochen waren, hatte sich bekanntlich (s. S. 50 f. u. 54) das Parlament mit ihnen abgefunden. Man hatte ihnen bestimmte Zahlungen gewährt, vorgeblich um sie von Gewaltthätigkeiten abzuhalten, eigentlich aber damit sie nöthigen Falls gegen den König gebraucht werden könnten. Als nachher der König auf einige Zeit nach Schottland reiste, opferte er die wesentlichen Rechte des Thrones den dortigen Pietisten und ihrer General-Versammlung. Das englische Parlament aber, welches damals noch ganz presbyterianisch war, und der Schotten bald wieder gegen den König zu bedürfen glaubte, knüpfte mit dem Parlament derselben eine enge Verbindung an, und nahm in den von ihm niedergesetzten Regierungs-Ausschuß schottische Commissäre auf. Zugleich wurden nicht nur die Unterhandlungen mit den Schotten absichtlich in die Länge gezogen, sondern man sorgte auch für ihre Truppen besser, als für das englische Heer. Als nämlich kein Grund mehr vorhanden war das schottische Heer auf Kosten England's zu unterhalten, ließ man dasselbe reichlich bezahlt nach Schottland zurückkehren; das englische Heer aber mußte sich damit begnügen, daß das Parlament ihm eine künftige Zahlung seines Soldes verbürgte. Das englische Parlament oder vielmehr die der königlichen und bischöflichen Regierung feindliche Partei in England sah damals ein, daß für ihre Zwecke vielleicht bald wieder der Schotten Gegenwart in England nöthig sein werde. Sie benutzte daher den Umstand, daß nach Irland Truppen geschickt werden mußten, um sich den Anführer der Schotten zu Dank zu verpflichten und zugleich eine innige Verbindung oder einen Covenant mit dem schottischen Volke abzuschließen, welches damals schon durch die Pietisten der sogenannten allgemeinen Versammlung republikanisch regiert wurde. Der König machte den Vorschlag, die Gräuel, welche die verbündeten Katholiken Irland's in drei Grafschaften der Insel gegen die Regierung und die Protestanten geübt hatten, durch einen blutigen Krieg zu rächen; das englische Parlament, welches noch weit mehr gegen

die Katholiken, als gegen den König erbittert war, gab seine Einwilligung dazu, und versorgte bei dieser Gelegenheit die schottischen Miethsoldaten. Lesley, welchen der König zum Grafen von Lewen ernannte, ward mit einem Heere seiner Veteranen nach Irland geschickt, und es zeigte sich nachher, was man gleich anfangs allgemein glaubte, daß dies nur darum geschehen war, weil man sich der schottischen Truppen später gegen den König bedienen wollte.

Der Letztere ward überall verrathen, und sein Charakter verdiente, wie es scheint, weder wahre noch treue Anhänger. Er suchte auf jede Weise seine Schotten zufrieden zu stellen, ohne daß es ihm jedoch gelang *). Er hatte stets eine Art von schottischem Kabinets-Rath, dem er von Allem, was er mit den Engländern verhandelte, Nachricht gab, und sein schottischer Kanzler war beständig um ihn. Man paßte ihm jedoch zu genau auf, um nicht zu wissen, daß er den Schotten ebenso wenig traue, als den Engländern. Die als Commission nach London gesendeten Schotten conspirirten daher fortdauernd mit ihren englischen Collegen. Doch konnten es dieselben lange nicht dahin bringen, daß König und Parlament sich zu einer förmlichen Einigung mit ihnen verstanden. Die Engländer widersetzten sich einer solchen Verbindung besonders der kirchlichen Einrichtungen wegen. Erst als 1643 der Bürgerkrieg eine bedenkliche Wendung nahm und es hieß, daß der Graf von Ormond mit seinem größtentheils aus Katholiken bestehenden Heere von Irland herüberziehen wolle, wurden die Engländer nachgiebiger. Sie waren indessen selbst damals noch durchaus nicht geneigt, so weit zu gehen, als die Schotten schon seit hundert Jahren gegangen waren. Daher ließ die schottische Assembly oder allgemeine Versammlung, welche in weltlichen und geistlichen Dingen mehr galt, als das Parlament, noch im Jahre 1643 eine Declaration ausgehen, in der es heißt: „Die Assembly wäre ganz über die Maßen betrübt und gedrückt (heavy), daß in so langer Zeit, gegen alle Versicherungen des

---

*) Clarendon ist mit Recht mit den Schotten unzufrieden. Er sagt: The Scots had no farther projects upon England, but meant to make their fortunes by a new conquest in Ireland, where they had a very great part of the province of Ulster planted by their own country.

Königs und des Parlaments, sowie gegen die vereinigten Wünsche und Gebete der Gottseligen (the godly) in beiden Reichen, die Religions-Reform, die ihr theuerer und werther sei, als das Theuerste, was sie auf Erden besitze, so langsamen Fortgang gehabt und die Unterhandlungen darüber so viele Unterbrechungen erfahren hätten." Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß die Schotten, als sie nach dem zuvor erwähnten Frieden England räumten, den Wunsch ausgesprochen hatten, daß man doch zwischen beiden Reichen über eine solche Einigkeit der Religion und eine solche Übereinstimmung des Kirchen-Regiments übereinkommen möge, welche als Hauptmittel der Einigkeit und des Friedens zwischen beiden Reichen dienen könne. Die Engländer waren wegen dieser Zumuthung unwillig, und wollten anfangs den Schotten Vorwürfe darüber machen, daß sie ihnen in englischen Angelegenheiten etwas vorschreiben wollten; sie bedachten sich aber bald eines Besseren und gaben nach. Die Schotten forderten damals schon, daß auch in der englischen Kirche das Episcopal-System abgeschafft werden solle, und der jüngere Heinrich Vane, welcher jetzt nach Edinburg geschickt wurde, um die Schotten zu einem zweiten Einfall in England zu bewegen, mußte in dieser Beziehung Zusagen machen, wenn er seinen Zweck erreichen wollte.

Von diesem Augenblicke an stand dem Covenant oder der unzertrennlichen Verbindung, welche zwischen England und Schottland zur Aufrechthaltung der Kirchenordnung und der Rechte des Parlaments geschlossen werden sollte, nichts mehr im Wege. Der Vertrag kam daher endlich am 17. September 1643 zu Stande, und die Schotten, welche seit der letzten Anwesenheit des Königs in Edinburg mit diesem ausgesöhnt waren, fügten auch dessen Namen hinzu. Sie erhielten damals zugleich eine Geldsumme, damit sie unter dem Vorwande, den Engländern gegen das Königthum und das Episcopal-System beizustehen, zwanzigtausend Mann nach England ziehen ließen. Übrigens hatte bei der Abschließung des Covenant Heinrich Vane als vollkommener Rabulist treffliche Dienste geleistet. Er hatte nämlich in dem Vertrags-Entwurfe Ausdrücke und Wendungen auf eine solche Weise geändert, daß vieles ganz Klare dunkel und vieles Bestimmte unbestimmt wurde, daß man also in der sicheren Aussicht, später der Erfüllung einzelner Artikel auszuweichen, den Vertrag

annehmen konnte. Wir übergehen viele Bestimmungen dieses Vertrages, die für England lästig und von den schlauen Schotten, welche die Umstände benutzten, eingeschoben worden waren. Wir bemerken nur, daß der Eid des Covenant in allen Besitzungen Sr. Majestät geleistet werden sollte, daß ein Ausschuß der Schotten stets neben dem geheimen Parlaments-Ausschuß zu Westminster Sitzung halten sollte, um ebenso nachdrücklich wie dieser den Krieg zu betreiben, und daß ohne die Einwilligung der Parlamente beider Reiche kein Friede mit dem Könige geschlossen werden sollte.

Die Katholiken Irland's, lauter Gaelen und Erbfeinde der Engländer, hatten eine Art von Förderativ-Republik gebildet, vier Heere in den Grafschaften Ulster, Leinster, Münster und Connaught aufgestellt und einen mörderischen Krieg geführt. Der König und das Parlament hatten deshalb Truppen unter Lesley gegen sie geschickt. Als jedoch gleich nachher der König aufs neue mit dem Parlamente zerfiel, fand Lesley es vortheilhafter, mit seinen Schotten nach England zurückzukehren und dem englischen Parlamente aufs neue Hülfe zu leisten. Der König ernannte hierauf den Grafen und nachherigen Herzog von Ormond, welcher ein Heer für ihn warb, zum Oberbefehlshaber in Irland, mit der unbedingten Vollmacht, alle Officiers-Stellen zu besetzen. Dieser fand sich vorerst mit den empörten Irländern ab, so daß der König fünf Regimenter sehr tüchtiger und geübter katholischer Irländer nach England kommen lassen konnte.

Gegen den Anfang des Jahres 1644 und im Laufe desselben erlangten die Truppen des Parlaments, welche aus dem niederen Volke geworben worden waren, nach und nach Übung, Abhärtung und Muth; dagegen waren die königlichen Truppen, welche größtentheils freiwillig dienten und aus den wohlhabenden Klassen genommen waren, nicht so leicht zu discipliniren. Die Officiere des Parlaments-Heeres waren allmälig zu höheren Stellen gelangt, und wurden von Leuten angeführt und unbedingt geleitet, welche die fanatische Religiosität, von der sie selbst erfüllt waren, auch ihren Untergebenen einflößten und nach und nach die Presbyterianer verdrängten. Diese Leute nannte man Independenten. Sie wollten Staat und Kirche blos mit Bibelsprüchen leiten, suchten in innerer Erbauung die unmittelbare Regierung Gottes, und verschmähten

jede andere kirchliche und weltliche Regierung. Sie kamen besonders seit der Zeit empor, als der König die kurz zuvor erwähnten irländischen Regimenter nach England hatte kommen lassen. Zu ihnen gehörte auch Oliver Cromwell. Dieser begann sowohl im Heere, als im Parlamente eine große Rolle zu spielen, seitdem Hampden im Kampfe geblieben und Pym an einer entsetzlichen Krankheit, der auch Sulla und Philipp II. erlegen sein sollen, gestorben war. Er war von dieser Zeit an die Seele alles dessen, was im Felde geschah, überließ aber alle bürgerlichen Angelegenheiten vorerst noch dem jüngeren Vane. Cromwell, der zum Feldherrn geboren war, kannte seine frommen Soldaten vollständig, und begeisterte sie durch Gebet und Predigt. Er verstand sich außerdem meisterhaft darauf, ein Heer zu organisiren, und beherrschte den wahrhaft frommen, wenig ehrgeizigen Fairfax, der ihm im Commando vorgesetzt war, ganz unbedingt.

Cromwell war, während Graf Essex noch den Oberbefehl der Hauptmacht des Parlaments hatte, mit Fairfax gegen die aus Irland herübergebrachten Regimenter ausgezogen, und trug im Januar 1644 wesentlich dazu bei, daß das Parlaments-Heer in einem Treffen bei Nantwich den Sieg erfocht. Dieses Treffen ist dadurch merkwürdig, daß es einem sehr tüchtigen königlichen Officier, dem General Monk, die Veranlassung gab, sich ebenso den englischen Republikanern zu verkaufen, wie er später die Republik dem Sohne Karl's I. verkaufte. Monk gerieth bei Nantwich in Gefangenschaft, und saß dann eine Zeitlang im Tower, erlangte aber nachher durch Cromwell die Freiheit wieder, und wurde von diesem zu den wichtigsten Geschäften gebraucht.

Zu derselben Zeit, als die königlichen Truppen bei Nantwich geschlagen worden waren, hatte der König seine Anhänger in beiden Häusern nach Oxford berufen und aus ihnen ein Gegen-Parlament gebildet. Andererseits wurde das Parlaments-Heer durch die königlichen Truppen aufgehalten, welche dem Namen nach der noch junge Thronfolger (Karl II.), in Wirklichkeit aber Pfalzgraf Ruprecht befehligte. Hätte der Letztere mehr Fähigkeiten besessen, so würde er die Feinde seines Oheims im März leicht haben schlagen können, weil Graf Essex, welcher mit den Independenten sehr unzufrieden war und den König nicht ganz sinken lassen wollte, zuerst jeder

Entscheidung auswich und sich dann bei Shrewsbury überfallen ließ. Essex wußte sich bei dieser Gelegenheit dem Prinzen Ruprecht zu entziehen und auf den Höhen eine vortheilhafte Stellung zu nehmen. Der Kampf dauerte bis in die Nacht hinein, und beide Theile rühmten sich des Sieges, weil keiner von Beiden einen bedeutenden Verlust erlitten hatte. Doch war Graf Essex, als er gleich darauf über Reading nach London marschiren wollte, nicht im Stande, diese Stadt im Angesichte des Feindes zu erreichen. Er setzte freilich seinen Marsch bis über Reading hinaus unangegriffen fort, weil Ruprecht, der ihm mit seiner gesammten Reiterei und tausend Musketieren folgte, nicht eher einen Angriff machte, als bis das ganze parlamentarische Heer die Defilé's bei Newbury erreicht hatte. Der Prinz war zwar auch bei dieser Gelegenheit nicht im Stande, das Heer des Grafen Essex zu vernichten; er brachte ihm aber doch einen großen Verlust bei, und Essex, welcher nachher London erreichte, konnte den Prinzen nicht hindern, die Stadt Reading zu besetzen.

Trotz der Vortheile, welche Prinz Ruprecht und der Marquis von Newcastle, der im Norden mit den Schotten kämfte, damals errangen, verlor der König, wie Clarendon mit Recht bemerkt, in diesem Kriege stets mehr, als er gewann. Seine Truppen, welche aus Leuten der Ritterschaft und der Mittelklasse bestanden, waren schwer oder gar nicht zu recrutiren, während das Parlament sowohl durch Geld, als durch die Wirkung des Fanatismus sich leicht aus Proletariern und Handwerkern neue Soldaten verschaffte. Außerdem war in der Umgebung des Königs kein Mann, welcher ausgezeichnete Talente im Rathe oder im Felde bewiesen hätte, während Cromwell sich stets als großen Feldherrn und Staatsmann zeigte, was man bekanntlich auch ohne alle moralischen Eigenschaften sein kann. Endlich herrschten während der Monate April bis Juni unter Karl's Cavalieren Kabalen, Eifersüchteleien und kleinliche Leidenschaften der Höfe mit ihrer Eitelkeit ebenso sehr, wie an den größten Höfen, und lähmten jede Energie des Einzelnen, so daß in der Zeit, als der König in Oxford verweilte, viele Aristokraten diese Stadt verließen. Um dies im Einzelnen nachzuweisen, müßten wir einen großen Theil des siebenten Buches der Geschichte des ganz königlich gesinnten Lord Clarendon abschreiben.

Im März 1644 schlug Prinz Ruprecht die Feinde bei Newark, rückte hierauf in Chestershire und Lancashire ein, nahm Stockport, Bolton und Liverpool, und entsetzte die Burg von Latham, welche die Gräfin von Derby achtzehn Wochen lang tapfer vertheidigt hatte; er wurde aber am Ende Juni durch einen Befehl des Königs genöthigt, gegen die Truppen des Parlaments und der Schotten zu zu ziehen, welche York belagerten. Dies geschah zu der Zeit, als die Partei der Independenten (the ruling party) nach Clarendon's Urtheil deutlich erkannt hatte, daß sie mit der alt-parlamentarischen und presbyterianischen ganz brechen müsse, wenn sie in der That des Königthums entledigt sein wolle. Nicht blos Essex verlängerte sichtbar den Krieg, weil er den König als Gegengewicht gegen die Independenten gebrauchen wollte, sondern auch der eifrige Presbyterianer, den man an die Spitze eines Heeres brachte und von Essex unabhängig machte, durchschaute Cromwell's Absichten und arbeitete ihm entgegen. Dieser Presbyterianer war derselbe Lord Kimbolton oder, wie er jetzt hieß, Graf von Manchester, welchen der König, weil er ihm im Oberhause ebenso heftig entgegenwirkte, als Pym, Hollis und Andere im Unterhause, hatte anklagen und verhaften wollen (s. S. 68.). Er war, als man dem Grafen von Essex nicht mehr ganz traute, von einer in Essex, Cambridgeshire, Suffolk, Norfolk, Bedford und Huntington gebildeten Association zum Ober-General eines vom Grafen von Essex ganz unabhängigen Heeres ernannt worden, welches diese Association aufgestellt hatte. Da er aber ein eifriger Presbyterianer war, so sorgten die Independenten dafür, daß ihm Cromwell als Befehlshaber der Reiterei zur Seite gesetzt wurde, und dieser beförderte dann eine Anzahl von Leuten, welche schon vorher erklärt hatten, daß sie dem Könige nicht mehr dienen würden, zu Officieren. Beide Männer waren stets mit einander in Zwist. Nach den Beschlüssen der presbyterianischen Association hätte Manchester innerhalb der Grenzen der Association wohnen sollen, um dort Ordnung zu halten und Soldaten auszuheben. Da aber in einem Artikel des mit den Schotten abgeschlossenen Vertrages festgesetzt worden war, daß zu den schottischen Truppen, sobald sie in England einrückten, ein Heer stoßen sollte, so wurde Manchester beauftragt, dieses ihnen zuzuführen. Als die beiden Heere sich in Yorkshire vereinigten, bestand ein Ausschuß des

englischen und des schottischen Parlaments, welcher die Kriegsangelegenheiten zu leiten hatte. In diesem Ausschusse saß auch der jüngere Heinrich Vane, welcher damals noch ganz einig mit Oliver Cromwell und wie dieser republikanisch gesinnt war.

Manchester und die Schotten schlossen die königlichen Truppen unter dem Marquis von Newcastle in York enge ein. Zu gleicher Zeit wurde der König durch den Grafen Essex hart bedrängt. Der Letztere hatte in London sein ganz zerstreutes Heer wieder gesammelt und geordnet, und war dann gegen den König aufgebrochen, welcher damals sein Parlament in Oxford vom Frühjahr bis zum Oktober vertagte. Er beengte den König in Oxford und ängstigte ihn so sehr, daß dieser seine Gemahlin nach Exeter schickte, und sich selbst nur mit großer Mühe aus seiner bedrängten Lage herausziehen konnte. Unterdessen war der Marquis von Newcastle mit den sämmtlichen Truppen, die er an sich gezogen hatte, durch den Grafen von Manchester und die Schotten in York angegriffen worden. Er leistete mit großer Tapferkeit und Geschicklichkeit Widerstand, und versprach sogar dem Könige, daß er die Stadt noch sechs bis acht Wochen halten könne, wenn ihm bis dahin Hülfe gesandt werde. Der König befahl hierauf dem Prinzen Ruprecht, mit seinen Truppen nach dem Norden aufzubrechen und die Stadt York, in welche auch er selbst eilen wollte, um jeden Preis zu entsetzen. Dies führte dann endlich im Norden die Entscheidung herbei, welche man bis dahin im Süden und Westen vergebens gesucht hatte. Als nämlich Ruprecht gegen York heranzog, hoben Manchester und die Schotten die Belagerung der Stadt auf, und der Prinz ward in York mit großem Jauchzen als Befreier empfangen. Er hätte dort den König erwarten können und sollen, ließ sich aber wieder von seiner Heftigkeit und Hitze zu Fehlern verleiten. Er stürzte sich nämlich am 1. Juli 1646, ohne mit Newcastle vorher Rücksprache genommen zu haben, mit seiner Reiterei tollkühn auf die Schotten, welche fern vom englischen Heere aufgestellt waren. Es gelang ihm, die Schotten zurückzuwerfen, sie ganz zu zerstreuen und ihren General, den Grafen von Lewen (Lesley), gefangen zu nehmen; während er sie aber zehn englische Meilen weit verfolgte, griffen Fairfax und Cromwell mit ihrer Reiterei das königliche Fußvolk bei Marstonmoore an, schnitten dasselbe ganz von seinen auf die

Verfolgung erpichten Reitern ab und schlugen es, noch ehe der Prinz zurück kam, völlig. Trotz dieser Niederlage würde, nach Clarendon's Behauptung, die Sache des Königs noch nicht verloren gewesen sein, wenn nicht unmittelbar nachher Ruprecht und Newcastle jeder auf seine Weise ein unverzeihliches Versehen gemacht hätten*). Newcastle eilte nämlich, Alles preisgebend, an die See, bestieg ein Schiff und entfloh nach Hamburg; Prinz Ruprecht aber ließ die anderen Befehlshaber sorgen, wie sie konnten, und eilte nach Chester, ohne sich weiter um York zu bekümmern. Diese Stadt ward hierauf von den Schotten besetzt, welche gleich nachher auch die feste Stadt Newcastle einnahmen.

Die Ausschüsse der englischen und schottischen Covenanters schickten vergebens dem Grafen Essex drohende Befehle, jetzt den König anzugreifen und mit Einem Schlage den Krieg zu beendigen. Essex gehorchte nicht, sondern zog in den Westen. Er wurde, als er Cornwallis erreicht hatte, von London ganz abgeschnitten und durch die königlichen Truppen in seinem Rücken bedrängt. Einschiffen konnte er sich nicht, weil er, als er die Küste erreicht hatte, die erwartete Flotte nicht vorfand. Drei königliche Heere, das eine unter dem Könige selbst, das zweite unter einem jüngeren Neffen desselben, das dritte unter Sir Richard Grenville, standen dem Grafen Essex im Rücken und an den Seiten. Diese drängten ihn endlich an die äußerste Seeküste, wo er weder sich behaupten noch entfliehen konnte. Er rettete sich daher für seine eigene Person vermittelst eines Bootes nach Plymouth; sein Unter-General Skippon aber schloß am 1. September eine Capitulation mit den königlichen Truppen, in Folge deren er diesen seine Geschütze, Waffen und Munition überlieferte und auf königlichen Schiffen nach Portsmouth

---

*) Clarendon sagt mit Recht: The like was never done or heard or read of before, that two great generals, whereof one had still a good army left, his horse, by their not having performed their duty, remaining upon the matter entire, and much the greater part of his foot having retired into the town, the great execution having fallen upon the northern foot; and the other, having the absolute commission over the northern counties, and very many considerable places in them still remaining under his obedience, should both agree in nothing else but in leaving that good city and the whole country as a prey to the ennemy.

gebracht wurde. Dort ward ein neues Heer auf Kosten des Parlaments ausgerüstet.

Daß jetzt Essex und seine Presbyterianer, welche Cromwell schon vorher bei einer gelegentlichen Reise nach London, wiewohl vergebens, als verdächtig im Parlamente angeklagt hatte, der revolutionären Partei nachstehen mußten, war unvermeidlich. Doch geschah dies nicht sogleich. Die Truppen, welche das Parlament aufs neue aufstellen ließ, bestanden aus drei Heeren, von denen das eine durch Essex, das andere durch Manchester, das dritte durch Waller commandirt wurde. Sie unternahmen in den Monaten September bis December nichts, was hier erwähnt zu werden verdiente; denn die genannten Generale suchten als Presbyterianer die Entscheidung eher zu verzögern, als herbeizuführen. Der König seinerseits, dem es an Geld fehlte, wünschte eine Entscheidung im Felde, was man ihm später zum Verbrechen machte. Er ernannte, weil er eigensinnig war, seinen Neffen Ruprecht ungeachtet aller der Fehler, welche dieser gemacht hatte, zum Ober-Befehlshaber seines Heeres. Auf Seiten seiner Gegner gelang es endlich den Independenten, sich des Heeres zu bemächtigen. Diese fanatischen Schwärmer, welche bei jedem Frevel die Bibel im Munde führten, bewirkten nämlich einen Parlaments-Beschluß, nach welchem künftig niemand zugleich im Parlamente sitzen und eine Officier-Stelle sollte bekleiden dürfen, weil es, wie man heuchelnd sagte, unrecht sei, daß dieselben Leute immer am Ruder blieben und zugleich Staatsämter und Officiers-Stellen besäßen. Außer diesem Beschlusse, welcher nothwendiger Weise allen Gemäßigten verderblich werden mußte, wurde noch verordnet, daß das Heer ganz neu organisirt werden sollte. Da Cromwell und Vane, welche dies Alles betrieben und durchsetzten, im Parlament großen Einfluß hatten, und der Erstere durch seinen Einfluß auf den guten und schwachen Fairfax auch das Heer in seiner Gewalt hatte, so war vorauszusehen, daß die Stellen der abtretenden Officiere mit Independenten würden besetzt werden.

Dieser wichtige Schritt brachte die Verwaltung des Heeres und des Staates in die Hände der Independenten. Zu der Zeit, als man ihn zu thun beschloß, standen Oliver Cromwell und der Graf von Manchester, welchen die revolutionäre Partei dem Grafen Essex entgegengesetzt hatte, einander schon feindselig gegenüber, weil Beide

herrschen wollten und unter frömmelnde Reden Ehrgeiz und Hochmuth versteckten. Manchester sprach sich republikanisch-presbyterianisch aus; Cromwell redete verworren, dunkel, orakelnd, frömmelnd, betete und predigte unklar, dachte aber ganz klar wie ein Weltmann. Cromwell besaß nicht allein ausgezeichnete Geistesgaben, sondern er verstand auch, was Vielen schwer ist, dieselben bei der Menge geltend zu machen. Zur Durchsetzung der Maßregel, durch welche die bisherigen presbyterianischen Beamten und Ober-Officiere beseitigt werden sollten, verband sich Cromwell mit Heinrich Vane. Er begann damit, daß er und seine Freunde den beabsichtigten Sturm auf ihre presbyterianischen Collegen durch Reden und Beschlüsse voll Kirchlichkeit, Gottseligkeit und Zerknirschung vorbereiteten; denn es war schon ganz gewöhnlich, heilige Mittel zur Ausführung unheiliger Zwecke anzuwenden. Das Parlament ward nämlich bewogen, einen großen Fasttag auszuschreiben, damit, wie es in der frömmelnden Sprache (cant) hieß, zu dem großen Unternehmen Gott im Gebete gesucht und er, der ihnen allein aus ihrer (gottlosen) Verlegenheit helfen könne, um seinen Beistand angefleht werde. An dem Fasttage selbst brachte man gewohnter Weise acht bis zehn Stunden in der Kirche zu, wo dann die sogenannten prophetisirenden Geistlichen das Volk auf ähnliche Weise für die Vorschläge der leitenden Männer des Parlaments vorbereiteten, wie in unseren Tagen durch die Redner der politischen Klubb's zu geschehen pflegte. Die frommen Wühler schlossen mit dem Gebete: „daß Gott jetzt endlich selbst sein Werk in die Hände nehmen und seine heiligen Entwürfe dadurch zum Ziele bringen möge, daß er Andere, welche mehr von seinem Geiste erfüllt seien, als sie, in den Stand setze, das Begonnene zu vollenden."

Am folgenden Tage (9. December 1644) erklärte Heinrich Vane im Parlamente, daß das, was am Fasttage in den Kirchen vorgeschlagen worden, eine unmittelbare Eingebung Gottes gewesen sei. In einer künstlich verworrenen Rede machte er ferner darauf aufmerksam, daß es unpassend sei, daß so viele Leute zugleich als Parlaments-Glieder an der Regierung Antheil hätten und im Heere Officiers-Stellen bekleideten. Er stellte daher den Antrag: die Parlaments-Mitglieder sollten freiwillig ihre Stellen im Heere und in den Ausschüssen niederlegen, das Parlament selbst aber solle es für gesetzwidrig erklären, daß künftig irgend ein Mitglied des Parlaments

eine Stelle oder einen Oberbefehl im Heere und ein Amt oder eine Anstellung im Staate habe. Dieser Antrag wurde vom Unterhause angenommen, und man bestellte dann sogleich einen Ausschuß, welcher eine im Sinne desselben abgefaßte Verordnung oder, wie man es nannte, eine Acte freiwilliger Entsagung (self-denying act) entwerfen sollte. Die kleine Zahl von Mitgliedern, welche damals noch das Oberhaus bildete, erkannte sogleich, daß die nächste Folge dieser Acte die Aufhebung des Oberhauses sein werde. Sie verweigerte daher standhaft ihre Zustimmung, und that dies auch dann noch, als am 15. Januar 1645 das ganze Unterhaus sich in das Oberhaus verfügte, um auf die Zustimmung desselben zu dringen. Den Vorwand zu ihrer Weigerung entlehnten die Pairs daher, daß gerade jetzt eine gänzliche Umschaffung (a new model) des Heeres in Vorschlag sei, daß man also warten müsse, bis über dieselbe abgestimmt werden könne, wo dann auch sie ihre Zustimmung nicht verweigern würden.

Diese neue Einrichtung des Heeres, welche ein Meisterstück Cromwell's war, ward am 15. Februar 1645 von beiden Häusern angenommen. Unmittelbar darauf suchten die Schotten und andere Presbyterianer durch eine neue Selbstentsagungs-Acte sich Cromwell's zu entledigen; sie sahen sich aber, so schlau sie auch waren, gleich nachher von diesem betrogen. Um diese Zeit wurde die Universität Oxford und der ganze obere Klerus gleich den Katholiken auf alle Weise bedrängt und geängstigt. Auch der Erzbischof Laud, den man bis dahin zwar verfolgt, aber doch verschont hatte, ward jetzt als Hochverräther zum Tode verurtheilt und am 10. Januar 1645 hingerichtet. Das ganze Heer wurde nach demselben Muster eingerichtet, nach welchem Oliver Cromwell seiu Regiment eingerichtet hatte. Zum Oberbefehlshaber ward an Manchester's Stelle Fairfax, zum Nächsten nach ihm im Commando Skippon ernannt. Fairfax reichte alsbald eine dem Namen nach von ihm, in der That aber von Cromwell verfertigte Liste der neuen Officiere ein, durch welche alle Glieder des Oberhauses, die bisher im Heere gedient hatten, entlassen und durch Freunde Cromwell's, kräftige und verschlagene Fanatiker wie er, ersetzt wurden. Cromwell wußte es auch einzurichten, daß die Maßregel, welche alle höheren Officiere und die meisten Beamten traf, ihn nicht berührte, daß er also zugleich im Heere den Wühler und im Parlamente den Freund der

Ordnung spielen konnte. Er reiste nämlich unter dem Vorwande Abschied zu nehmen, zum Heere, ward von diesem bei der Fortsetzung des Krieges unentbehrlich gefunden, und erlangte nachher durch den Krieg eine größere Macht als das Parlament, weil Fairfax die Ruhe dem Kabaliren vorzog. Das Oberhaus hielt einige Monate lang gegen die Demokraten Stand, mußte aber endlich am 31. März der Selbstentsagungs-Acte seine Zustimmung geben. Von jetzt an hielten Leute, wie Ireton, Skippon, Vane, Haslerig, welche mit Cromwell verwandt oder doch vertraut waren, am Morgen Predigten, und commandirten am Nachmittage Compagnieen und Regimenter.

5. Die englische Revolution in den drei nächsten Jahren (1645—1647).

Die unerwartete Revolution, welche durch die Selbstentsagungs-Acte hervorgebracht ward, und den Independenten einen größeren Einfluß verschaffte, bewog die Presbyterianer, mit dem Könige, der sich damals noch in Oxford befand, neue Unterhandlungen anzuknüpfen. Es war nämlich jetzt klar, daß sowohl im Parlamente, als unter den Generalen keine innige Verbindung mehr zwischen den Independenten und Presbyterianern bestand, sowie daß Cromwell und seine Freunde ganz andere Absichten hatten, als die Grafen Essex und Manchester. Andererseits schien der König durch die letzten Ereignisse dahin gebracht zu sein, daß er sich bewogen fühlen werde, über viele Punkte nachzugeben, auf welchen er früher trotzig bestanden hatte. Freilich wollten die Presbyterianer, als sie noch einmal mit ihm zu unterhandeln beschlossen, in ihm eigentlich nur eine Stütze gegen die Independenten zu erhalten suchen. Es kam wirklich zu einem Kongresse, welcher zu Uxbridge gehalten wurde, und man legte dort dem Könige Ende Januar 1645 einen Vertrag vor; Karl wollte diesen aber nicht unbedingt annehmen. Es wurden deshalb schon nach zwanzig Tagen die Unterhandlungen wieder abgebrochen und der Krieg aufs neue begonnen. Der König war nämlich keineswegs gesonnen, ebenso in England, wie vorher in Schottland, die Rechte oder Anmaßungen aufzugeben, die er von einem, den Köni-

gen durch Gott selbst verliehenen absoluten Herrscherrechte herleitete. Für dieses absolute Königthum konnte er sich freilich mit einigem Rechte auf das Beispiel Heinrich's VII. und Heinrich's VIII., sowie der Königinnen Maria und Elisabeth berufen, welche trotz der englischen Constitution die ärgste monarchische Willkür geübt hatten. König Karl, welcher ebenso, wie am Ende des vorigen Jahrhunderts Ludwig XVI., vom Schicksale verfolgt ward, huldigte einer viel verderblicheren Theorie, als dieser; wir können ihm aber dessenungeachtet unsere Bewunderung nicht versagen, weil er ebenso männlich und kräftig handelte, als König Ludwig sich weibisch und schwach bewies. Übrigens machte der König, als die Unterhandlungen mit dem Parlamente wieder abgebrochen waren, den Katholiken Irland's Zugeständnisse, die er früher ihnen verweigert hatte. Er ertheilte nämlich jetzt dem Grafen von Ormond Auftrag und Vollmacht, den Irländern Alles zuzugestehen, was sie verlangen würden, wenn sie nur das Versprechen gäben, die königlichen Vorrechte anzuerkennen und die Güter der Protestanten zu schonen.

Eine sehr ungünstige Fügung des Schicksals war es für Karl, daß in demselben Augenblicke, als in England die Independenten ans Ruder kamen, die Hoffnung vereitelt ward, die er auf einen von den Bergschotten versprochenen Beistand gegründet hatte. Die Aussicht auf diese Hülfe war ihm gerade zu der Zeit eröffnet worden, als die Unterhandlungen in Uxbridge fruchtlos zu Ende gegangen waren. Damals hatte der schottische Baron Montrose, der sich bei Karl in Oxford befand und großen Anhang im Hochlande hatte, sich erboten, seine Landsleute für den König in den Kampf zu rufen. Er hatte zu diesem Zwecke einen anderen schottischen Feudal-Herrn, den Grafen von Antrim, mit dem er in Oxford bekannt geworden war, bewogen, sich mit ihm zu verbinden, um den Grafen von Argyle, welcher von der halb politischen, halb theologischen Volks-Regierung Schottland's als Statthalter dieses Reiches eingesetzt worden war, zu vertreiben und das königliche Ansehen wieder herzustellen. Beide Männer wollten zunächst die von ihnen ganz abhängigen Vasallen aufbieten, welche Antrim unter den nach Irland verpflanzten Schotten, Montrose im Hochlande selbst hatte. Mit einer Vollmacht des Königs versehen, traten Ende Juli 1644 Antrim an der Spitze seiner Irländer und Montrose mit seinen Bergschotten im Hoch-

lande auf. Sie besetzten im September Perth und Aberdeen, raubten und plünderten, wohin sie kamen, nach altem schottischen Brauche, zogen sich, als Argyle mit einem weit überlegenen Heere erschien, zurück und kamen wieder hervor, sobald die Gebirge für das Heer des Letzteren ungangbar geworden waren. Als Argyle sich im December auf sein Schloß zurückgezogen hatte, breiteten sich die raubenden Bergschotten unter Montrose über das ganze Land aus, und verwüsteten die Besitzungen der Erbfeinde von Montrose und Antrim. Der Krieg, welcher damals vom December 1644 an bis in den Februar 1645 im nördlichen Schottland wüthete, könnte einem Walter Scott reichen Stoff geben zu Ritter- und Heldengemälden, zur Beschreibung unglaublicher Ritterlichkeiten und Abenteuer, welche im Eis und Schnee der Thäler und Berge bestanden wurden, sowie auch zur Darstellung von See-Unternehmungen, und die mit ihnen verbundenen Scenen von Liebe und Aufopferung würden romantische Episoden bilden. In diesem Werke aber würden solche Darstellungen übel angebracht sein. Die Thaten der Hochländer und Montrose's Ritterlichkeit erregten großen Lärm, besonders weil Argyle nicht wagte, seinen Gegnern über die Gebirge zu folgen; sie nutzten aber der königlichen Sache wenig oder gar nichts, weil Montrose gerade im April 1645, als sein weiteres Vordringen nach Süden dem Könige am vortheilhaftesten gewesen sein würde, nach der vergeblichen Belagerung von Dundee sich genöthigt sah, in die unzugänglichen Gebirge zurückzukehren.

Das königliche Heer war im Süden und Westen, von Oxford an bis nach Cornwallis hin, wo man es noch dazu in viele Besatzungen zersplittert hatte, am schwächsten, im Norden dagegen am stärksten. Aber auch hier war es dem neuen Parlaments-Heere, welches nach dem Muster von Cromwell's Regiment eingerichtet worden war, keineswegs gewachsen. Zu Karl's Unglücke war noch dazu Prinz Ruprecht der eigentliche Befehlshaber. Dieser hatte, weil er immer den Rittersmann machte, schon viele Übel veranlaßt und seit langer Zeit der Sache des Königs sehr geschadet. Jetzt richtete er dieselbe völlig zu Grunde. Ruprecht konnte es um so weniger mit Fairfax aufnehmen, da diesem Cromwell als Generallieutenant zur Seite stand, welchen das Parlament nicht blos als Feldherrn scheute und schonte, sondern der auch im Parlamente

durch seine verworrenen und wunderlichen Reden viel vermochte. Die Truppen der verbundenen Demokraten England's, und zwar sowohl die Officiere als die Soldaten, wurden durch ihre Geistlichen, die sich den jüdischen Propheten verglichen, sowie durch die Worte und Schriften extemporirender Redner auf dieselbe Weise für bürgerliche und religiöse Freiheit begeistert, wie die französischen Heere der Schreckenszeit durch Danton und Seinesgleichen für eine utopische Verfassung. Sie wurden durch künstliche Mittel in dem Glauben erhalten, daß sie allein gottselig, der König und seine weltlichen Freunde aber Belial's Kinder seien, welche Gott verderben werde. Cromwell und seine Officiere und Soldaten theilten nämlich ihre Zeit zwischen der militärischen Übung und dem Gebete ganz gleichmäßig; sie sangen sogar, wenn sie zum Angriffe schritten, Psalmen, und beteten zum Gott des Erbarmens in demselben Augenblicke, in welchem sie ihre Brüder, die Königlichen, unbarmherzig niederhieben. Die Parlaments-Armee und das königliche Heer suchten Beide schon im Mai 1645 eine letzte Entscheidung durch die Waffen herbeizuführen. Der König nöthigte seine Gegner, die Belagerung von Chester aufzugeben, und nahm Leicester mit Sturm. Dagegen erschien am Ende des Monats Mai Fairfax vor der Stadt Oxford, in welcher er auf Einverständnisse, die er angeknüpft hatte, vertrauen zu können glaubte. Diesmal zögerte der König aus strategischen Gründen; er hielt, als es sich zeigte, daß Fairfax mit Unrecht auf Verrath in Oxford gerechnet habe, seine unvorsichtigen Vasallen, die sogenannten Cavaliere, bis in den Juni hinein von einem Angriff auf die Feinde ab.

Mitte Juni 1645 gab endlich der König wider seinen Willen dem Verlangen Ruprecht's und der ungeduldigen Vasallen (Cavaliere) nach, und es ward beim Dorfe Naseby in der Nähe von Northampton eine Schlacht geliefert. Diese nahm wieder durch Ruprecht's Schuld einen unglücklichen Ausgang. Ruprecht siegte nämlich auch diesmal zwar wieder auf dem einen Flügel, den er selbst gegen Fairfax und Skippon anführte, ließ aber den anderen Flügel der Feinde, welcher von Cromwell und Ireton commandirt wurde, ganz außer Acht, und fand daher, als er von seiner unüberlegten Verfolgung zurück kam, das königliche Heer theils vernichtet, theils aus einander gesprengt. Der König selbst hatte sich im

Treffen sehr tapfer bewiesen. Nach demselben wollte er seine in Unordnung zurückgekehrten Reiter sammeln und den Kampf erneuen, um sein eingeschlossenes Fußvolk, welches mehrere Stunden hindurch muthig Stand hielt, frei zu machen; allein die Reiter gehorchten seinem Befehle nicht. Er verlor in dieser Schlacht fünftausend Mann, neuntausend vollständige Rüstungen, alles Gepäck und alle Geschütze. Auch sein ganzes geheimes Archiv fiel dem Feinde in die Hände. Diese ließen von einem Manne, der sich auf dergleichen Kunststücke verstand, einzelne Briefe und Fragmente von Acten-Stücken, die dem Könige beim Volke schaden konnten, zusammenstellen und gedruckt in sehr vielen Exemplaren verbreiten. An der Niederlage, welche Karl erlitten hatte, war ganz allein Ruprecht's thörichte Hitze schuld gewesen; dies sah jedermann ein, nur der König glaubte es nicht. Auf Seiten der Gegner war, was auch ein Laie im Kriegswesen beurtheilen kann, der Sieg den meisterhaften Maßregeln zuzuschreiben, welche Cromwell ergriffen hatte, um das königliche Fußvolk zu vernichten.

Nach der Niederlage der königlichen Truppen bei Naseby wurden nicht allein die Städte im Norden, die sich zehn Monate lang tapfer vertheidigt hatten, eingenommen, sondern auch im Westen und im Süden eroberten die Feinde eine Stadt nach der anderen. Der König bewies eine wunderbare Standhaftigkeit im Unglücke; er vertraute aber Städte und Truppen stets aufs neue dem Pfalzgrafen Ruprecht an, welchen niemand leiden konnte, bis dieser endlich im September die wichtige Stadt Bristol ohne Noth räumte. Der König huldigte der Ansicht jener Männer des alten Griechenland, die sich der Herrschaft in freien Staaten bemächtigt hatten und von ihren Landsleuten Tyrannen genannt wurden, mit der diesen eigenen Standhaftigkeit; denn er sprach den Grundsatz aus, zu dem auch sie sich offen bekannten, daß das absolute Königthum ein schönes Sterbegewand sei*). König Karl war dabei noch in der letzten Zeit schwach genug, dem Willen von Hofleuten und Damen Folge zu leisten und in Oxford Hof zu halten, wo diese sehr bequem eingerichtet waren, statt daß er nach Bristol hätte gehen sollen, welches dann nicht so leicht ihm entrissen worden wäre. Während der folgenden

*) *Καλὸν ἐντάφιον ἡ τυραννίς.*

Monate bis zum September unternahm Karl eine Menge von Kreuz- und Querzügen, und büßte eine Stadt nach der anderen ein; er bewies aber überall persönlichen Muth und große Standhaftigkeit, sogar als sein Neffe Ruprecht verzagte und ihm zu Bedingungen rieth, die ihn mit gebundenen Händen in die Gewalt der Feinde des Königthums und jeder Art von Hierarchie geliefert haben würden.

Im September, als Karl nach Oxford zurückgekehrt war, glaubte er, daß ihm von Schottland her ein neuer Hoffnungsstrahl leuchte. Montrose war nämlich im August 1645 mit seinen Landsleuten und Soldaten, die er vorher einstweilen entlassen hatte, wieder im Felde erschienen, und hatte bei Kilsyth ein von den Covenanters ausgerüstetes Heer unter Baillie mit so großem Glücke angegriffen, daß er selbst über die unerwartet glänzenden Erfolge seines Sieges überrascht war. Glasgow und die benachbarten Districte ließen nach diesem Siege ihn um seinen Schutz ersuchen; die Stadt Edinburg gab alle die Männer frei, welche als Anhänger des Königs verurtheilt worden waren; der Adel eilte zu Montrose und ließ sich Bestallungen geben, um im Namen des Königs Truppen werben zu können. Der König hatte, als diese glänzenden Erfolge von Montrose's Siege dem in England stehenden schottischen Heere verkündigt wurden, bereits alle Hoffnung so sehr aufgegeben, daß er schon am 5. August seinem Sohne Karl, welcher scheinbar dem von Ruprecht angeführten Heere vorgesetzt war, geschrieben hatte, er möge, um der Gefangenschaft zu entgehen, nach Frankreich zu seiner Mutter fliehen *). Auch die Verbindung mit Irland, die er bisher über Bristol unterhalten hatte, ward ihm abgeschnitten, als Prinz Ruprecht diese wichtige und reiche Stadt im Anfange des September räumte, ohne das Äußerste zu ihrer Vertheidigung versucht zu haben. Erst im Anfange des September erschien Fairfax vor Bristol, und doch hatte Ruprecht noch am 12. August dem Könige, welcher vor Hereford lag, ge-

*) Whensoever you find yourself in apparent danger of falling into the rebels hands, convey yourself into France and be there under your mother's care, who is to have the absolute full power of your education in all things except religion, and in that not meddle at all, but leave it entirely to the care of your tutor, the bishop of Salisbury, or to whom he shall appoint to supply his place in times of his necessitated absence.

schrieben, die Stadt sei so gut mit Truppen und Lebensmitteln versehen, daß sie sich vier Monate lang halten könne. Der König hatte ihm damals sogleich geantwortet: da sich die Schotten in ihr Land zurückgezogen hätten, um Montrose anzugreifen, so werde er selbst alsbald zum Entsatze von Bristol aufbrechen. Er erhielt jedoch, als er sich in Marsch gesetzt hatte, zu seinem großen Schrecken unterwegs die Nachricht, daß die Stadt am 10. September gefallen sei. Wie sehr dieser letzte Schlag den König traf, beweisen die Vorwürfe, mit welchen er seinen Neffen überhäufte, dem er nie ein so wichtiges Commando hätte anvertrauen sollen*). Es geht aber außerdem noch besonders daraus hervor, daß Karl alle Aufträge und Stellen, die dem Pfalzgrafen jemals ertheilt worden waren, zurücknahm und ihm den Befehl zuschickte, sogleich das Land zu verlassen.

In dieser Zeit, als Karl einsah, daß die westlichen Grafschaften nicht zu behaupten seien, schwand auch die Hoffnung, welche er auf die Besetzung von Glasgow und Edinburg durch den Grafen Montrose gegründet hatte. Der Graf von Lewen (Lesley) überfiel nämlich, als er aus England nach Schottland gezogen war, am 13. September 1645 Montrose's Heer bei Selkirk und zerstreute dasselbe, so daß Montrose mit nur wenigen Reitern in die Hochebene zurückeilte. Zehn Tage nach dieser Niederlage der königlich gesinnten Schotten zog Karl, dem es nie an ritterlichem Muthe fehlte, noch einmal von Oxford aus gegen die englischen Demokraten zu Felde, welche im Begriff standen, ihm auch Chester zu entreißen. Er machte am 23. September mit vieler Einsicht und Entschlossenheit einen Angriff auf die bei Chester gelagerten Parlaments-Truppen, war aber dabei sehr unglücklich; denn sein Heer ward theils aufgerieben, theils zerstreut. Doch gelangte er selbst, nachdem unterwegs sein Neffe Moritz zu ihm gestoßen war, glücklich wieder nach Oxford.

Im ganzen Westen und Süden von England war damals Fairfax mit seinen Truppen Sieger; die Schotten kehrten, als Montrose

---

*) I must remember you, schrieb Karl am 14. September an den Pfalzgrafen, of your letter of the 12. August, whereby you assured me, that, if no mutiny happened, you would keep Bristol for four months. Did you keep it four days? Was there a mutiny? More questions might be asked, but now I confess to little purpose — — — — —.

durch Lesley ins Hochland getrieben worden war, nach England zurück; und Cromwell rückte immer näher gegen Oxford heran, um den König dort völlig einzuschließen. Clarendon sagt, daß Karl in Oxford ganz unter seinen Getreuen war und von den Mühsalen ausruhte, die ihn im ganzen Jahre gedrückt hatten; aber er gesteht auch ein, daß der König an den Engländern ganz verzweifelte und ängstlich sowohl nach Irland, als auf dieselben Schotten blickte, welche neben den englischen Puritanern und Independenten gegen ihn im Felde standen *). Karl versuchte indessen vier- bis fünfmal mit dem Parlament von Westminster zu unterhandeln oder doch wenigstens mit Commissären desselben zusammen zu kommen; man ließ sich aber schon des Heeres und seiner Generale wegen auf seine Vorschläge nicht ein. Er suchte daher zuletzt sogar mit den Independenten zu unterhandeln. Auch auf diesem Wege war jedoch kein Heil zu finden, da weder Vane, noch Cromwell, noch Ireton, von welchen die Independenten ausschließend geleitet wurden, geneigt waren, dem Könige ein Ohr zu leihen. Endlich kam man in Frankreich auf den Gedanken, die Schotten für ihn zu gewinnen. Ludwig's XIV. Mutter, Anna von Östreich, die damalige Regentin von Frankreich, wollte der Gemahlin Karl's, welche in Paris verweilte, gefällig sein; sie schickte daher den Herrn von Montreuil mit einem Auftrage nach London, um unter dem Scheine einer Unterhandlung mit dem Parlament ein geheimes Einverständniß mit den Schotten anzuknüpfen, denen er im Namen der französischen Regierung die Versicherung ertheilen sollte, daß diese die Erfüllung alles dessen, was der König versprechen werde, verbürge. Montreuil kam im Januar 1646 zu London an. Er brachte außer der ihm von Mazarin ertheilten Vollmacht, mit den schottischen Commissären in

*) The king was in Oxford free from the trouble and uneasiness of those perpetual and wandering marches, in which he had been so many months exercised, and quiet from all rude and insolent provocations. He was now amongst his true and faithful counsellors and servants, whose affection and loyalty had first engaged them in his service and made them stick to him to the end, and who, if they were not able to give him assistance, to stem the mighty torrent, that overbore both them and him, paid him still the duty that was due to him, and gave him no vexation, when they could not give him comfort.

London zu unterhandeln, auch von Karl's Gemahlin eine vertrauliche Empfehlung an den König mit. Er begann alsbald seine Unterhandlungen mit den Schotten; und der König war in Folge derselben schon im März entschlossen, sich zu dem vor Newark liegenden schottischen Heere zu begeben, weil er wußte, daß die Schotten mit dem englischen Parlament ganz zerfallen würden, welches den Independenten zu Gefallen ebenso wenig auf eine presbyteriale, als auf eine episkopale Verfassung der Kirche eingehen wollte. Er gab damals die Angelegenheiten Irland's vorerst ganz in die Hände des Grafen von Ormond. Den Brief, in welchem er dies dem Grafen schrieb, findet man in Halliwell's Sammlung (Th. II. S. 404—406); er ist jedoch weniger anziehend, als ein Billet, welches Karl um dieselbe Zeit an Montrose nach Schottland schrieb. Dieses lautet: „Montrose! Da ich auf Veranlassung des Königs von Frankreich und der Regentin, seiner Mutter, eingewilligt habe, mich zu meinen schottischen Unterthanen zu begeben, welche jetzt vor Newark lagern, und entschlossen bin, sobald als möglich zu ihrem Heere zu gehen, weil die Schotten sich (durch Herrn Montreuil, des Königs Resident beim schottischen Heere) anheischig gemacht haben, sich mit mir und meinem Heere zu vereinigen und mir zur Erlangung eines guten Friedens beizustehen: so habe ich für nöthig erachtet, Euch damit bekannt zu machen. Ich bin hier (in Oxford) so enge eingeschlossen (begirt), daß ich ohne große Gefahr und Schwierigkeit nicht plötzlich aufbrechen und zu den Schotten gehen kann. Ich bitte Euch daher, daß Ihr, sobald Ihr von Montreuil erfahrt, daß mein schottisches Heer sich wirklich für mich erklärt hat, und eine Amnestie für Euch und für alle die, welche mir angehangen haben, gesichert ist, die anderen Schotten an der Hand faßt und Euch ernstlich und eifrig befleißigt, Eure Truppen mit den schottischen zu verbinden, und meinen Dienst so zu fördern, als wenn ich selbst dabei wäre. Ich glaube auch, daß Ihr, wenn Ihr mit den Schotten vereinigt seid, im Stande sein werdet, mich hier in Oxford zu entsetzen, falls ich nicht möglich finden sollte, zu Euch zu kommen, obgleich ich mir sehr ernstlich Mühe geben werde, daß dies geschehe."

Da der König zugleich mit den katholischen Irländern, den presbyterianischen Schotten, dem Westminster-Parlament und den Independenten unterhandelte und Allen Alles zusagte, was sie trotzend

verlangten, so traute ihm niemand; denn man erfuhr, daß er Widersprechendes zusage, und man wußte, daß er nicht sehr gewissenhaft im Worthalten sei. Die Furcht, den Independenten in die Hände zu fallen, bewog endlich den König, sich lieber den Presbyterianern anzuvertrauen. Er schwankte aber auch bei diesem Beschlusse sogar dann noch, als er bereits auf der Reise zu den Schotten war. Er meinte stets, es sei besser, zu dem Parlament in London zu gehen, obgleich dieses ihm noch in der letzten Zeit nicht allein drei- bis viermal den erbetenen Geleitsbrief abgeschlagen, sondern auch ausdrücklich verboten hatte, in London Schutz zu suchen. Er faßte übrigens den verzweifelten Entschluß, zu den Schotten zu gehen, weil diese ja keine Ursache hatten, ihm feindlich zu sein, nachdem er ihnen schon längst Alles, was sie forderten, zugestanden und sie selbst ihn stets als ihren König anerkannt hatten. Gleichwohl verstand er sich zur Flucht in das schottische Lager erst dann, als Lord Apsley an der Spitze der Royalisten ihn von den Independenten, welche ihn in Oxford eingeschlossen hielten, zu befreien gesucht hatte und diese Unternehmung mislungen war. Der König hatte nämlich am Ende des vorigen Jahres die Hoffnung gefaßt, daß er im Stande sein werde, die Besatzungen, die er noch in mehreren kleinen Plätzen hatte, zusammenzuziehen und dann an der Spitze eines kleinen Heeres sich zu den Bergschotten unter Montrose durchzuschlagen. Zu diesem Zwecke hatte Lord Apsley, welcher mit zweitausend Mann in Worcester lag, mit den zweitausend Mann zusammenstoßen sollen, welche der König ihm von Oxford aus entgegen führen wollte. Die darüber geschriebenen Briefe und Befehle wurden aber aufgefangen, und die Gegner vereinigten dann sogleich die Besatzungen von Glocester, Warwick, Coventry und Evesham, und folgten den Eilmärschen der Royalisten. Lord Apsley glaubte gerade zwei Märsche über die Feinde gewonnen zu haben, und seine Truppen waren von einem nächtlichen Marsche ganz ermüdet, als er angegriffen ward. Seine Leute wurden zerstreut, er selbst und der Befehlshaber seiner Reiterei gefangen genommen. Jetzt blieb dem Könige nichts übrig, als entweder im schottischen Lager oder in London Schutz zu suchen*)

*) Clarendon schließt sein neuntes Buch mit den Worten: Nor did there remain from this time any possibility for the king to draw any other troops together in the field.

Gleichwohl würde sein Entschluß, sich zu den Schotten zu begeben, unerklärlich sein, wenn wir nicht wüßten, daß er durch Montreuil getäuscht worden war. Dieser hatte ihm nämlich als Bevollmächtigter des französischen Hofes Zusicherungen gegeben, zu welchen er, wie Rapin Thoyras sehr richtig bemerkt, keineswegs berechtigt war*).

Die Schotten belagerten, als der König am 4. Mai 1646 zu ihnen kam, die Stadt Newark, welche eine königliche Besatzung hatte. Karl mußte auf Verlangen der Schotten sogleich den Befehl ertheilen, daß dieselbe ihre Thore öffne. Er wurde übrigens von den Schotten mit königlichen Ehren empfangen und gut behandelt, bis man Forderungen an ihn machte, die er unmöglich gewähren konnte. Von diesem Augenblicke an ward er genau beobachtet, und als die Schotten nach Newcastle zogen, insultirte man ihn sogar in der Kirche durch die Psalmen, welche die pietistischen Pfarrer zum Singen vorschlugen. Es wurde niemand von seinen Freunden zu ihm gelassen, nicht einmal Ashburnham, der Einzige, der ihn nach Newark begleitet hatte. Dieser Letztere flüchtete sich, als er erfuhr, daß die Schotten ihn dem Westminster-Parlament ausliefern wollten, auf ein im Hafen liegendes Schiff. Glücklicher Weise ließ sich Prinz Karl nicht bewegen, dem Beispiele seines Vaters gegen dessen Willen zu folgen, sondern ging dem Befehle gemäß, welchen der König ihm schon ein Jahr früher ertheilt hatte, nach Frankreich, obgleich alle Minister außer Colepepper seinen Entschluß misbilligten und sich weigerten, mit ihm auszuwandern.

Auch seiner schottischen Freunde ward der König beraubt. Man brachte ihn nämlich dahin, daß er seinem Vertheidiger Montrose, welcher so viel für ihn gethan hatte und jetzt wieder im Felde stand, ausdrücklich befahl, sein Heer zu entlassen und sich selbst einstweilen nach Frankreich zu begeben. Da die Schotten den König zwar als ihren Gefangenen betrachteten, aber doch zugleich auch als ihren

---

*) Das betreffende Actenstück findet man englisch übersetzt im zehnten Buche von Clarendon's Geschichte. Die Anfangsworte desselben lauten: I do promise in the name of the king and queen regent (my master and mistress) and by virtue of the powers that I have from their majesties, that, if the king of Great Britain shall put himself into the Scotish army, he shall there be received as their natural sovereign, and that he shall be with them in all freedom of his conscience and honour etc. etc.

König anerkannten, so konnten sie die Vermittelung zwischen ihm und dem englischen Parlamente übernehmen. Es ward in der That mit diesem unterhandelt, und der König willigte in Bedingungen ein, die ihm alle Macht geraubt haben würden. Er wollte das Episkopat aufheben, den Covenant unterschreiben, die Besetzung der hohen Staatsämter und sogar das ganze Kriegswesen auf viele Jahre dem Parlament überlassen, ja sogar eine bestimmte Anzahl seiner Anhänger diesem preisgeben. Die ganze Sache wurde jedoch durch den Einfluß der Independenten, sowie dadurch vereitelt, daß Karl sich weigerte, unbedingt Alles zu gewähren, was man von ihm verlangte. Es war keine Aussöhnung mehr möglich, weil das Parlament auf eine furchtbare Weise gegen alle diejenigen wüthete, welche nicht ganz auf seiner Höhe waren.

Als man bis zum August mit dem Könige nicht einig werden konnte, suchte man die armen und sehr gierigen Schotten durch Geld dazu zu bewegen, daß sie den König preisgäben und England verließen. Sie waren längst gezwungen gewesen, ihn zu nöthigen, daß er Oxford und alle anderen noch für ihn behaupteten Städte an Fairfax übergeben lasse. Bei der Übergabe von Oxford war auch der jüngere Sohn des Königs, der Herzog von York (Jakob II.), dem Parlamente in die Hände gefallen; dieser wurde indessen bald nachher wieder in Freiheit gesetzt. Die Schotten waren mit der Partei, welche damals in England herrschte, keineswegs einig; denn sie verlangten eine presbyterianische Verfassung der Kirche und einen König, der wenigstens dem Namen nach an der Spitze der weltlichen Regierung stehe, während die Independenten, welche in England Ton-angebend waren, keines von Beidem wollten. Man ward endlich, als die Schotten große Summen unter dem Namen von schuldigen Rückständen erhielten, und die Engländer auf ihren Abzug aus England und auf die Auslieferung des Königs drangen, über Bedingungen der Auslieferung einig, weil die Engländer sich bei den Unterhandlungen in Betreff des Königs sehr freundlich äußerten. Diese Übereinkunft kam am 11. August zu Stande. Die Schotten sollten nach derselben für alle Forderungen, welche sie machten, viermalhunderttausend Pfund erhalten, wovon die eine Hälfte bei ihrem Abmarsch aus England, die andere bei ihrer Ankunft in Schottland auszuzahlen sei. Die Ausführung des geschlossenen Ver-

trages verzögerte sich nachher noch mehrere Monate lang, weil das Parlament oder die weltlichen Stände Schottland's sich schämten, den König an seine Feinde zu verkaufen. Die Assembly aber, welche größtentheils geistlich war, und sich als souveränes Volk geltend machte, hatte bald gar keine Bedenklichkeit mehr, und gab, als die Engländer mit Krieg drohten, dem schottischen Parlament ein Gutachten, welches als Befehl gelten konnte. Man wahrte dabei, wie die Frommen zu thun pflegen, den Schein; denn man verlangte die Zusicherung, daß dem Könige kein Leid zugefügt, der rechtmäßigen Nachfolge seiner Kinder kein Hinderniß in den Weg gelegt und in der bestehenden Verfassung nichts geändert werde. Diese Forderung wurde zwar von den zur Unterhandlung bevollmächtigten Commissären der Engländer angenommen, aber bei der Bestätigung der Übereinkunft durch das Westminster-Parlament gar nicht erwähnt, obgleich das Oberhaus sie ebenfalls angenommen hatte. Sobald die Schotten ihre Grenzen erreicht hatten, überlieferten sie am 30. Januar 1647 den König an die Commissäre des englischen Parlaments. Diese behandelten ihn zwar mit großer Ehrerbietung, ließen ihn aber unter starker Bedeckung nach Holmby bringen, welchen Ort das Parlament ihm angewiesen hatte. Dort ward er in freier Haft gehalten.

6. Letzte Zeit Karl's I.

Von der Zeit an, als König Karl den Engländern als Gefangener überliefert wurde, war eine Theilung des englischen Parlaments und eine Feindschaft zwischen diesem und dem Heere unvermeidlich. Da nun überdies im September 1646 Graf Essex, welcher ganz allein die presbyterianisch-aristokratische Partei hätte aufrecht erhalten können, gestorben war, so war fortan Cromwell der bedeutendste Mann nicht nur im Heere, sondern auch im Parlament, in welchem Fairfax keine Stimme hatte. Von Cromwell wagen wir ebenso wenig, wie von Hunderten unserer Zeitgenossen, welche plötzlich zu Thron- und Zions-Wächtern geworden sind, zu behaupten, daß er nichts als ein ehrgeiziger Heuchler gewesen sei. Doch bleiben er und Seinesgleichen, welche göttliche und weltliche Weisheit in sich vereinigen wollen, uns immer verdächtig, und zwar Cromwell insbesondere um so mehr, weil er sich bemühte, zugleich bei den

Soldaten den wühlenden Independenten und im Parlament den frömmelnden Friedensstifter zu spielen. Daß Cromwell schon in der Zeit, bis zu welcher wir in unserer Darstellung gekommen sind, daran gedacht habe, sich selbst an die Spitze des Staates zu bringen, läßt sich schwerlich beweisen; daß er aber die alte Verfassung, auch wenn Vieles an ihr geändert wurde, nicht wiederhergestellt wünschen konnte, geht schon aus einem einzigen Umstande hervor. Seine Inpendenten gingen nämlich viel weiter, als die Presbyterianer, und doch waren schon diese allzu eifrige Calvinisten, um nicht Republikaner zu sein. Die Erbitterung Cromwell's und seiner Anhänger steigerte sich daher auch, als man im Parlament den doppelten Antrag stellte, das Reich nach den alten Gesetzen zu regieren und das Heer zu entlassen. Besonders der letztere Antrag rief unter den Soldaten eine große Aufregung hervor. Diese hatten, als sie in das Heer eintraten, ihre Gewerbe ohne Entschädigung aufgegeben, sie waren im Kriege zum Theil Officiere geworden, und hatten bisher von ihrem Solde gelebt. Jetzt aber hieß es, sie sollten theils verabschiedet, theils zur Unterdrückung des irländischen Aufstandes verwendet werden; und im Parlament war in Betreff derer, welche entlassen werden sollten, weder von einer Versorgung, noch von Zahlung des rückständigen Soldes die Rede. Gerade zu der Zeit, als auf solche Weise die Erbitterung der Soldaten sehr zugenommen hatte, war Cromwell beständig zwischen dem Lager der Truppen und dem Parlamente unterwegs. Er wußte durch fromme Reden beide Theile zu täuschen, das Parlament in seinem Zorn über die Soldaten zu bestärken und diese vermittelst seiner Agitatoren immer mehr in Aufregung zu bringen. Cromwell und seine Officiere waren damals zugleich Propheten und Kriegsleute. Sie duldeten keine Kapellane oder doch nur solche, welche die presbyterianische Regierung schmähten und ihr vorwarfen, sie sei tyrannischer als eine bischöfliche. Sie predigten nicht nur ihren Soldaten und beteten ihnen öffentlich vor, sondern sie gingen sogar noch weiter. Sie und ihre Soldaten erschienen nämlich in allen Kirchen, bestiegen alle Kanzeln und predigten allen Gemeinden. Die Bürger folgten ihrem Beispiele, was sehr leicht war, da sich damals alle Predigten um eine eingelernte fromme Terminologie drehten. Sogar Weiber bestiegen die Kanzel.

Die Truppen, welche, wie Clarendon meint, ganz in der Stille von Cromwell aufgereizt worden waren*), bestürmten das Parlament mit Vorstellungen über alles Mögliche. Endlich kamen sie sogar auf den Gedanken, in ihrem Lager eine Art Gegen-Parlament zu errichten. Aus der ganzen Einrichtung dieses militärischen Parlaments, welches den Namen Kriegsrath führte, ersieht man deutlich, daß Cromwell, der sich meisterhaft auf das militärische Organisiren verstand, dabei die Hand im Spiele hatte. Er ward auf solche Weise, ohne daß man es merkte, von Tag zu Tag mächtiger im Staate, weil um diese Zeit trotz der Selbstentsagungs-Acte auch seine Anhänger, ein Fairfax, Ireton, Henderson u. A., an die im Parlamente erledigten Stellen gewählt wurden. Jener Kriegsrath bestand wie das Parlament aus zwei Abtheilungen. Die erstere bildete den geheimen Rath des Generals, und ihre Mitglieder wurden durch die Officiere aus den Ober-Officieren gewählt. Die zweite Abtheilung oder das Unterhaus bestand aus je zwei Korporalen, Feldwebeln oder höchstens Fähndrichen, welche von den Soldaten aus jeder Compagnie gewählt wurden. Diese Abtheilung nannte man den Rath der Adjutanten (Helfer), woraus dann im Volke der Namen Agitatoren (Wühler) entstand, welcher später allgemein gebraucht wurde. Der Kriegsrath unterwarf alle Beschlüsse und Befehle des Londoner Parlaments seiner Kritik; und es gingen unaufhörlich Botschaften hin und her, bis endlich drei Abgeordnete des Kriegrathes folgenden Beschluß des Heeres an das Parlament brachten: die Soldaten würden sich nicht eher verabschieden oder von einander trennen lassen, als bis ihnen aller rückständige Sold ausgezahlt und zugleich vollständige Fürsorge für die Gewissensfreiheit getroffen sei, um derentwillen die Unruhen entstanden wären. Diese, setzte man hinzu, sei noch immer so wenig sicher gestellt, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke fromme und gottselige Personen mehr verfolgt würden, als jemals unter der königlichen Regierung, während die Bischöfe Richter gewesen seien. Die drei Deputirten, welche diese Botschaft an den Schranken des Hauses überreichten, benahmen sich dabei mit großer Keckheit. Auch ihr

---

*) He made them, sagt er, under-hand petition the houses against any thing, that was done contrary to his opinion.

General hatte an ein Parlaments-Mitglied einen Brief geschickt, der im Parlament vorgelesen ward, und in welchem er mit seiner gewohnten dunkeln Sprache die Forderungen der Soldaten zu billigen schien. Das Parlament fand gerathen, das, was geschehen war, mit Stillschweigen zu übergehen; es wollte aber doch Muth zeigen und erklärte daher: jeder Officier oder Soldat, der sich weigere, auf erhaltenen Befehl mit nach Irland zu gehen, solle verabschiedet werden. Dies veranlaßte einen förmlichen Aufruhr im Heere, und das Parlament gerieth darüber in einen solchen Schrecken, daß es jenen Beschluß nicht blos zurücknahm, sondern auch im Protokoll ausstrich und zugleich für die Truppen einen Monatssold votirte.

Damit war die Sache keineswegs beendigt. Das Heer machte noch so viele andere Forderungen, daß endlich das Parlament einen Ausschuß bevollmächtigte, mit einem vom Heere erwählten Ausschusse zu unterhandeln. Endlich sprach der von Cromwell eingerichtete Kriegsrath geradezu die Behauptung aus, das Heer stelle gegenüber der angemaßten Gewalt des Parlaments, das sich schon längst hätte auflösen und einem anderen Platz machen sollen, das Volk vor. Das Parlament, welches noch immer den Versicherungen Cromwell's Glauben schenkte und der Meinung war, er sei wirklich mit dem Betragen der Soldaten unzufrieden, schickte ihn mit Fairfax, welcher wirklich unwillig war, und mit drei anderen Generalen, Ireton, Skippon und Fleetwood, zum Heere, um die zerrüttete Disciplin wieder herzustellen. Als Cromwell von dieser Sendung nach einigen Tagen zurückgekehrt war, klagte er im Parlament unter Thränen über die von seinen Agitatoren aufgeregten Soldaten. Er fügte hinzu, daß er selbst mehr als alle Anderen von geheimen Feinden verfolgt werde, welche nur darauf ausgingen, die Nation noch einmal in einen blutigen Krieg zu stürzen. Er sei, sagte er, durch seinen friedlichen Sinn den Unruhestiftern ganz verhaßt geworden, und diese wären entschlossen ihn aus der Welt zu schaffen; er würde sogar schon jetzt ihrem Hasse zum Opfer gefallen sein, wenn er nicht geheime Anzeigen von ihren Absichten erhalten hätte. Man sieht, Cromwell hatte sich die Sprache der Usurpatoren und Tyrannen schon ganz angeeignet. Doch halfen ihm seine Thränen und Klagen über den traurigen Zustand der Nation nichts; denn es blieb den vornehmsten Mitgliedern des Parlaments nicht ver-

borgen, daß der Zustand des Landes, über den er weinte, nur sein Werk und die Wühler, welche das Heer aufregten, nur seine Werkzeuge seien. Seine Gegner im Parlament beschlossen endlich, sich seiner zu bemächtigen und ihn unschädlich zu machen. An einem bestimmten Tage sollte, sobald Cromwell seinen Sitz im Hause eingenommen habe, der Antrag gestellt werden, daß er ergriffen und in den Tower gebracht werde. Cromwell erhielt jedoch Kenntniß von dem Verfahren seiner Feinde, und entzog sich ihnen, indem er an demselben Tage, an welchem er verhaftet werden sollte, in aller Frühe, von einem Reitknecht begleitet, London verließ und sich an einen Ort begab, an welchem er einige Regimenter aus ihren zerstreuten Quartieren zusammengezogen hatte. Von dort aus zeigte er in einem Briefe dem Parlamente an, er habe sich zu jenen Regimentern begeben, weil ihm gemeldet worden sei, daß sie ihren Sinn geändert hätten, und daß jetzt seine Ermahnungen bei ihnen fruchten würden. Was den Oberbefehlshaber Fairfax betrifft, so ließ dieser, obgleich er ein Presbyterianer war, Alles geschehen, was Cromwell und seine Genossen anzettelten, weil er indolent und gewohnt war, sich leiten zu lassen. Er ward auch von seiner Gemahlin geleitet, und zwar in einem ganz entgegengesetzten Sinne, als von Cromwell.

Am Morgen desselben Tages, an welchem Cromwell sich dem Parlamente entzog (3. Juni 1647), erfolgte von Seiten des Heeres ein Schritt, welcher dem Könige neue Verlegenheiten bereitete und zugleich eine Entscheidung schneller herbeiführte, als sonst geschehen sein würde. Der Fähndrich Joyce, welcher früher Schneider gewesen war, erschien nämlich, scheinbar ohne irgend einen ausdrücklichen Befehl, mit etwa fünfzig Soldaten bei Tagesanbruch unerwartet vor dem Landhause zu Holmby, in welchem der König unter der Aufsicht von Parlaments-Commissären gefangen gehalten wurde, drang, indem die von diesen angestellten Wachen ohne irgend einen Widerstand ihm die Thore öffneten und davon gingen, in das Haus ein, besetzte es und ließ den Oberst Graves, welcher jene Wachen befehligte, verhaften. Nachdem er hierauf den ganzen Tag über nichts weiter vorgenommen hatte, trat er um zehn Uhr Abends vor den König und erklärte ihm, daß er, dem Verlangen des Heeres gemäß, am anderen Morgen um sechs Uhr in eine sicherere Be-

wahrung werde gebracht werden. Die Scene, welche am folgenden Tage vor dem Abmarsch von Holmby Statt fand, hat Lingard in einen Dialog gebracht; wir legen keinen Werth darauf, ob Joyce, als der König von ihm die Vorzeigung eines schriftlichen Befehles verlangte, nach Clarendon's Angabe auf das Pistol, welches er in der Hand hielt, oder, wie Lingard sagt, auf die hinter ihm stehenden Soldaten gedeutet habe. Auf jeden Fall wurde der König unter militärischer Begleitung abgeführt. Man behandelte ihn übrigens mit großer Aufmerksamkeit; selbst Joyce erkannte in ihm seinen König. Auch führte ihn dieser nach Newmarket, an welchen Ort der König selbst gebracht zu werden gewünscht hatte. Die ganze Sache war wahrscheinlich insgeheim durch Cromwell veranlaßt und durch die Agitatoren betrieben worden. Fairfax und die anderen Generale gaben nur gezwungen ihre Befehle. Wenigstens schreibt der Erstere selbst, daß er von allem dem, was nach dem zehnten Juni geschehen sei, nichts gewußt habe. Wer politische Klugheit oder die Kunst, einen politischen Zweck ohne die mindeste Rücksicht auf die Mittel zu erreichen, als eine Eigenschaft des wahrhaft großen Staatsmannes bewundert, wird einem Manne wie Cromwell diese Bewunderung nicht versagen können, da Cromwell unstreitig schon damals, ohne hervorzutreten oder auch nur Fairfax aufmerksam zu machen, durch die Unter-Officiere und Fähndriche Alles vorbereitete, um eine militärische Dictatur an sich zu bringen.

Die Officiere und Unterofficiere, welche den Kriegsrath oder mit anderen Worten das militärische Parlament bildeten, hielten gleich am 5. Juni eine Versammlung, und trafen unter sich eine Übereinkunft (engagement), daß das Heer sich nicht trennen lassen werde, wenn nicht zuvor allen seinen Beschwerden, deren Zahl bis auf dreizehn gestiegen war, abgeholfen sei. Die Entscheidung wurde einem Kriegsrathe überlassen, welcher aus denjenigen Generalen, die es bisher treu mit dem Heere gemeint hätten, aus zwei Officieren und zwei Soldaten von jedem Regiment bestehen sollte. Als das Heer diesen Schritt gethan hatte, erklärte das Parlament in London denjenigen Generalen, die es mit den Soldaten hielten, einem Fairfax, Cromwell, Skippon und Ireton, gewissermaßen den Krieg, indem es am 10. Juni eine strenge Ausführung der Selbstentsagungs-Acte forderte und zugleich verordnete, daß jeder General und Officier

gleich allen anderen Bewohnern des Landes dem bürgerlichen Schuldengesetze Folge leisten müsse. Auch bestimmte das Parlament damals einen Tag, an welchem von ihm Klagen gegen seine eigenen Mitglieder angenommen werden sollten. Von dieser Zeit an ward die Correspondenz der Presbyterianer des Parlaments und der Independenten, aus welchen der Kriegsrath des Heeres bestand, immer heftiger. Am 15. Juni trat endlich der Letztere gegen das Parlament ganz auf dieselbe Weise auf, wie der König beim Anfange der bürgerlichen Unruhen gethan hatte. Er klagte nämlich in einer beim Parlament eingereichten Schrift, welche Lambert und Ireton unter Cromwell's Leitung verfaßt hatten, elf der vornehmsten Presbyterianer des Parlaments, unter denen Hollis, Glyn und der Syndikus (recorder) von London waren, als Hochverräther an, weil sie Zwietracht zwischen dem Heere und dem Parlament gestiftet hätten. Zugleich forderte der Kriegsrath, daß nicht nur das Unterhaus von den Mitgliedern, welche nach den neuesten Verordnungen nicht mehr zur Theilnahme berechtigt wären, gesäubert werde, sondern daß man auch einen Termin festsetze, bis zu dessen Ablauf das gegenwärtige Parlament entlassen werden sollte. Cromwell spielte damals seine doppelte Rolle so gut, daß das Parlament in der Meinung erhalten wurde, er habe ebenso wenig als Fairfax mit dem Unternehmen der Soldaten zu thun. Öffentlich trat er erst dann hervor, als er seiner Sache ganz sicher war und den Plan des Parlaments, sich Skippon's und der Londoner Miliz zu bedienen, vereitelt hatte.

Eine Deputation von zwölf Obersten, Oberstlieutenants und Hauptleuten überbrachte dem Parlament die schriftliche Vorstellung, in welcher die Ausschließung der elf tüchtigsten und kräftigsten Parlaments-Mitglieder gefordert wurde, weil das Heer unmöglich zugeben könne, daß dieselben Leute, von denen es so oft angegriffen und beleidigt worden sei, über ihre eigenen Vergehungen zu Gericht säßen. Dem Könige kam der Zwist zwischen Heer und Parlament in so fern zu Statten, als beide Theile sich gegen ihn sehr freundlich bewiesen, weil Beide sich seiner bedienen wollten, wenn es zum offenen Kampfe gekommen sei. Nachdem der Streit noch eine kurze Zeit gedauert hatte, faßte endlich das Heer den Entschluß, nach London zu marschiren. Wirklich brachen auch die

Truppen in der vorletzten Woche des Juni auf, und rückten über St. Albans und Warford bis nach Uxbridge vor. Jetzt kam Alles darauf an, welcher von den beiden Theilen am meisten Muth und Kraft besitze. Dies entschied sich sehr bald; denn da das Parlament nicht wagte, seine angeklagten elf Mitglieder in Schutz zu nehmen, sondern sich damit half, daß es ihnen einen Urlaub ertheilte, so hatte es schon nachgegeben. Es konnte ja die Londoner Miliz nicht gegen das Heer gebrauchen, und ward gerade damals ebenso durch einen Petitionen-Sturm von Lehrjungen bedroht, wie die französische National-Versammlung am 20. Juni 1792 vom Pariser Pöbel. Es war also im Grunde Alles entschieden, noch ehe das Heer in London selbst einrückte. Überdies waren, als die elf leitenden Männer am 26. Juni das Parlament verlassen hatten, die Presbyterianer schon zwei Tage nachher bei einer Abstimmung in der Minderheit. Indessen behielt das Parlament durch einen am 6. Juli gefaßten Beschluß den Mitgliedern, welchen Urlaub ertheilt worden war, ihren Sitz im Parlament ausdrücklich vor.

Das Parlament, an welches Fairfax von Bedford aus einen heftigen und beleidigenden Brief schrieb, bot Alles auf, um der militärischen Gewaltthätigkeit mit legalen Formeln und Formen zu widerstehen. Am 30. Juli fanden sich, nachdem das Parlament vom 26. bis dahin vertagt gewesen war, hundertundvierzig Mitglieder des Unterhauses zur Sitzung ein; sie warteten aber vergebens auf ihren Sprecher, Heinrich Vane. Dieser hatte sich nebst einigen anderen Mitgliedern, welche sonst mit den Presbyterianern zu stimmen pflegten, zum Heere begeben. Ebendasselbe hatten auch mehrere Lords, namentlich der Graf von Manchester, welcher im Oberhause den Vorsitz führte, gethan. Die Zurückgebliebenen sprachen zwar ihren Unwillen über diesen Abfall vom Parlament zum Heere aus, wählten für beide Häuser neue Sprecher und ergriffen nachher einige kühne Maßregeln; alles dies hatte aber keine Wirkung. Das Parlament berief damals nicht nur die elf vom Heere angeklagten Mitglieder wieder ein, sondern es setzte sogar auch einen Sicherheits-Ausschuß nieder und bevollmächtigte denselben, alle Maßregeln zu ergreifen, welche zur Vertheidigung des Parlaments erforderlich wären. Dies war eine Art von förmlicher Kriegserklärung gegen das Heer. Fairfax begab sich daher jetzt schnell nach Windsor, und beorderte

alle seine Truppen auf das zu jener Zeit noch ganz freie Feld Hounslow Heath vor London, auf welchem er dann zwei Tage nachher eine Musterung über zwanzigtausend Mann zu Fuß und zu Pferde und über eine dieser Zahl angemessene Artillerie hielt. Nachdem man hierauf den König in den Palast von Hamptoncourt, welcher fürstlich eingerichtet worden war*), gebracht hatte, wurde eine zwischen den Häuptern des Heeres und den Sprechern der beiden Häuser verabredete Komödie aufgeführt. Die Letzteren traten nämlich, begleitet von den übrigen Parlaments-Gliedern, die sich ins Lager begeben hatten, mit ihren Amtsstäben (maces) vor dem Heere auf, und klagten dem Oberbefehlshaber desselben (Fairfax), daß sie in Westminster keiner Freiheit mehr genössen, sondern um ihr Leben in Besorgniß sein müßten, daß sie deshalb zum Heere geflüchtet wären und dessen Schutz anriefen. Auch in London selbst entstanden wegen dieser sogenannten Austreibung der Independenten aus dem Parlament heftige Unruhen, welche durch die revolutionäre Partei hervorgerufen worden waren. Zu offenbarer Gewalt konnten es jedoch die Führer der Soldaten noch immer nicht kommen lassen, weil die Mehrzahl des Volkes fortdauernd an der alten Regierungsform hing. Man fand es deshalb rathsam, noch eine Zeitlang zu zögern, und die Commissäre des Heeres traten zu diesem Zwecke mit denen des Parlaments wegen einer Aussöhnung in Unterhandlung.

Unterdessen hatte sich bereits unter den Befehlshabern des Heeres eine Spaltung gezeigt, die aber keine nachtheiligen Folgen hatte, weil Fairfax zu indolent war, um unter so unruhigen Umständen eine Hauptrolle zu übernehmen. Cromwell zeigte nämlich selbst dann noch, als die Umstände eine Annäherung an den König erforderten, große Zurückhaltung, und gab, als er mit dem Könige in nähere Berührung trat, nur ziemlich zweideutige Zusicherungen; Fairfax dagegen sprach sich in einem Schreiben an das Parlament nicht blos presbyterianisch, sondern auch streng monarchisch aus. Er bezog sich zum Beweise, daß er kein Feind der monarchischen Regierung sei, auf die Achtung und Rücksichtsnahme, mit welcher er den König behandelt habe. Er sagte ferner, daß ein zartes, aufmerksames, gemäßigtes Betragen gegen den König das einzige

*) As could have been done in the best times, sagt Clarendon.

Mittel sei, den Zwist zu beendigen, von welchem die Nation zerrissen werde. Diese Stimmung benutzte Lord Lauderdale, welcher an der Spitze der in London anwesenden schottischen Commission stand, um das Volk zu einer innigen Verbindung für den König zu bewegen. Er und seine Freunde brachten den Letzteren dahin, daß er seine Zustimmung zu einem neuen Covenant gab, welcher dann am 21. Juli an einem öffentlichen Orte (Skinnershall) aufgelegt und bald von Tausenden unterzeichnet ward. In dieser Acte machten sich die Unterschreibenden vor Gottes Angesicht verbindlich, den König nach Westminster zu bringen, damit er dort bestätigen möge, was er in Holmby zugestanden habe, wegen alles Übrigen aber mit seinem Parlamente unterhandele. Schon drei Tage nachher erklärten Oberhaus und Unterhaus diese Übereinkunft mit dem Könige für Hochverrath. Auch würde wirklich der König, wie Lord Lauderdale richtig vorausgesehen hatte, durch eine wirkliche Aussöhnung und Verbindung mit dem Volke das Parlament in große Verlegenheit gebracht haben. Karl war indessen seiner Idee von einem Herrscher-Privilegium, welches den Fürsten von Gott, nicht von Menschen ertheilt worden sei, zu sehr ergeben, als daß er von freien Stücken seinen vermeintlichen Rechten hätte entsagen können. Als am 1. August die Abgeordneten des Heeres ihm den von den Officieren regulirten sogenannten neuen Convenant zur Unterschrift vorlegten, verweigerte er diese nicht nur, sondern er beging auch die Unvorsichtigkeit, geradezu zu erklären, das Heer könne ohne seine Hülfe sein bisheriges Ansehen nicht behaupten, und er werde deshalb diese ihm nicht so wohlfeil verkaufen. Der neue Covenant war in der Wirklichkeit nicht so hart. Er enthielt nur dasjenige, was Karl schon in Holmby versprochen hatte; nicht einmal die unbedingte Abschaffung des Episkopats, sondern nur die Duldung einer presbyterianischen Kirchenverfassung neben der bischöflichen sollte der König versprechen. Das Heer gerieth wegen der Verweigerung der Unterschrift in einen so großen Unwillen, daß sich, als dieselbe kund ward, sogleich ein Trupp Soldaten tumultuarisch in die Wohnung des Lord Lauderdale begab, welcher die ganze Sache geleitet hatte, ihn aus dem Bette holte und ihn zur Rückkehr nach Schottland nöthigte. Auch änderte das Heer von diesem Augenblicke an sein Betragen gegen den König ganz und gar. Man hatte ihn bisher sehr freund-

lich behandelt und nicht nur seine Kinder, sondern sogar auch den Herzog von Ormond, den vom Continent zurückgekehrten Ashburnham und andere Männer von gleicher Gesinnung zu ihm gelassen. Von jetzt an verfuhr man aber ganz anders gegen ihn, und die höheren Officiere, welche ihn vorher im Hamptoncourt oft besucht hatten, thaten dies nicht mehr. Seine Weigerung, den Covenant zu unterschreiben, hatte endlich auch zur Folge, daß Fairfax dem Heere befahl, am 6. August in London einzurücken, um eine militärische Execution gegen die Bürger dieser Stadt und gegen das Parlament vorzunehmen.

In London waren, seitdem das Heer sich ganz offen feindlich gegen das Parlament erklärt hatte, die elf von den Truppen angeklagten Mitglieder des Parlaments wieder einberufen worden; der Ausschuß, welcher vorher das Commando über die Londoner Miliz gehabt hatte, stand wieder an der Spitze; und der König war eingeladen worden, nach Westminster zu kommen. Außerdem war durch Subscription Geld herbeigeschafft worden, und es hieß, die Stadt habe schon zehntausend Mann unter den Waffen und sei vollständig mit Munition versehen. Als jedoch das Heer am 5. August herannahte und am folgenden Tage in die Stadt einrückte, dachte keiner von den Spießbürgern daran, es mit den geübten und abgehärteten Veteranen, welche von einem ausgezeichneten General angeführt wurden, aufzunehmen. Schon am 5. August fraternisirte die Miliz von Southwark mit dem heranziehenden Heere, und am 6. rückte Fairfax mit seinen Truppen, ohne den mindesten Widerstand zu finden, in die Stadt ein. Er ließ sogleich den Saal in Westminster durch zwei Regimenter besetzen, und führte, umgeben von seinen Garden, die zum Heere geflüchteten Parlaments-Glieder, welche in einer Reihe von Karossen saßen, mit großem Gepränge in das Parlament zurück. Er selbst geleitete die Sprecher der beiden Häuser zu ihren Sitzen. Die elf vom Heere geächteten Männer ergriffen die Flucht. Im Oberhause wagte nur Ein Mitglied, der Graf von Pembroke, zu erscheinen, und dieser war feige genug zu erklären, daß er Alles, was in der Abwesenheit der geflüchteten Mitglieder beschlossen worden sei, für ungültig und nichtig halte. Dies wurde nachher als Beschluß des Oberhauses an das Unterhaus gebracht. Das Letztere lehnte muthig dreimal hintereinander seine Einwilligung ab, und verstand sich erst am 20. August gezwungen dazu.

In dieser Zeit hob die ultra-revolutionäre Partei der sogenannten Levellers oder Gleichmacher ihr Haupt im Heere mächtig empor; es war daher sehr gut, daß hinter dem schwachen Fairfax ein in seiner Art großer Mann wie Cromwell stand. Diese Gleichmacher eiferten nicht blos gegen König und Parlament, sondern auch gegen ihre eigenen Generale und Obersten und gegen Alles, was Lord hieß. Clarendon an der Stelle, wo er den Grundsatz angibt, von welchem die Levellers ausgingen*), läßt es unentschieden, ob diese Art von Politikern ebenso damals, wie in unseren Zeiten, aus der Begriffsverwirrung der Urheber bürgerlicher Unruhen entstanden ist, oder ob sie eine der Erfindungen Cromwell's war, der sich ihrer zu irgend einem seiner Zwecke bedienen wollte.

Da der König immer noch mit dem Parlamente und dem Heere in Unterhandlung stand und, so lange er in Hamptoncourt verweilte, leidlich gehalten oder vielmehr in seiner Freiheit gar nicht beschränkt wurde, so konnte ihm nichts Unglücklicheres begegnen, als daß er aus der Gewalt des Heeres, welches dem Scheine nach noch immer von Lord Fairfax commandirt wurde, in die Hände einer Creatur Cromwell's, also in des Letzteren Gewalt kam. Dies geschah, als er sich theils durch Briefe seiner Gemahlin, welche in Frankreich lebte, theils durch das Zureden zweier alten, aber ganz unzuverlässigen Vertrauten, Ashburnham's und Berkeley's, bewegen ließ, Hamptoncourt zu verlassen und in Cromwell's Falle zu gehen. Die Unterhandlungen des Königs mit dem Kriegsrathe und dem Parlamente waren, weil sich immer neue Schwierigkeiten zeigten, vom Juli bis in den November hinausgezogen worden; die Partei der Gleichmacher war mächtiger geworden; dem Könige selbst misfiel auch die mäßigste Beschränkung seiner monarchischen Einbildungen. Es ward ihm daher endlich die Zeit lang, und er schenkte einem Ashburnham und Berkeley Gehör. Diese beiden Männer wollten ihn an die Küste bringen und dann auf einem Schiffe, welches Ashburnham bereit zu halten versprach, nach Frankreich hinüberführen. Am 12. November entzog sich Karl, von den genannten beiden Männern

---

*) They declared, that all degrees of men should be levelled, and an equality should be established, both in titles and estates throughout the kingdom.

und von seinem Kammerdiener Legge begleitet, in dunkeler Nacht seiner Haft zu Hamptoncourt. Er gelangte glücklich nach Tichfield, dem Sitze des Grafen von Southampton, welcher selbst abwesend war, dessen Mutter aber den König freundlich aufnahm. Da sich an der Küste nicht, wie der König erwartet hatte, ein Schiff vorfand, so fuhren seine Begleiter auf die benachbarte Insel Wight hinüber, um von dort eines zu holen. Sie benahmen sich indessen bei dieser Gelegenheit so zweideutig, daß wir uns des freilich vielleicht ungegründeten Verdachtes nicht erwehren können, der König sei von ihnen verrathen worden. Zum Gouverneur der Insel Wight war nämlich von der revolutionären Behörde kurz vorher der Oberst **Hammond**, eine Creatur Cromwell's, ernannt worden und gerade an diesen Mann wandten sich die beiden Herren. Sie entdeckten ihm dabei sogar, daß es der Befreiung des Königs gelte, obgleich Hammond ihnen eine Antwort gegeben hatte, die ihnen Mistrauen hätte einflößen müssen. Sie kehrten, von ihm, einem Officier und einem Piket Soldaten begleitet, nach Tichfield zurück, wo den König sogleich ein Todesschrecken ergriff, als er hörte, daß Hammond mit gekommen sei. Dieser versteckte seine feindselige Gesinnung unter ein ehrfurchtsvolles Benehmen, und gab, ohne gerade Gewalt anzuwenden, seinen Vorsatz, dem Willen des Parlaments, nicht dem des Königs zu folgen, auf so ernste Weise zu erkennen, daß Karl gerathen fand, ihm gutwillig auf die Insel Wight zu folgen. Hier ward er dann sogleich auf die Burg Carisbrook gebracht.

Karl genoß in Carisbrook anfangs alle Freiheit; und die vielen Parteiungen und Zänkereien, durch welche das Heer wie das Parlament zerrissen war, schienen ihm sogar eine Zeitlang Gelegenheit zu bieten, wenigstens einen Theil des verlorenen Ansehens wieder zu erlangen. Während jedoch das Parlament auf jede Weise sich des Heeres und besonders der Levellers oder Gleichmacher zu entledigen und mit dem Könige zu verständigen suchte, gewann Cromwell, bei Gelegenheit eines von den Gleichmachern veranlaßten Aufstandes im Heere, durch dictatorische Energie ein Gewicht, welches er vorerst nur zur Erhaltung der Ordnung, nachher aber ebenso gegen das Heer wie gegen das Parlament und das Volk despotisch gebrauchte. Sein Freund Fairfax galt schon damals für einen Mann, der wegen seiner Trägheit den Umständen nicht gewachsen

sei *). Cromwell brachte es auch durch eine arglistige Rede im Parlamente, deren wesentlichen Inhalt Clarendon kurz zusammenfaßt, leicht dahin, daß die eine Aussöhnung bezweckenden Unterhandlungen, welche das Parlament bis zum December mit dem Könige oft angeknüpft und wieder abgebrochen hatte, nicht nur plötzlich ganz aufhörten, sondern auch für die Zukunft förmlich verboten wurden. Dies bewirkte er dadurch, daß er dem Parlamente die völlige Unzuverlässigkeit und jesuitische Zweizüngigkeit Karl's mit wenigen scharfen Worten enthüllte. Ganz Unrecht hatte er darin nicht; denn Karl unterhielt nicht blos mit den englischen Royalisten, welche gegen das Parlament in Waffen standen, fortwährend eine Verbindung und Correspondenz, sondern er schloß auch sogar als Gefangener einen neuen Vertrag mit seinen Schotten, welche von dem Augenblicke an, als das Heer und die Partei der Independenten über das Londoner Parlament herrschten, mit diesem ganz zerfallen waren. Das englische Parlament hatte vom Könige als durchaus nothwendige Präliminarien zu einer Aussöhnung die Abschaffung des Episcopats, die Aufgebung des Oberbefehles über die Miliz und einige andere ebenso harte Zugeständnisse verlangt. Dagegen protestirten die schottischen Commissäre, welche noch immer im Sicherheits-Ausschusse zu London saßen, indem sie erklärten, die dem Könige vorgelegten Bedingungen würden das Wesen des Königthums zerstören. Sie schickten hierauf Bevollmächtigte nach Carisbrook, um mit dem Könige eine Übereinkunft für Schottland zu schließen, und es kam wirklich ein Vertrag zwischen ihnen und Karl zu Stande. Der Inhalt dieses Vertrages, welcher am 26. December 1647 in Carisbrook abgeschlossen wurde, stellt die Schotten wieder in demselben Lichte dar, in welchem sie zu der Zeit erschienen waren, als sie ihren unglücklichen König an die Engländer verkauften. Der Vertrag enthielt nämlich Bedingungen, welche nicht blos für den König, sondern auch für das englische Volk so lästig waren, daß man, wie Clarendon richtig bemerkt, kaum härtere hätte vorschreiben können,

*) Clarendon sagt ausdrücklich, Cromwell habe Mühe gehabt, to prevent any inconvenience or mischief, that might result from the drowsy, dull Presbyterian humor of Fairfax, who wished nothing, that Cromwell did, and yet contributed to bring it all to pass.

wenn die ganze Nation mit dem Könige in Carisbrook eingekerkert gewesen wäre. Auch der Geldvortheil war in dem Vertrage nicht übersehen worden; denn die Schotten bedangen sich nicht nur die Zahlung des Rückstandes von dem Blutgelde aus, das ihnen früher vom Parlamente bewilligt worden war, sondern sie legten auch dem Könige die Verpflichtung auf, ihnen mehrere hunderttausend Pfund als Kosten für den Kriegszug zuzusagen, den sie nachher in den ersten Monaten des Jahres 1648 nach England machten.

Die Nachricht von dem Abschlusse dieses Vertrages gab in Verbindung mit der Weigerung Karl's, die englischen Bedingungen anzunehmen, dem schlauen Cromwell Gelegenheit, mit einigen Scheingründen im Parlament einen Vorschlag durchzusetzen, welcher auf die Vernichtung des Königthums hinzielte. Das Parlament faßte nämlich den Beschluß, daß es keine Adressen mehr für eine Aussöhnung mit dem Könige annehmen und jeden, der sich an den König wende, als Hochverräther bestrafen lassen werde. Zu gleicher Zeit erklärte es, für die Einrichtung einer neuen Regierung und für die Erhaltung des Friedens im Reiche sorgen zu wollen, und zwar auf eine solche Weise, daß das Interesse und die Freiheit der Bürger des Reiches künftighin vollkommen geschützt seien. Es wurde auch wirklich ein Ausschuß zur Abfassung einer Erklärung (declaration) ernannt, welche das Volk mit den Gründen jenes Beschlusses bekannt machen und die Versicherung enthalten sollte, daß das Parlament die gesetzliche Befugniß habe, auf solche Weise zu verfahren. Von diesem Augenblicke an behandelte Hammond den König wie einen Kriminal-Verbrecher. Er hatte ihm bisher nicht verwehrt, in der Burg aus- und einzugehen; von jetzt an aber hielt er ihn im Zimmer eingesperrt, ließ ihn mit großer Ängstlichkeit bewachen, und entfernte alle seine früheren Diener von ihm. Ein Versuch, welchen mehrere Freunde des Königs machten, die Bewohner der Insel Wight zum Aufstande zu bewegen, hatte keinen anderen Erfolg, als daß Cromwell an den Anstiftern dieser Empörung eine furchtbare Execution durch seine Demokraten üben ließ. Dies war im December 1647 geschehen.

Im nächsten Monat zerfiel das Parlament ganz mit den Schotten. Die Commissäre der Letzteren, welche Beisitzer des sogenannten Sicherheits-Ausschusses in London waren, hatten, so lange die Presbyterianer das Ruder führten, eine sehr bedeutende Rolle gespielt; als aber

jetzt die Independenten das Übergewicht erhielten, gab das Parlament ihnen die Weisung, sich nach Hause zu begeben, und es war fortan keine Rede mehr von Covenant und Union. Jetzt regten sich auch die Royalisten. Der Herzog von Hamilton kehrte nach Schottland zurück und arbeitete für den König; der Herzog von Ormond begab sich auf Befehl der Königin und des Prinzen von Wales aus Frankreich wieder nach Irland, um dort die Katholiken und Protestanten mit einander auszusöhnen. Der König selbst wurde zwar bei Tag und Nacht von zwei Leuten im Zimmer bewacht und, wenn er dasselbe einen Augenblick verließ, von diesen nicht aus den Augen gelassen; allein seine List und der Eifer der Royalisten waren so groß, daß er ebensowohl mit den Schotten, als mit seinen Anhängern in England und Wales eine Verbindung unterhielt. Es gelang ihm sogar, seinen jüngeren Sohn, den Herzog von York, verkleidet über das Meer zur Königin bringen zu lassen. Die Thätigkeit Cromwell's, welcher immer den General Fairfax als Werkzeug gebrauchte, war in dieser Zeit ganz darauf gerichtet, alles dasjenige vorzubereiten, was gleich darauf geschehen sollte. Das Einzelne erwähnen wir nicht, weil es zuviel Raum erfordern würde; wir dürfen aber nicht übergehen, daß Cromwell einmal die Independenten und Gleichmacher, als sie Miene machten, im Staate nach ihren Grillen zu verfahren, durch Fairfax mit dem Säbel in Ordnung halten ließ, ein anderes Mal aber den Presbyterianern, als diese in einer Versammlung ihm mit ihrem Gerede beschwerlich wurden, dieselben wilden Schwärmer entgegensetzte, ohne sich für die Einen oder die Anderen auszusprechen. Alles hatte sich am Ende des Jahres 1647 sehr günstig für Cromwell und seine Obersten gestaltet; denn auf der einen Seite waren sie wegen der drohenden Anarchie dem Volke unentbehrlich geworden, und auf der anderen hatten ihnen die Presbyterianer Gelegenheit gegeben, die Regierung des Säbels an die Stelle der Parlaments-Tyrannei zu setzen.

Im Anfange des Jahres 1648 erschien nicht nur der Herzog von Ormond wieder an der Spitze der protestantischen und katholischen Irländer, die sich für den König vereinigt hatten, sondern auch in Wales und in vielen anderen Theilen England's standen die Freunde der alten Verfassung unter den Waffen. Übrigens war dies die Zeit, in welcher die Partei der Royalisten durch den Verkauf der großen Besitzungen des hohen

Adels und der Bischöfe sehr erschüttert, und in vielen englischen Grafschaften das Landeigenthum in andere Hände gebracht wurde. Cromwell brach, als die Royalisten zuerst in Pembroke die Waffen ergriffen, mit dem Heere gegen diese Stadt auf. Er fand dort einen hartnäckigen und andauernden Widerstand. Während er vor Pembroke lag, rüsteten sich die Schotten und kamen mit den englischen Royalisten dahin überein, daß sie sich mit diesen in Yorkshire vereinigen wollten. Unglücklicher Weise erhielt aber der Herzog von Hamilton, der sich schon längst als Feldherr und als Mensch erbärmlich bewiesen hatte, den Oberbefehl über ihre Truppen. Daß ein von einem solchen Manne geführtes Heer, wie zahlreich es auch immer sein mochte, niemals einem von Oliver Cromwell und von Lambert geführten im Felde widerstehen werde, wußte jedermann. Es konnte daher auch der Ausgang des Krieges niemandem zweifelhaft sein. Was den Oberbefehl über das Parlaments-Heer betrifft, so war derselbe ganz an Cromwell gekommen. Da nämlich die Schotten als Vertheidiger des Königs und als Freunde der englischen Presbyterianer den Kriegszug nach England unternahmen, so hatte Lord Fairfax erklärt, daß er als eifriger Presbyterianer in dem bevorstehenden Feldzuge gegen die Schotten nicht commandiren wolle und könne. An seine Stelle war also ganz natürlich Cromwell getreten, ohne daß dieser darum mit Fairfax zerfiel.

Die Schotten, die sich im Norden von England mit den englischen Royalisten vereinigen sollten, zögerten so lange, daß die mit ihnen verbündeten Engländer in Wales, Kent und vielen anderen Grafschaften fast zur Verzweiflung gebracht wurden. Auf die Nachricht, daß die Schotten im Anzuge wären, nahmen Sir Marmaduke Langdale und Philipp Musgrave, um welche sich viele Edelleute, sowie Officiere und Soldaten des früheren königlichen Heeres gesammelt hatten, Berwick und Carlisle ein. Cromwell und Lambert marschirten hierauf an die schottischen Gränzen, während Fairfax sich dazu gebrauchen ließ, London zu decken und den Aufstand der Royalisten in Kent zu dämpfen, weil er keine Ursache hatte, diese ebenso zu schonen, wie die presbyterianischen Schotten. Das schottische Heer unter dem Herzoge von Hamilton erschien in der ersten Woche des Monats Juli auf englischem Boden; sein ungeschickter Führer versäumte aber die günstige Gelegenheit,

die sich ihm darbot, das englische Heer unter Lambert anzugreifen, und dieser gelangte also nach Yorkshire. Sir Marmaduke Langdale mit seinen tapferen englischen Cavalieren zog den Schotten voran, deren Führer Hamilton nicht allein unfähig, sondern auch feige und nachlässig war, so daß eigentlich niemand commandirte.

Hamilton, der sich auf die Engländer des wackeren Langdale verließ, zog so langsam, daß er in vierzig Tagen nur achtzig englische Meilen machte. Cromwell erhielt dadurch die nöthige Zeit, um den südlichen Theil von Wales völlig zu bezwingen und Pembroke nach langer Belagerung zu erobern. Endlich schickte Langdale eine Botschaft an Hamilton und ließ ihm sagen: „Er habe die ganz sichere Kunde, daß Cromwell nur noch zwei bis drei Tagemärsche von ihnen entfernt und entschlossen sei, sie anzugreifen, sobald er in ihre Nähe komme, ohne sich durch irgend eine Versammlung der Volksmasse um sie her, so groß diese auch sein möge, schrecken zu lassen. Der Herzog möge also doch ja seine bis jetzt ganz zersplitterten und zerstreuten Schaaren sammeln und den Feind erwarten. Er selbst werde diesem entgegen gehen, sich aber nachher auf das Hauptheer zurückziehen." Hamilton beachtete diese Warnung durchaus nicht, und wie er vorher dem im Sturmschritte herbeieilenden Cromwell langsam entgegen gezogen war, so blieb er jetzt ruhig liegen. Zum Unglück für die königliche Sache ließ sich auch noch der Anführer der aus Irland herüber gebrachten schottischen Veteranen, Morton, vor dem Haupttreffen, zu welchem es jetzt kam, in der Nacht überraschen. Dieses Treffen, von welchem zunächst das Schicksal von Schottland, dann aber auch das von England abhing, wurde am 18. August 1648 bei Preston geliefert. Da in demselben Männer wie Cromwell und Lambert dem Herzoge von Hamilton gegenüber standen, so war der Ausgang vorauszusehen gewesen, nicht aber die Leichtigkeit, mit welcher der Sieg von Cromwell erfochten wurde, und die gänzliche Vernichtung der schottischen und royalistischen Macht, die eine Folge davon war. Hamilton und der tapfere Führer der englischen Cavaliere (Langdale) wurden auf der Flucht eingeholt und gefangen genommen*). Um dieselbe Zeit erfochten Fairfax und Ireton

*) Clarendon, den wir gern anführen, weil er ja sowohl unter Karl I. als unter Karl II. Kanzler und Minister war, sagt: Thus the whole army (of

im Süden einen völligen Sieg über die dortigen Royalisten, und übten eine grausame und blutige Militär-Justiz gegen die Freunde des Königthums. In Schottland näherte sich die Volksmasse den Independenten und nahm Cromwell und Lambert, als dieselben nach Edinburg vordrangen, mit offenen Armen auf. Auch dort gab es nämlich eine Partei, welche noch weiter ging, als die strengen Presbyterianer, und daher gern mit Cromwell übereinstimmte, der nie im Namen seiner presbyterianischen Parlaments-Regierung, sondern immer auf Befehl des sogenannten Kriegsrathes handelte. Er erneuerte noch im September die alte Verbindung oder den Covenant mit Schottland, und ließ, als er im Oktober nach England zurückging, Lambert mit zwei Regimentern zurück.

Während Cromwell, Lambert und Fairfax theils in England mit den an vielen Orten entstandenen royalistischen Bewegungen, theils in Schottland beschäftigt gewesen waren, hatte sich im ersteren Lande die Parlaments-Partei wieder erhoben. Die Rathsherren der Altstadt London hatten sich nämlich damals mit den Gegnern der Militär-Herrschaft vereinigt, und wollten, schon als Hamilton mit dem schottischen Heere zögerte in England einzurücken, die Bürger-Miliz zum Schutze des Parlaments gebrauchen, ohne zu bedenken, daß diese Spießbürger gegen ein gut organisirtes Heer von Veteranen nichts vermöchten. Zugleich wagte der Stadtrath von London, einen Schritt gegen den sechs Monate früher unter dem Einflusse des Heeres erlassenen Befehl zu thun, daß man sich mit dem Könige nicht mehr einlassen solle. Er richtete nämlich an das Parlament die Bitte, dasselbe möge mit dem Könige einen besonderen (personal) Vertrag schließen, weil nur auf diese Weise der ersehnte beglückende Frieden dem Reiche wieder verschafft werden könne. Die Partei des Heeres und die Independenten im Parlamente widerstrebten zwar

---

the Scots) was routed and defeated, more killed out of contempt, than they deserved it by any opposition; the rest taken prisoners, all their cannon and baggage taken and their colours. Only some of their horse, which had been quartered most backward, made haste to carry news to their country of the ill success of their army. They, who did not take way for Scotland, were for the most part taken by the activity of the country or the horse, that pursued them; whereof Sir Marmaduke Langdale — — — — — was taken prisoner and sent tho the castle of Nottingham.

mit großer Hartnäckigkeit; es wurde aber doch endlich die Ernennung eines Ausschusses beider Häuser durchgesetzt, welcher Vorschläge wegen einer Aussöhnung mit dem Könige machen sollte. Der Ausschuß schlug vor, mit dem Könige in Unterhandlung zu treten, wenn dieser vorläufig zugestehe, daß der Oberbefehl über die Miliz des Landes auf zwanzig Jahre dem Parlament überlassen bleibe, daß durch König und Parlament die presbyterianische Kirchenregierung eingeführt werde, und daß alle gegen das Parlament erlassenen Proclamationen und Declarationen widerrufen würden. Das Parlament nahm Ende Mai diesen Vorschlag an, indem es zugleich erklärte, daß der König während der Unterhandlung an irgend einem Orte auf der Insel Wight jeglicher Ehre, Freiheit und Sicherheit genießen solle.

Die Umstände schienen damals dem Parlamente günstig zu sein. Jener Beschluß fiel nämlich in die Zeit, als die Rüstungen gemacht wurden, welche nachher im Herbste dem Heere unter Cromwell, Fairfax und Lambert die Siege in England und Schottland verschafften. Fairfax und Cromwell zogen damals alle Besatzungen aus dem Tower und den anderen festen Orten heraus, um dem drohenden Einfalle Hamilton's und dem Widerstande gegen die revolutionären Londoner Beschlüsse mit Gewalt zu steuern. Ferner waren damals (im Frühjahr 1648) nicht nur Suffolk, Kent, Norfolk, Essex und Wales im Aufstande, sondern es fiel sogar auch ein Theil der Flotte vom Parlament ab, und rief den Prinzen von Wales herbei. Endlich war auch noch der Tower der Londoner Miliz zur Vertheidigung anvertraut worden. Das Parlament faßte also wieder Muth, zumal da alle Officiere, welche im Parlament saßen, auch Cromwell und seine Freunde, des Krieges wegen schon im Beginne des Jahres London hatten verlassen müssen, und folglich die Zahl der Presbyterianer im Parlamente wieder überwiegend war. Die durch das Heer früher verjagten und angeklagten elf Parlaments-Mitglieder und auch die derselben Partei angehörenden Pairs, die man schon früher stillschweigend wieder zugelassen hatte, wurden jetzt durch einen förmlichen Beschluß von aller Schuld frei erklärt. Außerdem ward schon im Juni ein Ausschuß ernannt, um die Einigkeit mit dem Könige wieder herzustellen. Dieser Ausschuß, welcher die Sache schnell zu beendigen wünschte, trug darauf an, das Parlament möge von

den drei Präliminär-Artikeln abgehen, weil man eilen müsse, fertig zu werden, ehe die Soldaten die ausgebrochenen Unruhen gedämpft hätten. Zugleich war der Antrag gestellt, daß man, um jeden Gedanken des Zwanges bei den Unterhandlungen zu entfernen, dem Könige erlauben möge, sich aus Carisbrook an einen anderen Ort auf der Insel Wight zu begeben. Die Gegner der Friedens-Partei säumten nicht, die Debatten über diese Punkte durch ihre Reden in die Länge zu ziehen, was Heinrich Vane und seine Freunde meisterhaft verstanden. Es gelang ihnen auch in der That, noch ehe die Schotten geschlagen waren, die dringende Angelegenheit um einen ganzen Monat hinzuhalten. Der Streit wegen der Beseitigung der Präliminär-Artikel wurde nämlich zwischen dem Unterhause und dem Oberhause, das seine Zustimmung verweigerte, bis zum 20. Juli lebhaft geführt; erst dann gab das Unterhaus nach. Auch die Commissäre, welche hierauf an den König abgeordnet wurden, verloren wieder viele Zeit über Nebensachen, als z. B. ob die Unterhandlung in der Stadt Newport oder anderswo geführt werden solle, ob die Schotten, welche freilich bis zum September ganz royalistisch waren, zugezogen werden sollten, ob der König seinem Verlangen gemäß jetzt ebenso, wie früher in Hamptoncourt, jedermann vor sich lassen dürfe. Sogar der König selbst verzögerte nachher durch unwesentliche Anstände die Unterhandlungen noch bis in den August hinein. Man ward deshalb erst an demselben Tage, an welchem Cromwell die Schotten bei Preston schlug, über den sogenannten Vertrag von Newport einig. Auch dieser bedurfte aber erst noch der Bestätigung des Parlaments; und der König selbst schob, während Cromwell in Schottland verweilte, die seinige hinaus, weil er durchaus die kirchliche Gewalt der Bischöfe erhalten wissen wollte.

Die Leiter des Heeres und seines aus Soldaten und Officieren bestehenden Ober- und Unter-Parlaments, sowie alle Independenten und Levellers überhaupt schrieen heftig gegen jede Aussöhnung mit dem Könige. Sobald daher Cromwell aus Schottland zurückgekehrt war, trat er im Namen seines Heeres dem Parlamente als Dictator entgegen, und warnte ernstlich vor der Bestätigung des Friedens von Newport. „Es wird, schrieb er, eine ewige Schande für das Parlament sein, und niemand wird ihm künftig im geringsten mehr trauen, wenn es von seinem Verbote, jemals wieder mit dem Könige zu

unterhandeln, abgeht. Ich beschwöre daher das Parlament, standhaft auf jenem Verbote zu bestehen." Gegen alle Freunde des Königs, die man Delinquenten schalt, und gegen den König selbst wurden beim Parlamente von allen Seiten her, besonders von den Officieren und Soldaten ganzer Regimenter, unzählige Vorstellungen eingereicht. Darauf stützte sich Cromwell, obgleich er ebenso gut, wie die Regierungen und Unzufriedenen unserer Zeit, die sich auf dergleichen berufen, wußte, daß dies Alles auf Commando geschehe. Auch er selbst ließ sich mit solchen Bittschriften bestürmen. Dies ging so weit, daß es Ende Oktober kein einziges Regiment mehr gab, welches nicht eine Bittschrift eingereicht und in derselben das Verlangen ausgesprochen hätte, der König solle vor Gericht gestellt werden. Auch der Letztere hatte noch immer die Bestätigung des Vertrages von Newport verweigert, als Ende November das Heer sich aufs neue seiner Person bemächtigte, und dadurch dem Parlamente offen den Krieg ankündigte. Cromwell rief nämlich, vorgeblich auf Verlangen des Heeres, den Obersten Hammond von der Insel Wight ab, und schickte einen anderen Obersten, welcher nicht nur alle dem Könige bisher gestatteten Erleichterungen wieder aufhob, sondern ihn auch schon am folgenden Tage in die der Insel Wight gegenüber auf einer Landzunge gelegene Burg Hurst bringen ließ. Dem Parlamente, welches die Sache erst drei Tage später erfuhr, ward nicht einmal eine Anzeige davon gemacht.

Das Parlament that jetzt einen Schritt, durch welchen es den Krieg mit dem Heere begann. Es schickte nämlich an Cromwell den Befehl, das, was er gethan habe, zurückzunehmen und die Bewachung des Königs wieder dem Obersten Hammond zu übergeben; allein Cromwell, der sich stets im Hintergrunde hielt und den unteren Kriegsrath für sich handeln ließ, nahm auf diesen Befehl keine Rücksicht. Er forderte vielmehr unter der Drohung, das Heer gegen London marschiren zu lassen, vom Parlament die Auszahlung des rückständigen Soldes. Zu gleicher Zeit schickte das Heer eine neue Vorstellung ein. Das Parlament ließ diese Vorstellung unbeachtet, und einige unvorsichtig kühne (sturdy) Mitglieder protestirten nicht nur auf beleidigende Weise gegen den angedrohten Marsch des Heeres, sondern sie verlangten auch, daß die Truppen, wenn sie näher heranzögen, für Verräther erklärt und ihre Ober-Officiere als Hochverräther angeklagt

werden sollten. Jetzt ließ Cromwell am 1. December die Truppen gegen London aufbrechen, und schrieb einen Brief, in welchem er schon auf den Abend des folgenden Tages vierzigtausend Pfund für das Heer verlangte. Am 2. December rückte das Heer in London ein. Cromwell selbst quartierte sich in den Whitehall-Palast, wiewohl nicht in die königlichen Gemächer desselben, ein; die Officiere und Soldaten aber bezogen die größten und schönsten Gebäude der Stadt. An demselben Tage hatte jedoch das Parlament den Muth, zu erklären, daß es die vom Könige angebotenen Bedingungen der Aussöhnung annehmbar finde.

Die Rache für diese kühne Erklärung wurde dem Heere überlassen, in dessen Namen Cromwell das Wort führte. Am 5. December erschien bei Cromwell ein Ausschuß, welchen das Parlament zur Unterhandlung mit dem Heere eingesetzt hatte. Cromwell ließ denselben zuerst drei Stunden lang warten, empfing ihn dann mit sehr verdrießlichem Gesichte, und erklärte barsch und trotzig, die einzige Art, wie das Parlament mit dem Heere unterhandeln könne, bestehe darin, daß es den von diesem gemachten Vorstellungen Folge leiste. Am Tage nachher schickte Cromwell den Obersten Pride, einen Mann, welcher früher gemeiner Arbeiter (drayman) gewesen war, mit zwei Regimentern an das Gebäude, in welchem das Parlament seine Sitzungen hielt. Pride stellte vor dem Saale eine Wache auf, deren Officiere eine Liste derjenigen Parlaments-Mitglieder hatten, welche in den Saal eingelassen werden durften. Alle übrigen, über hundert an der Zahl, wurden einer nach dem anderen abgeführt und in einem besonderen Raum (court of ward) gefangen gehalten. Da sich dessenungeachtet viele misbeliebige Mitglieder eingeschlichen hatten, so entstand bei der nochmaligen Berathung über die bereits beschlossene Aussöhnung mit dem Könige, trotz der das Haus umlagernden Soldaten, eine heftige Debatte. Der Ausgang derselben war lange ungewiß. Es mußten daher am 7. December noch einmal fünfzig Mitglieder der Versammlung durch Pride gewaltsam fortgeschleppt werden, ehe man es dahin bringen konnte, daß der frühere Beschluß umgestoßen und durch den neuen Beschluß ersetzt wurde: die Antwort, welche der König auf die Vorschläge des Parlaments gegeben habe, sei nicht genügend. Diese zwei Staatsstreiche, welche Pride gegen das Parlament ausführte, wurden nachher mit dem spöttischen Ausdrucke

„Pride's Abführung" (Pride's purge) bezeichnet. Mit den ausgestoßenen Parlaments-Mitgliedern verfuhr man leidlich. Sie wurden zwar anfangs unter starker Bedeckung in den Raum unter der Schatzkammer gebracht, den man die Hölle nannte; sie konnten sich aber doch dort für ihr Geld Erfrischungen geben lassen. Da sich unter ihnen viele alte Männer befanden und jener Raum sehr kalt war, so wurden Alle schon um Mitternacht wieder weggeführt und in verschiedene Gasthöfe gebracht, wo man sie zwei bis drei Tage lang als Gefangene bewachte. Sie verfaßten dort eine schriftliche Protestation gegen das, was mit ihnen geschehen war; man fragte aber nichts nach derselben. Zu der gegen sie geübten Gewaltthat wollte übrigens weder Fairfax, noch Cromwell, noch irgend ein anderer General den Befehl gegeben haben; die Soldaten selbst, welche zu derselben gebraucht worden waren, sagten zwar, sie hätten auf Befehl gehandelt, aber nicht, wer ihnen den Befehl gegeben habe. Die Zahl der Mitglieder, welche nach der ersten und zweiten Ausstoßung noch im Parlamente übrig geblieben waren, betrug sechszig bis siebenzig. Man nannte diesen Rest des Parlaments den Rumpf desselben. Eine solche Versammlung votirte natürlich Alles, was die Independenten oder die Officiere vorschrieben.

Das Erste, was dieser Rumpf des Parlaments beschloß, war: daß alle diejenigen, welche bei dem Beschlusse, das Decret der Aussöhnung mit dem Könige zurückzunehmen, nicht zugegen gewesen seien, also alle gewaltsam Ausgetriebenen, ihren Sitz im Parlamente nicht wieder einnehmen dürften, bevor sie den verneinenden Beschluß angenommen und unterschrieben hätten. Viele Mitglieder konnten sich nicht dazu entschließen; andere dagegen fügten sich in die Umstände. Schon am 13. December erklärte das Parlament außerdem, daß die Wiederaufnahme der elf Mitglieder, welche das Heer im Sommer des vergangenen Jahres vom Parlament ausgeschlossen hatte (s. S. 106 f.), von gefährlichen Folgen und dem Herkommen ganz entgegen gewesen sei. Ebenso wurde beschlossen, daß der Vertrag mit dem Könige und die Annahme der Zugeständnisse desselben schimpflich für das Parlament, verderblich für das gemeine Beste und eine Verletzung von Treue und Glauben gewesen sei. Da einmal die Gewalt über das Recht gesiegt hatte, so schritt man ohne Bedenken weiter, um jedermann von der Beschützung des

Königs abzuschrecken, welchen aus dem Wege zu schaffen für nöthig gefunden ward. Es wurden daher die angesehensten Presbyterianer, unter denen sich auch der Generalmajor Brown, damals Scheriff von London, und fünf andere ausgezeichnete presbyterianische Officiere des Heeres befanden, ins Gefängniß geworfen. Ferner erließ man eine heftige Erklärung gegen die Protestation, welche die ausgeschlossenen Parlaments-Mitglieder abgefaßt und durch den Druck im ganzen Reiche verbreitet hatten, weil dieselbe überall Unwillen über den verübten Staatsstreich erregte, und deshalb nicht blos das Heer, sondern auch die Mitglieder des Rumpf-Parlamentes in Wuth gebracht hatte. In dieser Erklärung, der auch die wenigen noch übrigen Mitglieder des Oberhauses beistimmten, hieß es, jene Protestation sei falsch, anstößig und aufrührerisch, und führe zur Vernichtung der wahren (visible) und fundamentalen Regierung des Reiches. Beide Häuser machten zugleich das Gesetz, daß die Protestation unterdrückt werden und niemand sich unterstehen solle, sie zu kaufen, zu verkaufen oder auch nur zu lesen. Um aber das Volk einigermaßen wegen der Despotie des Rumpf-Parlaments und wegen der Militär-Herrschaft des Kriegsrathes zu beruhigen, wurde noch folgende Erklärung erlassen: „Das gegenwärtige Parlament werde sich gegen Ende April 1649 auflösen. An seine Stelle werde dann eine republikanische Volks-Repräsentation treten, welche aus dreihundert vom Volke auf sieben Jahre gewählten Männern bestehen solle. Unter diesen dürfe aber ebenso wenig, wie unter den Wählern derselben, irgend einer sich befinden, welcher an dem Könige gehangen oder die Verbindung gegen ihn nicht unterzeichnet habe. Außerdem werde, ehe die gegenwärtige Versammlung sich auflöse, es nöthig sein, daß die vornehmsten unter den Delinquenten, welche die Ruhe und den Frieden des Reiches gestört und soviel Kosten und Blutvergießen verursacht hätten, exemplarisch bestraft würden.“ Zu diesen Delinquenten wurde der König selbst gezählt, den man ausdrücklich als den Schuldigsten anführte. Übrigens bezeichnet es den Charakter aller solcher Leute, welche auf Glauben und Beten Alles, auf das Rechtthun aber wenig halten, daß die frevelnden Pietisten, ehe sie die Ermordung ihres Königs beschlossen, zuerst einen allgemeinen Buß- und Bettag ausschrieben.

Schon am 18. December wurde der König aus der Burg von

Hurst weggeführt und in den Palast von Windsor gebracht, wo er zwar von den Soldaten, welche ihn zu bedienen hatten, mit Anstand behandelt, das ganze königliche Ceremoniel aber, das man bisher beobachtet hatte, unterlassen wurde. Am 23. December faßte das Unterhaus den Beschluß, daß dem Könige der Proceß gemacht werden solle. Hiermit war seine Ermordung beschlossen, welche Formen und Formeln man auch wählen mochte, diese als eine Handlung der Gerechtigkeit darzustellen. Wir eilen daher auch über alle Schritte, welche noch ferner geschahen, hinweg. Übrigens ward der König nur von Wenigen bedauert, weil er zwar viele gute Eigenschaften besaß, aber durchaus keinen achtungswürdigen Charakter hatte. Er hielt von der Kirche und ihrer Pracht sehr viel, von Religion, Wahrheit und Recht sehr wenig. Das Parlament setzte an demselben Tage, an welchem es beschlossen hatte, den König vor Gericht zu stellen, einen Ausschuß ein, welcher die Art und Weise des Verfahrens gegen ihn bestimmen sollte. Dieser Ausschuß gab ein Verfahren an, durch welches ein Theil der Schuld des Königmordes vom Parlamente auf eine Anzahl angesehener Männer, die nicht zu ihm gehörten, gewälzt werden sollte. Am 1. Januar 1649 erklärte das Unterhaus, der gegenwärtige König von England habe sich des Hochverrathes dadurch schuldig gemacht, daß er mit seinem Parlamente und mit der bestehenden Regierung von England Krieg angefangen habe. Dieser Beschluß (vote declaratory of the law) wurde zwar am folgenden Tage von den wenigen noch übrigen Pairs einstimmig verworfen; das Oberhaus hatte aber bereits so sehr alle Bedeutung verloren, daß das Unterhaus nicht blos seinen Beschluß aufs neue bestätigte, sondern auch die Erklärung erließ, das Volk sei die einzige Quelle aller gerechten Gewalt, und da von diesem nur die Mitglieder des Unterhauses gewählt seien, so habe Alles, was vom Unterhause ausgehe, auch ohne Oberhaus und ohne König Kraft und Geltung. Zu Richtern des Königs wurden als hohe Commission hundertfünfzig Männer bestellt, welche aus den Pairs, deren Zahl damals nur noch zwölf betrug, aus den zwölf Richtern von England, aus den Baronets und aus den Mitgliedern des Unterhauses und des Londoner Magistrats gewählt wurden. Aber sowohl die Pairs, deren Bedeutung im Staate von dieser Zeit an ganz aufhörte, als auch viele andere Erwählte weigerten sich, in dem

Blutrathe zu sitzen. Es erschienen in diesem sogenannten hohen Gerichte nur achtundsechszig von den hundertfünfzig Richtern, die man gewählt hatte. Unter denen, welche den ihnen zugewiesenen Platz im Gerichte niemals einnahmen, war auch Fairfax. Dieser zog sich überhaupt von jetzt an ganz zurück, und folgte aus derselben Schwäche, die ihn zu Cromwell's Werkzeug gemacht hatte, der Leitung seiner ganz loyal gesinnten Gemahlin. Cromwell aber, dem die pietistischen Floskeln seiner Zeit sehr geläufig waren, hüllte seine Reden in diese ein, und ließ seine Creaturen handeln.

Von einem eigentlichen Gerichte zu reden, würde in Hinsicht auf die damals obwaltenden Umstände lächerlich sein. Man verfuhr militärisch, und der eingesetzte Gerichtshof hatte keine andere Aufgabe, als den König zu verurtheilen. Daß so viele von den zu Richtern gewählten Männern nicht erschienen, hielt die Leiter der ganzen Sache in ihrem Verfahren um so weniger auf, da sie die uns seit 1789 nur zu bekannten Mittel ergriffen hatten, um elende Schreier in Dienst zu nehmen, die man das Volk nannte, und welche überall tobend die Vernichtung des Königs und des Königthums forderten. Das eigentliche Volk zu fanatisiren, war dem Heere und den fanatischen Pietisten, welche in der Person des Königs besonders den Papismus und das Episcopal-System verfolgten, nie gelungen; denn sogar noch in der Zeit, als man das Gericht über den König hielt, wurde dieser von der Menge stets als König begrüßt. Die Richter ließen sich dadurch nicht im geringsten irre machen; denn sie bestanden mehrentheils aus Officieren oder doch aus Independenten und Creaturen Cromwell's, und ihr Präsident Bradshaw gehörte zu jenen Juristen, die sich in der Geschichte einen Platz neben dem Staatsankläger des französischen Revolutions-Tribunals, Fouquier Tainville, und neben dem Präsidenten des niederländisch-spanischen Blutrathes, Don Juan de Vargas, erworben haben. Lord Clarendon hat den Charakter dieses Mannes mit zwei Worten sehr treffend geschildert*). Schon in neun Tagen hatte das Gericht seinen Auftrag beendigt und den König zum Tode verurtheilt (27. Januar 1649). Übrigens bemerken wir gelegentlich, daß die Geschichte dieses Processes, welche wir unseres Zweckes eingedenk sehr kurz behandeln, in den unter Guizot's

*) Man of great insolence and ambition.

Namen ins Französische übersetzten Denkwürdigkeiten der englischen Revolution einen ganzen Band füllt.

Nach der gewöhnlichen Erzählung hatte Lady Fairfax, die sich unter den Zuhörern befand, den Muth, dem Präsidenten, als er den König im Namen des ganzen englischen Volkes anklagte, laut entgegenzurufen: „Nicht des hundertsten Theiles von ihm!" Dies mag vielleicht wahr sein; aber ganz ausgemacht unwahr ist, was in manchen Büchern hinzugesetzt wird, daß einer der vielen im Hause aufgestellten Wachposten nach dem Platze, an welchem Lady Fairfax stand, geschossen habe. Falsch ist auch, was diejenigen, welche diesem Processe einen romantischen Anstrich geben wollen, zu erzählen pflegen, daß König Karl in seinem Zimmer das Geräusch der Errichtung seines Schaffots habe hören können. Er war nämlich am 28. Januar, einem Sonntage, noch ehe das Schaffot zu bauen begonnen wurde, in den Palast von St. James gebracht worden, und ward erst am Dienstag in den von Whitehall zurückgebracht, aus welchem er durch eine Fensteröffnung das Schaffot bestieg. Übrigens hatte er weder während der gerichtlichen Scheinverhandlung, noch bei seiner Hinrichtung (30. Januar 1649) solche Unwürdigkeiten zu erdulden, wie Ludwig XVI. sie 1793 von seinen für utopische Freiheit fanatisirten Unterthanen erlitten hat.

Unmittelbar nach der Hinrichtung des Königs trat im ganzen Reiche eine solche Verwirrung ein, daß die militärische Dictatur eines großen Mannes wie Cromwell für England ebenso nützlich und wünschenswerth erscheinen mußte, als in der neuesten Zeit die Dictatur des ersten Consuls Bonaparte den Franzosen erschien. Der unseligen Republik, welche nach Karl's Tode in England gegründet wurde, wollen wir nur noch ganz kurz erwähnen; weiter unten aber werden wir auf Cromwell und auf die Restauration des Königthums zurückkommen. Wir sehen hier überall nur Soldaten und Cromwell thätig, der als einseitiger Egoist jede Gewaltthat viel kaltblütiger anordnen konnte, als der Korse, welcher vor sechszig Jahren in seine Spuren trat und allerdings oft hart sein konnte, dabei aber doch viel Gemüth hatte, während dieses dem frommen Engländer ganz fehlte, welcher dagegen an kalten Witzen reich und im Beten unerschöpflich war. Cromwell ließ den König hinrichten, obgleich bei dem Urtheilsspruche von den achtundsechszig Richtern nur sechsundvierzig

zugegen gewesen waren. Er ließ das der Hinrichtung beiwohnende Volk, als es murrte, durch seine Reiter auseinander sprengen. Er schaffte gleich nachher vermittelst des Rumpf-Parlamentes das königliche Ansehen im Reiche ab, um eine nur auf Soldaten gestützte, todt geborene Republik ausrufen zu lassen. Schon am Tage der Hinrichtung des Königs hatte man die sogenannte Volks-Souveränität proclamirt, die von jener Zeit an bis auf unsere Tage gebraucht worden ist, um Tyrannei und Despotie rechtmäßig zu machen. Zugleich ward jeder für einen Hochverräther erklärt, welcher ohne Einwilligung des Parlaments irgend jemand König von England nenne. Dies bezog sich auf den Prinzen von Wales, Karl II., den die Schotten auf die Nachricht von seines Vaters Hinrichtung herbeigerufen hatten und als ihren König anzuerkennen geneigt waren, wenn er bereit sei, sich für ihren Zweck gebrauchen zu lassen. Am 6. Februar wurde das Oberhaus, am 7. die Königswürde für abgeschafft erklärt, und als provisorische Regierung für die nächsten zwölf Monate eine aus einundvierzig Mitgliedern bestehende Executiv-Commission angeordnet, deren eigentliche Lenker und Leiter Cromwell, Bradshaw, Ireton und Marten waren. Diese Männer hatten auch, damit das Rumpf-Parlament nicht ganz kahl dastehe, sondern als Maschine der Gesetzgebung etwas mehr Ansehen erhalte, die wenigen Mitglieder desselben wieder zugelassen, welche durch einen Revers ihre Zustimmung zu Allem, was geschehen war, aussprachen. Dadurch wurde die Zahl der Parlaments-Mitglieder wieder auf hundertfünfzig gebracht, von denen aber selten mehr als ein Drittel in den Sitzungen erschien. Auch ein neues Reichssiegel wurde verfertigt, welches eine Abbildung des Unterhauses, sowie die Umschrift enthielt: „Im ersten Jahre der durch Gottes Segen wiederhergestellten Freiheit, 1648.“

VII. Dänische und schwedische Revolution.

1. Letzte Zeit Christian's IV. und Anfang von Friedrich's III. Regierung.

Die englische Revolution hing aufs engste mit der religiösen Bewegung der Zeit und mit dem Secten-Wesen der Protestanten und ihrer Schwärmer zusammen; die dänische und die schwedische Revolution dagegen, welche bald nach der englischen Statt fanden, waren rein politischer Natur. Durch diese beiden skandinavischen Umwälzungen erhielt Dänemark eine absolut monarchische, Schweden aber dieselbe furchtbar aristokratische Verfassung, welche in Dänemark so verderblich für das Reich geworden war, daß sich dort der Bürgerstand, um vom Drucke des Adels befreit zu werden, in die Arme eines unbeschränkten Königthums flüchten mußte. Dies ausführlich darzuthun, kann nicht Zweck des vorliegenden Werkes sein; es wird aber von selbst theils aus der früher erzählten Geschichte des dreißigjährigen und des mit ihm enge zusammenhängenden schwedisch-dänischen Krieges, theils aus der Geschichte der Unternehmungen Karl's X. von Schweden hervorgehen.

Die Unternehmungen des schwedischen Generals Torstenson gegen die Dänen wurden bekanntlich (s. Th. XIV. S. 439 ff.) durch den Egoismus der dänischen Großen gefördert, welche, anstatt die Einkünfte des Reiches dem Gesetze gemäß zu dessen Vortheile zu verwenden, die Domänen zu ihrem Eigenthume machten, die Festungen verfallen und das Heer vernachlässigen ließen. Der Frieden von Brömsebro, welcher im August 1645 mit Schweden geschlossen wurde (s. Th. XIV. S. 448), schien das kleine dänische Reich ganz

zu vernichten. Eine der ersten Bedingungen desselben, welche die Dänen sich gefallen lassen mußten, war die Verminderung einer Haupteinnahme ihrer Staatskasse. Es wurden nämlich alle schwedischen Unterthanen, also auch die Liefländer, Esthländer und Finnländer, auf solche Weise vom Sund-Zoll befreit, daß sie bei der Durchfahrt durch den Sund nur einen vom Magistrat ihres Wohnortes ausgestellten Nachweis über ihre Heimath vorzulegen hatten. Die Dänen mußten ferner nicht nur eine schwedische Post durch ihr Land dulden, sondern auch alles im Kriege eingezogene schwedische Eigenthum zurückgeben. Außerdem kamen Jämtland, Herjedalen und die Inseln Oesel und Gothland an Schweden, und wenn es im Friedensvertrage hieß, die Provinz Halland solle nur als Pfand auf dreißig Jahre an Schweden fallen, so war dies blos eine Maske, um die förmliche Abtretung zu verstecken. Endlich mußte auch noch Christian's IV. Sohn und künftiger Nachfolger, Friedrich III., wiewohl nicht im Frieden von Brömsebro, sondern erst im westphälischen Frieden, seinen Anspruch an die deutschen Bisthümer, in welchen er zum Coadjutor gewählt worden war, aufgeben. Wenn man neben allen diesen für Dänemark so nachtheiligen Friedensbedingungen noch an die Übermacht denkt, welche Schweden durch den westphälischen Frieden in Europa erlangt hatte, sowie an die großen kriegerischen Eigenschaften des schwedischen Königs Karl X., so wird man sich den Unwillen des dänischen Bürgerstandes über die Art, wie der Adel regierte, und seinen Wunsch des Reichsrathes durch eine Revolution entledigt zu werden, leicht erklären können.

Die Macht des Adels und des Reichsrathes von Dänemark, deren Ursprung und Beschaffenheit früher (Th. XIV. S. 144) angegeben worden sind, besonders die des Reichs-Hofmeisters, des Reichs-Drostes, des Reichs-Admirals und des Reichs-Marschalls, hatte in den letzten dreißig Jahren sich sehr vergrößert, theils weil Christian IV. am Ende seines Lebens schwach wurde, theils weil er seinen mit der Christina Munk erzeugten Kindern zu viel einräumte (s. Th. XIV. S. 439 und 441 f.). Christian selbst hatte nicht nur durch einen von ihm unterschriebenen Brief vom 23. August 1615 bescheinigt, daß er mit Christina Munk rechtmäßig verehelicht sei, sondern auch durch einen anderen vom 9. September

1629 die mit ihr erzeugten Kinder als legitime anerkannt. Die letztere Erklärung machte der Reichsrath, vermittelst eines von Holberg in seiner dänischen Reichsgeschichte abgedruckten Actenstückes, gleich nach Christian's Tode öffentlich bekannt. Die Töchter der Christina Munk waren mit Leuten wie Christian Penz, Hannibal Sehestädt, Johann Lindenow, Ebbo Uhlefeld und Corfitz Uhlefeld vermählt, welche, von Christian IV. begünstigt und durch Trotz, Hochmuth und Ehrgeiz ausgezeichnet, sehr gern die rechtmäßigen Söhne des Königs verdrängt hätten, zumal da sie selbst nicht nur von väterlicher, sondern auch von mütterlicher Seite her Dänen, die Söhne aus Christian's rechtmäßiger Ehe aber halb deutsch waren. Den ältesten dieser Söhne hatte Christian, weil damals Dänemark ein Wahlreich war und die Könige durch Wahl-Capitulationen immer mehr gebunden wurden, schon lange vor seinem Tode wählen lassen; der Prinz war aber schwächlich und starb noch vor seinem Vater. Dies veranlaßte bei Christian's IV. Tode mancherlei Verwirrungen. Der zweite Prinz, Friedrich III., hatte nämlich an Corfitz Uhlefeld einen Nebenbuhler, welcher zwar nicht öffentlich als solcher auftrat, aber doch als Reichs-Hofmeister nach der Verfassung nächst dem Könige das größte Ansehen im Reiche hatte. Uhlefeld ward noch mächtiger, als nach Christian's IV. Tode (28. Februar 1648) der Reichsrath eine Interims-Regierung anordnete, welche bis zur Erwählung eines neuen Königs die Geschäfte leiten sollte, und mit Ausschluß des Prinzen Friedrich aus dem Reichs-Hofmeister, dem Reichs-Admiral, dem Reichs-Kanzler und dem Reichs-Marschall bestand. Die Wahl eines neuen Königs ward durch Kabalen, die man dem Corfitz Uhlefeld zuschrieb, sowohl in Dänemark, als in Norwegen verzögert. Wenn übrigens Uhlefeld, wie es scheint, anfangs die Absicht hatte, die Wahl auf sich selbst zu lenken, so war er doch ein zu feiner Kopf, um nicht bald zu erkennen, daß dies ihm niemals gelingen werde. Sein Stolz und sein Übermuth, seine Habgier und seine Herrschsucht hatten ihn so verhaßt gemacht, daß sogar auch sein Schwager, der Vice-König von Norwegen Hannibal Sehestädt, zu seinen Feinden gehörte. Er war deshalb auch einer der Ersten, welche, sobald die Wahl auf Friedrich gefallen war, diesen als König feierlich begrüßten. Dagegen gab er aber auch neue Beschränkungen der königlichen Gewalt an,

welche König Friedrich in der von ihm unterschriebenen Wahl-Capitulation vom 8. März gewähren mußte.

Um deutlich zu machen, warum der Bürgerstand, welcher in Dänemark nicht, wie der Bauernstand, von der Theilnahme an den Reichsversammlungen ganz ausgeschlossen war, lieber die Despotie eines Königs, als die eines armen und ungebildeten Adels sich gefallen lassen konnte, wollen wir nur einige Punkte anführen, durch welche die in den beiden vorhergegangenen Wahl-Capitulationen schon übermäßig beschränkten königlichen Vorrechte noch mehr beschränkt wurden. Der König hatte vorher das Recht gehabt, bei der Erledigung einer Reichsraths-Stelle aus zwei Kandidaten, welche der Adel vorschlug, einen zu wählen; dies wurde jetzt dahin abgeändert, daß, wenn künftig ein Reichsrath sterbe, der Adel derjenigen Provinz, aus welcher derselbe gebürtig gewesen sei, sechs oder acht aus seiner Mitte wählen und dann aus diesen der Reichsrath, ohne den König weiter zu befragen, die erledigte Stelle besetzen solle. Ebenso sollte der Herrscher fortan weder den Vice-König von Norwegen, noch die Inhaber der vier hohen Reichsämter unmittelbar ernennen dürfen, sondern aus drei vom Reichsrathe Vorgeschlagenen zu erwählen haben. Ferner sollte er ohne Erlaubniß des Reichsrathes nicht aus dem Reiche reisen dürfen. Endlich ward ihm verboten, einen Beschluß des Reichsrathes abzuändern oder gar aufzuheben. Andere Beschränkungen, welche bei Gelegenheit von Friedrich's III. Erwählung zu Gunsten der adeligen Aristokratie und der Oligarchie des Reichsrathes gemacht wurden, mag der Leser in der Urkunde selbst nachlesen, die sich in Holberg's dänischer Reichsgeschichte (Th. III. S. 51 ff.) wörtlich abgedruckt findet.

Der neue König hatte eine ruhige Natur und wenig Ehrgeiz; seine Gemahlin Sophia Amalia dagegen, eine Tochter des Herzogs Georg von Lüneburg, war verständig, ehrgeizig und in Betreff der Mittel, ihren Zweck zu erreichen, wenig bedenklich. Sie hatte einen Bremenser und einen Lüneburger, Gabel und Lenthe, mitgebracht, die ihr bei Allem, was sie unternahm, zur Seite standen und in allen Künsten der deutschen Juristen erfahren waren. Die von Christian IV. auf unverständige Weise begünstigten Kinder der Christina Munk duldete König Friedrich III. ohne sichtbaren Verdruß; seine Gemahlin dagegen hegte einen tödtlichen Haß gegen sie.

Auch der hohe und alte Adel haßte dieselben als Emporkömmlinge um so mehr, da Christian IV. selbst in seiner letzten Zeit, wegen einer jüngeren Geliebten, der frechen Wybeke, die Christina Munk öffentlich hatte vor Gericht stellen und verurtheilen lassen. Wybeke hatte nämlich die Christina Munk des Ehebruches angeklagt, und diese war durch das Gericht für schuldig erklärt und vom Hofe verbannt worden; sie würde jedoch wieder zurückgerufen worden sein, wenn des Königs Tod es nicht verhindert hätte. Übrigens hatten bei diesem ärgerlichen Processe zwei Schwiegersöhne der Christina Munk, der Reichs-Hofmeister Corfitz Uhlefeld und der Vice-König von Norwegen, Hannibal Sehestädt, welche einander tödtlich haßten, eine ganz entgegengesetzte Rolle gespielt. Der Letztere war nämlich wegen der ihm eigenthümlichen Servilität als Ankläger der Christina Munk, Corfitz Uhlefeld aber, welcher später auch die Verfolgung seiner Schwiegermutter an Wybeke grausam rächte, als ihr Vertheidiger aufgetreten. Beide wurden später ein Opfer des Hasses, den sie durch ihren Hochmuth und ihren fürstlichen Glanz, welcher den des Königs verdunkelte, sowohl in Friedrich's III. Gemahlin, als in dem Adel erweckt hatten. Zuerst galt es dem Reichs-Hofmeister Corfitz Uhlefeld.

Dieser Mann, dessen diplomatische Geschicklichkeit und große Talente für Repräsentation nicht zu leugnen sind, war schon unter Christian IV. zu glänzenden Gesandtschaften gebraucht worden, von welchen besonders eine nach Holland sehr große Kosten verursacht hatte. Im Jahre 1649 wurde er wieder dahin geschickt, um mit Benutzung der in Holland endlich erwachten Eifersucht auf Schweden diese Republik, welche wegen des erhöhten Sund-Zolles von Dänemark entfremdet und von Schweden gewonnen worden war, wieder auf die dänische Seite herüberzuziehen. Wie geschickt Uhlefeld dies anfing, wird man aus den Prachtreden sehen, welche er nach der Sitte seiner Zeit an die ihn empfangenden Mitgiieder der Generalstaaten hielt. Er erhob in seinen Reden die damals in Holland bestehende aristokratische Verfassung über alle anderen, und redete vom Königreich Dänemark so, als wenn dasselbe nicht eine Monarchie, sondern vielmehr eine Adels-Aristokratie wäre. An der Tafel sagte er sogar, der französische Adel sei kein rechter Adel, weil der König jeden Edelmann in die Bastille setzen lassen dürfe,

statt daß in Dänemark der König den Edelmann nicht einmal verhindern könne, aus seinem Hause zu gehen. Uhlefeld erlangte damals von den Holländern einen Vertrag, in welchem diese für gewisse Fälle ihren Beistand versprachen, sowie einen zweiten, in welchem sie nicht nur eine jährliche Summe statt des bisher von ihnen gezahlten Sund-Zolles zusagten, sondern auch die Verpflichtung eingingen, der augenblicklichen Verlegenheit des Königs durch die Zahlung einer runden Summe abzuhelfen. Der letztere Vertrag, welcher unter dem Namen des Redemptions-Tractats bekannt ist, ließ sich allerdings von einer vortheilhaften Seite her betrachten; dessenungeachtet war aber der Hof sowie ein Theil des Adels mit demselben unzufrieden. Dies mußte Uhlefeld zugleich mit allen übrigen Verwandten der Christina Munk bald nach seiner Rückkehr empfinden. Freilich hatten er und diese alle Welt durch Übermuth gekränkt, während der neue König durch sein biederes Wesen und die Königin durch ihre Freundlichkeit den Adel für sich einnahmen.

Uhlefeld ward zuerst in Betreff der Gelder, die er auf seinen Reisen ausgegeben hatte, zur strengen Rechenschaft gezogen. Nachher aber spann man eine Kabale gegen ihn an, deren eigentlicher Zusammenhang sogar durch die gerichtliche Untersuchung nicht klar gemacht worden ist. Dina Winhofvers nämlich, die Wittwe eines Holsteiners, die sich in viele vornehme Häuser der Hauptstadt eingedrängt und durch Klatschen und Zwischentragen bekannt gemacht hatte, benutzte den Unwillen der königlichen Familie über Corfitz Uhlefeld, um ihn und seine Gemahlin zu beschuldigen, daß Beide den König hätten vergiften wollen. Die Geschichte dieses angeblichen Mordversuches ist so abenteuerlich, daß wir es nicht der Mühe werth halten, ihrer näher zu gedenken. Drei angesehene Dänen, die sich dem Hofe gefällig machen wollten, dachten anders. Diese Männer waren Georg Walter, der sich 1645 als Commandant von Rendsburg rühmlich ausgezeichnet hatte, und von König Friedrich zum Obersten und geheimen Rath, sowie zu einem seiner Günstlinge gemacht worden war, Otto Sperling, der Arzt von Uhlefeld, und Magister Simon Hennings, deutscher Prediger in Kopenhagen und Uhlefeld's Beichtvater. Alle drei wurden in das Gerede des leichtfertigen Weibes verwickelt, die sich nicht schämte, zu gleicher Zeit dem Reichs-Hofmeister von Nachstellungen vorzureden, welche

ihm von Seiten des Hofes drohten. Am Schlusse des Jahres 1650 brachte Dina ihre Anklagen insgeheim bei Hofe vor. Sie wurde nachher im April 1651, um sie gegen die Verfolgungen des allmächtigen Reichs-Hofmeisters zu schützen, im Schlosse selbst festgehalten, einen Monat später aber auf Uhlefeld's Andringen von Gerichts wegen gefangen gesetzt und als falsche Anklägerin durch den Stadtrath zur Rechenschaft gezogen. Jeder Schritt des Hofes und des Reichs-Hofmeisters in dieser Sache zeigt uns den elenden Zustand eines Staates, in welchem selbst die Justiz unter dem Einflusse der großen Herren stand, und man sich einer Dirne bedienen mußte, um den mächtigsten Mann des Reiches zu verderben, welcher ebenfalls bei dieser Gelegenheit in keinem vortheilhaften Lichte erscheint. Der König selbst ward durch seinen Günstling Walter so sehr in das Netz der Dina verstrickt, daß man glauben könnte, die Kabale gegen Uhlefeld sei von ihm und seiner Gemahlin, welche, die Christina Munk und ihre Familie auf jede Weise der ihnen von Christian IV. gewährten Auszeichnungen zu berauben suchte, ausgegangen. Der König ließ jedoch dem Rechte seinen Gang. Dina wurde vom Stadtrathe der falschen Anklage schuldig gefunden, nachher aber, weil der Proceß das ganze Reich in Bewegung gebracht hatte, und nur der Reichsrath Todesurtheile aussprechen durfte, von Uhlefeld's Familie noch einmal vor diesen gestellt. Der Reichsrath verurtheilte sie zum Tode.

Nach ihrer Hinrichtung klagte Walter den Reichs-Hofmeister an; der König aber ordnete seinerseits auch gegen den Ersteren eine Untersuchung an. Friedrich war dabei billig genug, seinen Liebling nicht in Schutz zu nehmen, obwohl er nicht erlaubte, daß Walter vor den Reichsrath gestellt und so der Rache Uhlefeld's geopfert werde. Er verbannte ihn blos aus dem Reiche. Dies sah der stolze, heftige, in seinen Äußerungen und seinem Betragen ganz unverständige Reichs-Hofmeister als eine tödtliche Beleidigung und als ein Vorzeichen künftiger neuer Verfolgungen an. Er floh, als die Processe beendigt waren, am 14. Juli 1651 aus dem Reiche, entweder weil er wegen des Schimpfes zürnte, welcher durch die Anklage der Dina und des Obersten Walter auf ihn gefallen, und vom Könige nicht gehörig gerächt worden war, oder weil er die Folgen der von ihm noch immer verweigerten Rechnungsablage fürchtete, oder auch weil

er und seine ganze Familie sich vom Hofe und dessen Anhang vernachlässigt fühlten, oder endlich weil er, was am wahrscheinlichsten ist, dem Könige und allen den Großen, welche seine Gegner waren, mächtige auswärtige Feinde zu erwecken wünschte. Er bestieg mit seiner ganzen Familie und Dienerschaft zur Nachtzeit ein Schiff, das ihn nach Amsterdam brachte, und begab sich von dort nach Schweden, wo er dann am Hofe der Königin Christina eine glänzende Aufnahme fand.

Uhlefeld wurde, gleich nach seiner Entweichung, ein Opfer des Hasses der dänischen Königin und seiner Feinde unter den Edelleuten; denn der König selbst übte weder Kabalen, noch Verfolgung und Rache. Uhlefeld ward seines Amtes und der Würde eines Reichsrathes verlustig erklärt. Man belegte ferner nicht blos alle die Güter, welche ihm, seiner Gemahlin und seinen Kindern von Christian IV. geschenkt worden waren, sondern sogar die Zinsen der von ihm ausgeliehenen Geldsummen mit Beschlag. Diese wurden nachher förmlich eingezogen und unter seine Gegner vertheilt. Zugleich mit Uhlefeld suchte man auch alle nahen und entfernten Anverwandten der Christina Munk zu verderben. Ein Vorwand dazu war leicht zu finden, da alle sich unter Christian's Regierung Ungerechtigkeiten, Räubereien und hochmüthigen Trotz erlaubt hatten. Zuerst ward Corfitz Uhlefeld's Bruder Ebbo, welcher ebenfalls eine Tochter der Christina Munk zur Frau hatte, wegen der von ihm verwalteten Ämter und Gelder zur Rechenschaft gezogen. Er entging der beabsichtigten Verfolgung dadurch, daß er wie sein Bruder in Schweden Schutz suchte. Dasselbe thaten drei bis vier andere Mitglieder seiner Familie. Hannibal Sehestädt, der als Statthalter von Norwegen sich mit königlichem Glanze umgeben hatte, ward wie Ebbo Uhlefeld genöthigt, Rechenschaft abzulegen, und dann nach einem summarischen Processe seiner Güter verlustig erklärt. Als eine besondere Gnade sollte er es ansehen, daß man ihm seine Kleinodien und sein Silbergeschirr ließ und eine Schuld von sechszigtausend Thalern zu bezahlen versprach. Dagegen mußte er sich verpflichten, das Reich nicht ohne Erlaubniß zu verlassen. Er entfloh dessenungeachtet nach Hamburg. Später kehrte er nach Dänemark zurück und verrieth die Standesgenossen, die ihn gestürzt hatten, ebenso, wie er früher dem König Christian zu Gefallen seine Schwiegermutter verrathen hatte. Als nämlich später die Königin Sophia Amalia die dänische Verfassung ändern wollte,

bot er sich ihr als Werkzeug an, und beförderte neben den Zwecken der absoluten Monarchie seine eigenen ganz vortrefflich. Graf Waldemar, ein Sohn Christian's IV. und der Christina Munk, mußte ebenfalls aus dem Reiche fliehen, war aber weder so glücklich, wie Uhlefeld, die Gunst der schwedischen Königin Christina zu erlangen, noch war er, wie Hannibal Sehestädt, zu allem Guten und Bösen zu gebrauchen. Er begab sich nach Deutschland, nahm nach manchen Abenteuern, die er erlebte, im Kriege mit Polen schwedische Dienste, und starb 1656 in Lublin.

Da Corfitz Uhlefeld vom Augenblicke seiner Flucht an unablässig bemüht war, einen Krieg zwischen Dänemark und Schweden zu veranlassen, so müssen wir jetzt zunächst die schwedische Geschichte seit dem westphälischen Frieden nachholen.

2. Schweden unter der Regierung der Königin Christina.

Gustav Adolf's Tochter und Nachfolgerin, Christina, welche durch angeborene Eigenthümlichkeiten und durch eine ganz sonderbare Art von Erziehung und Unterricht zu einem Mitteldinge zwischen Mann und Weib gemacht worden war, besaß den Sinn und die Kraft eines Mannes neben allen Schwachheiten der Weiber (s. Th. XIV., S. 438 und 448). Sie hatte schon 1644, als sie achtzehn Jahre alt geworden war, die Regierung selbst übernommen, und zeigte bald nicht nur die jetzt herrschende geniale monarchische Auffassung der Politik, sondern auch jene höfisch-künstlerische, großartige Ansicht des menschlichen Lebens und seiner Verhältnisse, welche sogar auch in unseren Tagen nur großen Geistern, nicht der Mehrzahl oder uns anderen gemeinen Seelen gefällt, die dem Fluge des Genies nicht zu folgen vermögen. Die Schilderung ihrer Person, welche von dem französischen Minister Chanüt mit großer Genauigkeit gegeben und von ihr selbst durch Noten erläutert worden ist, findet man in Geijer's schwedischer Geschichte. Wir gehen auf dieselbe nicht ein, weil wir nicht unterhalten, sondern nur belehren wollen. Christina's Ungeduld, die große und geniale Königin zu spielen und des alten Kanzlers Oxenstierna, welcher ihr Mentor bleiben wollte, los zu werden, war ein Glück für

Schweden und für Deutschland, weil Christina schon 1647 durch ihren vertrauten Minister Salvius gegen Oxenstierna's Willen den westphälischen Frieden förderte, den der Kanzler verzögerte, um seine Regierung zu verlängern.

Zu dem schwedischen Reiche gehörten damals nicht nur die im westphälischen Frieden abgetretenen deutschen Provinzen (s. Th. XIV. S. 498) und die im Frieden von Brömsebro erworbenen Theile von Dänemark (s. oben S. 130), sondern auch Liefland, Esthland und Finnland. Ein solches Reich konnte nur durch große Sparsamkeit erhalten und, da seine Einkünfte besonders aus den Krongütern flossen, durch gute Verwaltung derselben vergrößert werden; Christina befolgte aber ein ganz entgegengesetztes System, weil sie den großen Umfang ihres Gebietes mit der inneren Stärke desselben verwechselte. Die Einkünfte waren weder der Ausdehnung eines Reiches gewachsen, welches nur durch ein stehendes Heer vertheidigt werden konnte, noch genügten sie für die Ausgaben, die ein ganz glänzend eingerichteter Hof und ein unbeschreiblich stolzer, verschwenderischer Adel zu machen hatten. Dieser Adel hätte schon unter Christina gern begonnen, was er später nach ihres Nachfolgers Tode durchsetzte; oder mit anderen Worten, er hätte gern schon damals wie nachher zu derselben Zeit, als der dänische Bürgerstand aus Unwillen über die Despotie des Adels eine absolute Monarchie errichten half, eine unter den Schein einer Monarchie versteckte Adelsherrschaft eingeführt. Auch würde diese Adels-Revolution schon früher erfolgt sein, wenn nicht Karl X. durch den Glanz seiner Thaten das Misverhältniß des dreißigjährigen Krieges und der in Folge desselben eingetretenen Erschöpfung der Kräfte und Finanzen auf einige Zeit in Vergessenheit gebracht hätte. Wir können dies mit aller Bestimmtheit behaupten; denn wir haben uns aus Geijer's Angaben überzeugt, daß Christina der Regierung hauptsächlich darum schon nach zehn Jahren müde ward, weil sie nicht wußte, wie sie die Misverhältnisse im Inneren beseitigen könne, welche freilich zum Theil durch ihren Mangel an praktischem Sinn und an Sparsamkeit, zum großen Theil aber doch auch durch die allgemeine Stellung des auf dem Wege der Eroberung geschaffenen schwedischen Reiches hervorgebracht waren. Bei der Beschaffenheit der mittelalterlichen Ständeversammlungen und bei der großen Verschiedenheit der

Provinzen, welche zum schwedischen Reiche gehörten, war es schwer, allgemeine Steuern einzuführen, wie es überhaupt damals fast nirgends möglich war, den Adel und die Geistlichkeit zur Zahlung von Abgaben zu bringen. Die Domänen oder Krongüter blieben daher immer noch die Hauptquelle der Staatseinkünfte. Gerade diese Quelle aber versiegte durch die großartige königliche Manier, mit welcher Christina ihrem Hofadel die Mittel gewährte, sich mit fürstlichem Glanze zu umgeben. Christina entzog der Monarchie die Reichthümer, um sie einer Aristokratie zuzuwenden, die sich nachher der Regierung bemächtigte. Die Königin vergabte noch dazu nicht allein die Krongüter, von welchen ein großer Theil nach der Constitution nur an Adelige verliehen werden konnte, sondern sie beschenkte den Adel auch mit den Kron-Renten; dadurch wurden also die Bauern, welche diese entrichteten, dem Adel, anstatt wie früher dem Könige, steuerpflichtig, oder mit anderen Worten, sie wurden aus unmittelbaren Unterthanen des Königs mittelbare.

Christina trieb ihre Verschwendung so weit, daß ihr oft das Geld zur Bestreitung ihres täglichen Aufwandes mangelte. Sie war von Künstlern und Gelehrten umgeben; ihr Geschmack erscheint aber darum nicht von einer vortheilhaften Seite, und ihr Lebenswandel war nicht besser, als der der überall gepriesenen und von ihren Landsleuten vergötterten Königin Elisabeth von England. Es hatte bei Christina wenig gefruchtet, daß sie den Thucydides und den Homer in der Ursprache gelesen, und nicht nur alle neueren Sprachen, sondern sogar auch das Hebräische erlernt hatte; denn sie huldigte nichts destoweniger dem Geschmacke, welcher an den Höfen des übrigen Europa herrschte, und auf die Kunst und Literatur der zweiten Hälfte des siebenzehnten und der ersten des achtzehnten Jahrhunderts den verderblichsten Einfluß ausübte. Ihr Geschmack läßt sich schon aus der Beschreibung der Bälle, die sie mit großen Kosten veranstaltete, und der mythologischen, allegorischen und symbolischen Stücke, die von ihren Günstlingen in ihren Gemächern aufgeführt wurden, beurtheilen. Sie ließ in ihren Zimmern von Corfitz Uhlefeld und anderen Hofleuten, welche ihr auf eine lästige Weise räucherten und dabei sogar gelegentlich das Rauchfaß ins Gesicht warfen, die ganze Götterversammlung des Olympus vorstellen, bei welcher Gelegenheit Uhlefeld's hochmüthig brutale Figur den donnernden Jupiter vorstellte. Was Christina's Lebenswandel und den

ganz sonderbaren abenteuerlichen Aufzug betrifft, in welchem sie einherzog, so scheuen wir uns darauf näher einzugehen. In Betreff des Ersteren müssen wir jedoch bemerken, daß einige von Christina's Liebhabern ganz geeignet waren, sie in der poetischen Abneigung vom starren und steifen Lutherthum ihrer Zeit (denn das einfache Evangelium der Liebe und des Erbarmens war von jeher der vornehmen Welt ein Ärgerniß) zum Pomp einer Kirche zu führen, welche für Sünden, wie die der Christina waren, Vergebung gewährt. Besondere historische Bedeutung hatten übrigens als Günstlinge der Königin, außer dem Schweden Magnus Gabriel de la Gardie, mehrentheils Ausländer, wie der französische Chirurgus Bourdelot und der spanische Gesandte Pimentelli, welcher Letztere vorzugsweise den Ruhm hat, die Tochter des heldenmüthigen Vertheidigers des Lutherthums in den Schoß der päbstlichen Kirche zurückgeführt zu haben. Es wird nach allen angeführten Umständen nicht auffallen, daß die Königin den Gedanken faßte, die Regierung eines Landes, dessen Klima, Sitten und Religion ihr zuwider waren, und dessen Hülfsquellen sie ganz erschöpft hatte, niederzulegen, da sie nie hoffen durfte, ihre Religion dort auch nur für sich allein frei ausüben zu können. Sie hatte schon 1651 daran gedacht, abzudanken, war aber damals den Vorstellungen des Reichsrathes, besonders der Familie Oxenstierna, gewichen. Im Jahre 1654 ward ihre Verlegenheit so groß, daß sie den Entschluß faßte, die Last, welche für sie zu schwer war, auf andere Schultern zu wälzen.

Die Verschwendung und schlechte Haushaltung der Königin überstieg allen Glauben. Sie verschenkte ein Krongut nach dem anderen, und alle ihre Günstlinge lebten im Überflusse, während sie selbst aus Geldmangel nicht nur oft Monate lang ihre Dienerschaft nicht zu bezahlen vermochte, sondern auch die schlechtesten Mittel, deren Aufzählung man bei Rühs und Anderen aufsuchen mag, anwenden mußte, um nicht zu einer förmlichen Bankerot-Erklärung genöthigt zu sein. Sie sah sich gezwungen, ihr Silbergeschirr zu versetzen, und von Axel Lilie, dem sie die Statthalterschaft von Pommern verliehen hatte, ein Geschenk von fünfzigtausend Thalern anzunehmen. Auch der von ihr gegen den hochmüthigen Kanzler Oxenstierna begünstigte Minister Salvius hatte sechszigtausend Thaler von ihr zu fordern. Dieser und der kurz zuvor erwähnte Graf Gabriel de la Gardie

waren von ihr so sehr mit Begabungen überschüttet worden, daß der Erstere auch dem erklärten Thronerben bedeutende Summen leihen konnte, und daß der Letztere blos von den ihm geschenkten Krongütern eine jährliche Einnahme von achtzigtausend Thalern hatte. Diesem von ihr so sehr begünstigten Grafen erlaubte sie auch, bei einer Sendung nach Paris, die ihm 1646 aufgetragen wurde, hunderttausend Thaler der von Frankreich zu zahlenden Subsidien zu verschwenden, um in Paris eine glänzende Figur zu spielen. Dagegen verweigerte sie ihm ihre Unterstützung, als er ein deutsches Fürstenthum zu erlangen strebte, obgleich sie ihn mit der Schwester des Thronerben vermählte, und vielleicht gerade weil sie dies gethan hatte.

Erklärter Nachfolger der Königin war Karl Gustav (Karl X.), der Sohn einer Schwester Gustav Adolf's, welche mit dem Pfalzgrafen Johann Kasimir von Zweibrücken-Kleeburg vermählt gewesen war. Sein Vater hatte während der Minderjährigkeit der Königin sehr viel von der Verfolgung der hohen schwedischen Aristokratie zu leiden gehabt (s. Th. XIV. S. 264 und 437). Karl Gustav selbst ward von Christina so sehr begünstigt, daß er sich um ihre Hand bewerben zu können glaubte. Sie verschaffte ihm auch Gelegenheit, seine ausgezeichneten militärischen Anlagen unter Torstenson ausbilden zu können. Er erwarb sich in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges großen Ruhm. Dagegen konnte er von der Königin keine bestimmte Zusage ihrer Hand erhalten, obgleich Christina 1647, als sie von den Ständen dringend gebeten wurde, sich zu vermählen, diesen erklärt hatte, daß sie, wenn sie sich entschließe, dies zu thun, ihrem Vetter Karl Gustav den Vorzug vor allen anderen Bewerbern geben werde. Sie benahm sich nachher, indem sie bald aufs neue zusagte, bald wieder ablehnte, gegen ihn so sonderbar, daß es fast schien, als wenn es dem Prinzen wirklich um ihre Hand, nicht um das Reich zu thun gewesen wäre, obgleich er wegen der äußeren Erscheinung und des Umganges der Königin unmöglich an ihrer Person Gefallen haben konnte. Karl Gustav spielte bei ihren Sprödigkeiten die Rolle eines Bewerbers auf ganz meisterhafte Weise, und bewies in seinen eigenen uns aufbewahrten Äußerungen einen Eifer für die Verehelichung mit Christina, welcher seiner Hof-Erziehung die größte Ehre macht.

Auf dem Reichstage des Jahres 1649 erneuten die Stände das dringende Verlangen, daß Christina einen Gemahl nehmen möchte; und jetzt erklärte sie, um weder ihren Vetter, noch die Stände zu beleidigen, gerade heraus, daß sie zwar entschlossen sei, sich nicht zu vermählen, daß sie aber, um das Reich über die Zukunft zu beruhigen, Karl Gustav zu ihrem Nachfolger erklären wolle. Dies war aus vielen Gründen ein harter Schlag für den Reichsrath, welchem beim Tode der Königin das Wahlrecht zufiel, und der in Karl Gustav einen militärischen Dictator und Reformator der Misbräuche, die seit Gustav Adolf's Tode eingerissen waren, um so mehr fürchten mußte, da die drei unteren Stände schon längst wiederholt gefordert hatten, daß die Krongüter, welche unveräußerlich sein sollten und doch fast insgesammt vergabt oder verschenkt worden waren, durch Ständebeschluß wieder an den Fiscus gebracht werden müßten. Es bedurfte des ganzen Ansehens, welches die Königin wegen der noch immer fortdauernden hohen Verehrung ihres Vaters besaß, um den Adel dahin zu bringen, daß er die von ihr getroffene Wahl ihres Nachfolgers billige; vom alten Oxenstierna konnte die Zustimmung sogar nie erhalten werden. Am 10. März 1649 erkannten die Stände durch ihre Unterschrift den Pfalzgrafen als Thronfolger an. Im folgenden Jahre kam Karl Gustav nach Stockholm, während das schwedische Heer noch immer in Deutschland stand, und dort besonders die Reichsfreiheit der Stadt Bremen ernstlich bedrohte. Wie weit die Anmaßung des Adels und besonders des Reichsrathes unter Christina's Regierung ging, zeigt sich unter Andern darin, daß nach allem dem, was vorgefallen war, der Thronerbe noch ausdrücklich versichern mußte, er wolle in Rücksicht der Finanzen das dringende Verlangen der drei anderen Stände nicht erfüllen. Karl Gustav mußte nämlich nicht nur gegen die Königin und die Stände allerlei andere Versprechungen eingehen, sondern zuletzt auch in den Gemächern der Königin noch den Reichsräthen geloben, daß er sie im Besitze aller der Schenkungen, die ihnen schon gemacht worden waren oder noch gemacht werden würden, schützen und erhalten wolle.

Die Umgebung der Königin bildeten gelehrte Schmarotzer und Pedanten, welche von ihr gefüttert und beschenkt wurden, und deren Aufnahme und Beschützung der deutsche Geschichtschreiber Schweden's

(Rühs) als das größte Verdienst der Königin preist. Um den harten Ausdruck zu rechtfertigen, mit dem wir die Herren bezeichnet haben, welche viele Folianten geschrieben haben und auf dem Katheder oder in einer gelehrten Akademie wohl ganz an ihrer Stelle gewesen wären, sollten wir eigentlich sie selbst näher charakterisiren und zugleich die Art und Weise angeben, wie sie in den Gesellschaften der Königin sich mystificiren lassen mußten. Es waren jedoch zu viele wirklich verdiente Männer unter ihnen, als daß wir ihre Blößen aufdecken wollten. Wir nennen daher nur einige derselben, welche zu den Hauptschülern der italiänischen Philologen des sechszehnten Jahrhunderts gehörten. Es befanden sich an Christina's Hofe der Franzose Des Cartes (Cartesius), der größte Denker seiner Zeit, und der Philolog Isaak Vossius, welcher zum Einkaufen von Büchern und Antiquitäten für Christina reiste, und dessen Correspondenz mit ihr daher sehr anziehend ist; ferner Hugo Grotius, Johann Freinsheim, Johann Gerdes, welcher aus Rostock berufen worden war, um Christina im Griechischen zu unterrichten, Nikolaus Heinsius, Hermann Conring, Samuel Bochart, Hüet, Naudé, Meibomius und Andere. Neben ihnen spielte auch Corfiz Uhlefeld, seitdem er aus Dänemark nach Schweden geflohen war, eine sehr bedeutende Rolle am glänzenden Hofe der Christina. Er war freilich kein großer Gelehrter, aber er hatte ein sehr imposantes Äußere, war ein ausgezeichneter Diplomat und ein Meister in allen höfischen Künsten, besonders im Schmeicheln, und glänzte durch seine Staatsreden, welche damals mehr galten als in unserer Zeit. Die Gunst, welche Christina ihm gewährte, benutzte er, um seinen Landsleuten, den Dänen, auf jede Weise zu schaden. Er schmähte nämlich nicht nur in einer sogenannten Ehrenrettung, die er gedruckt in sein Vaterland schickte, den König, die Königin und den Reichsrath von Dänemark auf unanständige und grobe Weise, sondern er wußte auch zu bewirken, daß die Königin Christina seinetwegen lange Zänkereien mit den Dänen hatte. Dagegen konnte er es nicht dahin bringen, daß die Königin einen Krieg mit ihnen anfinge. Auf der anderen Seite benutzte König Friedrich III. oder vielmehr seine Gemahlin Sophia Amalia das unvorsichtige, unwürdige und ganz unverantwortliche Benehmen, dessen Christina sich bei dieser Gelegenheit schuldig machte,

um den ehemaligen dänischen Reichs-Hofmeister seiner noch übrigen Güter zu berauben. Uhlefeld wußte sich jedoch auch dem Nachfolger der Christina geneigt zu machen, und dieser drang, als er König geworden war, bei der dänischen Regierung nicht allein auf eine Entschädigung für Uhlefeld, sondern er war auch, weil er von Anfang an irgend einen Krieg führen wollte und mußte, lange in Zweifel darüber, ob er seine Waffen nicht zuerst gegen Dänemark richten solle.

Christina legte im Juni 1654 die Regierung nieder. Sie hatte während ihrer Herrschaft nicht allein die baaren Geldvorräthe und den Credit des Reiches ganz erschöpft, sondern auch durch Verschenkung der Kron-Lehen oder durch die leichtfertige Weise, sie als Allodien in die Hände von Privatleuten kommen zu lassen, den Grundstock des Staatsvermögens fast vernichtet. Zugleich hatte sie in eben dem Maße, als die Geldmittel sich verminderten, die Nothwendigkeit, ganz unnöthige Zahlungen zu leisten und zum Glanze des Hofes dienende Vergabungen zu machen, vermehrt. Namentlich war unter ihrer Regierung die Zahl der schwedischen Reichsräthe, welche den Rang deutscher Fürsten in Anspruch nahmen und denselben Aufwand wie diese machten, bis auf vierzig, sowie die der adeligen Familien bis auf vierhundert gestiegen. Auch die von Christina unterzeichnete Entsagungs-Acte war so eingerichtet, daß alle noch vorhandenen Mittel, die Staatsausgaben zu bestreiten, dem neuen Könige entzogen und zu einer Privat-Einnahme Christina's gemacht wurden, obgleich diese entschlossen war, den Norden ganz zu verlassen und ihre reichen Einkünfte im Süden auf romantisch-künstlerische Weise zu verschwenden. Christina hatte sich ausbedungen, daß sie niemandem zu Gehorsam und Unterwürfigkeit verpflichtet sei und durchaus keine Verantwortlichkeit für die Kronschulden habe. Sie hatte sich außerdem für ihren Unterhalt das Schloß und die Stadt Norköping mit Allem, was dazu gehöre, sowie Oeland mit Bornholm, Gothland mit Wisby, Oesel mit Arensburg, Pöl und Neukloster bei Wismar und Wollgast nebst den Tafelgütern in Pommern vorbehalten. Die Einwohner aller dieser Orte sollten ihr, wiewohl unbeschadet des Eides, welchen dieselben dem Könige und der Krone schuldig wären, die Huldigung leisten, und Christina sollte dort alle Beamte anzustellen haben. Nach ihrem Tode dagegen sollten alle jene Besitzungen außer drei Ämtern in

Pommern und einem Hofe auf Oesel, den sie sich vorbehielt verpfänden zu dürfen, an die Krone zurückfallen. Daß die wunderliche Königin aus Ursachen, welche in unseren Tagen fast die ganze Aristokratie zur Anhänglichkeit an Rußland oder an den Pabst bewegen, schon längst dem Glauben ihres großen Vaters untreu geworden sei, wußte bei ihrer Abdankung noch niemand; man ahnte es aber, und sie selbst säumte nicht, es alsbald öffentlich zu erklären. Sie reiste deshalb nicht mit der Flotte von zwölf Schiffen, welche zu ihrer Überfahrt nach Deutschland bereit lag, sondern eilte, als wenn sie vor jemand flöhe, durch Dänemark in die Niederlande.

3. Karl's X. erste Zeit und sein Krieg mit Polen.

Christina hatte durch die ganze Art ihrer Regierung und Verwaltung ihrem Nachfolger, Karl X. Gustav, eine Lage bereitet, aus der er sich im Frieden nimmer, durch den Krieg aber wenigstens auf einige Zeit befreien konnte. Er selbst sah gleich anfangs ein, daß ihm keine andere Wahl gelassen sei, als entweder einen Bankerot zu verkündigen und ruhmlos zu regieren, oder durch einen Krieg, der sich selbst ernähre, die Mittel herbeizuschaffen, durch welche das schwedische Volk die im deutschen Kriege erworbene Macht behaupten und die in demselben angenommenen neuen Bedürfnisse befriedigen könne. Auch war Karl keinen Augenblick zweifelhaft, ob er einen Krieg beginnen, sondern nur, gegen welchen Staat er seine Waffen richten solle. Das zahlreiche Heer, welches aus Schweden und geworbenen Deutschen bestand, konnte nur im Kriege unterhalten und versorgt werden; der Adel war auf die Officiers-Stellen angewiesen; die Reichsräthe konnten den fürstlichen Aufwand, an den sie sich gewöhnt hatten, ohne Zuflüsse von Außen nicht bestreiten; der Bauernstand endlich beschwerte sich auf jedem Reichstage über die unaufhörlichen Frohnden und Fuhren für die Landhäuser und Paläste, welche die durch die Kriegsbeute bereicherte Ritterschaft erbauen ließ. Nur ein rühmlicher Krieg konnte auch diesen Stand beschäftigen und nähren.

Ein Krieg, wie Karl X. ihn wünschte, konnte blos mit Dänemark oder mit Polen geführt werden. Wenn der schwedische König den ersteren Staat angriff, konnte er theils auf die dänischen Großen und Va-

fallen zählen, welche in Uhlefeld's Schicksal verwickelt worden waren, theils auf die von Uhlefeld angesponnenen Einverständnisse. Richtete er dagegen seine Waffen gegen Polen, so hatte er einen angesehenen Magnaten dieses Reiches zur Seite, welcher nicht, wie Uhlefeld, seinen Landsleuten verhaßt und verächtlich war, sondern eine mächtige Partei im Reiche für sich hatte. Dieser Magnat war der polnische Vice-Kanzler Radzejowski. Er war, wie es heißt, von seinem Könige, Johann II. Kasimir, in seinen häuslichen Verhältnissen gekränkt worden, hatte deshalb Intriguen angesponnen, die ihn in mancherlei Händel verwickelten, war zuletzt aus seinem Vaterlande geflohen, und hatte sich, wie Uhlefeld, nach Schweden begeben, wo er am Hofe der Königin Christina neben dem Letzteren eine glänzende Rolle gespielt hatte. Das polnische Reich, welches damals von einem Senat oligarchisch, von einem Könige monarchisch regiert wurde, hatte unter König Siegmund III. (1587—1632) beständig Krieg mit Schweden geführt, bis durch die Franzosen der Waffenstillstand von Stummsdorf zu Stande gebracht worden war (s. Th. XIV., S. 147 ff., 165, 209 ff. und 288). Unter Siegmund's Sohn und Nachfolger, Ladislaus IV. (1633—1648), hatte das Reich oder, wie die Polen selbst es nannten, die Republik Polen noch einiges Ansehen genossen; unter dem Nachfolger des Letzteren aber, seinem Bruder Johann II. Kasimir (1648—1668), herrschte völlige Anarchie. Johann Kasimir, welcher eigentlich zum Mönch geboren und erzogen, bei seines Bruders Tode aber aus dem Kloster geholt und zum Könige gemacht worden war, hatte eine mächtige Partei gegen sich, an deren Spitze der nach Schweden geflüchtete Vice-Kanzler Radzejowski stand. Während dieser den schwedischen König ebenso zum Kriege mit Polen ermunterte, wie Uhlefeld zum Kriege mit Dänemark, weigerte sich Johann Kasimir nicht nur, den noch nicht abgelaufenen Waffenstillstand von Stummsdorf in einen Frieden zu verwandeln, sondern er ließ auch durch seinen Gesandten Canasiles sogar an den Anspruch auf die schwedische Krone erinnern, welchen seine beiden Vorgänger nie hatten geltend machen können. Er protestirte gegen die Thronbesteigung Karl Gustav's, bestand auf seinem eigenen Erbrechte, und ließ sich durchaus nicht bewegen, seine Ansprüche aufzugeben. Der schwedische König wurde überdies noch durch die Art, wie der polnische Gesandte sich hierüber erklärte, sehr

beleidigt. Canasiles hatte nämlich, als die schwedische Krone an Karl Gustav übergehen sollte, geradezu erklärt, sein Herr werde nimmer dulden, daß die ihm als dem allein berechtigten Sprößling des Hauses Wasa gebührende Krone einem anderen Geschlechte überlassen werde, worauf Karl Gustav dem Gesandten zur Antwort gegeben hatte, er werde seine Krone zu vertheidigen wissen.

Von diesem Augenblicke an nahm der schwedische König gegen Polen einen trotzenden Ton an; die Polen aber boten Alles auf, um durch französische Vermittelung den drohenden Sturm zu beschwören. Die Letzteren konnten freilich von den berittenen Truppen ihres Adels, so zahlreich diese auch sein mochten, im Kampfe gegen ein altes, aus Deutschen und Schweden zusammengesetztes, im dreißigjährigen Kriege gebildetes Heer disciplinirter Soldaten und gegen einen großen Feldherrn, wie Karl X. war, auf keinen Erfolg hoffen; denn der Adel pflegte sich nicht gerade zahlreich einzufinden, und leistete den Dienst nur so, wie die Lehens-Heere des Mittelalters ihn zu leisten pflegten. Zwar hatte schon Siegmund II., weil er das Bedürfniß eines stehenden und bezahlten Heeres fühlte, es beim Reichstage dahin gebracht, daß der vierte Theil der Staatseinnahme für die Unterhaltung solcher Truppen ausgesetzt wurde; diese Truppen wurden aber vernachlässigt, schlecht oder auch gar nicht bezahlt, verachtet und mit dem Spottnamen Quartianer bezeichnet, und ließen sich daher leicht durch die Leute, welche der verrätherische Vice-Kanzler an sie schickte, bewegen, zu einem Feinde überzugehen, der sie besser zu halten und zu zahlen versprach. Übrigens würde nichts besser dienen können, den Ton und die Manier der Diplomaten des siebenzehnten Jahrhunderts zu bezeichnen, als wenn wir berichteten, welche armseligen Ausflüchte die Schweden suchten, um die Bemühungen der Polen und Franzosen zur Erhaltung des Friedens zu vereiteln und ihrem Könige den Vorwand zu einem Kriege zu geben, den er anfangen wollte, weil er wußte, daß Polen ganz wehrlos und im Inneren zerrissen sei. Unter diese Punkte zählen wir besonders die Beschwerde über zwei aus dem schwedischen Königstitel weggelassene Und-so-weiter und über die drei Kronen im Siegel des polnischen Königs, welches doch ein Familien-Siegel war und das Reich Polen nichts anging.

Als König Karl den Krieg mit Polen beschlossen hatte, legte er,

um nicht einen anderen Krieg im Rücken zu lassen, den Streit zwischen Schweden und der Stadt Bremen bei. Diese Stadt, welcher die Schweden ihre Reichsfreiheit streitig machten, war von ihnen fast vier Jahre lang eingeschlossen gehalten und sogar einmal ernstlich beschossen worden. Allein sowohl der Kaiser als auch die Seemächte Holland und England hatten sich der bedrängten Stadt ernstlich angenommen. Karl gewährte ihr daher, als er sich zum Kriege mit Polen rüstete, in einem Vertrage vom 24. November 1654 leidliche Bedingungen, oder mit anderen Worten, er gewährte ihr einen Aufschub der Execution. Beide Theile behielten sich in jenem Vertrage einstweilen ihr Recht, der eine auf die Landsässigkeit der Stadt, der andere auf ihre Reichsfreiheit, vor. Doch sollte die Stadt dem schwedischen Könige und seinen Nachfolgern den Huldigungseid nach derselben Formel leisten, nach welcher sie ihn 1637 dem Erzbischofe geleistet hatte. Andere den Schweden eingeräumte Rechte übergehen wir.

Zum Kriege mit Polen sammelte Karl in Schwedisch-Pommern siebenzehntausend Mann. Um dieses Heer bezahlen zu können, eröffnete er sich durch eine Maßregel, die er gegen den Adel seines Reiches ergriff, eine neue Hülfsquelle. Er hatte nämlich auf der sogenannten Königsreise, d. h. auf der Reise, welche jeder schwedische König gleich anfangs durch das ganze Land zu machen pflegte, erkannt, wie dankbar die drei niederen Stände ihm sein würden, wenn er, anstatt die vom Adel angebotenen neuen Steuern für den bevorstehenden Krieg anzunehmen, die Verschleuderung der Krongüter durch die Stände für nichtig erklären lasse. Diesen Weg schlug er daher auch ein. Zwar machte ihm der Reichsrath auf dem Reichstage große Schwierigkeiten, besonders dadurch, daß er vorstellte, wie langwierig die Untersuchung sein werde, ob die einzelnen Vergabungen rechtmäßig gewesen wären oder nicht. Allein man fand nachher, als der Reichsrath und der Adel von den anderen Ständen überstimmt wurden, eine Auskunft, um zugleich für die Schatzkammer und für diejenigen, denen man die ungerecht erworbenen Güter entziehen wollte, zu sorgen. Im Jahre 1604 war nämlich auf dem Reichstage von Norköping (s. Th. XIV., S. 156) für ein ewiges Gesetz erklärt worden, daß kein Kron-Lehen Privat-Eigenthum werden dürfe, und daß ein Viertel der Einkünfte jedes

solchen Lehens der Staatskasse vorbehalten werden solle. Diese Vorschrift war seither nicht befolgt worden; jetzt verlangten aber die Stände, daß auf dieselbe zurückgegangen werde. Karl that dies jedoch nicht, sondern ergriff ein anderes Auskunftsmittel. Weil nämlich mit einer völligen Reduction der Krongüter ebenso eine förmliche Revolution des Vermögens der ersten Familien verbunden gewesen sein würde, wie sie unter der folgenden Regierung gemacht wurde, so ging König Karl nur bis auf den Todestag Gustav Adolf's zurück. Er verordnete, daß alle Krongüter, welche seit dem Todestage Gustav Adolf's (6/16. November 1632) verschenkt worden waren, sogleich zurückgenommen werden sollten, weil die Besitzer, die sich um dieselben beworben oder sie als Geschenk erhalten hatten, gewußt hätten, daß diese Güter gesetzlich unveräußerlich wären, weil sie also sich den Verlust derselben selbst zuzuschreiben hätten. Dagegen sollten verkaufte Krongüter, zu welchen auch die für wirkliche Dienste abgetretenen gerechnet wurden, ihren Besitzern nicht entrissen werden, ehe diesen die Kaufsumme ersetzt oder ihre Dienste bezahlt worden seien. Bei den von der Krone wieder zurückgenommenen Gütern sollte ferner das, was für dieselben bezahlt oder an ihnen verbessert worden wäre, vergütet werden. Dagegen ward der vierte Theil der seit 1639 bezogenen Einkünfte nachgefordert. Doch ließ Karl über den Betrag dieser Summe keine genaue Untersuchung anstellen, sondern begnügte sich mit der Angabe der Besitzer.

Im Juli 1655 ließ Karl die siebenzehntausend Mann, welche er unter dem General Wittenberg in Schwedisch-Pommern gesammelt hatte, ohne Rücksicht auf den Unwillen von ganz Europa, durch das Gebiet des Kurfürsten von Brandenburg gegen Posen und Kalisch ziehen. Er selbst kam unmittelbar nachher mit neun Regimentern nach. Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher später aus dem tollkühnen Angriffe der Schweden auf das Königreich Polen allein Vortheil zog, hielt für klug, zu der Verletzung seines Gebietes, auf welchem die Schweden sechs Tage lang verweilt waren, zu schweigen. Zwei Freunde des treulosen polnischen Vice-Kanzlers, der sich beim schwedischen Heere befand, räumten die Pässe, die sie hätten vertheidigen sollen, und das schwedische Heer besetzte Posen und Kalisch. Der polnische König Johann Kasimir, welcher etwa zehntausend Reiter, aber kein Fußvolk hatte, mußte

daher im Anfange des September auch Warschau den Feinden überlassen. Karl folgte ihm, als er aus Warschau abzog, auf dem Fuße nach, schlug ihn am 6. September bei Czernowa, setzte ihm auch nach Krakau nach und nöthigte ihn nach einem unbedeutenden Gefechte unweit dieser Stadt, das Reich zu verlassen und sich auf seine Herrschaften in Schlesien zu begeben, wo sein Verbündeter, Kaiser Ferdinand III., ihn schützen konnte. Ende September wurde hierauf auch Krakau, die zweite Hauptstadt des polnischen Reiches, von den Schweden besetzt, und eine Stadt nach der anderen, sowie ein Senator des Reiches nach dem andern gaben sich in den Schutz der Schweden. Am Schlusse des Jahres 1655 eroberte Karl auch noch West-Preußen mit alleiniger Ausnahme von Danzig. Im folgenden Jahre gingen sogar alle Söldner (Quartianer) zu den Schweden über, und ihrem Beispiele folgte selbst das Reichsheer, welches unter Stanislaus Potocki in der Ukraine stand. Karl glaubte daher Herr von ganz Polen zu sein. Er begann jedoch schon damals einzusehen, daß er es nicht blos mit dem ganz unfähigen König Johann Kasimir, sondern auch mit der polnischen Nation und mit den europäischen Mächten zu thun habe.

Friedrich Wilhelm von Brandenburg, gewöhnlich nur der große Kurfürst genannt, hatte damals schon seinen kleinen Staat aus dem Verfalle, in welchen dieser durch seinen Vater und dessen Minister Adam von Schwarzenberg gerathen war (s. Th. XIV. S. 248), wieder emporgehoben; allein auf der einen Seite hielten die Holländer seine Städte in Westphalen besetzt, und auf der andern machte der polnische Senat die Lehens-Abhängigkeit, in welcher Preußen zu Polen stand (s. Th. XII. S. 33), auf eine sehr harte Weise geltend. Friedrich Wilhelm fand gleich seinem Vater im Herzogthum Preußen, wo die Ritterschaft sich auf Polen stützte und ebenso wenig, als die Städte, ein monarchisches Princip anerkannte, weit größere Schwierigkeiten, vermittelst einer gefüllten Schatzkammer und eines stehenden Heeres eine militärische Herrschaft zu gründen, als in seinen deutschen Staaten. Er gab daher auch gleich anfangs den preußischen Ständen nach, damit diese sich nicht etwa an den polnischen König und Senat wendeten, um mit ihrem Herzoge als einem polnischen Vasallen Proceß zu führen. Die Polen waren sehr unwillig, als der junge Kurfürst die Regierung von Preußen

übernahm, ohne ihrem Könige die Huldigung geleistet zu haben; sie verlangten sogar, daß er selbst zur Huldigung nach Warschau komme, knüpften harte Bedingungen an dieselbe, und hinderten ihn vier Monate lang, die Verwaltung Preußen's anzutreten. Als dies endlich am 20. April 1641 geschehen durfte, mußte er sich zuvor schriftlich verpflichten, den Lehens-Verträgen vollständig zu genügen, die Privilegien des Landes zu wahren, den Lehens-Eid an Polen, sobald er dazu aufgefordert werde, zu leisten und, ehe dies geschehen sei, keinen Eid des Gehorsams von seinen preußischen Unterthanen zu fordern. Im Oktober desselben Jahres begab sich der Kurfürst nach Warschau, um die Huldigung zu leisten; er erhielt aber damals die Belehnung nur unter sehr lästigen Bedingungen. Er mußte nämlich erstens nicht nur dem katholischen Gottesdienst mehr als vorher einräumen, sondern er mußte auch seinen eigenen Glaubensgenossen, den Calvinisten, die öffentliche Ausübung ihrer Religion verweigern, und durfte blos den Katholiken und den Bekennern der Augsburgischen Confession öffentlichen Gottesdienst gestatten und Ämter übertragen. Ferner ward ihm die Verpflichtung auferlegt, in den preußischen Festungen Memel und Pillau nur solche Befehlshaber einzusetzen und zu dulden, welche dem Könige von Polen gefielen, sowie in dieselben königliche Commissäre zuzulassen, welche den Zustand der Werke untersuchen und darüber nach Warschau berichten sollten. Endlich mußte er noch versprechen, daß er den Adel nicht hindern wolle, in bürgerlichen und peinlichen Sachen an den polnischen König zu appelliren. Freilich regierte damals in Polen noch König Ladislaus IV., der ein anderer Mann war, als sein Bruder und Nachfolger, Johann II. Kasimir. Auch würde der Kurfürst mit dem polnischen Senat noch übler zurecht gekommen sein, wenn er nicht außer den dreißigtausend Gulden, die er als ordentliche Unterstützung jährlich an Polen zahlte, und dem doppelten Betrag dieser Summe, welcher als außerordentliche Hülfe gefordert ward, noch dem Könige hunderttausend Gulden aus den See-Zöllen versprochen hätte.

Als Friedrich Wilhelm dies Alles den Polen zugestand, waren seine deutschen Länder noch immer den Verheerungen der schwedischen und kaiserlichen Truppen ausgesetzt, und seine Finanzen befanden sich in schlechtem Zustande. Er beschäftigte sich daher in den folgenden Jahren fast ausschließlich mit der Einrichtung seiner

Finanzen. Während nämlich die Königin Christina von Schweden die großen Domänen ihres Reiches auf unbegreiflich leichtsinnige Weise in Privat-Besitz übergehen ließ, und während auch in Polen unter Johann Kasimir (seit 1648) nicht einmal die geringe Summe mehr einkam, die zur Bezahlung eines kleinen Heeres ausgesetzt war, richtete Friedrich Wilhelm seine ganze Sorge auf die Finanzen, weil ohne eine gefüllte Schatzkammer die Bildung uud Unterhaltung eines stehenden Heeres nicht möglich war. Seine Finanzen leitete er so, wie ein Privatmann seine Güter und sein Vermögen verwaltet. Er selbst war in seinem persönlichen Aufwande sehr sparsam. Ein stehendes Heer war in jenen Zeiten, wo die Bedeutung der ritterlichen Heere gänzlich verschwand und die Zahl und Übung stehender Truppen das Schicksal der Staaten entschied, dem kleinsten Fürsten unentbehrlich, wenn er anders seinen Nachbarn und den Umständen gewachsen sein wollte. Weil die Stände zu verblendet waren, dem Kurfürsten dasjenige zu erlauben, was durch die Verhältnisse und durch die geringe Neigung der Ritterschaft, den Feudal-Kriegsdienst zu leisten, nothwendig gemacht wurde, so mußte Friedrich Wilhelm Zwang gebrauchen, wobei er dann freilich, um ein Heer zu schaffen und eine Monarchie einzurichten, nach dem bestehenden Rechte durchaus nicht fragte. Noch im Jahre 1646 betrug das stehende Heer Friedrich Wilhelm's höchstens achttausend Mann; 1651 aber war es schon auf die doppelte Zahl gestiegen, und 1655, als die Schweden nach West-Preußen vordrangen, hatte der Kurfürst bereits sechsundzwanzigtausend Mann und zweiundsiebzig Kanonen. Friedrich Wilhelm führte, da er große militärische Anlagen besaß und während seiner Verbannung zu Schwarzenberg's Zeit in den Niederlanden unter den Prinzen von Oranien eine gute Schule durchgemacht hatte, zwar selbst den Oberbefehl seines Heeres; er hatte aber doch auch zwei tüchtige Männer, von denen sich der eine in kaiserlichen, der andere in schwedischen Diensten praktisch gebildet hatte, zur Seite. Der Erstere, Otto Christoph von Sparr, welcher früher kaiserlicher Feldzeugmeister gewesen war, richtete des Kurfürsten Artillerie-Wesen ein; der Zweite, Georg Derfflinger, welcher als Generalmajor im schwedischen Heere gedient hatte, führte den Oberbefehl über die Reiterei des Kurfürsten. Durch das vortreffliche Heer ward Friedrich Wilhelm beim Ausbruche des Krieges

zwischen Schweden und Polen in den Stand gesetzt, entweder dem einen oder dem anderen Theile wesentlich nützlich zu werden. Sein weites politisches Gewissen aber erlaubte ihm, sich stets dem Stärkeren anzuschließen und den mit dem Schwächeren bestehenden Bund, wenn er auch eben erst geschlossen worden war, wieder aufzulösen, sobald der andere Theil ihm größere Vortheile bot. Friedrich Wilhelm nahm nämlich, obgleich wir sonst ihm unsere Bewunderung nicht versagen können, ebenso wie die meisten großen Feldherren und Staatsmänner keine Rücksicht auf die Moral, die wir Anderen zur Richtschnur nehmen. Wir erwähnen dies übrigens weder lobend noch tadelnd, sondern blos als eine Thatsache, da des Kurfürsten Politik nach Außen und sein System, die mittelalterlichen Rechte seiner deutschen Städte und Ritterschaften gewaltsam zu beseitigen, so viel auch die bürgerliche Moral dagegen erinnern mag, doch unserer Nation Ehre brachten und ihn selbst sogar einem Fürsten, wie Ludwig XIV. war, achtbar machten.

Als Karl X. den polnischen König aus seinem Lande getrieben und ganz Polen bis auf Danzig erobert hatte, und die Holländer entschlossen waren, dieser Stadt, die sich tapfer gegen die Schweden wehrte, Hülfe zu leisten, schien der Kurfürst sich anfangs gegen Schweden erklären zu wollen. Auch hatte er schon einen Vertrag mit Holland geschlossen, und den in Marienburg versammelten Ständen von Polnisch-Preußen seine Hülfe zugesagt. Diese Verbindung der polnischen Stände mit dem Kurfürsten, von der sich nur Elbing und Danzig ausschlossen, ward freilich durch König Johann Kasimir von Groß-Glogau in Schlesien aus gebilligt; aber weder die polnischen Stände noch die Holländer trauten den Absichten Friedrich Wilhelm's. Die Holländer zögerten, ihre Versprechungen zu erfüllen, weil Karl im November und December 1655 erobernd in Polnisch-Preußen eindrang. Der Kurfürst beschloß daher, die Schweden zu gewinnen, deren Bund er schon 1654 gesucht hatte. Er hatte wohlweislich den mit ihm verbündeten Städten die versprochene Hülfe nicht geleistet, und sich kluger Weise innerhalb des eigenen Gebietes gehalten; jetzt suchte er vom schwedischen Könige Rechte zu erlangen, welche später gegen Polen geltend gemacht werden könnten. König Karl ließ sich jedoch durch die Kunst der kurfürstlichen Diplomaten nicht aufhalten, verschmähte die Sophistik der

Kanzleien, und zerhieb den Knoten mit dem Schwerte. Er behauptete, als Eroberer von Polen in Johann Kasimir's Rechte eingetreten zu sein, forderte die Huldigung für Preußen, rückte, anstatt nach der Sitte jener Zeit lange zu unterhandeln, vor Königsberg, und schrieb dem Kurfürsten die Bedingungen vor, welche diesen zum schwedischen Vasallen machen sollten. Es lag ihm sehr viel an Friedrich Wilhelm's Freundschaft, weil er wohl einsah, daß er mit seinem kleinen schwedischen Heere die kriegerische und höchst unruhige Nation der Polen und Litthauer, welche über einen sehr großen Raum voll Wüsten, Wäldern und Morästen verbreitet war, auf die Dauer nicht im Gehorsam werde halten können. Er bedachte sich daher nicht, jene Freundschaft auf Unkosten der Polen zu erkaufen, und schloß am 7. Januar 1656 zu Königsberg den Vertrag, welchem das jetzige Preußen seine Unabhängigkeit verdankt. In diesem Vertrage erklärte sich der Kurfürst unter dem Vorwande, daß Polen den ihm schuldigen lehensherrlichen Schutz nicht habe gewähren können, für einen Vasallen des Königs von Schweden. Zugleich überließ er die preußischen Stände ihrem Schicksale, indem er der vorher mit ihnen geschlossenen Verbindung entsagte und das Versprechen gab, den Feinden der Schweden keinerlei Hülfe zu leisten. Der schwedische König dagegen trat als Eroberer Polen's dem Kurfürsten das Bisthum Ermeland unter der Bedingung ab, daß derselbe für Schweden fünfzehnhundert Mann ins Feld stelle, den Schweden freien Durchzug durch sein Land gewähre und ihnen den Gebrauch seiner Häfen gestatte. Andere Bedingungen des Königsberger Vertrages übergehen wir, weil dieser nachher keinen Bestand hatte.

Der König von Schweden täuschte sich, wenn er durch den Vertrag mit Brandenburg seine Herrschaft über die Polen zu befestigen suchte. Diese waren ihm schon aus dem einzigen Grunde entgegen, weil sie unter ihm nicht, wie unter ihrem Johann Kasimir, eine Republik bilden und als Senatoren derselben prahlen konnten. Schon am Ende des Jahres 1655 hatten sich daher in allen Sumpf- und Waldgegenden des damals noch unermeßlichen Reiches der Adel und das Volk für Johann Kasimir bewaffnet. Auch Kaiser Ferdinand III. versprach diesem seine Hülfe, wiewohl er vorerst nicht Wort hielt. Am 7. Januar 1656 schlossen viele der mächtigen Großen, welche

auf ihren Gütern Truppen hielten und fürstliche Einkünfte hatten, zu Tyskiewicz eine Conföderation für König und Religion, wodurch nach dem überall verspotteten polnischen Herkommen ihr Aufstand gegen den schwedischen König, dem sie vorher gehuldigt hatten, rechtmäßig werden sollte. Johann Kasimir, welcher aus seinem Herzogthum Oppeln nach Lemberg gekommen war, glaubte gemäß der Mönchs-Lehre, zu der er sich bekannte, in der heiligen Jungfrau eine bessere Stütze zu finden, als im deutschen Kaiser. Er gab daher ganz Polen in den Schutz eines wunderthätigen Bildes der heiligen Jungfrau, das sich in Czenstochau, einem kleinen, unvollkommen befestigten Orte, befindet, das Ziel vieler Wallfahrten von nahe und fern ist und, wie es hieß, jene Stadt gerettet habe, als sie von dem furchtbaren Schweden-König gestürmt worden war. Johann Kasimir erklärte nämlich im Anfange April 1656 in der Kathedrale von Lemberg die heilige Jungfrau von Czenstochau mit großer Feierlichkeit zur Königin und Schutzpatronin des polnischen Reiches. Zu gleicher Zeit wandte sich Johann Kasimir nicht blos an den Kurfürsten von Brandenburg, den er noch immer als seinen Vasallen betrachtete, um Hülfe, sondern er machte auch dem Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen das Anerbieten, ihm die Nachfolge in Polen zu verschaffen, wenn er ein Heer schicke.

Als Karl die Nachricht erhielt, daß ganz Litthauen und Polen bis über Warschau hinaus gegen ihn in den Waffen stehe, hob er die begonnene Belagerung von Danzig sogleich auf, sammelte sein in den Winter-Quartieren zerstreutes Heer, und führte es im härtesten Winter von Thorn aus nach Galizien. Der polnische General Czarnecky stand mit einem Heere, welches zehntausend Mann stark gewesen sein soll, in der Nähe von Warschau, um die Schweden aufzuhalten. Karl setzte aber ohne Weiteres über die zugefrorene Weichsel, und lieferte in der zweiten Woche des Monats Februar 1656 den Polen ein Treffen, in welchem er sie auseinander trieb. Er fand jedoch bald, daß er durch einen solchen Sieg in den Sümpfen und Wäldern Polen's wenig gewonnen habe. Er wollte unmittelbar nach jenem Treffen, als Johann Kasimir sich nach Lemberg gerettet hatte, im Süden und im Inneren von Polen weiter vordringen und nach Jaroslav marschiren, sah sich aber bald auf allen Seiten von seinen Gegnern bedrängt und von den Polen verlassen. Auch die

Quartianer, welche vorher zu ihm übergegangen waren, verließen ihn, sobald die Polen ihnen wieder Bezahlung bieten konnten. Die schwedischen Truppen waren ermüdet und litten Mangel an Lebensmitteln; die Fürsten Sapieha verriethen, wie ihre Landsleute zu thun pflegen, den König, als sie den Übertritt zu seinen Gegnern vortheilhafter fanden; ein großer Theil des schwedischen Heeres erlag dem Hunger und der Kälte, und viele wurden einzeln von den Bauern erschlagen. König Karl mußte daher am 12. März 1656 den Rückmarsch nach Warschau antreten, und zwar zu einer Zeit, als das Thauwetter alle Wege unbrauchbar gemacht hatte. Man kann nicht umhin, bei diesem Zuge des schwedischen Königs ebenso, wie bei Alexander's des Großen und Bonaparte's Unternehmungen, die Kraft und Kühnheit eines Mannes zu bewundern, welcher Tausende für seine eiteln Hirngespinnste so zu begeistern verstand, daß sie Gesundheit und Leben opferten, um ihn berühmt zu machen; ein beschränkter Geist wird es aber gern großen Geistern überlassen, große Männer zu preisen. König Karl und sein von ihm begeistertes Heer überwanden bei ihrem Rückzuge nach Warschau alle Schwierigkeiten, sie schlugen sich trotz eines ungeheueren Verlustes an Menschen, Pferden, Geschützen und Gepäcke durch, und erreichten am 7. April Warschau, nachdem sie noch am 26. März das Lager des Fürsten Sapieha, der ihnen mit unzähligen Litthauern auf den Fersen gewesen war, erstürmt und unermeßliche Beute gemacht hatten.

Von Warschau kehrte Karl nach Preußen zurück, um Danzig zu belagern und Verstärkung zu erwarten. Er ließ in Warschau eine kleine Heeresabtheilung zurück, und schickte außerdem seinen Bruder, den Pfalzgrafen Adolf Johann von Sulzbach, gegen des neue Heer, welches Czarnecky gesammelt hatte. Dieses wurde bei Gnesen alsbald in die Flucht getrieben. Die Erbitterung gegen den wankelmüthigen polnischen Adel trieb damals den König Karl zu einer ähnlichen Verordnung gegen diesen, wie Bonaparte sie gegen alle diejenigen erließ, die sich seines Despotismus erwehren wollten. Der schwedische König versprach nämlich in einer Proclamation jedem leibeigenen Bauern, welcher einen abtrünnig gewordenen polnischen Edelmann gefangen nehme oder tödte, die Hälfte vom Vermögen desselben, die Freiheit seines Bauernhofes und das Recht der Nutznießung adeliger Güter auf sechs Jahre. Die Stadt Danzig eroberte der

König auch bei der zweiten Belagerung nicht; denn er mußte schon am 27. Mai aufbrechen, um dem polnischen Heere entgegen zu gehen, das sich unter Czarnecky's Führung bei Bromberg gelagert hatte, während die Hauptmacht der Polen und Litthauer das kleine in Warschau eingeschlossene Häuflein der Schweden hart bedrängte. Czarnecky's Heer wurde von den Schweden überfallen und zerstreut; Karl fühlte aber doch das Bedürfniß, wenigstens Einen Bundesgenossen zu haben, zumal da Holland und der Kaiser sich für Polen erklärten. Er entschloß sich daher zu einer engeren Verbindung mit dem Kurfürsten von Brandenburg, und lockte denselben durch das Versprechen, ihm jetzt den Antheil an der Beraubung Polen's zu gewähren, den er ihm seither nicht hatte zugestehen wollen. Puffendorf, welcher in lateinischer Sprache einen starken Folianten über Karl und einen anderen über Friedrich Wilhelm geschrieben hat, bemerkt sogar, der schwedische König habe schon damals an eine systematische Theilung von Polen gedacht. Karl kehrte, nachdem er Czarnecky's Heer zerstreut hatte, nach Preußen zurück, um mit dem Kurfürsten abzuschließen. Seinen Bruder schickte er damals mit dem größeren Theile des Heeres zum Entsatze der schwedischen Truppen ab, welche in Warschau eingeschlossen waren. Schon am 25. Juni 1656 kam zu Marienburg ein Vertrag zwischen Karl und dem Kurfürsten von Brandenburg zu Stande, weil der Letztere durchaus nicht bedenklich war, eine Verbindung einzugehen, die er nach seinen politischen Grundsätzen leicht wieder brechen konnte, sobald ihm von anderer Seite her ein größerer Vortheil geboten ward. Der Marienburger Bundesvertrag war gegen die Feinde Schweden's in Polen gerichtet; ausgenommen wurden der russische Czaar und des Kurfürsten Schwager, Herzog Jakob von Kurland. In Polen sollte der schwedische König, in Preußen der Kurfürst die Leitung des Krieges haben; der Erstere sollte, wenn es nöthig sei, sechstausend Mann für den Kurfürsten, der Letztere viertausend Mann für Schweden ins Feld stellen. Für die augenblickliche Gefahr versprach der Kurfürst den Schweden mit seiner ganzen Macht beizustehen. Dafür ward ihm in geheimen Artikeln ein bedeutender Theil des Raubes zugesichert; denn er sollte den größten Theil der Palatinate Posen und Kalisch, Lencicz und Siradien, sowie das Land Wielau erblich mit der Landeshoheit erhalten. Außerdem

wurden viele Punkte des mit Schweden geschlossenen Lehens-Vertrages zu Gunsten des Kurfürsten geändert.

Ganz Polen und Litthauen waren wieder in Bewegung; Danzig leistete, von den Holländern unterstützt, mit seiner Besatzung von achttausend Mann einen sehr tapferen Widerstand; der Kaiser war im Begriff, sich offen gegen Schweden zu erklären; der König und der Senat von Polen hielten mit hunderttausend Mann die Stadt Warschau eingeschlossen, und der schwedische Commandant derselben war, trotz seiner heldenmüthigen Gegenwehr, schon am 21. Juni genöthigt, eine Capitulation zu schließen. Diese Capitulation, welche ehrenvoll und billig war, wurde von den rohen Polen und Litthauern ohne Bedenken gebrochen. Man mordete und mishandelte die herausziehenden Soldaten und Officiere, und der Commandant selbst ward nur mit Mühe den erbitterten polnischen Großen entrissen, die ihn tödten wollten. Er wurde jedoch nebst vielen Anderen, welche gar nicht im Felde gedient hatten, gefangen nach Zamoysk geführt. Der schwedische König brach, nachdem er sich mit dem Kurfürsten vereinigt hatte, sogleich gegen Warschau auf. Dort bot er dem König Johann Kasimir, der mit vierzigtausend Mann in der Nähe der Stadt lag, eine Unterhandlung an, welche jedoch von diesem höhnend abgelehnt wurde, weil das schwedisch-brandenburgische Heer nur etwa halb so stark war, als das polnisch-litthauische. Karl Gustav und Friedrich Wilhelm, beide geborene Feldherren, erneuten drei Tage nach einander (vom 27. bis 30. Juli) morgens das Treffen, welches am Abend vorher unentschieden geblieben war. Auch Johann Kasimir, der von seiner Gemahlin begleitet war, erfüllte jede Pflicht eines guten Feldherrn; er mußte sich aber zuletzt mit dem Verluste von fünfzig Kanonen nach Warschau und von da nach Lublin zurück ziehen, und die Stadt Warschau ward von den Schweden und Brandenburgern geplündert.

Der errungene Sieg verschaffte dem König von Schweden wieder keinen wesentlichen Vortheil. Karl wollte zwar die Polen hitzig verfolgen; allein Friedrich Wilhelm war zu politisch, um zu einer völligen Niederwerfung Polen's behülflich zu sein. Er gab also vor, daß seine Gegenwart in Preußen nothwendig sei, und König Karl mußte sich begnügen, einzelne Theile des polnischen Heeres zu verfolgen und einzelne Städte und Landstriche zu behaupten. Auch Warschau und

Krakau blieben von den Schweden besetzt, obgleich König Karl sehr verständiger Weise sein Hauptaugenmerk auf Polnisch-Preußen gerichtet hatte. Friedrich Wilhelm ließ zwar die viertausend Mann, die er im Vertrage von Marienburg hatte versprechen müssen, beim schwedischen Heere, leistete aber weiter keine Dienste, sondern unterhandelte mit Polen, Dänemark und dem Kaiser auf eine sehr verdächtige Weise. Der König von Schweden konnte daher auch nichts gegen Danzig ausrichten, und seine Generale litten in den verschiedenen Theilen Polen's öfters Niederlagen, bis endlich Otto Stenbock bei Popow in Litthauen einen bedeutenden Sieg erfocht. Auch dieser Sieg konnte jedoch Karl's Herrschaft über Polen nicht sicher stellen. Dies sah der schwedische König nach und nach ein, besonders als auch einerseits der russische Czaar ihm in das Land fiel, und andererseits Ferdinand III., so krank und schwach er war, gleich den Holländern Miene machte, ihm den Krieg zu erklären. Die Russen verheerten, wie wir unten sehen werden, Liefland fast ein ganzes Jahr hindurch, waren aber nicht im Stande, Riga zu erobern, und erlitten nachher eine Niederlage.

Von ihnen glaubte der tapfere König von Schweden vorerst nichts zu besorgen zu haben. Dagegen fürchtete er den Kurfürsten von Brandenburg, welcher, wie er selbst, ein sehr weites Gewissen hatte. Er suchte ihn deshalb fester an sich zu knüpfen. Am 20. November 1656 ward zwischen beiden Fürsten zu Labiau ein Vertrag geschlossen, welcher ein Jahr später, als er von der Republik Polen anerkannt wurde, aus dem bisherigen Lehens-Herzoge von Preußen einen souverainen Herzog von Preußen machte. Es wurden nämlich zu Labiau die auf das Lehens-Verhältniß Preußen's Bezug habenden Artikel des Lehens-Vertrages von Königsberg und des Bündnisses von Marienburg aufgehoben und der Kurfürst nebst seinen männlichen Nachkommen als souverainer Herr von Preußen und Ermeland anerkannt. Die näheren Bestimmungen enthielt ein an demselben Tage geschlossener geheimer Vertrag. Schweden, hieß es in diesem, solle das königliche Preußen, Pomerellen und einen Theil von Kassuben, sowie Semgallen, Samogitien, Liefland und Kurland für sich behalten; auch entsage der Kurfürst dem ihm früher versprochenen Antheile an Groß-Polen. Für den ihm abgetretenen Licent von Königsberg solle er hundertundzwanzigtausend Thaler baar

zahlen, der Zoll in Elbing aber sollte gemeinschaftlich bleiben. Trotz dieses Vertrages war der Kurfürst nicht zu bewegen, mehr als die viertausend Mann, welche er zum schwedischen Heere geschickt hatte, herzugeben; er zog sogar auch diese nachher wieder an sich. König Karl konnte daher weder das tapfer vertheidigte Danzig bezwingen, noch sich der polnischen Heere erwehren, welche oft geschlagen immer aufs neue wieder zum Vorschein kamen und, weil sie sehr zahlreich waren, nicht nur bald hier, bald dort schwedische Heeresabtheilungen überfielen, sondern auch jede Verbindung zwischen diesen unmöglich machten.

Im Jahre 1656 hatte auch der russische Czaar Alexius, welcher auf die von ihm über die Polen erfochtenen Vortheile stolz war, den Krieg mit den Schweden begonnen. Er hatte, während Karl's Truppen in Polen zerstreut waren, nicht nur Liefland mit einer großen Kriegsmacht angegriffen und barbarisch verwüstet, sondern auch ein kleineres Heer nach Karelien geschickt. Wir legen auf bestimmte Zahlen-Angaben niemals einen Werth, und lassen es daher auch unentschieden, ob das in Liefland eingefallene große Heer der Russen hunderttausend Mann oder nicht einmal die Hälfte dieser Zahl betragen habe; auf jeden Fall waren die Russen den in Liefland befindlichen Schweden an Zahl weit überlegen. Die Letzteren bestanden aus kaum zweitausend Mann, und diesen fehlte es an Geld, an Vorräthen und an Befestigungen, bis Heinrich Thurn, Gustav Horn und Gustav Adolf Löwenhaupt mit einer kleinen Anzahl schnell zusammengeraffter Soldaten den vielen Tausenden von aufgebotenen russischen Bauern entgegengingen. Mit welcher Grausamkeit die Russen verfuhren, sieht man schon daraus, daß sie auf Befehl ihres Czaaren jeden ohne Barmherzigkeit niederhieben, der sich weigerte, ihrem Gebieter den Eid der Treue zu schwören und sich nach russisch-griechischem Gebrauche taufen zu lassen. Der Czaar selbst stand an der Spitze der wilden Horden, welche Alles dem Boden gleich machten. Er erschien am 20. August 1656 vor Riga. Diese Stadt hatte, die Bürger mitgerechnet, kaum fünftausend Vertheidiger; gleichwohl behauptete sie sich einen ganzen Monat hindurch gegen die unzählige Menge der Barbaren. Am 21. September rückte das aus Preußen herbeigeeilte Königsmarkische Regiment als Verstärkung in Riga ein, und zu gleicher Zeit erhielt man die Nachricht, daß nächstens auch Douglas mit fünftausend Reitern eintreffen werde. Dadurch ward

der Czaar gezwungen, die Belagerung schon am 5. Oktober wieder aufzuheben.

Die Schweden wünschten, als die Russen abgezogen waren, einen Frieden oder doch wenigstens einen Waffenstillstand unter Vermittelung des Kurfürsten von Brandenburg zu erlangen. Auch schien der Czaar anfangs nicht abgeneigt, auf ihre Vorschläge einzugehen; dies wurde aber durch Östreich gehindert. Kaiser Ferdinand III., welcher selbst nicht gern Krieg anfangen wollte, suchte damals einen mächtigen Bund zu Gunsten der Polen und Dänen zu stiften, und brachte den Czaar dahin, daß er am 6. November 1656 mit ihm und Polen einen Vertrag gegen Schweden schloß, in welchem der Kaiser versprach, die Russen im Besitze der eroberten Städte von Liefland zu erhalten. Da nun auch die Litthauer verheerend in das von den Schweden nur schwach besetzte Liefland einfielen und im Jahre 1658 Riga belagerten, so ward dieses Land eine Wüste. Doch suchte der Czaar eine Waffenruhe, und es wurde daher endlich zwar nicht ein Frieden, wohl aber am 1. December 1658 ein Waffenstillstand auf drei Jahre geschlossen, dessen Ablauf Karl X. nicht mehr erlebte.

Einen noch schlimmeren Ausgang, als der vom Czaar zur Verwüstung schwedischer Provinzen geschlossene Bund genommen hatte, nahm auf der entgegengesetzten Seite das Bündniß, welches der Fürst von Siebenbürgen, Ragoczy, mit Karl X. zur Beraubung der Polen geschlossen hatte. Da nämlich Johann Kasimir alle Anträge der Schweden zu einer Aussöhnung zurückwies, so hatte Karl den Fürsten von Siebenbürgen, an den er sich schon im vorigen Jahre gewandt hatte, durch das Versprechen, ihm den Titel eines Königs von Polen und einen Theil dieses Landes zu überlassen, dahin gebracht, daß derselbe in die an sein Fürstenthum grenzenden Theile von Polen einfiel. Ragoczy's Truppen machten sich jedoch durch Verheerungen verhaßt, und waren nicht im Stande, sich im Felde zu behaupten. Er selbst ward durch seinen Charakter, sowie durch sein Mistrauen gegen die Schweden, besonders aber durch seine politische und militärische Unfähigkeit bald verächtlich, und sah sich endlich nach mehreren Niederlagen, welche den größten Theil seiner Truppen vernichteten, genöthigt, durch einen schimpflichen Vertrag die Erlaubniß zur sicheren Rückkehr zu erkaufen. Als er wieder

nach Siebenbürgen gekommen war, fand er auch dort keine Ruhe, Die Türken, deren Vasall er war, nahmen es ihm übel, daß er ohne ihre Ermächtigung Polen verheert habe; sie überzogen ihn daher mit Krieg, und er endigte sein Leben in einem ihnen gelieferten Treffen.

4. Erster dänischer Krieg Karl's X.

König Karl ward durch seinen Angriff auf Polen zuletzt in eine so bedenkliche Lage gebracht, daß er froh war, als ein mit Dänemark ausgebrochener Krieg ihm die Gelegenheit darbot, seine Truppen mit Ehren aus Polen ziehen zu können. Während nämlich Dänemark einen Krieg gegen Schweden rüstete, hatten die Holländer sich Polen's und besonders der Stadt Danzig sehr ernstlich angenommen, und Kaiser Ferdinand III. hatte, so sehr er auch kränklich, ängstlich und den Jesuiten ergeben war, am 1. December 1656 ein Schutz- und Trutzbündniß mit Polen geschlossen. Außerdem waren aber nicht nur die Russen verheerend in Liefland eingebrochen, sondern auch der Kurfürst von Brandenburg zeigte sich sehr geneigt, durch eine Übereinkunft mit den Polen alles dasjenige auf rechtmäßige Weise zu erlangen, was Karl ihm als Antheil am schwedischen Raube überlassen hatte. Als daher im März 1657 Leopold I. seinem Vater Ferdinand in den östreichischen Erblanden nachgefolgt war und Truppen nach Polen schickte, war Karl in derselben Lage, in der sich in unserem Jahrhundert Bonaparte's Heer auf spanischem Boden befand. Wenn wir bedenken, wie zahlreich das Letztere und wie gering dagegen Karl's X. Hülfsmittel und Truppen waren, so werden wir ihm und seinen Generalen unsere Bewunderung nicht versagen können.

An dem Kriege, welchen Dänemark damals mit Schweden begann, war der dänische König Friedrich III. weniger schuld, als seine Aristokratie und ihr hochmüthiger Reichsrath. Wir bemerken dies, weil der friedliche und freundliche König nachher im Kriege selbst ebenso viel Aufopferung, Tapferkeit, Ausdauer und Geschick bewies, als der Reichsrath und der Adel überhaupt Mangel an Patriotismus, Gemeinheit und Erbärmlichkeit zeigten. Eigentlich führten die Königin und ihr Vertrauter Lenthe, welche mehr Ehrgeiz und Gewissenlosigkeit hatten, als der gute König, und auch später die Haupturheber eines die bestehende Verfassung vernichtenden Staatsstreiches waren,

den Krieg herbei, der das dänische Reich an den Rand des Verderbens brachte. Sie ließen sich nämlich mit der holländischen Aristokratie ein, welche unter dem Namen der Generalstaaten in Holland eine Republik bildete, die gleich der venetianischen und englischen die Nation reich machte, aber auch egoistisch war, wie diese Beiden. Die Generalstaaten schickten schon im Anfange des Jahres 1656 vier Herren aus ihrer Mitte, van Beuningen, van Reede, van Amerongen und Wierson, nach Kopenhagen, um den Dänen ein Schutzbündniß gegen die drohenden Gefahren auf dem Fuße desjenigen Bundes anzubieten, welcher 1649 durch den sogenannten Redemptions-Vertrag (s. S. 134) geschlossen worden war. Die holländischen Gesandten wurden in Kopenhagen mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen, und Lenthe schloß mit ihnen das Bündniß, in welchem beide Theile versprachen, im Falle eines Angriffes einander mit sechstausend Mann zu unterstützen. Zugleich schickten die Holländer ihren Admiral Opdam oder Jakob von Wassenaar mit einer Flotte in die Ostsee, um der Stadt Danzig gegen die Schweden beizustehen. Hierauf machte der dänische Reichsrath schon im Juni 1656 dem schwedischen Könige Vorstellungen wegen der Stadt Danzig, welche jedoch kein Gehör fanden, und ließ sogar dänische Kriegsschiffe zu der vor Danzig kreuzenden holländischen Flotte stoßen. Dies fand zu derselben Zeit Statt, als König Karl plötzlich bis nach Warschau gedrungen war, und das in der Nähe dieser Stadt liegende polnische Heer auseinander getrieben hatte. Die sparsamen und vorsichtigen Mitglieder der Generalstaaten hielten es daher nicht für politisch, die Schweden gerade in demselben Augenblicke zu reizen, in welchem sie das Übergewicht wieder erlangt hatten. Sie knüpften, anstatt gegen die Letzteren zu streiten, zu aller Welt Erstaunen Unterhandlungen mit ihnen an. Damit waren zwar weder die in der Ostsee commandirenden holländischen Admirale Opdam, Tromp der Jüngere und Ruyter, die drei größten Admirale, welche Holland gehabt hat, zufrieden, noch auch der holländische Gesandte in Kopenhagen, van Beuningen, welcher sehr großen Einfluß in den Generalstaaten hatte; dessenungeachtet wurde aber in Elbing zwischen Schweden und Holland ein Vertrag geschlossen, welchem Frankreich, Dänemark und England, sowie der Kurfürst von Brandenburg und die Stadt

Danzig sollten beitreten können. Der Stadt Danzig ward, im Falle sie beitrete, die Neutralität zugesichert. Dieser Vertrag wurde jedoch von Dänemark keineswegs gebilligt, und hatte in den Generalstaaten eine mächtige Partei gegen sich, an deren Spitze van Beuningen stand. Es kostete daher auch Schwierigkeiten, die Bestätigung desselben zu erhalten, und schon im März 1657 hatte er keine Bedeutung mehr, weil damals Dänemark den Krieg erklärte.

Der schwedische König schien unrettbar verloren zu sein; denn es ward von einem gegen ihn gerichteten Bunde zwischen Polen, Rußland und dem Kaiser geredet, in welchen man auch den Kurfürsten von Brandenburg hineinziehen wollte, sobald Dänemark den Krieg erklärt habe. Van Beuningen und die vornehmsten Herren des dänischen Reichsrathes, vielleicht auch König Friedrich, ganz gewiß aber seine Gemahlin dachten das, was Dänemark im Frieden von Brömsebro (s. Th. XIV., S. 448) verloren hatte, im Kriege mit Karl X. wieder zu erlangen, während der Letztere durch die am Ende des Jahres 1656 in Polen erlittenen Unfälle alle die Vortheile wieder verlor, die er im Laufe dieses Jahres errungen hatte. Friedrich III. berief einen Reichstag auf Februar 1657 nach Odensee, um zu berathschlagen, ob man mit Schweden in Frieden bleiben oder ihm den Krieg erklären solle. Der Reichstag sprach sich für das Letztere aus, und nun ward der Krieg erklärt, obgeich Dänemark damals nicht blos der zum Kriege nöthigen Geldmittel entbehrte, sondern auch nicht einmal ein ordentliches Heer besaß, weil der Adel die Einkünfte von den Krongütern an sich gerissen, aber die dafür übernommene Pflicht, für die Unterhaltung der Festungen und für die Vertheidigung des Landes zu sorgen, unerfüllt gelassen hatte.

Die unbesonnene Kriegserklärung der Dänen breitete eines Theils die Übel des Krieges auch über einen Theil von Deutschland aus, und verschaffte anderes Theils dem schwedischen Könige die Gelegenheit, seine Truppen, welche während des polnischen Krieges an allem Nöthigen Mangel gelitten hatten, und sogar fast ohne Schuhe und Kleidung waren, auf Unkosten der Deutschen und der Dänen ganz neu auszurüsten. Sobald nämlich im März 1657 der Krieg erklärt war, ließ die dänische Regierung, welche unter dem Namen einer Erläuterung und Erweiterung (Elucidation und Amplification) des Elbinger Vertrages mit Holland über einen gegenseitigen Beistand überein-

gekommen war, ihre elende Miliz in das schwedische Herzogthum Bremen und Verden einfallen, wo diese dann arge Verwüstungen anrichtete. Der König von Schweden aber, welcher den Gedanken, Polen zu erobern, längst aufgegeben hatte, ließ seinen Bruder in Preußen zurück, wandte sich durch Pommern nach Holstein, wo er in seinem Schwiegervater, dem Haupte der herzoglichen Linie, eine Stütze zu finden hoffte, und zog, nachdem er unterwegs bei Stettin, Lübeck und Hamburg seinen Truppen Erholung und neue Ausrüstung verschafft hatte, im Anfange des Juli von Holstein nach Jütland. König Friedrich von Dänemark hatte geglaubt, Karl werde seine Truppen zur See nach Dänemark übersetzen lassen, und war deshalb mit der Flotte nach Danzig gefahren, hatte aber die Schweden nicht mehr angetroffen. Schon Ende August war nicht blos Holstein, sondern auch Jütland von den Schweden besetzt, welche unter Wrangel die dänischen Milizen ohne Anstrengung aus dem Bremischen verjagt hatten.

Ein kühnes Unternehmen Wrangel's ward bald nachher die Veranlassung, daß der schwedische König im Winter über den kleinen Belt nach Fühnen übersetzte, was schwerlich geschehen wäre, wenn Karl nicht Wrangel's Kühnheit hätte überbieten wollen. Wrangel war nämlich von Karl, als dieser zur Recrutirung seines Heeres nach Deutschland gegangen war, vor Friedrichsodde oder Fridericia zurückgelassen worden, weil man keine Möglichkeit sah, den kleinen, durch seine Lage sehr festen Ort, in welchem tausend Mann unter dem dänischen Reichs-Marschall Bilde lagen, ohne eine förmliche Belagerung zu erobern. Wrangel hielt sich bis zum 24. Oktober ruhig; dann machte er aber einen Angriff, der zu den kühnsten Unternehmungen gehört, welche die Geschichte kennt. Friedrichsodde lag auf einer Landspitze, dem ebenfalls festen Sophienodde auf Fühnen gerade gegenüber, und wurde auf der einen Seite durch die See gedeckt. Während nun Wrangel die Stadt vom Lande her angriff, benutzte er zugleich das beobachtete periodische Zurücktreten der See, um von der Wasserseite her, wo nur ein Palissaden-Werk den Durchgang erschwerte und niemand einen Feind erwartete, eine Abtheilung seiner Reiter in die Stadt zu bringen. Die Schweden ritten bis zum Gürtel im Wasser ganz nahe am Ufer her, und waren so glücklich, die Palissaden unbemerkt zu zerstören und an

das Ufer zu gelangen, an welchem weder Festungswerke noch Geschütze waren. Friedrichsodde fiel auf solche Weise in die Hand der Schweden, und die Besatzung wurde nebst ihrem Commandanten, dessen Nachlässigkeit man für die Ursache der Einnahme des festen Ortes hielt, gefangen genommen.

Karl X. war unterdessen zu dem Heere gegangen, das sich im Winter zu Kiel sammeln sollte; auch hatte er seinen Schwiegervater, den Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp, besucht. Er hoffte damals das kleine Dänemark leichter erobern zu können, als vorher das so sehr ausgedehnte, wenn auch wüste und wilde Polen. Er hatte zu diesem Zwecke auch Corfitz Uhlefeld, welcher viel in Dänemark zu gelten und dort mächtige Verbindungen und Freunde zu haben glaubte, zu sich herüberkommen lassen, um die Dänen zum Abfalle aufzufordern. Auch hatte Uhlefeld wirklich am 12. August 1657 von Langenwedel aus eine Schrift ausgehen lassen, welche Holberg in seine dänische Reichsgeschichte aufgenommen hat. Allein der hochmüthige Verräther hatte sich sehr geirrt. Die Dänen schlossen sich vielmehr noch enger an ihren tapferen und edlen König an, welcher Kabalen und Intriguen seiner Gemahlin und ihren hannöverischen Rathgebern und dänischen Helfershelfern überließ; die Letzteren aber wollten wie die meisten näheren Anverwandten Uhlefeld's nichts mit diesem zu schaffen haben, und ließen sich lieber von der Königin gebrauchen. Was durch List nicht zu erlangen war, suchte König Karl, als in dem furchtbaren Winter von 1657/1658 beide Belte fest zugefroren waren, mit Gewalt der Waffen zu erreichen. Er überbot deshalb bei dem Versuche, sein ganzes Heer mehrere Stunden weit über das zugefrorene Meer zu führen, die Tollkühnheit, welche Wrangel vor Friedrichsodde bewiesen hatte. Die Aufgabe war, zunächst über den kleinen Belt nach Fühnen und dann über den großen Belt nach Seeland zu gelangen. Ehe der Marsch über den kleinen Belt angetreten wurde, untersuchten Wrangel und der König selbst und nach ihnen der ausgezeichnete Ingenieur Dahlberg, dessen vortrefflich gezeichnete Plane und Zeichnungen Puffendorf's Werke über die Thaten des schwedischen Königs (De rebus gestis Caroli Gustavi Suecorum regis libri VII.) zieren, die Haltbarkeit des Eises. Der Marsch ging über die Insel Brandsoe, wo die Truppen sich sammelten. Er ward am 30. Januar 1658, aller-

dings mit besonderer Vorsicht, unternommen, obgleich auf Fühnen fünftausend Dänen lagen und an Einer Stelle die See noch offen war. Die Reiter führten ihre Pferde an der Hand, das Geschütz war so leicht als möglich gemacht, und die Soldaten mußten weit auseinander gehen. Wären daher die Dänen ebenso muthig gewesen, wie die Schweden, und diesen in geschlossenen Gliedern auf dem Eise entgegen gegangen, so würde es mitten auf dem Eise zu einer Schlacht gekommen sein, deren Ausgang wenigstens ungewiß gewesen wäre. Sie störten jedoch die Feinde in ihrem Marsch nicht im mindesten, und stellten sich ihnen erst nahe an der Küste von Fühnen in Schlachtordnung auf dem Eise entgegen. Sie wurden geschlagen und insgesammt nebst den sechszig Kanonen, die sie bei sich hatten, gefangen genommen. Auch fünf Reichsräthe, welche auf der Insel waren, geriethen in die Gefangenschaft der Schweden, von welchen sie sehr freundlich behandelt wurden. Wie tollkühn übrigens der Marsch war, mag man daraus schließen, daß vor des Königs Augen nicht nur seine Leibkutsche und die des französischen Gesandten Terlon, welcher von Kopenhagen aus vermittelnd zu ihm gekommen war, sondern auch einige Schwadronen Reiter untersanken.

Da sowohl England, wo damals Cromwell herrschte, als auch Frankreich den schwedischen König insgeheim begünstigte, so hatte der englische Gesandte Meadow den König von Dänemark zu Friedensvorschlägen zu bewegen gesucht. Dieser hatte auch wirklich durch Meadow Vorschläge aufsetzen lassen, und die Reichsräthe Joachim Gersdorf und Christian Scheel zu Bevollmächtigten ernannt; er konnte aber von Karl um so weniger einen Waffenstillstand erhalten, da der Überbringer jener Vorschläge von Kopenhagen her über das Eis gekommen war, und folglich Karl jetzt gewiß wußte, daß auch der große Belt fest zugefroren sei.

Obgleich der französische Gesandte Terlon, welcher bei König Friedrich III beglaubigt war und, nachdem er den schwedischen König begleitet hatte, sich nach Kopenhagen zurück begab, ebenso eifrig als Meadow für den Frieden arbeitete, und obgleich schon unterhandelt wurde, so bestand doch Karl auf dem Marsch über das Eis des acht Stunden breiten großen Belt. Gegen dieses Wagestück sprachen sich alle seine Generale und erfahrenen Officiere aus, und nur sein serviler Schmeichler Corfitz Uhlefeld billigte dasselbe. Der Letztere

rieth jedoch, nicht den kürzesten Weg über das gefrorene Meer, sondern den weiteren über die Inseln Langeland, Laaland und Falster nach Seeland einzuschlagen; und dieser Rath wurde von Karl befolgt. Am 5. Februar 1658 trat das ganze schwedische Heer mit Pferden, Geschütz und Gepäck unter vielen Vorsichtsmaßregeln den Marsch nach Langeland an, welcher sechs Stunden betrug und dadurch doppelt gefährlich war, daß überall das Wasser einen Fuß hoch auf dem Eise stand. Am 6. ging der Marsch von Langeland nach Laaland, wo in Naskow, dem Hauptorte der Insel, eine dänische Besatzung lag. Diese hätte durch ihren Widerstand den weiteren Marsch verzögern können. Der schwedische König zog deshalb vor, sie lieber unangegriffen in seinem Rücken zu lassen. Er war schon vorbeimarschirt, als er der Form wegen einen Trompeter schickte, um den Commandanten zur Übergabe aufzufordern. Dieser ließ sich hierauf von Corfitz Uhlefeld zu einer Capitulation bereden oder bestechen, weshalb dann Karl beschloß, Einen Tag in Naskow zu bleiben. Am 8. setzte er seinen Marsch nach Falster fort. Auf dieser Insel verweilte das Heer bis zum 12., an welchem Tage er den Marsch nach Seeland unternahm. In der Nähe von Wordingburg erreichten die Schweden den Boden der Insel Seeland.

König Karl hatte Sorge getragen, daß jede nach Kopenhagen gerichtete Botschaft und Nachricht aufgefangen werde, um daß die Dänen von der Hülfe, welche ihre Bundesgenossen rüsteten, durchaus keine Kunde erhielten. Es hatte nämlich inzwischen zum Nachtheile Schweden's eine große politische Veränderung Statt gefunden, weil der Kurfürst von Brandenburg auf Unkosten der Schweden und Polen Elbing, Polen aber die Stadt Thorn zu erlangen suchten, und Leopold I. von Östreich bald nach seinem Regierungsantritte (März 1657) in Verbindung mit den Polen Krakau zu belagern begann.

Schon Leopold's Vater, Ferdinand III., und die Holländer hatten bekanntlich im Jahre 1656, scheinbar zum Schutze der bedrängten Polen, um welche jedoch Beide sich in Wirklichkeit sehr wenig bekümmerten, Rüstungen gemacht, und im folgenden Jahre hatte Ferdinand sich gegen die Schweden erklärt. Erst Leopold I. aber zeigte von Anfang an, obgleich immer noch vorsichtig zögernd und zaudernd, daß es ihm wirklich ernst sei. Er suchte auch den Kurfürsten

von Brandenburg von der Verbindung mit Schweden loszumachen. Dieser allein besaß damals geordnete Finanzen und ein stehendes Heer, sowie eine gewissenlose Staatsklugheit, welche, wie das Beispiel der Herzöge von Savoyen und von Preußen am handgreiflichsten beweist, kleine Staaten groß macht. Friedrich Wilhelm war eher gegen, als für die Schweden eingenommen, und hatte, nur als ihm die Souveränität seines Herzogthums Preußen und das Bisthum Ermeland angeboten wurde, für sie die Waffen ergriffen; er konnte daher, sobald ihm von anderer Seite her ein Vortheil geboten wurde, nicht abgeneigt sein, der Verbindung mit ihnen wieder zu entsagen. Auch war bei einem Fürsten, welcher im dreißigjährigen Kriege und im westphälischen Frieden Pommern an die Schweden verloren hatte, unmöglich daran zu denken, daß er diesen zum Besitze von Polen oder auch nur von Polnisch-Preußen verhelfen werde. Er hatte daher, schon als Karl sich auf eine kurze Zeit mit Ragoczy vereinigt hatte, seine viertausend Mann vom schwedischen Heere abgerufen. Gleichwohl trennte er sich nicht eher von der Verbindung mit Karl, als bis dieser im Juli 1657 das polnische Reich mit Ausnahme einiger wenigen festen Städte, in welchen eine schwedische Besatzung blieb, ganz räumte. Da die Schweden bei ihrem Durchmarsch nach Holstein die brandenburgischen Unterthanen hart mitgenommen hatten, so konnte der Kurfürst um so eher seinen besonderen Vortheil auf Kosten Schweden's suchen; er warf aber die Maske der Freundschaft so spät, als nur immer möglich war, ab. Der Kaiser, sowie die Familie und die Minister desselben vermittelten hierauf zwischen Polen und Brandenburg, und suchten die polnische Regierung dahin zu bringen, daß sie die Unabhängigkeit des kurfürstlichen Theiles vom Herzogthum Preußen, welche Karl dem Kurfürsten zugestanden hatte, auch ihrerseits anerkenne und bestätige. Dies war jedoch von Polen nicht leicht zu erlangen. Erst am 19. September 1657, nachdem die Holländer und der Kaiser vier Monate lang vergebens gearbeitet hatten, erkannten die Polen in dem Vertrage von Welau Preußen auch ihrerseits als unabhängiges Herzogthum an, und zwar auf eine solche Weise, daß fortan zum Königthum nur noch ein kleiner Schritt war. Der Kurfürst gab im Friedensvertrage von Welau Alles zurück, was er während des schwedisch-polnischen Krieges an sich gebracht hatte; dagegen

sollten er und seine männliche Nachkommenschaft Preußen frei von der bisherigen Lehensverbindlichkeit gegen Polen besitzen, dieses Land aber nach dem Aussterben seines Stammes an Polen zurückfallen. Zugleich verpflichtete sich der Kurfürst, mit dem polnischen Reiche in ein ewiges Bündniß zu treten und ihm im Falle eines Krieges fünfzehnhundert Mann Fußvolk zu Hülfe zu schicken.

An demselben Tage, an welchem der Vertrag von Welau geschlossen ward, vereinigten sich Polen und Brandenburg zu einem Vertheidigungs-Bündnisse gegen Schweden. Der Kurfürst versprach, für die Dauer des Krieges sechstausend Mann zum polnischen Heere zu stellen: dagegen sollte es ihm freistehen, dem Bunde zwischen Östreich und Polen beizutreten, und wenn mit Rußland Frieden gemacht werde, sollte auch er in denselben eingeschlossen werden. Da die Polen trotz des Prahlens, welches wir an ihnen kennen, Geld lieber verschwenden als ersparen, so benutzte Friedrich Wilhelm ihre augenblickliche Geldverlegenheit, um ihnen Städte abzukaufen. Er erhielt Lauenburg und Bütow in Polnisch-Pommern mit Vorbehalt des Rückfalles an Polen, sowie auch Stadt und Kreisamt Elbing, wenn Beide den Schweden wieder entrissen wären; doch sollte Polen diese Abtretungen jederzeit mit vierzigtausend Gulden wieder einlösen können. Beide Theile versprachen zugleich, einander zehn Jahre hindurch im Kriege beizustehen, der Kurfürst den Polen mit viertausend, diese ihm mit achttausend Mann. Endlich verpflichtete sich Polen, dem Kurfürsten in den nächsten drei Jahren hundertundzwanzigtausend Thaler zu zahlen und als Unterpfand dafür ihm die Starostei Droheim zu übergeben.

Beide Verträge wurden weder von den Polen, noch vom Kurfürsten sogleich vollzogen. Der Letztere suchte vielmehr dem schwedischen Könige seinen Abfall von ihm so lange verborgen zu halten, bis er sich mit Holland, Dänemark und dem Kaiser über einen den Dänen zu leistenden Beistand verständigt habe. Im Anfange des November mußte er aber endlich der bisherigen Verstellung entsagen und sich entschieden für Dänemark und gegen Schweden erklären. Er schloß damals (10. November 1657) ein Schutz- und Trutzbündniß mit Dänemark, in welchem beide Theile einander versprachen, mit vereinigten Kräften die Schweden zu Wasser und zu Lande zu bekriegen und sie zu zwingen, die den Dänen im letzten Kriege entrissenen

Provinzen wieder herauszugeben. Vorerst hatte Dänemark weder von diesem, noch von den anderen abgeschlossenen Bündnissen einigen Vortheil. Die Polen und die ihnen zu Hülfe geschickten Kaiserlichen überließen vielmehr, als die Schweden in Jütland erschienen, den König von Dänemark seinem Schicksale. Czarnecky war zwar schon im Oktober mit seinen zehn- bis zwölftausend Reitern verwüstend in Pommern eingefallen und dann sengend und brennend nach Holstein vorgedrungen; er eilte aber mit der Beute, die er in Freundes und Feindes Land gemacht hatte, gerade in dem Augenblicke nach Hause zurück, als er den Dänen dadurch hätte nützlich werden können, daß er den Schweden auf dem Eise nachgefolgt wäre.

Die fremden Diplomaten, welche den Frieden vermitteln sollten, hatten es um jene Zeit schon dahin gebracht, daß Karl den Gedanken, das dänische Reich im Sturmschritte zu erobern, aufgegeben hatte. Zugleich war von ihnen nicht nur der dänische König bewogen worden, Friedensvorschläge zu machen, sondern es waren auch Friedensverhandlungen zu Wordingburg eröffnet worden. Zu diesen Verhandlungen hatte Friedrich III. von Dänemark die oben (S. 167) genannten beiden Reichsräthe gesandt. König Karl aber hatte neben dem Schweden Steen Bielke den Dänen Corfitz Uhlefeld zu seinem Bevollmächtigten in Wordingburg ernannt. Dies war kränkend für den dänischen König, und mußte die Unterhandlungen sehr schwierig machen. König Karl ließ sich ebenso wenig bewegen, Uhlefeld abzurufen, als den holländischen Gesandten van Beuningen, dessen Stolz ihm tödlich zuwider war, unter den Vermittlern zuzulassen. Die Unterhandlungen in Wordingburg begannen daher unter sehr ungünstigen Umständen, und die Bedingungen, welche von Seiten der Schweden gestellt wurden, hätten kaum härter sein können, wenn Karl wirklich im Besitze von Kopenhagen gewesen wäre. Allein Dänemark befand sich damals in einer äußerst traurigen Lage; denn der Adel war mit den übrigen Ständen und mit dem Könige entzweit, und von dem, was in Deutschland und in Polen vorging, wußte man gar nichts, weil alle Verbindung gehemmt war. Der Sitz des Friedens-Kongresses wurde bald von Wordingburg nach Tostrup, einem etwa zwei Meilen von Kopenhagen entfernten Orte, verlegt. Dort wurden am 18. Februar 1658 die Präliminarien unterzeichnet, und schon am 26. Februar kam zu Roeskilde der

Frieden zum Abschlusse. Die Bedingungen dieses Friedens waren so beschaffen, daß man von König Karl, der sich doch von so vielen Feinden bedroht und durch großen Geldmangel gedrückt fühlte, am wenigsten hätte erwarten sollen, er werde, was er doch nachher that, einen kaum geschlossenen Frieden muthwillig brechen. Karl's Geldverlegenheit war so groß, daß er um jeden Preis ein Darlehen von Cromwell zu erlangen suchte. Dieser war jedoch sehr karg und vorsichtig in seinen Ausgaben. Er verlangte das Herzogthum Bremen als Unterpfand. König Karl wollte zwar deutsche Landschaften zum Pfande geben, aber nur solche, die ihm selbst nicht gehörten, und bot statt jenes Herzogthums die Länder Oldenburg und Ostfriesland, sowie nachher einige holsteinische Ämter an, durch deren Annahme der englische Protector oder Dictator in große Verlegenheit gekommen sein würde.

Die einzige vortheilhafte Bedingung, welche gleich anfangs den Dänen zugestanden wurde, war die, daß das schwedische Heer unmittelbar nach dem Abschlusse des Friedens das Land verlassen sollte. Sonst wurde den Schweden Halland, Schoonen, Bornholm, Blekingen und sogar ein Theil von Norwegen, Bohus-Lehen und Drontheim, ganz abgetreten, und in Rücksicht der mit Schweden verschwägerten herzoglich-holsteinischen Linie und des ehemaligen Reichs-Hofmeisters Corfitz Uhlefeld Dinge vorgeschrieben, welche dem dänischen Könige sehr widrig sein mußten. Schon in Tostrup hatte Karl für seinen alten Schwiegervater, den Herzog von Holstein-Gottorp, die Aufhebung der mit Dänemark gemeinschaftlichen Regierung und sogar der Lehens-Abhängigkeit von Dänemark verlangt. Die Unterhandlungen über seine Forderungen verlängerten sich nachher noch bis zum 12. Mai; und wenn auch wegen des schleswig-holsteinischen Adels, ohne den, wie man behauptete, sich darüber nichts festsetzen lasse, die gemeinschaftliche Regierung bestehen blieb, so wurde doch Anderes zugestanden. Dänemark erklärte Schleswig frei vom Lehens-Verbande, trat das Amt Schwabstedt ab, und behielt im Domstifte von Schleswig nur eine einzige Präbende. Was die beiden Brüder Uhlefeld, Ebbo und Corfitz, betrifft, so wurden diese in Betreff ihrer Forderung an König Friedrich ebenfalls befriedigt. An Corfitz sollten, zufolge des vierundzwanzigsten Artikels des Roeskilder Friedens, alle seine Güter und sein ganzes, von den Dänen eingezogenes Vermögen zurück gegeben werden.

5. Zweiter dänischer Krieg Karl's X.

Unmittelbar nach dem Abschlusse des Roeskilder Friedens suchte Karl, mit welchem zuletzt sogar sein alter Schwiegervater nichts mehr zu thun haben wollte, allerlei leere Vorwände, um auf dänischem Gebiete in derselben Weise noch ferner zu verweilen, wie die Schweden nach dem westphälischen Frieden in Deutschland geblieben waren. Es wurde sogar von den Verwüstungen, welche ein dänischer Kaper gegen die schwedischen Niederlassungen auf der Westküste Afrika's geübt hatte, Veranlassung genommen, die schwedischen Truppen in Seeland stehen zu lassen und Feindseligkeiten zu üben. Die Befriedigung des Herzogs von Holstein-Gottorp verursachte, wie wir wissen, ebenfalls Zögerungen; Corfitz Uhlefeld ward erst im April wegen seiner Güter, Christina Munk, welche bald darauf starb wegen des verlorenen Ranges befriedigt. Karl selbst war nach einem Besuche, den er bei König Friedrich gemacht hatte, längst nach Schoonen hinüber gegangen, hatte die schwedischen Stände auf den 29. März nach Gothenburg gerufen und im Stillen alle Anstalten zu einem neuen Feldzuge getroffen, welcher vorgeblich gegen Polen gerichtet war. Wrangel und seine Truppen hatten zwar endlich im Mai Seeland verlassen; sie behielten aber Jütland, Fühnen und Schleswig besetzt, und blieben also Herren im Lande. Plötzlich wurden aus Wismar, aus Jütland, aus Holstein alle Schiffe zusammengetrieben und nach Kiel geschickt. Es hieß dabei immer, daß das dort einzuschiffende Heer zum Entsatze der schwedischen Truppen bestimmt sei, welche in Thorn von den Polen hart bedrängt waren. Van Beuningen hatte jedoch den dänischen König schon längst vor den Anstalten der Schweden gewarnt; und jetzt gab auch der französische Gesandte Terlon, als Karl sich ihm anvertraute, den Dänen einen Wink. König Friedrich III., dessen Anstrengung, Geschicklichkeit und aufopfernde Tapferkeit ganz Europa in Staunen versetzte, hatte daher Zeit, sich auf die Vertheidigung seiner bedrohten Hauptstadt vorzubereiten.

Zum Glück für ihn befolgte der schwedische König den Rath nicht, den man ihm ertheilt hatte, nämlich mit seiner Flotte und dem in Kiel eingeschifften Heere gerades Weges nach Kopenhagen selbst zu segeln, sondern er fuhr am 8. August 1658 mit seinen sechszehn-

tausend Mann nach Korsör, einem vierzehn Meilen von Kopenhagen entfernten Orte. Die Schweden konnten daher den ersten Schrecken eines Überfalles nicht benutzen; zur förmlichen Belagerung einer Stadt wie Kopenhagen aber war das schwedische Heer, welches auch noch Kronenburg belagern mußte, bei weitem nicht stark genug. König Friedrich und die Bürgerschaft von Kopenhagen waren ganz einig, und die geworbenen Truppen der Dänen wurden von geschickten, dem Könige treuen Officieren eingeübt; dagegen bewies der Adel schon damals so viel übeln Willen, daß König Karl bei der ganz unerwarteten Erneuerung des Krieges mit einigem Scheine von Wahrheit vorgeben konnte, er sei im Begriffe, dem Könige von Dänemark gegen seinen Reichsrath und den Adel beizustehen. Der holländische Gesandte van Beuningen durchschaute den König von Schweden ebenso, wie er nachher Ludwig XIV. durchschaute und mitten im Laufe seiner Siege aufhielt. Karl suchte deshalb die Unterhandlungen mit Holland in die Länge zu ziehen, damit König Friedrich seine Residenz nicht verlasse und ihm entgehe. Auch gelang es ihm wirklich, die Flucht Friedrich's aus Kopenhagen zu verhindern; gerade dadurch aber wurde Dänemark gerettet. Außerdem wurden die Schweden durch die Belagerung von Kronenburg, das sich drei Wochen lang tapfer vertheidigte, eine Zeitlang an der Vereinigung aller ihrer Kräfte vor Kopenhagen gehindert. Wrangel hatte diese Belagerung am 16. August begonnen; erst am 8. September aber eroberte er Kronenburg.

Kopenhagen vertheidigte sich ganz unerwartet hartnäckig gegen die Schweden. König Friedrich, sein Sohn Christian V. und die wackere Bürgerschaft waren dabei Tag und Nacht im Kampfe thätig. Der dänische König war jedoch ganz von Geld entblößt, die Holländer zögerten mit der Absendung einer Flotte, und die dänische Regierung war nicht im Stande, aus der enge eingeschlossenen Stadt Bevollmächtigte an die Generalstaaten zu schicken. Es war daher ein Glück, daß ein dänischer Patriot sich ohne eigentliche Vollmacht der Sache seines Königs annahm, und daß er bei den Holländern Vertrauen fand. Dieser Patriot war des Königs Friedrich geheimer Secretair Christoph Gabel. Er befand sich, als die Schweden Kopenhagen eingeschlossen hielten, zufällig in Hamburg, und eilte, ohne Vollmacht zu haben, nach Holland, wo er, auf van

Beuningen und dessen Partei gestützt, den Generalstaaten die Gefahr des dänischen Staates so dringend vorzustellen wußte, daß diese den Beschluß faßten, eine für Dänemark gemachte Anleihe von drei Millionen Gulden zu verbürgen und eine aus sechsunddreißig Schiffen bestehende holländische Flotte in die Ostsee zu schicken. Diese Flotte, welche von Opdam befehligt ward, erreichte den Sund am 20. Oktober, und zum Glück für Dänemark bewies Karl X. in Betreff ihrer, gerade als seine Tollkühnheit ihm hätte nützlich werden können, einmal Klugheit. Opdam's Flotte ward nämlich durch widrige Winde sechs Tage lang am Eingange des Sundes bei der Sandbank Lappe aufgehalten, und es hieß, worüber wir aber nicht urtheilen können, Karl würde, wenn er sie dort angegriffen hätte, mit Vortheil haben eine Seeschlacht liefern können; er ließ sich aber auf lange Unterhandlungen ein, um die Flotte bis zum bevorstehenden Winter aufzuhalten, wo das Eis die Schifffahrt unmöglich mache. Die Holländer ließen sich jedoch nicht täuschen; sie brachen, sobald der Wind günstig war, die Unterhandlungen ab und griffen am 29. Oktober die schwedische Flotte an. Ihre Absicht dabei war nur, sich durch die Enge des Sundes die Durchfahrt zu erkämpfen, welche bisher von der schwedischen Flotte und den Batterieen am Lande gehindert worden war. Diese Absicht erreichten sie auch, ohne daß von ihnen ein eigentlicher Sieg erfochten worden wäre; und es zeigte sich dabei, daß Kanonen am Lande die Schiffe an der Durchfahrt nicht hindern könnten. Die holländische Flotte vereinigte sich hierauf vor Kopenhagen mit der dänischen; die schwedische aber lief in den Hafen von Landskrona ein, wo sie ihren in der Schlacht erlittenen Schaden ausbesserte.

Es würde den Holländern leicht gewesen sein, die schwedische Flotte zu vernichten; sie begnügten sich aber, sie im Hafen von Landskrona einzuschließen, weil sie aus Staatsklugheit die beiden nordischen Mächte im Gleichgewicht zu halten suchten, und eine bloße Vermittelung, nicht wirkliche Hülfe im Auge hatten. König Karl setzte daher auch die Belagerung von Kopenhagen mit den an sich unbedeutenden Kräften und Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote standen, eifrig fort. Er wußte recht gut, daß die Franzosen, Engländer und Holländer die furchtbaren Rüstungen, welche Kaiser Leopold, die Polen und der Kurfürst von Brandenburg gegen ihn machten, mit

aufmerksamen Augen betrachteten. Frankreich hatte im dreißigjährigen Kriege den armen, an eigenen Kräften schwachen Schweden zu einer Bedeutung verholfen, die sich nur dann behaupten ließ, wenn Frankreich fortdauernd das deutsche Reich getrennt und schwach erhielt, wie seit der ersten Verbindung zwischen Frankreich und Schweden geschehen war. Mazarin, welcher die Ministerial-Herrschaft Richelieu's geerbt hatte, arbeitete daher wie dieser unablässig gegen Östreich. Er suchte besonders den Widerwillen der Protestanten gegen die ebenso unter Leopold I., wie vorher unter Ferdinand III., in Östreich herrschenden Jesuiten zu benutzen, um in Deutschland eine Partei zu bilden, welche dem östreichischen Einflusse Schranken zu setzen vrrmöge. Schweden hatte eigentlich keine Partei in Deutschland. Unter Frankreich's Schutze standen dagegen nicht blos die protestantischen Staaten, die von ihm im dreißigjährigen Kriege und bei der westphälischen Friedensunterhandlung unterstützt worden waren, sondern auch die größeren katholischen Mächte, welche die Monarchie des Reiches in eine Aristokratie umgewandelt hatten. Es war daher auch bei Ferdinand's III. Tode durch französische Kabalen, zu denen Johann von Schönborn, Kurfürst von Mainz, sich hergab, gelungen, die Erwählung von Ferdinand's Sohn Leopold I. zum Kaiser länger als ein Jahr hinzuhalten. Man hatte zuerst den Kurfürsten von Baiern dahin zu bringen gesucht, daß er die Kaiserkrone von Mazarin und dessen Creaturen annehme; als aber der Kurfürst sich nicht gebrauchen lassen wollte, brachte Frankreich, um das kaiserliche Ansehen völlig zu schwächen und einen Staat im Staate zu bilden, vermittelst der Schweden im deutschen Reiche einen Bund zu Stande, welcher nachher der rheinische genannt wurde. Stifter dieses Bundes, der bis 1666 das deutsche Reich zu einem Spielwerke fremder Mächte machte, war der schwedische König als Herzog von Bremen und Verden. Die übrigen Mitglieder desselben waren: der Landgraf von Hessen-Kassel, der Pfalzgraf von Neuburg und die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, sowie endlich noch die drei geistlichen Kurfürsten. Auch Münster hatte sich eingelassen, trennte sich aber wieder vom Bunde, als es vom Pabste abgemahnt wurde.

Während die deutschen Fürsten, unter ihnen auch der Kurfürst von Brandenburg, mit politischen Unterhandlungen beschäftigt waren,

und Leopold von Östreich seine Bundesgenossen, die Polen, nicht durch einen Zug nach Pommern und Holstein kräftig zu unterstützen vermochte, verfolgte Karl X. ungestört seinen tollen Plan gegen Dänemark. Dies änderte sich jedoch im Laufe des Jahres 1658. Es nützte dem schwedischen Könige wenig, daß im Mai dieses Jahres der russische Czaar Frieden mit ihm schloß; denn die Polen wußten endlich den schwankenden Kurfürsten von Brandenburg zu einem kräftigeren Auftreten gegen Schweden zu bewegen. Friedrich Wilhelm hatte bis dahin seine Vorliebe für das Habsburgische Haus nur soweit zu erkennen gegeben, als er dabei Frankreich nicht zu beleidigen brauchte; als es aber bei der Kaiserwahl seinen deutschen Patriotismus galt, erklärte er sich offen gegen Frankreich und gegen die Mitglieder des sogenannten rheinischen Bundes. Frankreich hatte in Betreff der bevorstehenden Kaiserwahl drei Kurfürsten für seine Plane gewonnen, Böhmen aber stimmte nicht; die brandenburgische Stimme war also entscheidend. Frankreich ließ dem Kurfürsten von Brandenburg hunderttausend Thaler für seine Stimme bieten; er wies jedoch dieses Geld zurück und stimmte für Leopold. Dies war ganz gegen Friedrich Wilhelm's Gewohnheit, weil er, wenn es sich um Geld handelte, auf Rechte oder Klagen der Bedrängten wenig Rücksicht nahm, und einer Stadt nach der anderen sein Abgaben-System aufdrang. Durch Friedrich Wilhelm's Patriotismus wurde in der ersten Woche des Juli 1658 Leopold's Wahl zum deutschen Kaiser durchgesetzt. Der neue Kaiser versprach daher auch im Anfange des folgenden Monats, als die Schweden den Roeskilder Frieden brachen, in Verbindung mit dem Kurfürsten die Schweden in Dänemark aufzusuchen, weil die Franzosen und der rheinische Bund keinen Krieg auf deutschem Boden dulden wollten. Friedrich Wilhelm erhielt den Oberbefehl des verbündeten Heeres. Zu diesem stellte er selbst eine ausgewählte Zahl von Truppen, während des Süches und Montecuculi die Kaiserlichen herbeiführten und Czarnecky mit seinen Polen und Kosacken wilde Verheerungen übte. Der Kurfürst zog im September mit seiner und der kaiserlichen Reiterei den Anderen voraus, und zeigte sich überall als ausgezeichnet tüchtigen und tapferen Feldherrn. Auch die erfahrenen, in der deutschen Kriegsgeschichte unsterblichen Schöpfer der von Friedrich Wilhelm geschaffenen deutschen Militär-Macht, der

weder ein slavisches noch ein skandinavisches Element beiwohnte, Sparr, Pfuehl, Quast und Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau, welcher erst kurz vorher aus schwedischen Diensten in brandenburgische getreten war, erschienen bei dieser Gelegenheit. Sie zogen voraus; der kaiserliche General Montecuculi aber folgte mit dem Fußvolke und Geschütze, sowie später Czarnecky mit den höllischen Schaaren seiner Polen und Kosacken.

Karl setzte unterdessen die Belagerung von Kopenhagen ruhig fort, obgleich Opdam mit der niederländischen Flotte noch im Hafen dieser Stadt lag, und weder Cromwell noch Mazarin Lust hatte, den Schweden gegen die Dänen und ihre Bundesgenossen beizustehen. Gerettet wurde jedoch Kopenhagen nicht durch die Heeresmacht seiner Verbündeten, welche nichts ausrichtete, sondern durch den Patriotismus und die angestrengte Thätigkeit des Königs Friedrich von Dänemark und der von ihm begeisterten, aus Soldaten, Bürgern und Studenten gebildeten Besatzung von Kopenhagen, welche den seine Pflicht ganz und gar versäumenden Adel beschämte. Das Heer der Verbündeten, welches unter dem Kurfürsten, den kaiserlichen Generalen Montecuculi und Spork und dem polnischen General Czarnecky stand, soll wenigstens zweiunddreißigtausend Mann stark gewesen sein. Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp mußte nicht blos die Alliirten in die befestigte Stadt Gottorp aufnehmen und die Festungswerke derselben zum Theil schleifen lassen, sondern auch dem Kurfürsten von Brandenburg eine bedeutende Geldsumme zahlen, um von Brandschatzung frei zu bleiben; Montecuculi erpreßte aber dessenungeachtet nachher ansehnliche Contributionen. Die Dänen eroberten übrigens damals Drontheim in Norwegen wieder, und ihr König schloß im Januar 1659 mit dem Kurfürsten von Brandenburg einen neuen Vertrag, welcher den Frieden mit Schweden erschwerte.

Die Schweden erlitten in dieser Zeit nicht blos in Jütland, wo ihnen Fridericia wieder entrissen wurde, sondern auch in anderen Gegenden sehr bedeutende Verluste. Die Insel Alsen ward ihnen durch eine Landung der Verbündeten wieder entrissen; sie verloren die Insel Bornholm durch die Insulaner selbst, welche die dänische Herrschaft der schwedischen vorzogen; sie mußten endlich zusehen, daß Pommern von den Feinden verheert wurde. Dagegen vertheidigte

Benedict Oxenstierna mit wenigen hundert Schweden die Stadt Thorn in Preußen achtzehn Monate lang gegen ein kaiserliches und polnisches Heer, und als er sich einige Tage vor Weihnachten ergeben mußte, erhielt er eine sehr ehrenvolle Capitulation. Außerdem fiel der schwedische General Wirz, welcher mit etwa dreitausend Mann in Stettin lag, im Februar 1659 in Pomerellen und Preußen ein, nahm, nachdem er sich dort mit dem Statthalter des Landes, dem Pfalzgrafen Adolf Johann, einem Bruder des Königs, verbunden hatte, Schwetz, Kulm und andere Orte ein, und brachte der schwedischen Besatzung in Graudenz Lebensmittel und Verstärkung. Er verheerte nachher das herzogliche Preußen bis über Morungen und Liebstadt hinaus, und verwüstete den ganzen Sommer hindurch die Umgegend von Danzig, ohne daß der ihm überlegene Feind es verhindern konnte. Unterdessen behaupteten die Verbündeten, da der schwedische König die Belagerung von Kopenhagen fortsetzte, bis zum Spätherbst 1659 die Provinz Jütland, konnten aber, auch nachdem sie Fridericia erobert hatten, nicht auf die Insel Fühnen hinüber gehen, weil sie keine Flotte hatten. Der Kaiser wollte zwar ohne Rücksicht auf den Reichsfrieden durch einen Angriff auf Pommern den König Karl nöthigen, die Belagerung von Kopenhagen aufzuheben; es zeigte sich aber auch bei dieser Gelegenheit, daß ein entschlossener Mann an der Spitze einer kleinen Anzahl tüchtiger Soldaten jedem Bunde, welcher nicht von Einem Willen beseelt ist, überlegen bleibt.

Auch der dänische König und sein Sohn, welche nebst dem Kommandanten Hans Schack und dem Bürgermeister Nansen, an der Spitze von Studenten, Bürgern und schnell geworbenen Soldaten, Kopenhagen gegen Karl's wüthende Angriffe vertheidigten, bewiesen eine allgemein bewunderte Standhaftigkeit und Ausdauer. Sie würden jedoch vielleicht unterlegen sein, wenn nicht zu ihrem Glücke die holländische Flotte im Winter vor Kopenhagen eingefroren wäre. Als nämlich König Karl am 11. und 12. Februar 1659 mit seinem ganzen Heere einen allgemeinen Sturm auf die Stadt unternahm, hätten vielleicht die Dänen mit ihren eigenen Kräften ihm nicht widerstehen können; allein die Holländer, welche sonst, nur wenn sie selbst angegriffen wurden, mit den Schweden kämpften, leisteten diesmal den Dänen kräftigen Beistand. Opdam schickte, da er seine Schiffe nicht gebrauchen konnte, das schwere Geschütz derselben und

die geübten holländischen Seeleute, welche es bedienten, in die Stadt, und dadurch gelang es, Karl's Sturm abzuschlagen. Die Schweden erlitten bei dieser Gelegenheit einen großen Verlust; denn eine bedeutende Zahl ihrer Veteranen und ihrer tüchtigsten Officiere wurden getödtet oder gefangen genommen. Wenn die Holländer als kluge Kaufleute nicht auf sehr zweideutige und diplomatische Weise die Schweden geschont hätten, so wäre es leicht gewesen, mit Hülfe der brandenburgischen und kaiserlichen Truppen den Krieg auf die Inseln zu versetzen; sie wollten jedoch die Dänen und Schweden im Gleichgewichte und von Holland abhängig erhalten. Als daher das Bundesheer Ende Juni 1659 auf Fühnen landen wollte, misglückte der Versuch durch die Schuld der Holländer, und die Schweden faßten neuen Muth.

Seit dem mislungenen Sturm auf Kopenhagen und seit dem Eintritte der milderen Jahreszeit hatten die Dänen, welche jetzt von den Holländern offen unterstützt wurden, viele Vortheile theils in Norwegen, theils zur See erfochten. Es schien daher, als wenn die Holländer mit ihrer Hülfe die Herrschaft der Ostsee erlangen könnten. Dies weckte jedoch die Eifersucht der Männer, welche damals England und Frankreich beherrschten. Diese beiden Staaten kamen daher insgeheim miteinander überein, den Frieden im Norden dadurch wiederherzustellen, daß sie die kriegführenden Mächte zwängen, einen von Frankreich, England und Holland vermittelten oder vielmehr vorgeschriebenen Frieden anzunehmen. Die drei genannten Mächte vereinigten sich im April 1659 zu einer solchen Friedensstiftung durch das sogenannte erste Haager Concert, in welchem festgesetzt war, daß ein neuer Frieden zwischen Schweden und Dänemark auf der Grundlage des Roeskilder Friedens geschlossen werden solle. Diesen Vertrag wollte keiner der Kriegführenden annehmen; Beide sträubten sich, gerade in dem Augenblicke, welchen jeder von ihnen als einen für sich günstigen ansah, durch Unterhandlungen Vortheile aufzugeben, die sie mit den Waffen erringen zu können glaubten. Besonders war König Karl, obgleich er sich vermittelst dieses Ausweges auf eine ehrenvolle Weise aus gefährlichen Händeln hätte ziehen können, sehr unwillig darüber, daß man sich in seine Angelegenheiten mische. Der Plan der drei Mächte blieb übrigens auch aus einem anderen Grunde unausgeführt. Die Holländer trauten

nämlich dem ganz monarchischen Kardinal Mazarin nicht, und waren außerdem unzufrieden, daß ihr Handel schon lange gestört sei. Sie schlossen daher gegen Ende Juni mit England allein ein zweites Haager Concert, in welchem beide Seestaaten übereinkamen, durch ihre Flotten den Frieden zu erzwingen. Weil Beide aber doch nicht gern Gewalt brauchen wollten, so vereinigten sie sich am 14. August durch ein drittes Concert aufs neue mit Frankreich, und beschlossen gemeinschaftlich eine drohende Maßregel, welche besonders für Karl beleidigend war, obgleich man ihm durch dieselbe Pommern erhalten wollte. Sie wollten, hieß es, den kriegführenden Mächten erklären, daß, wer von ihnen sich den im Concert vorgeschriebenen Bedingungen nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden unterwerfe, mit Gewalt dazu gezwungen werden solle. Die Engländer waren jedoch damals durchaus nicht geneigt, um der Holländer und Dänen willen den schwedischen König feindlich zu behandeln. Sie schickten zwar gleich den Franzosen und Holländern eine Flotte in die Ostsee, mischten sich aber ebenso wenig, als die Franzosen, in den Krieg. Dies thaten nur die Holländer, deren Flotte zuerst unter Opdam und dann unter Ruyter den Dänen wirklichen Beistand in dem Kriege leistete, welcher 1659 vom August bis zum November mit verdoppelter Wuth geführt wurde.

König Karl fuhr fort, ganz dreist auf seine Kühnheit und auf sein Heer zu trotzen. Er hatte im vorhergegangenen Jahre auch den Herzog Jakob von Kurland, den vortrefflichsten Fürsten und Vater seines Landes, treulos überfallen und gefangen gesetzt, und das Herzogthum desselben den Schweden und den rohen Litthauern, mit welchen diese Krieg führten, preisgegeben, während die Brandenburger, Polen und Kaiserlichen Dänemark und Holstein verheerten. Pommern hätte durch Kaiser und Reich geschützt werden sollen; gerade der Kaiser war es aber, der in Pommern eindrang und den Kurfürsten von Brandenburg fast wider seinen Willen nöthigte, in Schwedisch-Pommern einzufallen. Sowohl die Kaiserlichen als die Polen, welche Beide wieder aus Jütland abgezogen waren, verheerten Pommern auf gräßliche Weise. Die Schweden erhielten indessen dort, obgleich sie anfangs einige Städte verloren hatten, bald wieder die Übermacht, und es blieb Alles, wie es war, so lange die schwedischen Veteranen, die Blüthe von Karl's Heer, sich auf

Fühnen behaupteten. Wrangel, welcher mit Verstärkungen nach Stralsund kam, und der Commandant von Stettin, Wirz, welcher aus Polnisch-Preußen nach Pommern zurückkehrte, entsetzten vereinigt das belagerte Stettin. Gleich darauf erlitten jedoch die wackeren Schweden auf Fühnen eine Niederlage, welche den König von Dänemark aufs neue ermuthigte, die für ihn kränkenden Vorschläge der Friedensstifter und ihre drei Haager Concerte zurückzuweisen. Als nämlich die englische Flotte, welche bis dahin die Holländer beobachtet hatte, nach England zurückgekehrt war, glaubte der holländische Admiral Ruyter, daß der Augenblick gekommen sei, den trotzigen schwedischen König zur Annahme des Roeskilder Friedens als der Grundlage eines neu abzuschließenden zu zwingen. Er verstand sich deshalb dazu, die dänischen, polnischen und kaiserlichen Truppen, die sich in Kiel hatten sammeln sollen, nach Fühnen hinüber zu führen. Als dies am 14. November 1659 geschehen war, lieferten die Verbündeten, welche jetzt ihren Gegnern um das Doppelte überlegen waren, diesen am 25. November in der Nähe von Nyborg ein für die Letzteren sehr verderbliches Treffen. Das ganze auf Fühnen befindliche schwedische Heer, welches aus Karl's X. besten Soldaten bestand, wurde vernichtet: zweitausend Mann fielen im Treffen, viertausend wurden gefangen genommen, und nur den beiden Anführern der Schweden gelang es, sich nach Seeland hinüber zu retten. Die Sieger nahmen auch die Stadt Nyborg mit Sturm ein, und eroberten bei dieser Gelegenheit hundert schwedische Kanonen. Die erlittene Niederlage war ein sehr harter Schlag für Karl. Dies geht schon aus dem Umstande hervor, daß Karl sich vorher erboten hatte, den Roeskilder Frieden zu erneuen, wenn man das auf Fühnen stehende Heer nicht angreife. Die Verbündeten, welche ein anderes Interesse hatten, als die beiden Krieg-führenden Mächte, waren auf dieses Erbieten ebenso wenig eingegangen, als sich nach dem Treffen von Nyborg Admiral Ruyter dazu verstanden hatte, dem Wunsche der Dänen gemäß die Truppen ihrer Bundesgenossen nach Seeland hinüber zu führen.

Karl fuhr trotz des erlittenen Verlustes fort, Kopenhagen zu ängstigen. Dort erwarben sich König Friedrich III. und der Stadt-Commandant Schack einen weit edleren Ruhm, als König Karl, dessen Gesandter Schlippenbach behauptete, ein König müsse durchaus Eroberer sein, und

jede Gewalt werde durch das Schwert zum Rechte. Der dänische König und sein General hatten aus Studenten, Bürgern und geworbenen Leuten, die oft sehr widerspenstig waren, ein Heer gebildet, mit welchem sie jeden Angriff der Schweden zurückschlugen und diesen große Verluste beibrachten. König Karl war jedoch in seinem Trotze schwer zu beugen, und es bedurfte, obgleich er schon im Herbst 1658 mit dem polnischen Könige über einen Frieden unterhandelt hatte, eines heftigen Anstoßes, um ihn zum Abschlusse zu bewegen. Die widrigen Ereignisse des Jahres 1659 erlaubten ihm zuletzt nicht mehr, dem dringenden Verlangen der Haager Triple-Allianz zu widerstehen. Er ließ daher einerseits mit Dänemark allein über die Vorschläge der Engländer, Franzosen und Holländer unterhandeln, und schickte andererseits Gesandte zu einem Kongreß, auf welchem man unter Vermittelung der genannten drei Staaten wegen eines zwischen Schweden, dem Kaiser, den Polen und dem Kurfürsten von Brandenburg abzuschließenden Friedens sich vereinigen sollte. Dieser Kongreß ward in einem Dorfe bei Danzig und im Kloster Oliva nahe bei Danzig gehalten; der Frieden selbst aber kam in Danzig zum Abschlusse, und zwar erst nachdem Karl X. am 13. Februar 1660 gestorben war. In diesem Friedensvertrage von Oliva, welcher am 3. Mai 1660 abgeschlossen wurde, erklärten die Schweden in Betreff Brandenburg's die Verträge von Königsberg, Marienburg und Labiau für ungültig, und verzichteten auf alle Vortheile, welche aus denselben für sie hergeleitet werden konnten; die Brandenburger dagegen überlieferten den Schweden alle von ihnen noch besetzt gehaltenen Städte und Orte in Pommern, sowie dem Herzoge von Holstein-Gottorp Alles, was sie in dessen Lande inne hatten. Außerdem sollten die Handelsverhältnisse der beiderseitigen Unterthanen bleiben, wie sie gewesen waren, der Herzog von Kurland aber, welchen Karl in Haft genommen hatte, wieder freigelassen werden. Schweden verlor also im Frieden von Oliva nichts; denn daß es Marienburg und Elbing aufgab, war ebenso wenig ein Verlust zu nennen, als daß Polen seinen Ansprüchen auf Liefland und auf den schwedischen Königstitel entsagte. Elbing hätte dem Kurfürsten überlassen werden sollen, gerieth aber in die Gewalt der Polen. Die Bürger dieser Stadt wollten nämlich weder polnische, noch brandenburgische Besatzung einlassen; der schwedische Commandant verständigte sich aber mit

den Polen, lud hierauf den ganzen Magistrat zu einem Mahle ein, und übergab, nachdem er denselben trunken gemacht hatte, die Stadt den Polen. Brandenburg konnte erst nach vierzig Jahren zum Besitze von Elbing gelangen.

Der Frieden mit Dänemark wurde erst am 6. Juni 1660 abgeschlossen, und zwar in einem Zelte vor der Stadt Kopenhagen. Dieser Kopenhagener Frieden war, wenn man die Lage der Dinge zur Zeit von Karl's X. Tode genauer erwägt, als hier geschehen kann und darf, ebenso wie der von Oliva, das ehrenvollste Zeugniß für die Tapferkeit und die Herrschergaben des schwedischen Königs, welche noch nach seinem Tode von ganz Europa bewundert wurden. Was die diesem Frieden vorausgegangenen Verhandlungen betrifft, so hatten sich sowohl die Holländer als der Kardinal Mazarin geweigert, für Dänemark mehr zu thun, als daß sie den Roeskilder Vertrag aufs neue geltend machten. Die Unterhandlungen waren deshalb auch dann erst ernstlich begonnen worden, als die Schweden und Dänen erkannt hatten, daß die Vermitteler ganz andere Zwecke verfolgten, als eine unparteiische Vermittelung, und daß dieselben mit einander in Zwist waren. Beide Staaten hatten aus diesem Grunde für besser gehalten, mit einander allein übereinzukommen. Sie begannen am 18. März ihre Berathungen, die sich dann bis zum 27. Mai verlängerten und erst am 6. Juni die Unterzeichnung des Friedensvertrages zur Folge hatten. Die vermittelnden Mächte verbürgten nachher ebenso den Kopenhagener Frieden, wie den von Oliva. Schweden blieb durch den vor Kopenhagen abgeschlossenen Frieden im Besitze der Provinzen Schoonen, Halland und Blekingen und der kleinen Insel Hween. Dagegen erhielt Dänemark die im Roeskilder Frieden abgetretene und nachher wieder eroberte Stadt und Provinz Drontheim in Norwegen zurück, sowie die Insel Bornholm, welche ihm bereits im Laufe des Krieges von deu Einwohnern wieder übergeben worden war. Zur Entschädigung für die Letztere mußte König Friedrich bedeutende Güter in Schoonen den dänischen Edelleuten, welchen sie gehörten, abkaufen und der schwedischen Krone überlassen. Auch die auf der Küste von Guinea gelegene Colonie erhielt Dänemark zurück, sowie das Recht der Erhebung des Sundzolles. Doch mußte es für das Letztere eine jährliche Summe von fünfunddreißigtausend Thalern bezahlen. Außer-

dem wurden wegen der Begrüßung der Festung Kronenburg von Seiten der Schweden und wegen des Durchganges der Kriegsschiffe durch den Sund einige Bestimmungen getroffen. Endlich ward noch in Hinsicht auf Corfitz Uhlefeld ausgemacht, daß derselbe nach Dänemark zurückkehren dürfe und auch seine Güter wieder erhalten solle, wenn er in Betreff einer Verschwörung, die man ihm Schuld gab, unschuldig befunden würde. Übrigens durfte erst nach dem Abschlusse des Friedens die in Landskrona blockirte schwedische Flotte diesen Hafen verlassen, und eher räumten auch die Schweden die Insel Seeland nicht.

6. Verfassungsveränderung in Schweden und in Dänemark nach Karl's X. Tode.

In Schweden wie in Dänemark wurde durch den Krieg, welcher alle gewöhnlichen Hülfsmittel erschöpft hatte, ein Umsturz der Verfassung herbeigeführt, und in Folge davon das schwedische Reich allen Übeln einer Junker-Herrschaft, das dänische aber der schrankenlosen Willkür eines Monarchen preisgegeben. Bei der schwedischen Revolution brauchen wir nicht lange zu verweilen, weil in Schweden eigentlich Alles so blieb, wie es vor Alters gewesen war; denn es wurde dort keine andere Veränderung gemacht, als daß man das Ansehen, dessen Karl IX. und Gustav Adolph genossen hatten, beseitigte und dagegen den Adel wieder zu der Herrschaft brachte, die er auch während der Minderjährigkeit der Königin Christina besessen, nach ihrer Volljährigkeit aber zum Theil und unter Karl X. ganz verloren hatte.

Karl X., dem sein minderjähriger Sohn, der zum Schöpfer einer furchtbaren Autokratie geborene Karl XI., in der Regierung folgte, hatte die Errichtung einer vormundschaftlichen Regierung nicht den Reichsständen, die von ihm noch kurz vor seinem Tode in Gothenburg versammelt worden waren, überlassen, sondern selbst durch Testament angeordnet. Nach diesem Testamente sollten die fünf höchsten Reichsbeamten, zu welchen auch sein Bruder, der Pfalzgraf Adolf Johann, als Reichs-Marschall gehörte, unter dem Vorsitze der Mutter des jungen Königs einen vormundschaftlichen Rath bilden, und in demselben die verwittwete Königin zwei Stimmen haben. Diese Verfügung hatte der Reichsrath schon gleich

nach des Königs Tode umstoßen wollen; er wagte es aber erst dann, als er nach dem Abschlusse des Friedens sein altes Ansehen völlig wieder errungen hatte. Eine Reichsversammlung ward im September 1660 nach Stockholm gerufen, um dasjenige gesetzlich zu machen, was die Junker wollten. Auf diesem Reichstage widersetzte sich der Adelsstand gleich anfangs, als die Geistlichkeit, die Bauern und der Bürgerstand das königliche Testament aufrecht erhalten wollten; und der Reichsrath brachte es auch, blos auf den Adelstand gestützt und gegen die Meinung der drei anderen Stände, wirklich dahin, daß das Testament nicht anerkannt wurde. Nachdem dieser Beschluß gefaßt worden war, nahm der Reichsrath sich heraus, die Würde eines Reichs-Marschalls, welche in Karl's Testament dem Pfalzgrafen Adolf Johann übertragen worden war, dem Grafen Lars Kagge zu ertheilen. Dies war jedoch den Ständen zu arg; sie äußerten laut ihre Erbitterung, und der Reichsrath gerieth dadurch in Besorgniß, die Stände möchten sich, um seiner oligarchischen Gewalt Schranken zu setzen, an den Pfalzgrafen wenden. Auch würde der Letztere wirklich sich damals der Zügel der Reiches haben bemächtigen können, wenn er nicht ein verschwenderischer, heftiger, grober und nachlässiger Mann gewesen wäre, der dem Reiche während der Minderjährigkeit des Königs um so nachtheiliger hätte werden können, da sein Bruder ihm für den Fall, daß die Königin-Wittwe stürbe, ihre zwei Stimmen im Regentschafts-Rath zugesprochen hatte. Adolf Johann regte sich durchaus nicht, und der Reichsrath gab so weit nach, daß er dem Adelsstande die Wahl eines Reichs-Marschalls überließ. Hierauf erwählte der Adel den Grafen Lars Kagge, bestätigte die Anderen, welche im Testament genannt waren, mit Ausnahme des Reichs-Schatzmeisters Heinrich Flemming, an dessen Stelle Gustav Bonde gesetzt wurde, und gewann, wie gewöhnlich, die Bürger und Bauern für den von ihm Erwählten.

Die Regierung bestand von jetzt an aus der Mutter des jungen Königs, dem Reichs-Drost Peter Brahe, dem Reichs-Admiral Karl Gustav Wrangel, dem Reichs-Kanzler Graf Magnus Gabriel de la Gardie und dem Reichs-Schatzmeister Gustav Bonde. Von diesen Regenten, welche den verschiedenen Collegien oder Senaten des Reichsrathes als Präsidenten vorstanden, war die

Königin-Mutter eine einfältige Frau ohne alle politische Einsicht. Auch Peter Brahe, der Schwiegervater des Pfalzgrafen Adolf Johann, ein alter, frommer, karger Mann, hatte durchaus keine Bedeutung. Wrangel war sowohl zu Wasser als zu Lande einer der größten Generale seiner Zeit. Er betrieb zwar nicht, wie seine Collegen, das Interesse der Oligarchie und des Junkerthums; aber er gebrauchte doch, wie die schwedischen und dänischen Reichsräthe zu thun pflegten, seine ungeheueren Reichthümer, um gleich einem deutschen Fürsten zu prangen. Der Reichs-Kanzler de la Gardie, welcher nicht wie Wrangel frei von Stolz und Intrigue war, machte ebenfalls, um den Fürsten zu spielen, einen so thörichten Aufwand, daß er trotz seiner großen Einkünfte sich in Schulden stürzte und kein Mittel scheute, um diese zu decken. Der Reichs-Schatzmeister Gustav Bonde galt wenigstens für einen Mann, der seinem Amte gewachsen sei. Die genannten Regenten bildeten die Oligarchie, welche während der Minderjährigkeit Karl's XI., in Verbindung mit ihren nahen und fernen Verwandten und deren Creaturen, die Krongüter und die Einkünfte des Reiches für sich benutzten. Der König wurde deshalb später von den drei übrigen Ständen fast mit Gewalt gezwungen, durch gerechte und ungerechte Mittel das Königthum in seiner vollen Bedeutung wieder herzustellen, was ohne Revolution nicht möglich war. —

Das dänische Reich war nach dem Kriege mit Schweden in Folge der Art, wie es vom Adel und vom Reichsrathe regiert wurde, so erschöpft, daß jedermann fühlte, es müsse nothwendiger Weise das Abgaben-System und die Finanz-Verwaltung ganz und gar verändert werden, wenn die im Kriege gemachten Schulden bezahlt und die nöthigsten Ausgaben bestritten werden sollten. Dies konnte ohne eine radikale Reform alles Bestehenden nicht geschehen. Da sich aber der Adel einer solchen Umgestaltung widersetzte, so blieb dem Bürgerstande nichts Anderes übrig, als den König zu bitten, daß er mit Gewalt durchführe, was durch Güte nicht zu erreichen war. Als der Hof auf das Begehren des Bürgerstandes einging, benutzten die Intriguanten in der Umgebung der Königin das Vertrauen, welches die Nation mit Recht in den Charakter und die Verdienste des edeln und tapferen Königs setzte, um eine Revolution nach ihrer Art zu bewirken. Dies ist mit wenigen Worten die

Geschichte der dänischen Revolution oder der Verwandlung des von jedermann als unhaltbar anerkannten dänischen Junker-Regiments und oligarchischen Despotismus in eine mehr als türkische Autokratie, über welche der Bürgerstand, der sie hatte errichten helfen, am meisten erschrack, als sie durch das sogenannte Königsgesetz eines deutschen Juristen (Peter Schuhmacher's) zum Vorschein gebracht wurde.

Um deutlich zu machen, welchen Gebrauch der dänische Adel von dem Vorrechte machte, die Aufsicht über die Finanzen des Reiches zu führen und die zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse und zur Unterhaltung des Hofes bestimmten Krongüter ausschließlich in Pacht zu haben, brauchen wir nur anzuführen, daß die Pachtsumme von Jahr zu Jahr tiefer herabgesunken war. Sie hatte zu Christian's IV. Zeit über fünfunddreißigtausend Thaler betragen; unter Friedrich III. dagegen belief sie sich auf wenig mehr als zehntausend Thaler. Dazu kam noch, daß die Leibeigenen der adeligen Güter nur ihren Herren steuerpflichtig waren und nicht, wie die freien Bürger, Accise und Zoll zu bezahlen brauchten. Sie benutzten dieses Vorrecht, um mit ihren Producten einen vortheilhaften Handel zu treiben. Sie hatten ferner den Kirchen- und den Kron-Zehnten gepachtet; und niemand als sie konnte Brauereien und Brennereien mit Vortheil betreiben. Der Unwillen über die Privilegien des Adels war im schwedischen Kriege aufs höchste gestiegen, weil während der Belagerung von Kopenhagen der König und die Bürgerschaft Tag und Nacht gelitten und gekämpft hatten, der Adel aber sich ganz gleichgültig bewiesen und in den Schranken seiner Privilegien gehalten hatte. Die Bürger von Kopenhagen und ihr Bürgermeister Nansen waren bei der Vertheidigung der Stadt die Hauptstütze des Königs gewesen, und Bürger, Studenten und Söldner hatten unter dem tapferen Schack ein förmliches Heer gebildet. Sehr natürlich war daher der Gedanke, dieses Heer zu gebrauchen, um vom Adel die Aufopferung seiner dem Reiche nachtheiligen Privilegien zu erlangen. Überdies konnte und mußte, wenn die Verfassung geändert und zu diesem Zwecke nach langer Zeit endlich einmal wieder eine Reichsversammlung gehalten werden sollte, die Bürgerschaft von Kopenhagen den Ausschlag geben, weil die übrigen Städte des Reiches nur sehr wenig Bedeutung hatten.

Diese Bürgerschaft war nebst ihrem Bürgermeister und der höheren Geistlichkeit durch die deutschen juristischen Rathgeber der Königin gewonnen worden; das Ansehen des Reichsrathes aber hatte der König dadurch geschwächt, daß er sieben erledigte Reichsraths-Stellen eine Zeitlang unbesetzt gelassen und, als er endlich zwei derselben wieder besetzte, die eine seinem tapferen Kampfgenossen, dem Oberbefehlshaber seiner Truppen, gegeben hatte. Die Deputirten der Stadt Kopenhagen hatten um so mehr Ursache, auf dem Reichstage den König zu unterstützen, weil dieser während des Krieges ihrer Bürgerschaft Vorrechte ertheilt hatte, zu denen der Adel sehr scheel sehen mußte. Friedrich III. hatte nämlich schon im August des Jahres 1658, gleich nach der Verletzung des Friedens von Roeskilde und der Landung der Schweden auf Seeland, der Stadt Kopenhagen folgende Privilegien ertheilt: „Jeder Bürger, welcher eine tapfere That vollbringe, solle geadelt werden, und jeder Leibeigene, der sich zum Kriegsdienste stelle, für sich selbst und seine Nachkommen alle Rechte eines Freigeborenen erhalten. Ebenso sollten den Norwegern, die sich damals in Kopenhagen befanden, freie Höfe angewiesen werden. Ferner erhielt die Stadt Kopenhagen nicht blos das Stapel-Recht, sondern sie wurde auch für eine freie Reichsstadt erklärt, deren Bürger einen besonderen Reichsstand bilden und in allen das Reich betreffenden Angelegenheiten mitstimmen sollten. Außerdem wurde allen Bürgern von Kopenhagen, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, das Recht gewährt, adelige Güter zu besitzen und Alles, was durch Kauf, Erbe oder Pfand in ihren Besitz komme, möge es vorher dem Adel oder der Krone gehört haben, mit gleicher Freiheit wie die Edelleute zu genießen. Auch solle die Bürgerschaft von Kopenhagen künftighin nicht mit höherem Zoll und mit anderen Beschwerungen belegt werden, als der Adel. In Friedenszeiten solle sie von aller Schatzung, Hof- und anderer Einquartierung frei sein, in Kriegszeiten aber ein jeder Stand gleiche Lasten mit den übrigen zu tragen haben, weil jeder den gleichen Vortheil davon habe. Endlich sollten alle Personen des Bürgerstandes und ihre Kinder den gleichen Zutritt zu öffentlichen Ämtern und Ehrenstellen haben, wenn sie die erforderlichen Eigenschaften besäßen." Dieses Decret wurde zwar von den Reichsräthen mit unterschrieben; wir schließen jedoch aus vielen Stellen in Holberg's

dänischer Geschichte, daß schon zur Zeit der Erlassung desselben der Reichsrath mistrauisch und der König mit ihm unzufrieden war. Der König fügte nämlich, nachdem er im Mai 1659 den Einwohnern von Bornholm, von welchen die Schweden auf ihrer Insel überwältigt und vertrieben worden waren, durch eine ehrenvolle Urkunde große Privilegien ertheilt hatte, zu den der Stadt Kopenhagen im August 1658 gewährten Vorrechten noch vier neue hinzu. Erstens sollten von allen Waaren, auch wenn sie für den Hof bestimmt wären, nur nicht von denen, welche der König selbst habe verschreiben lassen, die gewöhnlichen städtischen Accise- und Hafen-Gelder entrichtet werden. Zweitens solle es mit der Stadtwage stets wie vor Alters gehalten werden. Drittens sollten alle Einwohner der Stadt zu den königlichen und den städtischen Abgaben beitragen, außer dem Adel, den Professoren, den graduirten Geistlichen und den königlichen Beamten, welche kein bürgerliches Gewerbe trieben. Viertens wurde den Bürgern, welche durch die Erweiterung der Festungswerke Schaden an ihren Feldern erlitten hatten, königliches Feld zum Ersatze versprochen.

Am 10. September 1660 ward eine allgemeine Ständeversammlung, die letzte bis gegen das Ende von Christian's VIII. Regierung, eröffnet. Der Reichsrath und der Adel hatten lange von einer Reichsversammlung nichts wissen wollen. Nachher hatte der Reichsrath sie wenigstens nicht in Kopenhagen, sondern in Odensee versammelt haben wollen, weil er wußte, daß in ihr von den adeligen Rechten der Kopenhagener Bürger, sowie von Auflagen zur Bezahlung eines Heeres und zur Tilgung der Schulden die Rede sein werde. Er hatte sich aber zuletzt fügen müssen. Daß die Versammlung so zahlreich werde, als nur immer möglich sei, dafür sorgte die Partei der Königin, zu welcher auch Hannibal Sehestädt und der tapfere Commandant Schack gehörten, die ebenso, wie damals in Frankreich bereits geschehen war und in Brandenburg und anderen deutschen Fürstenthümern geschah, die lästigen Stände ganz beseitigen wollten. Die eine Curie der Versammlung bildeten die sämmtlichen Reichsräthe und alle adeligen Güterbesitzer; die zweite enthielt alle Bischöfe, zwei Pröbste von jedem Stifte und zwei Abgeordnete der einzelnen Dom-Kapitel; die dritte bestand aus zwei Deputirten jeder größeren Handels-

stadt, einem von jeder der drei mittleren und je zwei von den kleineren Städten. Vorsitzender der geistlichen Curie war Hans Suane, Bischof von Seeland, Präsident der Curie des Bürgerstandes der Bürgermeister von Kopenhagen, Nansen. Diese beiden Männer warteten, ohne die Plane der Königin und ihrer Partei zu kennen, nur auf eine Gelegenheit, um vermittelst der Reichsversammlung dem Junker-Regiment ein Ende zu machen.

Sobald auf dem Reichstage von neuen Auflagen, welche die Umstände durchaus erforderten, die Rede war, begann der Streit zwischen den Ständen. Der Reichsrath schlug nämlich zunächst eine Verzehrungs-Steuer vor, ohne dabei freilich auszusprechen, daß der Adel ganz frei sein solle; die bürgerlichen Curien erkannten aber sogleich, daß der Adel voraussetze, es werde sich dies von selbst verstehen, weil es ja ein Herkommen sei. Auch war schon in dem Vorschlage selbst ausgesprochen, daß blos die Bauern des Adels, dieser selbst aber nur dann, wenn er sich in den Städten aufhalte, die neue Steuer bezahlen müsse, daß er aber, wenn er auf seinen Gütern wohne, ganz frei bleiben solle. Die Weigerung des Adels, sich direct oder indirect besteuern zu lassen, war außerdem von einer Vorstellung begleitet, in welcher die Herren sich mit Trotz und Hochmuth für die Erhaltung aller alten Misbräuche erklärten, und sogar eine ganz unvorsichtige Äußerung gegen die Rechte machten, welche der König der Kopenhagener Bürgerschaft zugestanden hatte. Mallet bemerkt übrigens ganz richtig, der Adel habe nicht schlechterdings jeden Beitrag zu den Abgaben verweigert, sondern nur sein Recht nicht zu zahlen geltend gemacht, damit er unter allerlei Vorbehalten blos während einer gewissen Zeit zu steuern brauche. Dies war es auch, was die beiden anderen Stände bewog, ihn dadurch in Verlegenheit zu setzen, daß sie das beantragte Mittel, der augenblicklichen Verlegenheit aufzuhelfen, ganz verwarfen, nachdem sie vorher erklärt hatten, sie würden die vorgeschlagene Steuer nur dann bewilligen, wenn ausdrücklich ausgesprochen werde, daß jeder Däne ohne Unterschied dieselbe entrichten müsse. Der Adel trat hierauf zwar durch Deputationen mit den anderen Ständen in Conferenz, und gab ihnen sogar in einigen Punkten nach; zu seinem Unglücke beleidigte aber der stolzeste und angesehenste unter den Reichsräthen, der Kammerherr Otto Krag, die Bürgerlichen durch

seine Art sich auszudrücken. Man gab ihm Schuld, gesagt zu haben, die anderen Stände wären unfrei, der Adel also allein frei. Wenn Otto Krag dies auch nicht gesagt hat, so sprach er doch, auf das lange Herkommen gestützt, die Worte aus, die anderen Stände müßten wissen, daß es ihnen nicht zukomme, dergleichen Dinge anzuordnen. Man ward übrigens doch in Betreff der vorgeschlagenen Steuer vorerst über eine Fassung einig, mit welcher endlich alle drei Stände zufrieden waren.

Bis dahin waren alle Vorstellungen an den Reichsrath gerichtet worden und alle Vorschläge von diesem ausgegangen; jetzt bewirkte aber der ausgebrochene Streit, daß die beiden Stände sich an den König selbst wandten. Dies mußte eine Revolution herbeiführen, welche für den Adel nicht vortheilhaft sein konnte, weil derselbe nicht mehr streitfähig und dagegen das bei der Belagerung von Kopenhagen geschaffene Heer und die Bürgerschaft dieser Stadt militärisch gebildet und geübt waren. Am 25. September 1660 überreichten die sämmtlichen Mitglieder der beiden niederen Stände dem Könige eine Vorstellung, in welcher sie neue Einrichtungen vorschlugen, die mit der ganzen Existenz des bestehenden alten Adels unverträglich waren und einen neuen Adel erforderten, wie er später von Peter Schuhmacher geschaffen wurde. Der Letztere leistete nämlich nachher durch die Schöpfung eines Briefadels das, woran selbst die Königin Sophia Amalia, eine hannöverische Prinzessin, und ihre Creaturen, besonders die deutschen Juristen Lenthe und Gabel, nicht gedacht hatten.

Sobald der Bürgerstand und die Geistlichkeit sich auf die angegebene Weise an den König gewandt hatten, war die Reichssache eine Angelegenheit der Königin, welche ebenso einnehmend, intriguant und kriegerisch war, als der König einfach, mild und ehrlich. Man rühmt gemeiniglich etwas sonderbar ihre Verdienste bei der Belagerung von Kopenhagen, indem sie während derselben stets neben dem Könige zu Pferde erschienen sei. Der Franzose Terlon preist nämlich ihren Charakter und bezeugt, daß sie während der langen Belagerung von Kopenhagen Tag und Nacht zu Pferde und auf den Wällen gewesen sei, um die Soldaten und Bürger zum Kampfe anzufeuern. Wir unseres Theiles glauben, daß solche Charaktere besser geeignet sind, für Ehre und Vortheil zu kämpfen, als die Freiheiten eines Volkes zu vertheidigen, wie dies auch von vor-

trefflichen Feldherrn und von echt praktischen Rechtsgelehrten gilt. Übrigens bestanden die von den beiden niederen Ständen dem Könige überreichten Vorschläge, wie die Wunden, welche der Krieg geschlagen hatte, geheilt werden sollten, in folgenden Hauptpunkten: Die bisher vom Adel benutzten Lehen, Güter und Einkünfte der Krone sollten künftighin, anstatt sie dem Adel fernerhin für ein sehr Geringes zur Benutzung zu überlassen, an den Meistbietenden verpachtet werden. Außerdem sollte man die Bauern der Krongüter von Frohnden befreien und statt dieser eine Geldabgabe von ihnen erheben. Endlich sollten den kleineren Städten einige Erleichterungen, z. B. Verminderung des Salzpreises und Herabsetzung der Accise um ein Zehntel, gewährt werden. Diese Vorschläge erbitterten den Adel aufs heftigste, und er hatte die Unvorsichtigkeit, sich öffentlich auf eine beleidigende Weise gegen dieselben auszusprechen. Seine Privilegien, erklärte er, seien offenbar verletzt, sogar sein Eigenthum sei angegriffen; der sechsundvierzigste Artikel der Wahl-Capitulation sichere ja dem Adel den ausschließlichen Besitz der Kron-Lehen. Von diesem Augenblicke an war heftiger Zwist zwischen den Ständen, bei welchem dann Otto Krag, der als Reichsrath die wichtigsten Geschäfte und Gesandtschaften besorgt hatte, durch seine Hitze und Grobheit gegen Nansen nicht wenig dazu beitrug, daß die bürgerlichen Deputirten aufs höchste erbittert wurden.

Von der Überreichung der Vorstellung an den König bis zu dem neuen Schritte, welcher am 5. Oktober gethan wurde, fiel unstreitig, wie bei jeder Revolution zu geschehen pflegt, Manches vor, wovon in öffentlichen Urkunden keine Erwähnung geschieht; wir mögen aber das Urkundliche nicht durch Vermuthungen ergänzen, wären diese auch noch so wahrscheinlich. Am 5. Oktober hielt der Kammerherr Gabel eine Conferenz mit den Männern, welche bei der Geistlichkeit und dem Bürgerstande den größten Einfluß hatten; und bei dieser Conferenz wurde ausgemacht, daß man vor allen Dingen den König von den Verbindlichkeiten gegen den Adel frei machen müsse, die ihm durch die Wahl-Capitulation auferlegt worden seien. Da der König sich ganz passiv verhielt, so betrieb von jetzt an seine Gemahlin vermittelst ihrer Creaturen, zu welchen auch der Stadt-Commandant Schack gehörte, drei Tage und Nächte lang ihren Plan, durch die Stände selbst eine Autokratie begründen

zu lassen, woran bis dahin niemand gedacht hatte. Um diesen Plan auszuführen, nahmen der Bischof Suane und der Bürgermeister Nansen Abrede mit dem Stadthauptmann Schack, versammelten am 8. Oktober den Bürgerstand und die Geistlichkeit in einem gemeinschaftlichen Saale, und lasen ihnen eine Vorstellung vor, welche zuerst dem Adel und dann dem Könige mitgetheilt werden sollte. Die vorgelegte Schrift ward angenommen, und noch an demselben Tag überbrachte Schack den Beschluß der beiden Stände dem Reichs-Hofmeister, damit dieser ihn dem Adel mittheile. Am 10. Oktober verfügten sich alle Deputirten zum Adelsstande, und als sie bei demselben aus Otto Krag's Munde eine ablehnende Antwort erhielten, begaben sie sich zum Könige selbst. Dieser nahm sie und ihren Vorschlag sehr freundlich auf; der Bischof Suane sprach aber in seiner Anrede an den König schon von völliger Unabhängigkeit der Regierung, an welche die Mehrzahl noch gar nicht dachte. Nansen und der Stadt-Commandant hatten unterdessen die nöthigen Anstalten getroffen, damit die Deputirten des Adels sich nicht zerstreuen könnten und also, ohne gerade polizeilich gezwungen zu sein, sich dem Beschlusse der beiden anderen Stände unterwerfen müßten. Es waren nämlich die Thore besetzt und der Befehl gegeben worden, ohne einen Passir-Zettel von Nansen niemand aus der Stadt gehen zu lassen. Die Nachricht, daß die Stadtthore geschlossen seien, erhielten die Mitglieder der Adels-Curie gerade in dem Augenblicke, als sie sämmtlich zur Beerdigung des Reichsrathes Scheel versammelt waren. Sie traf die Herren wie ein Blitzstrahl, weil diese jetzt einsahen, daß man allenfalls Gewalt gebrauchen werde. Sie schenkten daher auch dem ehemaligen Vice-Könige von Norwegen, Hannibal Sehestädt, welcher jetzt durch eifrige Bemühung für den König und das Königthum sein früheres Ansehen wieder gewann, um so eher Gehör. Sehestädt brachte es, in Verbindung mit dem Reichsrathe und Marschall Hans Schack, bei seinen Standesgenossen bis zum 13. Oktober dahin, daß diese dem Vorschlage, die Erblichkeit der Königswürde zu beschließen, ihre Zustimmung gaben. Doch geschah dies nur ungern und zögernd, und nachdem man versucht hatte, die Erblichkeit auf die männliche Linie zu beschränken.

Als das Reich aus einem Wahlreiche ein Erbreich geworden war, fiel die Wahl-Capitulation oder mit anderen die Urkunde, auf

welcher die bestehende oligarchisch-aristokratische Verfassung beruhte, von selbst weg. Es mußten also auch die Stände über eine neue Verfassung übereinkommen. Diese neue Verfassung sollte von einer Commission vorgeschlagen werden, welche acht Mitglieder des Adels und Reichsrathes und zwölf Mitglieder des geistlichen und bürgerlichen Standes enthielte. Allein wahrscheinlich waren diejenigen, welche die Sache insgeheim leiteten, schon darüber einig geworden, wie sie unter dem Scheine, als wenn die Sache dem guten und geliebten Könige überlassen werden sollte, Alles in ihre Hände bringen wollten. Man wählte nämlich in die Commission den Professor Lange von der Universität Kopenhagen, um schnell eine neue Constitution zu entwerfen; dieser brachte jedoch nach Art der Gelehrten die kostbare Zeit mit langem Hin- und Herreden zu, wie es hier, wie es dort sei, und wie es wohl sein könnte, und kam an kein Ende. Damit er also nicht noch mehr Zeit durch seine Gelehrsamkeit verderbe, ward er gehindert, sich bei den nächsten Versammlungen wieder einzufinden; und es begann ein wildes Gezänke über das, was in die neue Urkunde aufgenommen werden solle. Am 14. Oktober ward man endlich darüber einig, daß die vom Könige beschworene alte Capitulation ihm zurückgegeben und zerrissen werden solle; es erhob sich jedoch ein sehr heftiger Streit, als der Adel darauf bestand, daß in die neue Urkunde alle seine alten Vorrechte aufgenommen werden sollten. Einer der bürgerlichen Deputirten machte, erbittert über die Reden des Obersten Friis, in öffentlicher Versammlung, indem er dabei an seinen Degen schlug, dem Adel den Vorwurf, daß er sich im Kriege feige betragen habe; und nun trat der Bischof Suane mit einer frömmelnden Rede auf, um das Unternehmen, durch welches der Königin zu Gefallen die Nation um ihre ewigen Rechte gebracht werden sollte, zu vollenden. Er redete salbungsvoll von dem Charakter des Königs, und sagte, der göttliche Segen ruhe auf dem Könige und der ganzen königlichen Familie, damit die Stände unerwartet dazu gebracht würden, das Schicksal des Reiches in die Hände der Königin Sophia Amalia und ihrer Camarilla zu legen. Zwei Mitglieder des Adels, welche bei ihren Standesgenossen großes Ansehen hatten, die Reichsräthe Schack und Bielke, unterstützten des Bischofs politische Predigt; und hierauf ließen die drei Stände noch am Abend desselben Tages

sich in der wichtigsten Angelegenheit zu einem übereilten Beschlusse fortreißen.

Nach diesem Beschlusse sollte dem Könige der Eid, welchen er der Nation geschworen hatte, erlassen und die von ihm unterschriebene Wahl-Capitulation zur Vernichtung zurückgegeben werden. Man setzte freilich hinzu, daß es dem Könige überlassen bleibe, eine andere Constitutions-Acte zu ertheilen, in welcher nicht blos für das Beste des Adels, sondern für alle Stände auf gleiche Weise Sorge getragen werde; dies wurde aber nachher von den Hof-Juristen und Hof-Sophisten in ihrem Sinne gedeutet. Mit der Vernichtung der Capitulations-Urkunde eilte man so sehr, daß man nicht einmal wartete, bis das Original aufgefunden war, welches ein Reichsrath, unter dessen Papieren es erst nach seinem Tode gefunden ward, aus dem Archiv weggenommen hatte. Man begnügte sich mit einer Abschrift, welche vom Plenum der Stände anerkannt und mit der Aufschrift versehen wurde: „Weil die rechte Capitulation nicht zu finden ist, so wollen wir — — — dieses Original nebst allen Abschriften hiermit abgeschafft und zu nichte gemacht haben u. s. w.“ Am 18. Oktober wurde mit großer Pracht und unter ganz monarchischen Ceremonien zuerst jene Urkunde vernichtet und dann die Erbhuldigung geleistet, bei welcher der König blos die gewöhnlichen allgemeinen, leeren Versprechungen that. Schon am folgenden Tage ward der Reichsrath aufgehoben und die königliche Ministerial-Regierung und Büreaukratie eingerichtet. Zur Stütze derselben wurde, was auch Ludwig XIV. und die deutschen Fürsten thaten, ein stehendes Heer von geworbenen Soldaten errichtet. Dieses sollte aus vierundzwanzigtausend Mann bestehen, und statt daß vorher der Adel von Einquartierung frei gewesen war, sollten jetzt alle Stände nicht nur die Soldaten ins Quartier nehmen und versorgen, sondern auch auf gleiche Weise an der für das Heer ausgeschriebenen Kopfsteuer Theil nehmen. Wegen der Unterhaltung des Heeres und des jetzt ganz anders als vorher glänzenden Hofes wurde auch das Kammerwesen ganz anders eingerichtet, und alle Güter oder Gefälle der Krone verpachtet oder für Rechnung des Hofes verwaltet. Glänzende Belohnungen gewährte man, wie neulich in Frankreich, allen denen, welche der Königin bei der Vernichtung des Ständewesens Hülfe geleistet hatten. Sogar der Reichs-Hofmeister von Gersdorf,

welcher vor Alter schon so schwach war, daß er sich zur Erbhuldigung hatte tragen lassen müssen, wurde damit belohnt, daß man ihm die Würde eines Reichs-Drostes ertheilte. Hannibal Sehestädt ward Reichs-Schatzmeister, Christoph Gabel Statthalter von Kopenhagen und Präsident des Finanz-Collegiums, Nansen Präsident von Kopenhagen und Mitglied des Staatsrathes, Lenthe deutscher Kanzler; Suane erhielt den Titel Erzbischof, welcher nach seinem Tode wieder einging. Die höchste Leitung aller Reichsangelegenheiten erhielt der Staatsrath oder das Staats-Collegium, aus welchem später das geheime Conseil ward. Vorerst blieben übrigens mit wenigen Ausnahmen die meisten Ämter durch Adelige besetzt, bis später unter Schuhmacher's Leitung durch das Königsgesetz Alles anders ward. Die höchsten Collegien waren: das Kriegs-Collegium, das Kanzlei-Collegium, das höchste Tribunal, das Kammer-Collegium, die Admiralität und das Consistorium, dessen Präsident Suane war. Alle Mitglieder dieser Collegien standen im Dienste des Königs, der sie nach Gefallen ernannte und absetzte.

Die erste neue Regierungs-Ordnung oder Constitution, Provisional-Verordnung genannt, welche eine Büreaukratie königlicher Beamten, nicht eine Reichsregierung war, wurde von Christoph Gabel deutsch abgefaßt und schon am 4. November bekannt gemacht. Zu der nachher juristisch organisirten Autokratie dagegen wurde, wie neuerdings auch in Frankreich geschehen ist, der Form wegen die Einwilligung des gesammten Volkes eingeholt. Die Methode der Befragung des Volkes war zwar in Dänemark und in Frankreich verschieden; Komödie wurde aber dabei in beiden Reichen gespielt. Auch welche Weise in Frankreich neulich die absolut-monarchische Regierung zum Volkswillen gemacht wurde, ist bekannt; in Dänemark ward die Urkunde über die Art, wie es künftig mit Regierung und Erbfolge gehalten werden solle, an alle Geistliche, Güterbesitzer und Stadträthe zur Unterschrift geschickt. Die neue Regierungsform war despotischer, als die türkische, obgleich sie im Ganzen für das Reich sehr vortheilhaft war und selten misbraucht wurde. Die eigentliche Urkunde derselben erhielt ganz richtig den Namen Königs-Gesetz (lex regia). Sie wurde erst 1709 aus dem Archiv hervorgezogen und bekannt gemacht. Man gibt gewöhnlich den holsteinischen Juristen Reinkingk als Verfasser derselben an;

sie wurde aber von dem nachherigen Minister des Königs, **Peter Schuhmacher**, redigirt und überarbeitet, und dieser änderte zugleich alle Verhältnisse im Inneren auf ebenso künstliche Weise, aber durch weniger grausame Mittel, als der Convent in Frankreich gethan hat.

Peter Schuhmacher ist nicht allein wegen seiner großen Talente und wegen der Einrichtungen, die er im dänischen Staate traf, sondern auch wegen seiner Schicksale eine der merkwürdigsten Personen des siebenzehnten Jahrhunderts. Er war vom König Friedrich III. fast auf gleiche Weise begünstigt worden, wie Jakob's I. Lieblinge von diesem (s. oben S. 6); allein Jakob zog unwürdige Subjecte hervor, Friedrich dagegen einen Mann, welcher an Fähigkeiten und Kenntnissen kaum seines Gleichen hatte. Er schickte Schuhmacher als jungen Mann auf Reisen, machte ihn nachher zu seinem Privat-Secretär, und gab ihm schon 1667 die bedeutendste Stelle im Reiche, nämlich die eines Ober-Secretärs im Kanzlei-Collegium. Diese Ernennung ward von den zum alten Adel gehörenden Mitgliedern der Regierungs-Collegien als eine ihren bisher genossenen Privilegien so sehr widerstreitende Sache angesehen, daß alle abdankten. Dadurch verschafften sie aber dem königlichen Günstlinge nur die Gelegenheit, sich mit lauter Leuten, welche nicht mehr auf ererbte Ansprüche pochen konnten, zu umgeben und sogar einen neuen durch königliche Diplome geschaffenen Adel zu stiften. Schuhmacher führte nämlich die deutsche Unterscheidung des höheren und niederen Adels, von welchem man in Dänemark nichts gewußt hatte, dort ein, und ertheilte neben gewöhnlichen Adels-Diplomen auch Baronieen, Grafschaften u. dgl. m. Dabei ward festgesetzt, daß man, um Baron, Graf u. s. w. zu sein, einen gewissen Complex von Gütern in einer bestimmten Gegend des Reiches besitzen müsse. Die Eitelkeit, dem neuen Hofadel anzugehören, bewog den alten Adel, seine Besitzungen in seiner eigentlichen Heimath zu verkaufen, um sich in den Gegenden anzukaufen, in welchen Güter feil waren. Die Folge davon war, daß nicht allein der alte Einfluß des Adels, sondern auch der alte Adel selbst verschwand.

Als den Dänen Diplome ertheilt wurden, erhielt auch Schuhmacher eines. Er ward von **Christian V.**, welcher 1670 seinem Vater in der Regierung nachfolgte, zum **Grafen von Greifenfeld** ernannt, und war fortan der allmächtige Minister dieses Königs.

Friedrich III. war durch die Talente, die Thätigkeit und den Ehrgeiz seines Günstlings mehr geschreckt als gewonnen worden; er hatte ihn beobachtet und nicht allmächtig werden lassen. Er schien nämlich eingesehen zu haben, welch ein gefährlicher Rathgeber ein Mann von Schuhmacher's Geist, Kenntnissen und Ehrgeiz für einen ganz unbeschränkten Monarchen werden könne. Er hatte ihn daher in der späteren Zeit nur mit Vorsicht begünstigt und seinen Sohn Christian an sein Todbette rufen lassen, um ihn vor Schuhmacher zu warnen. Christian V. war jedoch ein zwar guter, aber auch träger Herrscher und zu Geschäften, wie die unmittelbare Leitung des Reiches war, selten aufgelegt; er widmete seine Zeit unschuldigen Vergnügungen, und ließ Alles von Schuhmacher besorgen. Er hob einen Mann, durch welchen er selbst ein Regent wie Ludwig XIV. war, von Würde zu Würde, verlieh ihm die vorzüglichsten Kron-Lehen, machte ihn 1673 zum Groß-Kanzler, führte ihn 1674 in das geheime Conseil ein, überließ ihm den Vorsitz desselben, den er bis dahin selbst gehabt hatte, und wollte ihn sogar mit einer nahen Verwandtin des königlichen Hauses, einer Prinzessin von Holstein-Augustenburg, vermählen. Es gelang jedoch schon 1676 den auf Schuhmacher's Fähigkeiten eifersüchtigen Hofleuten, ihn zu stürzen, und Schuhmacher erfuhr bald an sich selbst, daß, wenn man einen christlichen König zum Sultan mache, man auch gefaßt sein müsse, wie ein türkischer Vezier behandelt zu werden. Guldenlöwe, Ahlefeld, der seine Stelle erhielt, Knud und der brandenburgische Gesandte Brandt vereinigten sich gegen ihn. Er wurde verhaftet und auf die schauerliche Feste Munkholm bei Drontheim gebracht. Hier hielt man ihn von 1676 bis 1698 eingekerkert; erst dann wurde ihm erlaubt, in Drontheim selbst sich aufzuhalten, wo er ein Jahr später starb.

VIII. Die englische Revolution von der Errichtung der Republik an bis zu Cromwell's Tod.

1. Bis zur Unterwerfung von Schottland und Irland durch Cromwell.

In England war es nach Karl's I. Tode noch ungewiß, wer dessen Erbschaft erhalten werde. Die Leitung der Dinge war zwar schon seit einem Jahre in Cromwell's Händen; dieser hielt sich aber hinter der Bühne, bis der rechte Augenblick gekommen sei. Seine Creaturen schritten unterdessen rasch vorwärts. Sie schafften die Königswürde und das Oberhaus ab, verkündigten die Volks-Souverainität, und setzten eine leitende Regierungsbehörde ein, welche ganz in ihrer und Cromwell's Gewalt war *). Dem Parlament, dessen sie als einer Maschine bedurften, verliehen sie durch die Einberufung ausgetretener Mitglieder wieder mehr Ansehen (s. S. 128). Auch ein neues Ober-Kriminal-Gericht errichteten sie, weil mit der Aufhebung des Oberhauses die höchste Instanz weggefallen war, und man doch ein Obergericht nöthig hatte, um allen vornehmen Anhängern der königlichen Regierung Schrecken einzujagen. Das neue Tribunal verurtheilte dann den Herzog von Hamilton, welcher als Schotte eigentlich nur Kriegsgefangener der Engländer war (s. S. 117),

*) Clarendon sagt am Ende des elften Buches: A new oath was prepared and established, which they called an *engagement*, the form whereof was, that every man should swear, „that he would be true and faithful to the government established without king or house of peers“; and whosoever refused to take that engagement, should be incapable of holding any place or office in church or state.

nachdem man seine Berufung auf ein schottisches Gericht mit der Antwort abgewiesen hatte, daß er nicht als Herzog Hamilton von Schottland, sondern als Graf von Cambridge in England vor Gericht gestellt worden sei. Er wurde im März 1649 hingerichtet. Sein Loos theilten der General Graf Holland (s. S. 43 ff.) und der royalistische General Lord Capel. Zwei andere Royalisten, Owen und Goring, wurden dadurch gerettet, daß man ihnen die Berufung an das Parlament gestattete, in welchem dann Ireton und Oberst Hutchinson sich ihrer lebhaft annahmen.

Da von dieser Zeit an Cromwell, Ireton und Monk die Hauptrollen hatten, und diese mit meisterhafter Verstellung und mit einer so großen heuchelnden Grausamkeit spielten, daß Tausende von Menschen nach Westindien in die Sklaverei verkauft wurden, so wäre hier der Ort, allgemeine Charakter-Schilderungen zu geben, wenn wir nicht ein für alle Mal auf dasjenige, was man historische Kunst nennt, verzichtet hätten. Auch auf Philosophie und auf sogenanntes tiefes Eindringen in die Ursachen der Dinge und ihren sogenannten nothwendigen inneren Zusammenhang machen wir keinen Anspruch. Dagegen wollen wir bemerken, daß schon vor dem Processe des Königs der Major Huntington Cromwell und Ireton entlarvt hatte. Dies war durch einen Aufsatz geschehen, welcher eigentlich nur eine Rechtfertigung von Huntington's Ansicht der Dinge enthielt und von ihm 1648 unter dem Titel: „Gründe, warum der Major Huntington seine Entlassung eingegeben hat, gehorsamst den Kammern des Parlaments überreicht" in den Druck gegeben worden war. Man findet ihn in den Denkwürdigkeiten der englischen Revolution *).

---

*) Da der Verf. dieser Geschichte nicht auf der Höhe seiner Zeit steht, welche Alles, was im Staate Nutzen bringt, für Recht und jeden Mann, der mit List und Gewalt seinen nützlichen Willen durchsetzt, für gut hält, so will er seinen Lesern doch nicht verhehlen, daß liberale und illiberale Rhetoren auf einerlei Weise sophistisiren. Der in Deutschland durch vier Übersetzungen verbreitete Macaulay sagt (Th. I. S. 129) von Cromwell ganz in liberaler Ekstase, nachdem er Alles angeführt hat, was demselben feindlich war: Yet such was his genius and resolution, that he was able to overpower and crash every thing, that crossed hy path, and to make himhelf more absolute master in his country, than any of the legitimate kings had been, and to make his country more dreaded and respected, than she had been during many

Schon im Anfange des Jahres 1649 erhoben sich, wie wenn es der Willen der Vorsehung gewesen sei, daß die Revolution durch Cromwell militärisch beendigt werde, zugleich die Anhänger des Königthums in Irland und Schottland und die sogenannten Levellers oder Gleichmacher in England nicht nur gegen die Herrschaft der Soldaten, sondern auch gegen die des Parlaments. Die Gleichmacher, welche durchaus keine feste Ordnung des Staates oder der Kirche dulden wollten, gehörten mehrentheils den niederen Ständen an; sie waren handfeste, tüchtige Leute, die sich schnell zu Soldaten gebildet hatten; auch hatten sie große Verdienste um die Revolution; sie wurden aber bald sehr lästig, und blieben durch ihren Trotz und durch eine eigene Art von Stoicismus bis zum Tode Cromwell's, der sie schon einmal mit den Waffen hatte bekämpfen müssen, dessen furchtbarste Gegner. Einer ihrer Führer, der Fanatiker Lilburn (s. S. 34) *), erhob sich jetzt besonders gegen Cromwell's Plan, eine neue Monarchie einzurichten. Es war freilich damals noch nicht von Monarchie die Rede, sondern man hatte blos einen Entwurf über die Art und Weise gemacht, wie die Regierung mit Hülfe des Parlaments und des aus Officieren bestehenden Rathes militärisch geführt werden könne. Diese Interims-Constitution, der man den Namen Volkswillen (agreement of the people) gegeben hatte, war vom Rathe der Officiere gebilligt worden, und Fairfax hatte sie dem Parlamente mitgetheilt, welches sie in alle Grafschaften schicken und die Billigung aller Bewohner derselben einholen solle. Damit der so eben genannte Leveller, der furchtbarste Censor aller Anstalten, welche auf Cromwell, Ireton, Hutchinson

---

generations under the rule of her legitimate kings. Übrigens ist bei dieser Gelegenheit in Betreff der oben erwähnten Denkwürdigkeiten der englischen Revolution zu bemerken, daß der Verfasser dieselben stets nach der unter Guizot's Namen herausgegebenen französischen Übersetzung anführen wird, weil er das englische Original nicht besitzt.

*) Lilburn, welcher nebst Prynne und Bastwick (s. S. 53) unter Karl I. durch die Art, wie er eine von der Sternkammer über ihn verhängte unerhörte Strafe für seine Insolenz gegen die Bischöfe ertrug, zum Märtyrer geworden war, ist ohne Thaten, blos durch Leiden und durch Wühlen eine merkwürdige historische Person geworden. Man findet in den Denkwürdigkeiten der englischen Revolution im zweiten Stücke der hinter Hollis Leben angehängten Excurse interessante Aufschlüsse über ihn.

und Lambert zurückführten, nicht gegen die Sache auftrete, so hatte man ihm, vorgeblich als Ersatz für das, was er unter der königlichen Regierung erlitten, dreitausend Pfund Strafgelder der Delinquenten oder Royalisten in Durham angewiesen, welche er selbst eintreiben sollte; Lilburn war aber weder zu gewinnen noch einzuschrecken. Er erschien, sobald er im Februar 1649 nach London zurückgekehrt war, vor den Schranken des Hauses, und richtete eine mit zahlreichen Unterschriften versehene Vorstellung gegen den Volkswillen ein. Lilburn und seine Anhänger beschwerten sich besonders über Einen Artikel des Volkswillens, welcher von Cromwell's Freunden herrührte und die Vorschrift enthielt, daß das Parlament alle zwei Jahre nur sechs Monate lang sitzen, in den achtzehn übrigen Monaten aber die Regierung dem Staatsrathe überlassen bleiben solle. Auf Lilburn's Vorstellung folgte ein förmlicher Petitions-Sturm. Dieser ging besonders von denjenigen Soldaten und Officieren aus, welche Huntington's Schrift gelesen hatten und von Lilburn, Walwyn, Prince, Overton und anderen Levellers durch heftige Flugschriften ohne Unterlaß aufgeregt worden waren. Die Bewegung im Heere nahm im März von Tag zu Tage zu, obgleich Lilburn und seine Freunde am Ende dieses Monats in den Tower eingesperrt wurden. Man kam endlich auf den Einfall, alle Levellers im Heere auszusuchen und in ein besonderes Heer zu vereinigen, welches im April nach Irland geschickt werden sollte. Dies geschah dann auch; allein als die für den Zug nach Irland bestimmten Truppen ausgewählt waren, weigerten sich dieselben, zu marschiren, und die in der Nähe der Hauptstadt liegenden Regimenter vereinigten sich mit ihnen. Ja, es schickten sogar auch die entfernter liegenden Regimenter der Obersten Scroop, Ireton, Harrison, Ingoldsby, Skippon und Reynolds Bevollmächtigte zu den Empörern. Jetzt ließ Cromwell durch das Parlament befehlen, daß der Ober-General Fairfax, in dessen Namen er als Generallieutenant zu handeln pflegte, gegen die Rebellen militärische Gewalt üben, Skippon aber unterdessen die Hauptstadt schützen solle. Hierauf besetzte eine aus tausend Mann bestehende Abtheilung der Empörer das Städtchen Burford. Sie wurde von Cromwell und Fairfax, welche gegen sie heranzogen, aufgefordert, ihre Stellung wieder aufzugeben; und als sie dies nicht that, benutzte Cromwell ihre Weigerung als einen erwünschten

Vorwand, um heilsamen Schrecken unter den Gleichmachern des Heeres zu verbreiten. Er sprengte am 14. Mai mit zweitausend Reitern zu einem Thore der Stadt hinein, während Reynolds das entgegengesetzte Thor mit einem so starken Corps besetzte, daß niemand herausgehen konnte. Wer Widerstand leistete, ward niedergehauen, die Übrigen wurden gefangen genommen und ihrer Waffen und Pferde beraubt. Dieses Mittel fruchtete: die Unruhigen in anderen Gegenden regten sich nicht mehr, die Gefangenen mußten wieder in ihre Regimenter eintreten, Cromwell wurde als Retter des Vaterlandes gepriesen und beschenkt, und wegen der Unterdrückung des Aufstandes ward ein Bettag ausgeschrieben. Bei einem Festessen, welches an diesem Feiertage gehalten wurde, nahmen Fairfax und Cromwell, die Befehlshaber der Heeres, Lenthal, der Sprecher des Parlaments, Bradshaw, der Präsident des zur Regierung bestellten Rathes, die ersten Plätze ein. Gleich darauf ward Cromwell mit dem Kriege gegen alle diejenigen beauftragt, welche nach Karl's I. Hinrichtung dessen Sohn als König anerkannten. Dies geschah besonders in Irland, wo seit mehreren Jahren der Bürgerkrieg wüthete, und in Schottland, wo man Karl I. bis an seinen Tod als König anerkannt und nachher seinen Sohn zum Könige ausgerufen hatte. Cromwell erhielt dadurch Gelegenheit, seinen politischen Plan in Ausführung zu bringen, oder mit anderen Worten eine militärische Herrschaft zuerst in Irland, dann in Schottland und ganz zuletzt auch in England zu begründen.

Was Irland betrifft, so können die Unruhen und inneren Kriege, deren Schauplatz diese Insel war, in einer allgemeinen Geschichte nur übersichtlich erwähnt werden. Im Allgemeinen mangelte es in Irland an der Einheit, welche Cromwell, dessen Werkzeug Fairfax war, in die englischen Angelegenheiten brachte. Im Jahre 1647 stand der Kardinal und Nuntius Rinuccini an der Spitze der katholischen Eingeborenen, welche eine Regierung in Kilkenny niedergesetzt hatten. Damals wurden die Rebellen zweimal völlig geschlagen, und eine Anzahl ihrer Häupter sagte sich von dem Kardinal und dem Ausschusse in Kilkenny los und bestellte einen neuen Ausschuß, welcher dann Ende Februar 1648 Karl's I. Gemahlin durch Abgeordnete ersuchen ließ, Irland nicht nur mit Geld und Waffen zu unterstützen, sondern auch ihren Sohn herüber zu schicken

oder wenigstens einen katholischen Stellvertreter desselben ernennen zu lassen. Auf Veranlassung der Königin ward der Herzog von Ormond ernannt. Zu diesem ging damals ein Theil des Parlaments-Heeres über, wodurch die Verwirrung noch ärger ward. Der Nuntius regte, obgleich der Pabst dieses Verfahren misbilligte, die Bischöfe und einige fanatische Großen der Insel gegen die mit den Engländern unter Jones und Monk verbundene Gegen-Partei fortwährend auf, und nahm, auch als Ormond endlich im September 1648 als königlicher Statthalter nach Irland kam, die angebotene Aussöhnung nicht an. Beide Theile bekriegten hierauf einander, bis endlich der Pabst und König Karl I. dem Kardinal die Fortsetzung des Krieges unmöglich machte. Nach der Hinrichtung des Königs entwich endlich der Kardinal im Februar 1649, mit Schimpf und Schande belastet, zuerst nach Frankreich und dann nach Rom.

Als der Kardinal im vorhergehenden Jahre seine Kabalen hatte aufgeben müssen, und Karl I. den Katholiken bedeutende Zugeständnisse gemacht hatte, waren sämmtliche Royalisten Irland's, die protestantischen wie die katholischen, unter Ormond vereinigt. Die Generale der Parlaments-Truppen, Jones und Monk, fanden sich in Folge davon nicht mehr stark genug, den Krieg zu beendigen. Wäre daher Karl II., welcher nach seines Vaters Tode in Schottland und in Irland als rechtmäßiger König angesehen wurde, im März 1649 mit einer bedeutenden Geldsumme nach Irland gekommen, so würden die Engländer in große Verlegenheit gekommen sein. Als er säumte, entstanden neue Spaltungen unter den Irländern, und die englische Parlaments-Regierung, welche damals über ein Heer von fünfundvierzigtausend Mann gebot, erhielt die nöthige Zeit, neue Maßregeln zu treffen. Sie nahm ihre Zuflucht zu Cromwell, ernannte denselben Ende März zum Vice-König (lord lieutenant) von Irland, stellte ihn an die Spitze eines Heeres von zwölftausend Mann, und übertrug ihm die oberste Leitung aller bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten der Insel auf drei Jahre. Dies paßte ganz für Cromwell's Plan, das bisherige fanatische oder, wenn man will, pietistisch-demokratische Heer in ein anderes umzuwandeln, das ihm persönlich, nicht der Schwärmerei oder dem Staate diene. Daß er diesen Plan verfolgte, ist keine

bloße Vermuthung, sondern es wird von der Gemahlin des Obersten Hutchinson, welcher neben Cromwell die bedeutendste Rolle spielte, ausdrücklich ausgesprochen *). Cromwell wurde dabei sehr vom Glücke begünstigt, weil die Londoner Regierung durch die Lage der Dinge in Irland und Schottland gerade in demselben Augenblicke genöthigt wurde, ihn mit zwölftausend Mann nach Irland zu schicken, als die Mitglieder dieser Regierung und alle Gleichmacher mistrauisch gegen ihn wurden. Cromwell übereilte sich auch diesmal nicht; er verwandte vielmehr die Monate April, Mai und Juni zur Ausrüstung und Organisirung seines Heeres, und trat erst am 10. Juli den Zug an. Seinen Abmarsch verband er mit einer Feierlichkeit, welche für die Maske der Frömmelei jener und zugleich unserer Zeit, welche diese Maske ebenfalls trägt, bezeichnend ist. Zuerst mußten nämlich drei Geistliche Gott um Segen für die Waffen Cromwell's und seiner Heiligen anrufen, dann trat er selbst nebst zwei Generalen auf, und erklärte die Schrift mit Anwendung auf die Zeitumstände **).

Bei seiner Ankunft in Irland hatte Cromwell wieder das Glück, daß Jones ihm durch einen Sieg über Ormond's Truppen den Weg zur Unterwerfung der Insel bereits gebahnt hatte. Jones war nämlich von Ormond in Dublin belagert worden; dieser hatte aber seine Truppen auf eine unvorsichtige Weise vertheilt, und als daher Jones am 2. August einen Ausfall machte, ergriff ein panischer Schrecken das Heer der Royalisten. Ein Regiment derselben wurde nach dem anderen geworfen, ihr Gepäck und Geschütz nebst den Zelten und dem ganzen Vorrath von Schießbedarf fielen in die

---

*) Memoires de Mistrïss Hutchinson vol. II., p. 205 : Mais déjà le poison de l'ambition avait tellement corrompu le cœur de Cromwell, qu'il devenait chaque jour plus facile d'en reconnoître les effets. Fairfax n'était plus général en chef que de nom, et Cromwell façonnait l'armée selon son esprit. Il en éloignait peu à peu tous les hommes saints et animés de sentimens honnêtes, soldats aussi bien qu'officiers, et faisait entrer à leur place de mauvais sujets, de cavaliers, qui avaient tourné casaque, et quelques pauvres sottes bêtes de sa famille, toujours prêtes à croire tout ce qu'on leur disait, et qui en même tems se montroient on ne peut plus faciles sur les affaires de conscience.

**) Expounded the scriptures excellently well and pertinently to the occasion.

Hände der Sieger, und zweitausend Mann geriethen in Gefangenschaft. Zehn Tage nach diesem Überfalle oder, wie man das Gefecht nannte, nach der Schlacht bei Rathmines landeten Cromwell und sein Schwiegersohn Ireton mit ihren Heeren. Sie zogen, nachdem sie den Truppen einige Tage Ruhe gewährt hatten, im Anfange des September gegen die Stadt Drogheda, welche schwach befestigt war. Die Royalisten vertheidigten dieselbe mit bewunderungswürdiger Ausdauer, schlugen zwei Stürme ab und brachten den Gegnern einen großen Verlust bei; nachher unternahm aber Cromwell selbst mit der Reserve einen dritten Sturm und drang in die Stadt ein. Er ließ in derselben drei Tage hinter einander ein schauderhaftes Blutvergießen üben, und keiner von seinen Heiligen sagte dem gottseligen Mann, daß er dadurch den Zorn Gottes und den Abscheu der Menschen auf sich laden werde. Er schreibt über diese Metzelei gerade so, wie Timur und Bonaparte über die von ihnen verübten nur immer schreiben konnten, am 17. September aus Dublin an die Sprecher des englischen Parlaments: „Ich glaube, daß unsere Soldaten beim Einzuge in die Stadt zweitausend Menschen zusammengehauen haben. Als am folgenden Tage einer der Thürme, der sich noch gehalten hatte, übergeben worden war, wurden alle feindlichen Officiere und jeder zehnte Mann ihrer Soldaten getödtet, die übrigen aber als Sklaven auf die Insel Barbados gebracht.“ Cromwell unterläßt dabei nicht, die verübten Gräuelthaten seinem Gotte zuzuschreiben; denn er fährt fort: „Ich bin überzeugt, daß dies ein gerechtes Gericht Gottes ist, das er über die Elenden verhängt hat, weil sie ihre Hände mit so vielem unschuldigen Blute befleckt haben. Wir gewinnen wenigstens so viel dabei, daß man künftig etwas anstehen wird, Blut zu vergießen. Dies — setzt er mit seiner gewöhnlichen Heuchelei hinzu — sind Beweggründe genug, um dergleichen Handlungen zu verüben, welche sonst Reue und Gewissensbisse verursachen würden.“ Die Metzelei hatte nicht blos alle diejenigen getroffen, welche Waffen trugen, sondern auch die friedlichen Einwohner waren in den Straßen, auf den Plätzen, in den Kirchen gemordet worden, und es heißt, daß Cromwell's Schaaren allein in der Hauptkirche tausend Menschen niedergestoßen hätten.

Im Oktober erlitt Wexford das gleiche Loos. Nach der niedrigsten Angabe wurden dort zweitausend, nach der höchsten fünftausend Menschen getödtet. Bei den Städten Duncannon und Waterford scheiterten Cromwell's Angriffe; dagegen fielen Cork, Youghall, Bandon und Kinsale noch vor dem Beginne des Jahres 1650 in seine Gewalt, weil ihre Besatzungen zum Parlaments-Heer übergingen. Im Frühjahr durchzog Cromwell mit zwanzigtausend Mann unter entsetzlichem Blutvergießen auch die anderen Theile von Irland, und weckte durch Grausamkeiten und Wortbrüchigkeit jenen Haß gegen England und die Protestanten, welcher noch bis auf den heutigen Tag fortdauert. Die Eroberung von Clonmell schloß im Mai den Lauf der Siege und Eroberungen, durch welche Cromwell's Namen in ganz Europa berühmt und gefürchtet, sowie seine Dictatur in England vorbereitet ward. Der Zustand der schottischen Angelegenheiten nöthigte die Regierung England's, d. h. den Kriegsrath und das Parlament, Cromwell aus Irland zurückzurufen. Er ließ dort seinen Schwiegersohn Ireton als Stellvertreter mit dem Heere zurück, welches er selbst gebildet und im Kriege geübt hatte. Dieses Heer gedachte er auch in England gegen die Gleichmacher gebrauchen zu können; er hatte deshalb damals in den westlichen Grafschaften England's Rekruten werben lassen. Sein Schwiegersohn Ireton, welcher von Clarendon wie von der Frau Hutchinson als ein eigensinniger und blutgieriger Mann geschildert wird, war mehr ein tüchtiger Staatsmann als Krieger, dabei aber ein aufrichtiger Republikaner. Cromwell hatte ihn in Irland zurückgelassen, damit er dort theils Schreckensmaßregeln ausführe und die Verwaltung einrichte, theils den weiteren Planen seines Schwiegervaters nicht widerstrebe. Ireton erlag jedoch schon im November 1651 bei der Belagerung von Limerick einem bösartigen Fieber.

In Schottland hatte Cromwell auf seinem letzten Zuge im Jahre 1648 (s. S. 116—118) Hamilton's Anhänger unterdrückt und eine aus Anti-Royalisten bestehende Regierung eingesetzt, an deren Spitze der Graf von Argyle stand. Diese hatte dann, nachdem ihr von Cromwell der Schutz England's für jeden Fall zugesichert worden war, ein Parlament einberufen; weil aber gleich darauf das englische Parlament den Covenant verletzte, den Sol-

daten die Herrschaft einräumte und den König hinrichten ließ, so hatten sich die Schotten an des Letzteren Sohn, Karl II., gewandt und denselben als König anerkannt. Der damals erst neunzehn Jahre alte Prinz war jedoch den Umständen durchaus nicht gewachsen, weil er ein leichtfertiger und leichtsinniger Mensch war. Dies bewies er 1649 durch sein Benehmen gegen Ormond und die Royalisten in Irland, welche ihn zu sich gerufen hatten. Er entfernte sich damals unter dem Vorwande, in Frankreich Unterstützung zu suchen, aus dem Haag; anstatt aber, wie Ormond wünschte, die Umstände so schnell als möglich zu benutzen, ließ er sich durch eine Liebschaft und durch die Intriguen loser Freunde drei Monate lang am Hofe von St. Germain aufhalten. Er hatte schon im Juni auf der Insel Yersey eintreffen und von da nach Irland, wo Ormond mit einem starken Heere Dublin belagerte, übersetzen sollen, erschien aber dort erst im September, als dieses Heer bei Rathmines geschlagen und zerstreut worden war. Um dieselbe Zeit trafen Gesandte des schottischen Parlaments bei ihm ein. Diese waren unglücklicher Weise von Abgeordneten derselben schottischen Kirk begleitet, deren unverständige und mechanische Frömmigkeit schon dem Vater und dem Großvater Karl's II. das Leben so sauer gemacht hatte. Den schottischen Presbyterianern war nämlich der Druck der englischen Independenten, welchen Cromwell ihnen auferlegt hatte, ebenso verhaßt, als der Katholicismus, welchen einer ihrer Großen, Montrose (s. S. 93 ff.), von Frankreich unterstützt, ihnen durch die Wiedereinsetzung der Stuarts, wenn auch vorerst nur in seiner anglikanischen Form, aufzudringen suchte. Ihre Regierung war daher sehr abgeneigt, mit den strengen Royalisten gemeine Sache zu machen, obgleich sie sehr wünschte, Karl II. als Schattenkönig zu dulden und zu gebrauchen. Dies sah jedermann ein, und wer in Lingard's Geschichte von England gelesen hat, wie die Abgeordneten der Kirk ihre Unterhandlungen mit Karl II. in demselben Styl eröffneten, in welchem einst des Letzteren Ur-Großmutter und sein Großvater von den Kanzeln herab bepredigt und gescholten worden waren, der wird begreifen, daß im ganzen Jahre 1649, so lange noch einige Aussicht war, Irland behaupten zu können, aus jenen Unterhandlungen nichts werden konnte. Als im folgenden Jahre Cromwell Irland unterworfen hatte, knüpfte Karl II. die Unterhandlungen

mit Schottland über seine und seines Hauses Wiedereinsetzung ernstlich wieder an. Seine Absicht war damals weniger darauf gerichtet, den Schatten einer Herrschaft zu erhaschen, als vielmehr den Irländern dadurch Luft zu machen, daß er England in einen Krieg mit Schottland verwickele. Er begab sich in das Marquisat seines Schwagers, des Prinzen Wilhelm II. von Oranien, und dahin schickte dann das schottische Parlament zwei und jeder der schottischen Stände drei Deputirte. Leider trat jedoch die Kirk oder die Convocation auch diesmal mit großer Anmaßung auf. Sie hatte drei Deputirte geschickt, welche die Bedingungen der Wiedereinsetzung des Königs, die er nachher annehmen mußte, so einrichteten, daß Karl dieselben weder halten wollte, noch, ohne die ganze königliche Würde einzubüßen, halten konnte. Er mußte sich nämlich erstens verpflichten, dem Covenant unverbrüchlich anzuhängen und alle von der Kirk excommunicirten Personen, besonders alle diejenigen, welche einst mit Montrose und Hamilton für seinen Vater gekämpft hatten, sowie alle königlich gesinnten Engländer, die sich bei ihm befanden, aus seiner Nähe zu entfernen. Zweitens mußte er alle Parlaments-Acten bestätigen, durch welche die Einrichtung des presbyterianischen Gottesdienstes festgesetzt worden war. Endlich ward ihm noch auferlegt, daß er in bürgerlichen Angelegenheiten nur den Verfügungen des Parlaments, in geistlichen nur denen der General-Synode (convocation) folgen dürfe. Ein Abschluß erfolgte übrigens erst dann, als das dritte Unternehmen des obengenannten Baron Montrose zu Gunsten der Stuarts auf eine ganz tragische Weise gescheitert war.

Montrose hatte sich von Frankreich, vom Prinzen von Oranien und von Dänemark Unterstützung verschafft, und war nach Hamburg gegangen, von wo er seine alten Anhänger in Nord-Schottland zu den Waffen rief und, nachdem er eine Anzahl Fremder in Sold genommen hatte, zuerst auf den Orkneys landete und dann nach dem Hochlande übersetzte (März 1650). Er brachte, obgleich im Winter mehrere seiner Schiffe verunglückt waren, hundert Officiere und die zur Ausrüstung von zwölfhundert Mann nöthigen Waffen, sowie viele Munition mit, fand aber gleich nach seiner Landung, daß seine Proclamationen fast ohne alle Wirkung geblieben seien, und daß das schottische Parlament ein Heer von vier-

tausend Mann gedienter Leute gegen ihn aufgestellt habe. Die Letzteren wurden von David Lesley befehligt, einem Sohne des Grafen von Lewen (s. S. 77), welcher Letzterer seines hohen Alters wegen dienstunfähig war. Ihnen gegenüber waren die Schaaren der Royalisten und Katholiken, an deren Spitze Montrose stand, schwach und unbedeutend. Es waren nämlich zwar aus dem Hochland große Massen von Menschen herbeigeströmt; sie waren aber alle schlecht bewaffnet und nicht im Stande, gegen regelmäßige Truppen in offenem Felde zu kämpfen. Auch war Montrose, da er keine Reiter hatte, außer Stande, zur rechten Zeit von der Annäherung der Feinde Kunde einzuziehen. Er wurde, als er landeinwärts gezogen war, plötzlich und zu spät inne, daß er sich zu weit vorgewagt habe, und daß die grausame Verfolgung, welche durch Argyle über diejenigen, die das letzte Mal mit Montrose gezogen waren, sowie über die Familien und Freunde derselben verhängt worden war, alle Welt mit Schrecken erfüllt habe. Bald sah er sich auch von der ganzen Masse der Bergschotten verlassen, so daß er und die wackeren und tüchtigen Officiere, welche er mitgebracht hatte, mit fünf- bis sechshundert Franzosen, Holländern und Deutschen ganz allein standen. Nichtsdestoweniger wagte er bei Corbiesdale in Roßshire einen Kampf mit dem ihm weit überlegenen Heere des schottischen Parlaments. Er wurde geschlagen *), seine Leute warfen die Waffen von sich; er selbst aber rettete sich durch die Flucht. Er gelangte, nachdem er seine Kleidung mit der eines Landmannes vertauscht hatte, in das nahe gelegene Haus eines schottischen Herrn. Dieser Herr, Macleod, Laird von Assint, verkaufte entweder seinen Schützling den Verfolgern, oder er lieferte ihn doch, nach einer anderen Erzählung, an die Schergen der Kirk aus, die ihn als schweren Verbrecher betrachteten.

Die Art, wie das Parlament und die Stände der pietistischen Schotten gegen Montrose und seine Anhänger verfuhren, ist ein Beleg für die bekannte Wahrheit, daß sowohl protestantische als katholische Starkgläubige eine leidenschaftliche Grausamkeit und Gemüthlosigkeit sehr gut mit ihrer Art Christenthum zu vereinigen wissen. Zuerst wurden, mit Zustimmung der wüthenden Prediger

*) Wir folgen Clarendon; Andere berichten anders.

der Kirk, hundert Gefangene, welche Irländer waren, erschossen; dann ließ man achtzig Weiber und Kinder, die dem Heere Montrose's gefolgt waren, von einer Brücke herab ins Wasser werfen; und zuletzt ward Montrose selbst auf eine höchst empörende Weise behandelt. David Lesley, welcher erst nach dem Siege der ihm vorausgezogenen Truppen bei diesen angelangt war, ließ Montrose in den Bauernkleidern, in denen man ihn angetroffen hatte, fortschleppen, und erlaubte erst später, daß er sich anständig kleiden durfte. Als man den Gefangenen nach Edinburg brachte, verübten das Volk und die Behörde dieser Stadt schändlichen Frevel an ihm. Es ward unter Andern ein eigener Wagen gebaut, damit er, auf einem erhöhten Sitze desselben mit einem Seile festgebunden, dem Pöbel zur Schau diene. Montrose zeigte sich bei allen den schändlichen Beleidigungen, die man ihm anthat, die wir aber hier nicht anführen dürfen, würdig, standhaft, besonnen und edel. Er ward unter unglaublichem Zuströmen der Menge durch die Straßen von Edinburg gefahren; voran ritt der Henker, der ihm den Hut vom Kopfe gerissen hatte, in seiner Amtstracht; hinter ihm folgten die Officiere, welche unter ihm gedient hatten. Nach dem beschimpfenden Aufzuge warf man ihn in einen furchtbaren Kerker, und behandelte ihn wie den ärgsten Missethäter, obgleich gerade in demselben Augenblicke Karl II., in dessen Auftrage er doch gehandelt und für dessen Vater er Alles aufs Spiel gesetzt hatte, von demselben schottischen Parlamente, welches Montrose zu einem schimpflichen Tode verurtheilte, als König anerkannt wurde. Auch der Kanzler, welcher dem ihn verurtheilenden Gerichte vorsaß, behandelte ihn mit Grobheit, während er selbst das Parlament durch seine edele Haltung beschämte. Der unglückliche Mann ward verurtheilt, an einen dreißig Fuß hohen Galgen gehenkt und dann geviertheilt zu werden. Nachdem dieser Urtheilsspruch vollzogen worden war, steckte man seinen Kopf an einem der Thore von Edinburg auf; die einzelnen Theile seines zerstückelten Körpers aber wurden in die vornehmsten Städte des Landes geschickt, um daselbst aufgehängt zu werden *).

*) In den Excursen, welche den Denkwürdigkeiten Warwick's (in der Sammlung der Denkwürdigkeiten der englischen Revolution) angehängt sind, findet man Nr. V. vollständige Nachrichten über die letzten Tage Montrose's.

Dies geschah zu der Zeit, als das schottische Parlament mit der Regierung von England, welche ganz in der Gewalt des Heeres war, völlig gebrochen hatte, weil es behauptete, diese sei gegen den Covenant, in welchem ausdrücklich der König und zwei Häuser des Parlamentes genannt worden waren. Das schottische Parlament hatte daher Karl II. zum Könige angenommen, nachdem dieser an Irland verzweifelt war und sich dadurch bewogen gefühlt hatte, die oben erwähnten Bedingungen der Aussöhnung zu unterschreiben. Weder das Parlament noch der König konnten und wollten die eingegangenen Bedingungen erfüllen, obgleich Karl II., als er nach Edinburg gekommen war, den Covenant unterschrieb, die Hamilton's von sich entließ, und sogar den unglücklichen Montrose verleugnete und das Andenken desselben nicht zu Ehren brachte. Die Engländer fürchteten mit Recht einen Einfall der Schotten in ihr Land und einen Aufstand der sehr zahlreichen englischen Royalisten; sie riefen daher, wie oben erzählt worden ist, Cromwell aus Irland zurück, um ihm den Oberbefehl des gegen Schottland bestimmten Heeres anzuvertrauen. Man hatte vorher diese Stelle dem General Fairfax angeboten; Fairfax war aber theils als Presbyterianer mit der Regierung sehr unzufrieden, theils hatte seine Gemahlin seine republikanischen Schritte nie gebilligt, theils endlich war er, seit er sich dem Gerichte über den König entzogen hatte, bei der heftigen Partei nicht mehr geachtet. Das Letztere sagt Fairfax selbst in den kurzen Notizen über seine Wirksamkeit, welche in den Denkwürdigkeiten der englischen Revolution abgedruckt sind *). Cromwell war, seitdem Fairfax in den Hintergrund getreten war, auch dem Namen nach der Erste im Heere und folglich auch der Erste im Staate. Er kam erst Ende Mai nach England zurück. Im Parlament sprach er damals dem neben ihm sitzenden Republikaner Ludlow sein tiefes

*) Er sagt am Schlusse dieser Notizen: Bien que j'eusse pu en servant les dessins des républicains obtenir tout ce que j'aurais voulu de pouvoir et d'autres avantages, cependant par la bonté et la miséricorde de dieu, aussi longtems que je suis demeuré attaché à l'armée, je me suis opposé dans les conseils à tout ce qui se faisait en ce sens, et quand je ne pouvais rien de plus, je refusais d'agir avec eux. Cependant je conservais la commission que j'avais reçue du parlement, jusqu'à ce qu'elle me fut ôtée par ce qui en restait.

Bedauern aus, daß derselbe, wie er aus dessen Zügen, Betragen und Reden schließen müsse, an seiner ächt republikanischen Gesinnung zweifele.

Ende Juli 1650 brach Cromwell gegen Schottland auf. Mit ihm zog ein Heer, das in jeder Beziehung dem schottischen überlegen war. Das Letztere wurde dem Namen nach von dem altersschwachen Grafen von Lewen, in Wirklichkeit aber von dessen Sohn David Lesley befehligt. Dieses Heer, welchem Clarendon Muth und Disciplin ganz abspricht *), nahm, als Cromwell gegen Edinburg heranzog, zwischen dieser Stadt und Leith eine so gute Stellung ein, daß Cromwell in große Verlegenheit gerieth. Er konnte wegen der vor ihm liegenden Pässe, welche gut besetzt waren, nicht vordringen; hinter ihm aber war das Land von allen Vorräthen entblößt. Er wurde daher den ganzen Monat August hindurch in dieser Stellung aufgehalten, und mußte Alles, was er brauchte, von der See her ins Lager schaffen lassen. Dies ward im September wegen der Herbststürme unmöglich gemacht, und Cromwell sah sich deshalb, um sein Heer versorgen zu können, genöthigt, nach der etwa zwanzig englische Meilen von seinem Lager entfernten Stadt Dunbar zu marschiren. Die Schotten meinten, er sei im vollen Rückzuge begriffen; sie gingen daher aus ihren Schanzen heraus und folgten ihm auf dem Fuße nach. Kaum hatte aber Cromwell gesehen, daß die Feinde ihre feste Stellung verlassen hatten, als er Halt machte und ihnen bei Dunbar ein Treffen lieferte. Ludlow, der sich freilich nicht bei Cromwell's Heere befand, berichtet uns, Cromwell sei bei seinem Rückzuge entschlossen gewesen, sein Geschütz und schweres Gepäck in der Nähe von Dunbar, wo sich seine Flotte befand, einzuschiffen und dann weiter zurückzumarschiren, die Schotten hätten aber alle Wege besetzt, um mit ihren dreißigtausend Mann das blos zehntausend Mann starke englische Heer ganz einzuschließen; dadurch sei Cromwell wider Willen genöthigt worden, sich in einen Kampf einzulassen. Dieser endigte mit einem vollständigen Siege Cromwell's. Der Führer der Schotten, Lesley, hatte seine alte Stellung durch-

*) The Scots drew together, sagt er, a very numerous body of men well provided and supplied with all things necessary but courage and conduct.

aus nicht verlassen wollen; er war aber ebenso wenig frei, als der König, welcher kurz vorher nur wenige Tage beim Heer hatte verweilen dürfen, weil die oberste Leitung desselben den Commissären der Stände und der Kirk überlassen war. Diese Commissäre hatten Lesley gezwungen, seine vortreffliche Stellung aufzugeben, sowie auch eine andere, die er am Rande einer Kluft zwischen beiden Heeren genommen hatte, wieder zu verlassen. Man würde nicht begreifen, daß die fanatischen calvinistischen Prediger einen so verderblichen Einfluß hatten üben können, wenn man nicht wüßte, daß sie einen Theil desselben bis auf den heutigen Tag in Schottland und in vielen Theilen von England behauptet haben, wie aus den Artikeln, welche ihre Friedensprediger in unsere Zeitungen einrücken lassen, deutlich genug hervorgeht. Sie hatten ihren König, als er beim Heere erschienen war, zum Lager hinausgepredigt, und machten den in jeder Beziehung verächtlichen jungen Mann zum völligen Heuchler, da sie ihn nöthigten, oft sechs Predigten an Einem Tage mit scheinheiliger Geberde anzuhören.

Nach dem Siege bei Dunbar (3. September 1650) erhielt Cromwell Verstärkungen, und besetzte Edinburg bis auf das Schloß, welches in der Gewalt der Schotten blieb. Die Letzteren zogen hierauf unter Argyle nach Stirling, und brachten Cromwell in große Verlegenheit, weil sie ihm keine Gelegenheit zum Treffen gaben, und ihre Versorgung aus der fruchtbaren Landschaft Fife zogen, während die Engländer großen Mangel litten. Das nützte den Schotten jedoch nichts, weil sie stets mit einander in Zwist waren. Karl suchte nämlich die royalistischen Herren um sich zu sammeln, Argyle ließ aber dieselben wieder gewaltsam austreiben; das Volk war für Karl, die fanatischen Covenanters waren gegen ihn. Er hatte daher längst seine Lage unter den schottischen Pastoren und Betbrüdern unerträglich gefunden, und sich mit den Häuptern der Clans des Hochlandes eingelassen; im Oktober wollte er von Perth aus zu ihnen fliehen, wurde aber eingeholt und nach Perth zurückgebracht. Doch wurde jetzt seine Lage besser, weil man einen Aufstand der Hochlande zu fürchten hatte, und weil Cromwell von Edinburg aus, wo er zugleich die Rolle eines Feldherrn und die eines Propheten und Heiligen spielte, das schottische Heer täglich mit einem Überfall bedrohte. Argyle fand sich aus diesen Gründen

bewogen, den König etwas besser zu behandeln und ihm sogar einen Antheil an den Berathschlagungen über Staatsangelegenheiten zu gewähren. Man verzieh deshalb auch den Häuptern der Clans, welche ihm anhingen.

Schon im November hatte sich die Zahl der dem Könige ergebenen Truppen vermehrt, und Cromwell's Lage wurde auch noch dadurch schlimmer, daß seine Gegner sich nicht aus ihrer Stellung bringen und zu einem Treffen verlocken ließen. Indessen nahm die Zwietracht unter den Schotten, welche von Religion und Königthum ganz verschiedene Ansichten hatten, in den letzten Monaten des Jahres 1650 immer mehr zu, während Cromwell die Einheit bei seinen Leuten dadurch erhielt, daß er vor dem einen Theile den gottseligen Beter und Prediger, vor dem anderen den strengen und klugen Staatsmann und General spielte. Karl II. versuchte einen ähnlichen Weg einzuschlagen, und die Lords Hamilton und Lauderdale, welche nach der letzten Amnestie wieder zu ihm hatten kommen dürfen, standen ihm mit verständigem Rathe bei. Er ward, wie Clarendon sagt, nach und nach beliebt, ging viel mit den angesehensten Gliedern des Ritterstandes und der Bürgerschaft um, und konnte Vieles, was er wünschte, im Parlament durchsetzen. Nicht wenige Parlaments-Beschlüsse (many infamous acts) wurden auf sein Betreiben widerrufen. Auch stellte man ein neues Heer auf, dessen Commando ihm überlassen wurde, und in welches er, ohne daß widersprochen ward, viele Officiere seines Vaters aufnahm. Zu seinem Generallieutenant ernannte Karl den David Lesley; der Zweite im Commando (general of the horse) ward Middleton. In Betreff der bürgerlichen und kirchlichen Angelegenheiten versprach und that Karl ohne Bedenken Alles, was die todte und mechanische Frömmigkeit seiner Schotten nur immer wünschen konnte, wobei er sich in Gedanken vorbehielt, Wort und Eid wieder zu brechen, sobald die Umstände es erlaubten. Er hörte alle ungezogenen Prediger der Schotten ruhig an, fand sich bei allen langweiligen theologischen Versammlungen und Disputationen de- und wehmüthig ein, und beschwor den Covenant, sowie alles Andere, was man von ihm verlangte, um nach uralter schottischer Sitte in Scone (s. Th. VII. S. 487) gekrönt zu werden. Das Letztere geschah im Januar 1651 mit sehr großem Pomp, wobei die Frommen dem Könige wieder

eine derbe Lection gaben. Der Graf von Argyle setzte ihm damals die Krone auf. Dieser ließ sich durch Karl's Bewerbung um die Hand seiner Tochter so sehr täuschen, daß er die Sache ernstlich nahm. Weil der eitele Graf sich einbildete, der Vollzug der Vermählung hänge nur noch von der Einwilligung der Königin ab, so drang er in den König, daß derselbe Abgeordnete nach Frankreich schicken solle, um diese einzuholen.

Cromwell blieb den Feinden überlegen, welche damals zwanzigtausend Mann stark jenseit des Forth lagen. Er ward durch Verrath des Commandanten auch Meister des Schlosses von Edinburg, konnte jedoch weder im Winter noch im Frühjahr etwas Bedeutendes unternehmen. Von Mai bis Juli 1651 lagen beide Heere einander gegenüber, ohne mehr als einzelne Angriffe zu unternehmen. Am 21. Juli erlangte endlich Lambert einen bedeutenden Vortheil über das schottische Heer, durch welchen Cromwell in den Stand gesetzt wurde, die ganze fruchtbare Landschaft Fife und den Hauptort Perth zu besetzen. Auf Seiten seiner Gegner sah Argyle in eben dem Maße, als das schottische Heer unglücklich war und die Zahl der alten Anhänger des Königshauses am Hofe zunahm, sich zurückgesetzt, und suchte deshalb schon am Ende Juli um die Erlaubniß nach, auf seine Güter zu gehen, was ihm leicht gestattet ward. Nach Argyle's Entfernung faßte Karl einen Entschluß, welcher endlich eine Entscheidung herbeiführte. Da er nämlich durch die Art, wie Cromwell mit seinem Heere sich zwischen ihn und die Hochlande eingedrängt hatte, von diesen abgeschnitten war und dagegen den Weg nach England offen sah, so beschloß er, Schottland ganz zu verlassen und gegen London zu marschiren, wobei er auf großen Zulauf in England rechnete. Er führte diesen Entschluß mit solcher Eile aus, daß er drei Märsche über Cromwell gewann, welcher zuerst Lambert mit einer Abtheilung Reiter ihm nachgeschickt hatte und dann, nachdem er Monk als seinen Stellvertreter in den bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten Schottland's zurückgelassen hatte, selbst dem Könige nacheilte. Das Parlament und die Stadt London waren beim Anmarsche des Königs in den größten Schrecken gerathen; sie wurden aber von Cromwell durch die Nachricht von seiner nahen Ankunft ermuthigt, und trafen in der Eile alle Anstalten, um einen Überfall zu verhindern. Dies schreckte

die Schotten. Zu gleicher Zeit erkannte Karl, als er seinen Marsch bis Worcester fortsetzte, daß die englischen Royalisten theils aufgerieben, theils eingeschreckt seien. Er wagte daher nicht, weiter vorzurücken, und machte, anstatt seinen Eilmarsch zu verdoppeln, Halt. Dadurch ward es seinen Gegnern möglich, ihn einzuholen. Cromwell, welcher ein vortreffliches Heer und ausgezeichnete Generale hatte, erkannte, daß Karl, wenn er eine Schlacht verliere, ganz verloren sei und sich weder vorwärts noch zurück bewegen könne. Er beschloß daher, sobald er den König eingeholt hatte, ein Treffen zu liefern. Dieses Treffen ward am 3. September 1651, einem Tage, welchen Cromwell als den Jahrestag der Schlacht von Dunbar für einen glücklichen hielt, bei der von dem Könige besetzten und nothdürftig befestigten Stadt Worcester geliefert. Cromwell, dessen Soldaten durch die angestrengten Märsche ermüdet waren, griff nicht an; er bot aber, nachdem er sich an beiden Ufern der Saverne aufgestellt hatte, eine Schlacht an, und Karl nahm diese an.

Wenn man bedenkt, daß in dieser Schlacht bei Worcester das Heer zugleich von David Lesley und vom Herzoge von Hamilton, einem Bruder des Hingerichteten, commandirt wurde, und daß auch der König ein sehr schlechter General war, so wird man einsehen, daß Karl's Truppen es mit einem von Cromwell und Fleetwood angeführten Heere nicht aufnehmen konnten. Lord Clarendon berichtet sogar außerdem noch, daß Lesley, als der König vor dem Treffen ihn über die Stimmung des Heeres befragte, geantwortet habe, er wisse, daß dasselbe nicht fechten werde. Die Truppen fochten zwar in der Schlacht doch eine kurze Zeit, aber mit so wenig Glück, daß die Engländer nicht allein auf dem Schlachtfelde siegten, sondern auch in die Stadt Worcester eindrangen und von den fünfzehntausend Schotten dreitausend tödteten, neuntausend gefangen nahmen. Der König, welcher nach der Schlacht anfangs noch von einigen Freunden und Reiterschaaren umgeben geblieben war, mußte sich bald auch von diesen trennen, um unerkannt an die Küste und zur See nach dem Continent gelangen zu können, da die Rückkehr nach Schottland nicht möglich war. Seine Flucht war sehr abenteuerlich, und wurde es dadurch noch mehr, daß die Republikaner einen Preis von tausend Pfund auf seinen Kopf gesetzt

und einen jeden, der ihn in sein Haus aufnehmen oder ihm zur Flucht behülflich sein würde, mit der Strafe des Hochverrathes bedroht hatten. Als Bauer verkleidet und von den vier Söhnen des Bauers Penderel und ihrem Schwager Yates geleitet, irrte der König Tage lang umher. Am 6. September brachte er Tag und Nacht im Walde auf einer Eiche zu. Zwei Tage hindurch war er ganz ohne Speise. An den folgenden ward er in einer Hütte, in der er Zuflucht gefunden hatte, von einem armen Hirten elendiglich genährt. Die Eiche, auf der er sich versteckt gehalten hatte, ist in der englischen Geschichte unter dem Namen der königlichen Eiche ebenso berühmt geworden, als der Ort Boscobel, wo er zuerst eine Zuflucht fand, und die ganze Familie Penderel nebst dem Herrn Lane, als dessen vermeintlicher Knecht der König die Tochter desselben vor sich auf das Pferd nahm, um unentdeckt an die Küste zu kommen. Es waren zuerst Katholiken und sehr arme Leute, welche dem Könige Aufenthalt gaben und Schweigen bewahrten; nachher fand er ebenso bei Männern der royalistischen Partei Zuflucht, wie neuerdings unter Louis Philipp die Herzogin von Berry in der Vendee. Er hielt sich eine ziemliche Zeit in der Nähe von Bristol auf, fand aber erst am 17. Oktober ein Schiff, welches ihn, nachdem er vierzig Tage in Todesangst zugebracht hatte, bei Fécamp in der Normandie ans Land brachte. Die wahre, aber einer Dichtung gleichende Erzählung der Abenteuer dieser rettenden Flucht ist in vielen Büchern ausführlich behandelt worden. Wir dürfen uns hier auf dieselbe um so weniger einlassen, da Lingard im elften Bande seiner Geschichte von England alles Einzelne nicht blos genau, sondern auch, was man von Clarendon nie rühmen kann, sehr kritisch behandelt hat.

Als Cromwell nach dem Siege bei Worcester in London einzog, wurde er auf solche Weise empfangen, daß man glauben mußte, die Bürgerschaft denke anders, als die ächten Republikaner, ein Ludlow, Hollis, Hutchinson u. A., welche in ihren Denkwürdigkeiten selbst bezeugen, sie hätten seit dem Tage des Einzuges in London eine ganz andere Meinung von Cromwell gehabt, als vorher. Praktisch mochte es sein, daß Cromwell von Freiheit, Tugend und Frömmigkeit redete, und Despotismus und Grausamkeit übte; wir können aber diese praktische und diplomatische Weisheit nicht anerkennen, weil wir

beschränkt genug sind, die Wahrheit und Freiheit zu preisen, auch wenn sie nicht nützen. Während nachher Cromwell in England die Früchte des von der Nation erlangten Sieges egoistisch für sich erntete, erwarb er sich um England das große Verdienst, daß er diesem Reiche Irland und Schottland innig einverleibte, welche bisher nur ganz lose mit demselben zusammengehangen hatten.

Schottland fiel dem General Monk anheim, d. h. einem Manne, welcher nach der Art militärischer Regenten jedes Mittel, Ruhe und Ordnung zu erhalten, für gut und recht hielt. Cromwell kannte ihn als einen Officier, welcher gleich seinen Schildwachen die blinde Befolgung der Befehle seiner Oberen für seine erste Pflicht hielt; deshalb hatte er ihm, als er selbst Schottland verließ, die Verwaltung dieses Reiches und den Oberbefehl des dortigen Heeres übertragen, den er nachher bis auf Cromwell's Tod behielt. Monk eroberte Stirling und nahm das feste Dundee mit Sturm ein. Er ließ in der letzteren Stadt so gräßlich wüthen, daß er, wie seine Vorbilder Cromwell, Ireton und Lambert in Irland, dadurch das ganze Land schreckte *). Er eroberte Schottland von den Grenzen England's an bis zum Meere im Norden. Das ganze Hochland gehorchte ihm; in Ayr, Leith, Perth, Inverneß erbaute er aus Mauerwerk von Quadern Citadellen, deren Besatzungen von Strecke zu Strecke feste Posten durch das ganze Hochland vertheilten, um jede Bewegung unmöglich zu machen. Nachher (1652) wurde der Versuch gemacht, alles Schottische zu vernichten und das Reich dem englischen ganz einzuverleiben. Durch eine Proclamation ward jede schottische, nicht vom englischen Parlament eingesetzte Obrigkeit für aufgehoben erklärt; englische Richter, welchen drei oder vier Schotten beigeordnet wurden, reisten umher und hielten Gericht; die schottischen Gerichte hörten ganz auf. Alles dies bestand, bis sich wenige Jahre nachher die Umstände wieder völlig änderten.

In Irland hatte bekanntlich schon Cromwell die gaelische, größtentheils königlich gesinnte und katholische Bevölkerung mit ent-

*) Ludlow sagt in der oft angeführten französischen Übersetzung der Denkwürdigkeiten: Dundee étant bien fortifiée et defendue par une grosse garnison ne voulut pas se rendre. Monk fit donner l'aussaut, et l'ayant emportée il passa au fil de l'épée cinq à six cents hommes et fit tuer de sang froid le gouverneur et plusieurs autres personnes.

setzlicher Grausamkeit behandelt. Sein Schwiegersohn Ireton, dem er nachher seine Stelle überließ, verfuhr noch weit härter. Die Geschichte der Grausamkeiten, welche unter Cromwell's Leitung von Ireton und dessen Nachfolgern begangen wurden, der Einziehung und Entvölkerung ganzer Grafschaften, der Versetzung ihrer Bewohner in andere Gegenden und der Verkaufung vieler Irländer als Sklaven auf den westindischen Inseln ist für das Verhältniß der Irländer zu den Engländern und der Katholiken Irland's zu den Protestanten dieser Insel bis auf unsere Tage von der größten Bedeutung. Wir können jedoch, ohne uns in ein Labyrinth von Einzelnheiten zu verlieren, auf diese Dinge nicht näher eingehen. Es mögen einige Bemerkungen über Ireton und dessen Nachfolger genügen. Zuerst darf nicht unbemerkt gelassen werden, daß Ireton, welcher seinem Schwiegervater stets zur Seite gestanden hatte, Jurist und Militär war, oder mit anderen Worten, daß er zu jenen beiden Klassen von Menschen gehörte, welche stets die stärksten Stützen des Despotismus sind. Ireton war daher oft in unerhörtem Grade grausam. Allein er war dabei doch auch ein Freund der gesetzlichen Freiheit und ganz frei von Cromwell's Egoismus, Heuchelei und Hinneigung zur Autokratie. Dies bezeugt auch Ludlow, welcher stets um ihn war. Ludlow erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, da, wo er von den Belohnungen spricht, welche das Parlament an alle Officiere, die sich bei der Bezwingung der irländischen Stadt Limerick ausgezeichnet hatten, vertheilen ließ, Ireton sei besonders reichlich bedacht worden, habe sich aber sehr unwillig über die Art geäußert, wie das Parlament sich durch Vertheilung der den Royalisten geraubten Güter beliebt zu machen suche. Ireton erklärte nämlich gerade heraus: „Das Parlament habe viele rechtmäßige Schulden zu bezahlen, dies möge es erst thun, ehe es Geschenke mache. Er bedürfe der ihm geschenkten Güter nicht, wolle sie also auch nicht haben. Es sei ihm lieber, wenn sich das Parlament mit Staatsgeschäften beschäftige, als wenn es so freigebig mit den Staatsschätzen sei." Übrigens findet auch der Republikaner Ludlow nichts Auffallendes in den entsetzlichen Grausamkeiten, welche bei der Eroberung von Limerick durch Ireton's Leute verübt wurden. Clarendon, welcher ein ebenso zelotischer Anglikaner, als Ludlow ein Fanatiker war, lobt sogar Cromwell's Mäßigung, weil dieser

Tausenden von Irländern, anstatt sie zu morden, die Auswanderung in fremde Länder erleichtert habe, oder sie zu Soldaten habe ausheben und fortschleppen lassen.

Cromwell hatte die Provinzen Munster und Leinster ganz unterworfen. Sein Stellvertreter und Nachfolger, Ireton, hatte dessenungeachtet, so lange Ormond noch im Lande war, einen schweren Kampf mit den Eingeborenen zu bestehen. Ormond wurde aber durch die Kabalen der katholischen Priester und durch die rohe Natur der Irländer genöthigt, zur Zeit der Schlacht bei Worcester das ihm von Karl II. übertragene Amt niederzulegen und nach Frankreich zu gehen, wo er dann mit dem Könige zusammentraf. Nach Ormond's Entfernung stand der Unterwerfung der noch übrigen Provinzen unter Ireton nichts mehr entgegen, obgleich die Rohheit der Irländer nicht gestattete, auf bleibende Ruhe zu rechnen. Ireton starb schon am 25. November 1651. Damals war Cromwell bereits Herr von England, Irland und Schottland. Von England werden wir sogleich das Nähere melden; in Schottland war Monk, der sich gegen Cromwell, nicht aber gegen das englische Parlament gehorsam zeigte, unbedingter Gebieter; in Irland ward zuerst Lambert, dann Fleetwood, welcher Ireton's Wittwe heirathete, Cromwell's Stellvertreter.

2. England unter Cromwell's Leitung bis zur Auflösung des langen Parlaments im April 1653.

Zu der Zeit, als die Schotten und Irländer mit blutiger Gewalt niedergedrückt wurden, dachte Cromwell schon daran, sich auf irgend eine Weise einen Rechtstitel zur Königswürde zu verschaffen. Dies zeigte er in einer Versammlung von Officieren und Parlaments-Mitgliedern, die er im November 1651 zu London im Hause des Sprechers hielt, um sich ein Gutachten darüber geben zu lassen, ob England künftig republikanisch oder monarchisch regiert werden solle. Die Militärs in der Versammlung stimmten insgesammt für die Republik, die Juristen und Cromwell selbst für die Monarchie. Als hierauf die Rede davon war, wer denn König werden solle, nannte Cromwell nur die drei Söhne Karl's I., Karl II., den Herzog Jakob von York und den Herzog von Glocester, weil unter den obwaltenden Umständen keiner von diesen wählbar sein konnte

und er deshalb erwartete, daß man ihn nennen werde. Dies that jedoch kein einziger von den Versammelten. Cromwell sah sich daher nach einem anderen Mittel um, seinen Zweck zu erreichen. Ein solches Mittel glaubte er darin zu finden, daß er einen neuen Zwist zwischen dem Heere und dem Parlamente erregte. Er unterstützte also im November 1651 den Vorschlag, daß das Heer um mehr als den vierten Theil vermindert werden solle. Dies ward beschlossen, und Cromwell erreichte dadurch zwei Zwecke. Er erbitterte nämlich die Soldaten gegen das Parlament, welches so viele von ihnen verabschiedete, und ward zugleich der unruhigen republikanischen Köpfe im Heer entledigt. Schon im Juni 1652 wurde der Vorschlag, einen Theil des Heeres zu entlassen, erneuert und dadurch die Zwietracht zwischen diesem und dem Parlament, deren Cromwell für seine Zwecke bedurfte, bedeutend vermehrt. Über die Unterhandlungen, welche Whitelock, ein Jurist, der im Parlament saß, wegen des Königthums schon zu jener Zeit mit Cromwell hatte, berichtet uns Whitelock selbst in seinen schätzbaren Nachrichten über die Revolution. Den wesentlichen Inhalt der betreffenden Stelle findet man bei Lingard. Auch Ludlow in seinen Denkwürdigkeiten sagt ausdrücklich, daß die feierliche Bestattung von Ireton's Leiche eine bloße Demonstration gewesen sei, um auf Cromwell's Krönung vorzubereiten *).

Da zu jener Zeit England im Felde, zur See, im Handel und Verkehr neben Holland emporkam, und den Gipfel des Ruhmes und der Macht erreichte, das decretirende Parlament aber das Verdienst davon nicht dem Heere, der Flotte und den bestehenden Einrichtungen, sondern sich selbst und seinem Republikanismus zugeschrieben haben wollte, so mußten die Juristen des Parlaments, welche ernten wollten, wo sie nicht gesäet hatten, nothwendiger Weise mit den Generalen und Obersten in Zwist gerathen. Diesen Um-

*) Quelques uns des parens du général Cromwell, n'ignorant pas les vastes desseins, dont il s'occupait alors, firent transporter en Angleterre le corps du lord deputé Ireton, où il fut solennellement enterré aux frais du public à Westminster dans un magnifique tombeau. S'il (der heftig demokratische Ireton) avoit pu prévoir ce qu'ils firent, il est certain, qu'il aurait demandé, que sa tombe fût au lieu, où son âme s'était séparée de son corps.

stand benutzte Cromwell auf treffliche Weise. In der That leitete er allein auch im Jahre 1652, ohne einen anderen Titel als den eines Generals, alle inneren und auswärtigen Angelegenheiten. Er brachte es auch dahin, daß Karl's I. Vetter, der Prinz Ruprecht (s. S. 85 ff.), welcher noch einen Theil der englischen Flotte unter sich hatte, zuerst in das mittelländische Meer und dann an die Küste von Amerika gehen und dort Seeräuberei treiben, zuletzt aber (1655) die Flotte an Mazarin verkaufen mußte, und also sich und den König, in dessen Namen er geraubt hatte, verhaßt und verächtlich machte, wodurch der Kontrast mit Cromwell und seinen Republikanern erst recht auffallend wurde.

Mit den Niederlanden, welche seit dem Tode Wilhelm's II. von Oranien (November 1650) republikanisch regiert wurden, gerieth Cromwell in einen Krieg, den er lieber vermieden hätte. Er würde es übersehen haben, daß die Stuarts an ihren Verwandten aus dem Hause Oranien eine Stütze fanden, konnte aber nicht hindern, daß das Parlament durch seine Navigations-Acte die Holländer und alle seefahrenden Nationen in ihren Interessen sehr empfindlich verletzte. Diese Acte schadete der holländischen Rhederei besonders dadurch, daß sie allen Fremden verbot, andere Waaren als die Producte ihres eigenen Landes nach England zu bringen. Leugnen läßt sich nicht, daß durch diese Maßregel der frommen, zugleich aber auch sehr egoistischen Republik England's Schifffahrt und Handel anfangs sehr gefördert wurden. In der Folge beschwerte man sich über die tyrannische, durch die Zeit unnütz gewordene Navigations-Acte so sehr, daß sie in unseren Tagen endlich wieder aufgehoben wurde. Der Krieg, welchen ihretwegen die Holländer begannen, trug sehr viel dazu bei, daß Cromwell in ganz Europa furchtbar ward, wie er es in England schon seit 1641 gewesen war. Seine Freunde, von welchen wir nur Blake und Monk nennen wollen, bewiesen gegen die größten Admiräle der neueren Zeit, einen van Tromp, de Ruyter, de Witt und Wassenaar, daß sie ebenso fähig seien, zu Wasser als zu Lande zu commandiren, und ihre Thaten wurden dem General Cromwell zum Verdienst angerechnet. Sie waren es, welche sogar die Holländer von der Überlegenheit der englischen Seemacht überzeugten.

Clarendon drängt, ehe er zu dem Schritte übergeht, durch welchen Cromwell sich des republikanischen langen Parlaments entledigte und vorerst ein anderes aus seinen Creaturen bestellte, die für Cromwell's Plane günstigen Umstände in wenige Sätze zusammen; wir wollen daher seine Worte unten beifügen*). Schottland, setzt Clarendon hinzu, sei, seit Cromwell es verlassen hatte, von Monk mit eisernem Scepter regiert worden; Irland dagegen würde sich nach Ireton's Tode haben erholen können, wenn nicht die Irländer durch ihre Rohheit und Streitsucht jede Vereinigung mit einander unmöglich gemacht hätten. Die Veränderungen in Irland und Cromwell's Kabalen gegen das Parlament, das er zu stürzen im Begriffe stand, erzählt uns Whitelock, welcher die Stelle eines Commissärs in Irland ausschlug, am besten. Lambert, sagt er, sei von Cromwell zum Vice-Statthalter in Irland (deputy) ernannt worden, das Parlament habe dies aber wieder rückgängig gemacht, indem es erklärt habe, daß Cromwell's Bestallung als Statthalter erloschen sei, und daß, wo kein Statthalter sei, es auch keinen Stellvertreter desselben geben könne; dadurch sei Lambert völlig mit dem Parlament entzweit worden. Diese Geschichte, wie Cromwell zuerst selbst den General Lambert der Stelle berauben ließ und dann die Schuld auf das Parlament wälzte, ist das Gehässigste, was von seiner Heuchelei und Lügenhaftigkeit erzählt wird. Sie ereignete sich gegen das Ende des Jahres 1652. Cromwell war seit dem einige Zeit auch mit Lambert entzweit, der sich weigerte, nach Irland zu gehen, wenn er es nicht als Vice-Statthalter thun könne. Cromwell erreichte dadurch einen doppelten Vortheil. Er bewog

---

*) Though Cromwell, sagt er, was exercised with contradictions and vexations by the authority of the parliament, he found not the least opposition from abroad. He was more absolute in the two other kingdoms, more feared and more obeyed, than any king had ever been; and all the dominions belonging to the crown owned no other subjection than to the commonwealth of England. The isles of Guersey and Yersey and Scilly were reduced, the former after the battle of Worcester, the other after the king's return to Paris. — All the foreign Plantations — fährt er weiter unten fort — had submitted to the yoke, and indeed without any other inconvenience or damage, than the having citizens and inferior persons put to govern them instead of gentlemen, who had been intrusted by the king in those places.

nämlich Lambert, sich mit ihm zu einem Staatsstreiche gegen die Juristen des Parlaments zu verbinden und Fleetwood, welcher Ireton's Wittwe, die Tochter Cromwell's, geheirathet hatte, als seinen Stellvertreter nach Irland zu schicken.

Von diesem Augenblicke an bestand nicht blos zwischen Cromwell und dem Parlament, sondern auch zwischen ihm und dem von ihm selbst eingesetzten Regierungs-Collegium, dessen Präsident Bradshaw war, ein förmlicher Zwist. Cromwell blieb auch damals der zähen Heuchelei getreu, welche man immerhin als vollendete diplomatisch-politische Weisheit preisen mag, die uns aber einen ganz anderen Namen zu verdienen scheint. Er hetzte, wie er stets gethan hatte, die Soldaten und Officiere auf seine Gegner, und hielt sich selbst frömmelnd und heuchelnd im Hintergrunde. Er erlaubte den Officieren, die sich beklagten, daß sie und ihre Leute nicht bezahlt würden, einen Ausschuß zu bilden, welcher dann mit dem Parlament in Correspondenz trat und demselben grobe Vorstellungen überreichen ließ. Dieser Ausschuß drohte nicht blos, daß das Heer, wenn man nicht für dasselbe gehörig Sorge trage, gezwungen sei, sich selbst einzuquartieren, sondern er fügte auch hinzu, wenn das Parlament das Geld, welches dem Volke abgepreßt werde, recht verwalte, so brauche es dem Heere nichts schuldig zu bleiben. Das Parlament gab eine derbe Erwiderung, worauf dann der Kriegsrath eine noch derbere Antwort ertheilte. Der Letztere ließ sich dadurch zu der Forderung bewegen, daß das Parlament endlich ein früher von ihm selbst ertheiltes Versprechen erfülle, d. h. daß dem Wunsche des Volkes gemäß die Leute, welche so lange und so hart regiert hätten, endlich einmal durch Auflösung ihres langen Parlaments Anderen Platz machen sollten *). Sie möchten bedenken, sagte der Kriegsrath, wie viele Jahre sie schon als Parlament gesessen hätten, und wie kränkend und beleidigend es, obgleich sie große Dinge zu Stande gebracht hätten, für die übrige Nation wäre, daß dieselbe gänzlich von der

---

*) They (die Officiere) put them in mind of some former professions they had made, that they would be glad to be eased of the burden of their employment, and that there might be successive parliaments to undergo the same troubles they had done.

Theilnahme an den Geschäften des Landes ausgeschlossen sei. Das Parlament, welches alle Staatsgewalt an sich reiße, werde deshalb jetzt gebeten, einen Ausschuß niederzusetzen, welcher die Regierung während der Zeit zwischen der Auflösung des Parlaments und der Eröffnung eines anderen verwalten könne. Dies werde, fügte man höhnisch hinzu, die dem Volke angenehmste Maßregel sein, welche das Parlament ergreifen könne.

Die verständigen Mitglieder des Parlaments wären geneigt gewesen, dem von den Officieren ihnen kund gegebenen Willen Cromwell's, welcher diesmal zugleich auch Volkswillen war, durch eine Selbstauflösung nachzugeben; allein die frommen und also auch herrschsüchtigen Mitglieder fanden die vom Deputirten Martyn gemachte Hinweisung auf das Beispiel von Pharao's Tochter treffender, als jeden anderen Rath. Pharao's Tochter habe, als sie das Kindlein Moses im Schilfe gefunden, gerathen, die Mutter desselben, die es auferzogen, zu suchen; das Kindlein Moses sei die kaum geborene englische Republik, für deren Einrichtung von dem Parlament, ehe es sich auflöse, zuerst Sorge getragen werden müsse; auch habe das Parlament noch ein zweites solches Kindlein, den mit Holland begonnenen Krieg. Es wurde daher der beiden Kindlein Moses wegen nicht die Auflösung, sondern die Ergänzung der verhaßten Versammlung beschlossen, einer Versammlung, welche zum Volke, zum Heere, zu Cromwell in demselben Verhältnisse stand, wie 1799 die aus dem Convent hervorgegangenen Räthe der Alten und der Fünfhundert zu Bonaparte und zum französischen Volke. Die Juristen des Parlaments waren sogar dreist genug, Cromwell's Soldaten zu reizen und zu beleidigen. Das Parlament erklärte nämlich, daß jeder des Hochverrathes schuldig sein solle, welcher künftig die Veränderung der bestehenden Regierung betreiben oder auch nur vorschlagen werde. Jetzt durfte Cromwell nicht länger säumen. Er hatte bereits, wie die Frau Hutchinson in ihren Denkwürdigkeiten erzählt, sich mit Lambert, welchen er und das Parlament vorher beleidigt hatten, auszusöhnen und dessen ganzen Haß auf das Parlament zu wälzen gesucht, und dies war ihm völlig gelungen. Auf solche Weise wurden Lambert und Harrison, nachdem sie früher Cromwell's Verbündete gegen die Presbyterianer gewesen waren, jetzt auch seine besten Helfer gegen die Feinde derselben.

Übrigens sagt die Frau Hutchinson von dem so viel geschmähten Parlament nur Gutes *).

Cromwell, der insgeheim schon längst entschlossen war, dem Parlament ein Ende zu machen, hätte gern gesehen, wenn dieses einigermaßen die Hand dazu geboten hätte. Als hierzu keine Aussicht war, suchte er der von ihm zu gründenden neuen Regierung wenigstens den Schein der Gesetzmäßigkeit zu verschaffen. Er versammelte also am 19. April 1653 eine Anzahl Officiere in seiner Wohnung, dem Whitehall-Palast, um über die Auflösung des Parlaments zu entscheiden. Aber auch diese Versammlung zeigte Widerspruch. Jetzt schritt daher Cromwell am 20. April zu offener Gewalt. Der Kriegsrath war am Morgen dieses Tages aufs neue zur Berathung bei ihm versammelt, als er die Nachricht erhielt, daß das Parlament endlich beschlossen habe, sich dem Wunsche des Volkes und des Heeres zu fügen, und diesen Beschluß noch am Morgen des 20. zum Gesetze erheben werde, daß aber in die Bill wegen der Auflösung alle ihm (Cromwell) verhaßten Clauseln (all the obnoxious provisions) aufgenommen worden seien. Dies führte dann die militärische Maßregel rasch herbei. Sobald nämlich Cromwell durch Ingoldsby von der Sache benachrichtigt worden war, begab er sich mit etwa dreihundert Musketieren in das Parlaments-Gebäude, ließ diese im Vorsaale zurück, und nahm dann seinen gewöhnlichen Sitz ein. Auch bei dem an diesem Tage verübten Ge-

*) Nachdem (vol. II. p. 243) die Frau Hutchinson berichtet hat, wie Cromwell, von Lambert und Harrison (qui avoit un grand crédit dans l'armée aussi bien que dans l'église) unterstützt, das Parlament zu verderben gesucht, fährt sie fort: D'un autre côté le parlement étoit enfin parvenu avec l'aide de dieu à relever la république et à lui rendre un bien-être, une prospérité, une richesse, dont elle n'avoit point joui, même avant le commencement de la guerre civile. Les taxes, il est vrai, étoient encore considérables, mais le peuple étoit riche et en état de les payer. Le parlement étoit en train de payer toute l'arrière dû aux soldats; il avait en caisse quelques cent mille livres Sterling, et se trouvait libre d'ennemis, soit au dehors soit en dedans, sauf les Hollandois vaincus et qui faisoient tous leurs efforts pour obtenir la paix à des conditions honorables pour l'Angleterre. Enfin on pensoit dans la chambre, que le tems étoit venu de travailler au soulagement du peuple et de le délivrer des charges qu'il avoit si longtems supportées. Dies habe nicht ohne Reduction des Heeres geschehen können, dem sich die Officiere widersetzt hätten.

waltstreiche verband er die Ausdrucksweise der unter uns jetzt so zahlreichen Leute, welche ihre und ihrer Partei Frevel mit dem Mantel der Frömmigkeit zudecken, mit den groben und ungezogenen soldatischen Reden der Söldner seiner Zeit. Zuerst sagte er zu dem, der im Parlamente neben ihm saß: er sei gekommen, um etwas auszuführen, was ihm herzlich leid thue; er habe zu Gott mit Thränen gebetet, ihn nicht irre zu leiten; er fühle aber, daß es Gottes Wille sei, daß das, was er vorhabe, zur Ehre Gottes und zum Besten der Nation durchaus nothwendig sei. Nach manchen anderen abenteuerlichen Geberden und frömmelnden Reden sprang er endlich mit dem Rufe: „Es muß geschehen!“ auf, und hielt eine nach seiner Art gewundene und verworrene Rede, in der er anfangs mit ganz anständigen Ausdrücken, nachher aber mit den gröbsten und heftigsten Worten das Parlament tadelte und schalt. Hierauf erhob sich der Deputirte Wentworth und warf ihm vor, daß er sich auf eine unerhört unparlamentarische Weise ausgesprochen habe, was um so unleidlicher sei, weil dieses Schimpfen von einem Manne ausgehe, welcher nicht nur ein Diener des Parlaments sei, sondern den dieses auch freundlich gehegt und durch seine beispiellose Güte zu dem, was er sei, gemacht habe. Cromwell wurde dadurch nicht außer Fassung gebracht; er stellte sich aber, als wenn dies der Fall wäre, stampfte, damit seine Soldaten einträten, mit dem Fuße und rief: „Ihr Parlaments-Glieder, jetzt um Gotteswillen packt euch und laßt ehrliche Leute an eueren Platz! Ihr seid nicht Parlament; ich sage es euch, der Herr hat's ein Ende gemacht!“ Als hierauf Oberst Worseby mit dreißig Musketieren in den Saal eintrat, stand Heinrich Vane auf und sagte: „Das ist nicht ehrlich; es ist gegen Moralität und herkömmliche Rechtlichkeit.“ Cromwell faßte ihn aber sogleich am Kragen und rief: „Herr, befreie mich von Heinrich Vane!“ Dann faßte er Martyn am Mantel, schimpfte beide Männer lüderliche Kerle, und schob sie zur Thür hinaus. Den Sprecher zog Harrison am Arm von seinem Sitze. Unter denen, die gewaltsam von ihren Sitzen entfernt wurden, befand sich auch Algernon Sidney, der geistreiche Mann, welcher später seinen klassischen Republikanismus mit dem Leben bezahlte. Die Übrigen, etwa achtzig oder hundert an der Zahl, wurden von den Soldaten hinausgetrieben. Als der Saal leer war,

warf Cromwell einen Blick auf den vor dem Sitze des Sprechers auf dem Tische liegenden Stab (mace) desselben und rief: „Was sollen wir mit diesem Narren-Spielzeug (fool's bawble) anfangen? Da habt ihr's, tragt's fort!" Hierauf nahm er die Urkunde der Selbstauflösungs-Acte, deren Vollendung er gehindert hatte, zu sich, ließ den Saal schließen und steckte die Schlüssel ein.

Auf diese Weise ward Cromwell mit Hülfe der Officiere und Soldaten, für welche von einem Parlament, das ihre Zahl und die zu ihrer Erhaltung bestimmten Summen vermindert hatte, nichts zu erwarten war, ohne Stände und Parlament Herr von England, Irland und Schottland. Um seinetwillen wurden dann in allen drei Reichen durch revolutionäre Gerichte Tausende um Leben, Habe oder Vaterland gebracht. Wir überlassen es daher unseren Lesern, bei Macaulay den Beweis nachzulesen, daß Cromwell ein großer Mann und ein ausgezeichnetes Herrscher-Genie gewesen ist. Wir unseres Theiles sind für die sogenannten großen Männer nicht so eingenommen, wie ein Advokat und Rhetor unserer Zeit sein muß. Auch schaudert uns vor einer Frömmelei, welche das Wesen der Menschheit verkennt. Diese Frömmelei und ihre Kunstsprache (cant) behielt Cromwell auch nach der von ihm vollbrachten rettenden That bei, weil er die Masse des Volkes und den fanatischen Theil seiner Officiere täuschen mußte. Aus demselben Grunde war er auch genöthigt, vorerst wieder eine neue Regierung und ein neues Parlament zu schaffen, obgleich er wußte, daß keines von Beiden leben könne, weil er allein alles Leben in sich habe. Mit welcher wahrhaft englisch praktischen Klugheit, mit welchem kalten, heuchelnden Egoismus, mit welcher Ausdauer Cromwell sein Ziel, die Alleinherrschaft, seit dem Treffen bei Worcester verfolgte, hat sein treuer Genosse Ludlow in seinen Denkwürdigkeiten genau nachgewiesen. Um Glanz und Prunk war es ihm gar nicht zu thun; denn nach Manieren und nach dem, was die Damen und die abgerichteten Junker Repräsentation nennen, fragte er gar nichts. Dies sagt uns ein englischer Junker bei Gelegenheit einer Audienz, welche Cromwell mit einem nichts weniger als adeligen Aussehen einem fremden Gesandten ertheilte *).

*) Sir John Keresby sagt auf der ersten Seite seiner Denkwürdigkeiten: Ne m'étant trouvé près de lui (Cromwell) à la réception d'un ambassa-

3. Cromwell vom Schlusse des langen Parlaments an bis zur Annahme des Titels Protector.

Gleich am Nachmittage des 20. April begab sich Cromwell, von zwei Obersten begleitet, in den Saal des Staatsrathes, welcher unter Bradshaw's Vorsitz die Geschäfte des Ministerrathes hatte. Cromwell erklärte diesem Staatsrathe, daß derselbe mit dem Parlament zugleich erloschen sei. Dagegen protestirten vergebens Arthur Haslerig, Lowe, Scott und Bradshaw. Der Letztere hatte den Muth, dem allmächtigen General zu erklären: „Ihr irrt euch, wenn ihr glaubt, daß das Parlament aufgelöst sei. Das Parlament kann keine Macht unter dem Himmel auflösen. Dies merkt euch!" Nach der Entlassung des Staatsrathes fanden Cromwell und sein Anhang rathsam, den großen Haufen in der Täuschung zu erhalten, daß Cromwell, weil er damals oft und viel betete und predigte, ein Prophet sei. Dies gelang ihnen auch vorerst; denn von allen Ecken und Enden erhielt der Ober-General Glückwünsche und freudige Zustimmungsschreiben. Die sogenannten Congregationisten verkündigten laut, daß die Zeit gekommen sei, wo der Arm des Herrn die Macht der Feinde seines Reiches gebrochen habe, wo nur die Heiligen regieren würden, wo die fünfte Monarchie, das Reich Christi auf Erden, werde errichtet werden. Verständige Leute glaubten freilich damals ebenso wenig an die biblischen und theologischen Träume, als sie in unseren Tagen an die sehr unbiblischen Ideale eines Robespierre und St. Just geglaubt haben. Als Harrison einem Herrn Streater, welcher Parlaments-Glied war, ausreden wollte, daß Cromwell übele Absichten habe, und ihn versicherte, dieser wolle ja nur des Herrn Jesu Reich einrichten, antwortete Streater: „Dann muß er fortmachen; sonst kommt der Herr Jesus zu spät."

---

deur à Whitehall, je me bornerai à dire, que son extérieur ne répondoit pas à son caractère assez bien fait. Il n'étoit cependant pas un bel homme. Il n'avoit rien de hardi dans le regard, il étoit simple et plustôt négligé que soigné dans ses vêtemens, avoit les larmes à commande et étoit sans doute l'homme de la terre le plus profondément dissimulé.

Cromwell war daher auch weit entfernt, mit dictatorischer Gewalt sogleich eine neue Regierung und ein neues Parlament zu ernennen; er zog vielmehr die Frommen seines Heeres zu Rathe, und ließ ein solches Gemisch von Leuten in die neue Regierungs-Commission wählen, daß die Gewählten selbst sehr bald die Unmöglichkeit fühlen mußten, seines gebietenden Ansehens zu entbehren. Dies zeigte sich schon, als er mit den Ober-Officieren berathschlagte, wie viele Personen den künftigen Staatsrath, in welchem er selbst den Vorsitz erhielt, bilden sollten. Der Eine verlangte, es sollten nach dem Muster des Sanhedrin der Juden siebenzig sein; der Andere stimmte für die Zahl dreizehn, nach dem Muster der zwölf Apostel und Christi. Die letztere Zahl ward angenommen. Cromwell hatte in der Commission vier Rechtsgelehrte und acht Officiere zu Beisitzern, so daß die Regierung militärisch blieb, wie sie gewesen war. Cromwell's Freunde und selbst Milton behaupten gleichwohl, daß er gerade um diese Zeit öfters vertrauliche Unterhaltungen mit dem heiligen Geist gehabt habe.

Mit der Regierung und Verwaltung von England ging es jetzt ganz sonderbar. Seit der Auflösung des Parlaments verordnete nämlich bald der Kriegsrath, bald der Staatsrath, bald Cromwell unmittelbar und allein; und die genannten Behörden theilten einander manchmal ihre Beschlüsse mit, manchmal aber auch wieder nicht. Es würde daher um die Verwaltung und Regierung schlecht gestanden haben, wenn in England, wie bei uns, Alles centralisirt gewesen wäre, und dort nicht seit undenklicher Zeit die Gerichtsbarkeit und Verwaltung in den niederen Sphären so fest stände, daß sie sogar durch die Revolution nicht hatte erschüttert werden können. Cromwell sah daher auch sogleich ein, daß er noch immer eines Schattens von Volks-Repräsentation bedürfe. Im Mai erklärte er, nach einer mehrtägigen Berathung mit seinen Stabs-Officieren, daß er ein neues Parlament schaffen wolle. Zu diesem Ende sollten die Geistlichen der sogenannten congregationistischen Gemeinden Listen von solchen Leuten einreichen, welche, wie es in seiner Terminologie heißt, gläubig, gottesfürchtig und im Beten stark wären. Aus diesen sollten hundertneunundddreißig Deputirte für England, vier für Schottland und sechs für Irland ausgewählt werden. Ernstlich gemeint war die Sache nicht.

Das auf solche Weise gebildete neue Parlament, von welchem Clarendon sehr wegwerfend urtheilt *), wird das **kleine Parlament** oder auch nach einem Londoner Gerber, welcher in demselben saß, das **Barebone-Parlament** genannt. Dieser Gerber nannte sich Lobe-Gott (Praise-God) Barebone. Es gaben sich nämlich die Mitglieder des neuen Parlaments ebenso, wie die Franzosen der Schreckenszeit sich Brutus, Gracchus u. dgl. nannten, alttestamentliche Vornamen, oder sie setzten auch ganze frömmelnde Sätze, welche mitunter sehr lang waren, vor ihre Familien-Namen. Das Parlament sollte dreizehn Monate versammelt bleiben und dann einem anderen Platz machen, dessen Mitglieder von ihm drei Monate vor seiner Auflösung erwählt werden sollten.

Cromwell, welcher schon seit der Schlacht bei Worcester völlig als Herr von England, Irland und Schottland erscheint, hatte an die Mitglieder des neuen Parlaments Berufungsschreiben erlassen, welche Clarendon wüst (wild summons) nennt. Er hatte nämlich an jeden von ihm erwählten Deputirten auf folgende Weise geschrieben: „Die Auflösung des Parlaments ist nothwendig gewesen; ebenso nothwendig ist es aber jetzt, für den Frieden, die Sicherheit und die gute Regierung der Republik (commonwealth) Sorge zu tragen. Darum habe ich, nach Berathung mit dem Ausschusse meiner Officiere, verschiedene gottesfürchtige Personen von erprobter Treue und Ehrlichkeit ernannt, denen so wichtige Angelegenheiten und so bedeutende Geschäfte übertragen werden könnten. Ich habe die Überzeugung von euerer Liebe zu und von euerem Muth **für** Gott, so wie von euerem Eifer für Gottes Sache und für das gute Volk von England. Ich Oliver Cromwell, General-Kapitän und oberster Befehlshaber aller errichteten und noch zu errichtenden Heere

---

*) There were among them divers of the quality and degree of gentlemen, and who had estates and such a proportion of credit and reputation, as could consist with the guilt they had contracted (er meint Rebellion und Königsmord). But much the major part consisted of inferior persons of no quality or name, artificers of the meanest trades, known only by their gifts in praying and preaching, which was now practised by all degrees of men but scholars through the kingdom. — — — In a word they were generally a pack of weak senseless fellows, fit only to bring the name and reputation of parliaments lower than it was yet.

dieser Republik, fordere euch hierdurch auf und gebiete euch, daß ihr euch am 4. Tage des nächsten Julius in der Rathskammer von Whitehall in Person einfindet und erscheint, um das besagte Amt zu übernehmen. Ihr werdet also hierdurch aufgefordert und bestallt, als Parlaments-Glied für die Grafschaft N. N. zu dienen."

Dies war der erste Schritt Cromwell's, um eine neue Monarchie zu gründen, welche den bestehenden Gesetzen, sowie den Gewohnheiten und Vorurtheilen seiner Landsleute mehr entspräche, als die Republik. Er suchte seinen Zweck um so mehr auf einem Umwege zu erreichen, da sogar unter seinen dreißigtausend Soldaten nur wenige waren, die sich einer nackten Militär-Despotie günstig bewiesen. Dieser erste Versuch mislang zwar, wie nachher alle anderen; Cromwell wurde aber doch dadurch einen Schritt weiter vorangebracht, weil er die Gelegenheit erhielt, sich der Regierung unter einem Titel zu bemächtigen, an welchen das Ohr der Engländer seit undenklichen Zeiten gewöhnt war. Cromwell verlieh der von ihm berufenen Versammlung durch ein Diplom Rechte, welche eigentlich nur die Nation verleihen konnte. Von diesem Diplom leitete dann die Versammlung ihren Anspruch zugleich auf die Regierung und auf die Gesetzgebung her; sie bewies aber bald, daß sie, obgleich eine Creatur ihres Schöpfers, doch dessen Werkzeug nicht sein wolle. Es bildeten sich unter den übermäßig frommen Männern, aus denen die Versammlung bestand, heftige Parteien, von welchen die der Wiedertäufer unter Harrison's Leitung den Independenten oder den Anhängern Cromwell's heftig widerstrebten. Die Dauer des Parlaments war daher auch sehr kurz.

Das Barebone-Parlament war am 5. Juli kaum eingesetzt worden, als es seinem Schöpfer bewies, daß es keineswegs gesonnen sei, ihm und seinem Kriegsrathe die oberste Regierung und Leitung aller Dinge zu überlassen. Es verordnete, in jeder Sitzung sollten vierzig Mitglieder sich mit der Regierung beschäftigen, acht bis zehn den Herrn im Gebete suchen und die Übrigen über neue Einrichtungen berathschlagen. Die Mitglieder dieses Parlaments traten außerdem von Anfang an mit gleicher Heftigkeit gegen die Geistlichen und gegen alle diejenigen auf, welche nicht, wie sie, jeden Menschen zu vertilgen suchten, der nicht den Schein der albernsten Frömmigkeit angenommen hatte. Es zeigte sich schon am ersten Tage, daß, so tüchtige

und ehrenwerthe Männer auch in diesem Parlament saßen, doch mit einer Versammlung, in welcher die Sectirer die Oberhand hatten, nichts werde anzufangen sein. Anstatt sich, wie sonst zu geschehen pflegte, am Eröffnungstage zuerst in die Kirche und dann in den Versammlungssaal zu begeben, machte man diesen Saal selbst zum Betsaale. Es traten nämlich von acht Uhr Morgens bis sechs Abends dreizehn geistlich hochbegabte Männer betend und predigend auf. Die Versammlung machte sich daher auch, so sehr die Frömmigkeit an der Zeit war, von Anfang an lächerlich. Manche glaubten, sie sei nur einberufen worden, um zu beweisen, daß die Vereinigung der gesetzgebenden und regierenden Gewalt in einer und derselben Körperschaft nicht passend sei, daß man also Einen Mann zum Regenten bestellen müsse. Cromwell suchte jedoch diesmal seinen Zweck durch das Parlament selbst zu erreichen.

Er gewann den Sprecher des Hauses (Rouse) und den Bewahrer des Scepters und der Justiz des Parlaments (serjeant at arms) nebst den Gegnern der Fanatiker, und ließ dann am 12. December 1653 die Versammlung auf eine frühere Stunde als sonst ansagen, um ohne vielen Widerspruch die Auflösung beschließen zu lassen. Zwei Deputirte, der Oberst Sydenham und Sir Charles Wrotesley, hatten nebst einigen Anderen den Auftrag, auf den bisherigen Streit der Parteien im Parlament gestützt zu beweisen, daß dasselbe unnütz sei und deshalb gut thun werde, sich aufzulösen. Sie behaupteten, die Fanatiker wollten das Heer dadurch vernichten, daß sie nicht zu rechter Zeit und nicht genügend für den Sold desselben sorgten. Sie wiesen nach, daß, um die zur Unterhaltung der Truppen vom Parlament decretirten Auflagen zu erheben, so viel Zeit nöthig sein werde, daß die Soldaten entweder Hungers sterben oder auf Unkosten des Landes leben müßten. Sie warfen dem Parlament ferner vor, dasselbe habe über den Vorschlag debattirt, die höheren Officiere ein ganzes Jahr ohne Bezahlung dienen zu lassen, und gehe offenbar darauf aus, die Geistlichkeit sowie das Eigenthum der Staatsbürger ganz zu Grunde zu richten. Als Beweis dafür führten sie an, daß man den Kirchen-Patronen das Recht, die Pfründen zu ertheilen, nicht einräumen wolle. Sie schlossen endlich mit der Erklärung, das Parlament wäre abgeneigt, die Gerechtigkeit zu fördern, was aus der Art, wie dasselbe in der Angelegenheit eines

gewissen Sir John Stawel verfahren sei, hervorgehe. Gegenüber diesen Behauptungen der Beauftragten Cromwell's wirft Ludlow in seinen Denkwürdigkeiten ihnen selbst vor, sie und ihr Client hätten durch solche Reden blos der Geistlichkeit, den Juristen, den Cavalieren, kurz jedermann außer denen, für welche sie hätten Rücksicht haben sollen, zu gefallen gesucht. Cromwell's Redner konnten ihren Vorschlag, daß das Parlament sich selbst auflösen und die Urkunde, in welcher Cromwell ihm die Rechte eines Parlaments ertheilt hatte, zurückgeben sollte, nicht durchsetzen, weil, während sie sprachen, auch diejenigen Mitglieder eingetreten waren, die man durch die Wahl einer frühen Stunde hatte fern halten wollen. Cromwell's Creaturen im Parlament waren jedoch auf diesen Fall vorbereitet. Fünfzig derselben erhoben sich, gingen unter Vortritt des Sprechers und der Beamten des Hauses zu Cromwell, und überreichten ihm, als wenn sie vom ganzen Parlament beauftragt wären, ein Actenstück, in welchem ausgesprochen war, das Parlament habe die erwähnte Urkunde zurückgegeben und folglich auch den ihm verliehenen Rechten entsagt. Cromwell nahm diese Erklärung gern an, stellte sich aber seiner Gewohnheit gemäß, als wenn er über die Sache ganz erstaunt sei. Unterdessen fuhren siebenundzwanzig Parlaments-Glieder, welche im Saale zurückgeblieben waren, fort, auch ohne Sprecher unter Harrison's Leitung zu debattiren. Bald erschienen aber die Obersten Goff und White mit Soldaten und machten der Sache ein Ende. Sie fragten die Versammelten, was sie da noch zu thun hätten, und als diese erwiderten, sie suchten den Herrn, antwortete einer der Obersten: „Dann thut ihr besser, anderswohin zu gehen; denn so viel ich weiß, ist er schon seit mehreren Jahren nicht mehr hier gewesen.“ Die Obersten forderten hierauf die anwesenden Parlaments-Glieder auf, sich zu entfernen; diese wichen ohne Widerstand den Soldaten, und die Obersten schlossen die Thür des Saales.

4. Cromwell während der Zeit seines Protectorats.

Als es sich nach der Beseitigung des Barebone-Parlaments davon handelte, dem Kriegsrathe, welcher unter Cromwell's Leitung eigentlich die ganze Regierung führte, ein anderes Parlament zur Seite zu geben, nahm Cromwell, der jetzt mit Harrison ganz zer-

fallen war, wieder zu einem seiner früheren republikanischen Freunde seine Zuflucht, und suchte, wiewohl vergebens, einen zweiten durch Versprechungen zu gewinnen. Der Eine war der Generalmajor Lambert, der Andere Ludlow, welcher Letztere uns selbst erzählt, wie Cromwell seinen Sinn zu beugen versucht habe *). Lambert, mit welchem Cromwell später ebenfalls zerfiel, war sein Haupt-Agent, als er unter dem Namen Protector, der in England dieselbe Bedeutung hatte, wie der Name lieutenant-général du royaume in Frankreich (s. Th. VIII. S. 287, Th. X. S. 109 u. 322), Dictatur üben wollte. Lambert erklärte nämlich einige Tage nach der Entlassung des Barebone-Parlaments in einer Versammlung der sämmtlichen Generale, man müsse schlechterdings irgend eine Art neuer Constitution einführen, wenn nicht Anarchie einreißen sollte. Zugleich las er von seinem Sitze aus eine Schrift vor, welche Regierungs-Instrument (Instrument of government) betitelt war, und forderte die Generale zu dessen Annahme auf. Der größere Theil protestirte zwar anfangs dagegen, ließ sich aber die Sache gefallen, als man versicherte, durch diese vorläufige Annahme sollten etwaige Verbesserungsvorschläge nicht ausgeschlossen werden. Die Hauptpunkte der neuen Verfassung waren folgende: „Cromwell solle zum Protector des Reiches erklärt werden. Als solcher solle er einmal in drei Jahren ein Parlament, und zwar das erste auf den 3. Septembar 1654, berufen und keines eher auflösen, als bis es fünf Monate lang versammelt gewesen wäre. Alle vom Parlament angenommenen Gesetzvorschläge sollten, wenn Cromwell sie nicht innerhalb fünfzig Tagen bestätige, auch ohne ihn als Gesetze gelten. Er solle sich mit einem auserlesenen geheimen Rathe von nicht mehr als einundzwanzig und nicht weniger als dreizehn Mitgliedern umgeben, und dieser geheime Rath solle unmittelbar nach seinem Tode einen anderen Protector erwählen. Kein Protector solle künftig zugleich Ober-General sein. Der Protector solle das Recht haben, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen. Die Gesetze aber, welche er und sein geheimer

---

*) Je reçus entre autres par un de mes parens un message de lui, pour m'assurer de son amitié et des intentions, où il était de faire autant pour moi que pour personne.

Rath nöthig fänden, sollten so lange gelten, bis ein Parlament etwas Anderes verfüge."

Vier Tage nach der Auflösung des Barebone-Parlaments (16. December), als endlich achtzig Mitglieder desselben die Urkunde über die Zurückgabe der von Cromwell erhaltenen Befugnisse unterschrieben hatten, wurde die neue Verfassung feierlich angenommen, ohne daß von den verheißenen Änderungen weiter die Rede gewesen wäre. Cromwell begab sich, mit einem schwarzen sammtnen Rock und Mantel bekleidet, im feierlichen Aufzuge aus seinem Palaste Whitehall in einen Saal von Westminsterhall. Dort beschwor er, die Hand auf die Bibel gelegt, die zweiundvierzig Artikel des Regierungs-Instruments. Dann nahm er seinen Sitz ein und bedeckte sich mit seinem Hute, während alle übrigen Anwesenden mit entblößtem Haupte da standen. Als er den Saal wieder verließ, ging Lambert, welcher den zweiten Rang im Heere hatte, mit dem Reichsschwert dem Protector voran, welcher jetzt den Titel Hoheit annahm, und dieser kehrte unter den nämlichen Ceremonien, unter denen er gekommen war, in den Palast von Whitehall zurück. Noch an demselben Tage ward durch einen Herold in Westminster und durch eine Proclamation in der Altstadt Cromwell als Protector verkündigt. In dem von ihm beschworenen Regierungs-Instrument war freilich von einem Parlament die Rede, welches aus vierhundert englischen, dreißig schottischen und ebenso vielen irländischen Deputirten bestehen sollte; es war aber doch vorauszusehen, daß unter den damaligen Umständen, besonders da von keinem Oberhause die Rede war, die auf ein, in dem Instrument erwähntes, stehendes Heer von dreißigtausend Mann gestützte Militär-Macht die einzige bleiben werde, welche eine neue Ordnung dauerhaft begründen könne.

In Irland widersetzte sich Ludlow vierzehn Tage lang der Anerkennung dessen, was in England geschehen war, weil sich im Kriegsrathe ebenso viele Stimmen dagegen, als dafür erklärt hatten; Fleetwood brachte es aber doch endlich dahin, daß das Protectorat auch dort anerkannt wurde, obgleich Ludlow selbst fortdauernd seine Zustimmung versagte. In Schottland, dem Erblande der Stuarts, war die Sache schwieriger, und es brach dort, während Monk als Admiral gegen die Holländer gebraucht wurde, ein innerer Krieg aus. Seit Ende November 1653 stand in Schottland ein royalistisches

Heer, dessen Befehlshaber die Anführer der verschiedenen Clans waren; diese waren aber unter sich nicht einig. Deshalb schickte Karl II., den sie als ihren König anerkannten, im Anfange des Jahres 1654, Middleton, welcher früher unter Lesley commandirt hatte (s. S. 216), hinüber, um in seinem Namen den Oberbefehl zu führen. Gegen diesen rief Cromwell den General Monk herbei, welcher kurz vorher als Führer der Flotte über die größten Admirale der Niederlande und des ganzen Jahrhunderts glänzende Siege erfochten hatte. Monk führte dann von Mitte April 1654 an den Krieg in Nord-Schottland mit solcher Klugheit und bewies eine so verständige Milde, daß er schon Ende August, ohne eine entscheidende Schlacht geliefert zu haben, Alles wieder unterworfen hatte. Schon vor Monk's Ankunft hatte Cromwell, um jeden Funken von Anhänglichkeit an das alte Königshaus zu ersticken, durch eine Proclamation die ganze bisherige Ordnung der Dinge in Schottland aufgelöst. Cromwell würde durch die Art, wie er damals verfuhr, die politische und nationale Existenz Schottland's vernichtet haben, wenn er länger gelebt hätte. Er erklärte in jener Proclamation Schottland für völlig mit England vereinigt, sowie das Königthum und das schottische Parlament für erloschen, entband die Schotten des an Karl Stuart geleisteten Eides, hob alle Lehens-Verbindlichkeiten und Abhängigkeiten, mit welchen zugleich eine Dienstbarkeit oder Leistung verbunden war, gänzlich auf, errichtete mehrere königliche Gerichtshöfe an der Stelle der abgeschafften Patrimonial-Gerichte, und gewährte allen Schotten, wenn auch mit gewissen Ausnahmen, vollständige Amnestie. So lange der Protector lebte, blieb Schottland unter der Ruthe desselben; aber freilich blieben auch die englischen Truppen im Lande vertheilt.

Zu derselben Zeit, als Schottland zu einer englischen Provinz gemacht wurde, schloß Cromwell nach den Siegen, welche Monk, Blake und andere englische Admirale über die Holländer erfochten hatten, einen für England rühmlichen Frieden mit den Generalstaaten. Diese wurden damals nach Wilhelm's II. Tode aristokratisch-republikanisch regiert, und es war lange die Rede davon gewesen, England und Holland in eine einzige Republik zu vereinigen. Cromwell war ein zu guter Staatsmann, um dem Luftgespinnste der Vereinigung ganz verschiedener Nationen in Einen Staat oder

dem leeren Ruhme unfruchtbarer Siege reelle Vortheile zum Opfer zu bringen. Er schloß, sobald er seine beiden Hauptforderungen erlangt hatte, im April 1654 den Frieden. Er hatte nämlich erstens die Entfernung aller Glieder des Hauses Stuart aus den Niederlanden gefordert, was allerdings schimpflich für die Republik war, weil sie dadurch die nächsten Anverwandten des Hauses Oranien, dem sie so vielen Dank schuldig war, ihrem Schicksale überließ. Er mischte sich aber zweitens sogar in die inneren Angelegenheiten der Holländer, indem er verlangte, daß die Generalstaaten sich verbindlich machen sollten, kein Glied des Hauses Oranien mehr als Statthalter an die Spitze der Republik zu stellen. Die Holländer, deren Regierung damals in den Händen der reichen Bürgerschaften war, und bei denen deshalb nicht nach National-Ehre, sondern nur nach Gewinn und Vortheil gefragt wurde, ließen sich das gefallen. Doch hatten ihre Bevollmächtigten, so ängstlich sie auch um den Abschluß besorgt waren, nicht den Muth, eine solche Forderung in einem öffentlichen Artikel zuzugestehen; es geschah in einem geheimen, gegen welchen aber nachher alle Provinzen außer Holland und Westfriesland protestirten. Der unglückliche König Karl II., welchem auch die Franzosen die Gastfreundschaft aufkündigten, mußte, als am 5. April 1654 der Frieden abgeschlossen worden war, in Köln eine Zuflucht suchen.

In den Friedensvertrag mit Holland hatte Cromwell außer den erwähnten Punkten auch einen Artikel eingerückt, welcher gewissermaßen bestimmt war, die Handels-Polizei der holländisch-ostindischen Gesellschaft als grausam und unmenschlich darzustellen. Die holländischen Krämer mußten nämlich versprechen, daß sie die Urheber eines amtlichen Mordes, welcher wegen des Monopols des Gewürzhandels an einigen Engländern auf Amboina begangen worden war, gerichtlich verfolgen und bestrafen wollten. Sie mußten außerdem versprechen, die Eigenthümer von einundzwanzig Schiffen, die sie in Dänemark weggenommen hatten, entschädigen zu wollen. Sie verpflichteten sich ferner, im Kanal vor englischen Kriegsschiffen die Flagge zu streichen. Sie mußten endlich die englische Navigations-Acte, welche eine Hauptveranlassung zum Kriege gewesen war, als Gesetz anerkennen und der englischen Regierung eine Entschädigung von fünfundzwanzigtausend Pfund zahlen.

Auch die anderen Mächte des Festlandes beugten sich vor dem General und den Generalmajors, welche mit einem stehenden Heere von dreißigtausend erprobten Soldaten England mit eisernem Stabe beherrschten, ebenso, wie sich dieselben Mächte in unseren Tagen vor dem in Frankreich regierenden General und seinen Marschällen gebeugt haben. Spanien besonders und Frankreich, welches damals Mazarin im Namen des minderjährigen Ludwig XIV. regierte, suchten, weil sie seit 1635 mit einander im Kriege waren, Cromwell für sich zu gewinnen. Er besann sich lange, mit welcher von den beiden Mächten er sich verbünden solle. Dann bot er zunächst den Spaniern einen Bund an, aber nur unter der Bedingung, daß der Handel mit den spanischen Colonieen in Ost- und Westindien ganz freigegeben und die Inquisition aufgehoben werde. Das konnte freilich König Philipp IV. nicht bewilligen. Cromwell schloß daher endlich mit Frankreich ein Bündniß. Er erlangte dadurch nicht blos, daß Frankreich, was unglaublich schien, Karl II., den Sohn einer französischen Prinzessin, ganz aufgab, sondern auch daß Cromwell, während Spanien mit Frankreich im Krieg war, einen Raubzug gegen den Handel Spanien's und gegen dessen Besitzungen in Westindien unternehmen konnte. Die französischen Unterhändler hatten zwar anfangs wegen der Formel der Anrede Cromwell's Schwierigkeiten gemacht; Cromwell war aber zu groß, als daß er nicht über Kleinlichkeiten der Höfe weggesehen hätte. Er hatte verlangt, man solle ihn im Namen des Königs „mein Bruder" anreden; die Franzosen verweigerten dies und erklärten sich zu der Anrede „mein Vetter" bereit. So wollte jedoch Cromwell nicht angeredet sein; er war aber dagegen mit „mein Herr Protector" zufrieden.

Da Cromwell von dieser Zeit an diejenige Rolle in Europa spielte, welche in der neuesten Zeit Bonaparte sechszehn Jahre lang gespielt hat, so sollten wir der Sitte gemäß hier ein allgemeines Urtheil über ihn einrücken; es haben sich aber in unseren Tagen so viele berühmte Männer, unter ihnen Villemain, Guizot, Macaulay und andere Doctrinärs, um Cromwell verdient gemacht, daß wir, weil wir des Ruhmes, der bei der Menge gilt, ermangeln, unsere Leser lieber auf die sehr verbreiteten Bücher der genannten Männer verweisen und unsere Ansicht, wie wir pflegen, nur sehr kurz und scharf aussprechen.

Daß Cromwell ein großer Mann von seltener Charakter=Stärke und Einsicht war, daß er angeborene Talente zum Feldherrn und Regenten besaß und weniger schlecht war, als alle Minister seiner Zeit, geben alle seine Beurtheiler zu. Sein Charakter bestand ebenso, wie seine Regierung, aus einer sonderbaren Mischung von altbürgerlicher Frömmigkeit und Geradheit mit Heuchelei und Arglist, von Demuth mit lächerlicher Eitelkeit, von Härte und Grausamkeit mit Milde. Die unzähligen Hinrichtungen, welche Cromwell vornehmen ließ, die Einziehung des Vermögens vieler Royalisten, die Verurtheilung seiner früheren Freunde und Genossen machen uns schaudern, wenn sie gleich von den Doctrinärs entschuldigt werden. Er hielt freilich Ordnung und Gesetze aufrecht, aber nur wenn sie seinem Willen nicht entgegen waren. Er setzte tüchtige Richter ein; aber diese mußten entweder so, wie er wollte, entscheiden oder sich gewärtigen, daß er seine Art von Justiz auf tumultuarische Weise übte. Beiläufig gesagt, scheint uns Henry Hallam im zehnten Kapitel seiner constitutionellen Geschichte von England Cromwell's Verfahren am besten beurtheilt zu haben, weil man ihm nicht ansieht, daß er im Voraus bei sich dasjenige ausgemacht hat, was er als wahr hinstellen will. Daß Cromwell, berathen von Leuten, die er nicht nach Rang, Stand und Familienanhang, sondern nach Verdienst, Kenntnissen und Erfahrung in seinen geheimen Rath aufgenommen hatte, sehr verständig und sehr vorsichtig im Ändern war, beweist besonders die Art, wie er die Wahlen zu dem Parlament anordnete, welches im September 1654 versammelt wurde. Alles beruhte ganz allein auf seiner Persönlichkeit. Von seiner Familie war, nach der wahren und trefflichen Schilderung derselben, welche die Frau Hutchinson in ihren Denkwürdigkeiten gibt, kein einziges Glied geeignet, an einem Hofe, wie der Engländer ihn wünscht und bedarf, eine leidliche Rolle zu spielen *). Alles das hinderte den Protector

*) La femme et les enfans de Cromwell tranchaient des grands seigneurs, et cette pompe ne leur allait pas mieux que ne ferait un habit d'écarlate à un singe: seulement et pour dire la vérité sur Cromwell lui-même, il y avait en lui-même beaucoup de grandeur naturelle, qui s'adaptait fort bien à la place qu'il avait usurpée. Sa fille Mistriss Fleetwood était humble et ne parut jamais séduite par toutes ces vanités; mais tous les autres membres de cette famille étaient des fous in-

nicht, den Versuch zu machen, die drei Reiche wieder nach alter Weise zu regieren, sowie den Anhängern des Königthums, den Presbyterianern und sogar den wilden Gleichmachern Stellen und Vortheile zu gewähren, sobald sie nicht ihm persönlich entgegen waren. Diejenigen, welche im Geringsten widerstrebten, mußten seine unerbittliche Härte fühlen, wenn es auch Männer waren, wie Harrison und Lambert oder wie der Generallieutnant Ludlow in Irland, welcher weniger heftig war, als die beiden Anderen. Übrigens ward Cromwell nach dem Frieden mit den Niederländern, welcher ihm zugeschrieben wurde, obgleich nur die energischen Maßregeln der Republikaner ihn in den Stand gesetzt hatten, den Holländern Gesetze vorzuschreiben, ebenso, wie Napoleon nach jedem Siege, monarchischer und allem Alten zugeneigter, besonders seitdem Lord Falconbridge und der Enkel des Grafen von Warwick seine beiden Töchter geheirathet und Lambert sich unzufrieden auf seine Güter begeben hatte.

Alles was Cromwell im Jahre 1654 unternommen hatte, deutete offenbar darauf hin, daß er nicht blos gesonnen sei, den Königstitel und die alten Formen und Gebräuche wieder einzuführen, sondern daß er auch sogar die geistlichen Formen zu schützen und ohne Heer als constitutioneller Monarch zu regieren wünsche. Er scheiterte indessen gleich beim ersten Versuche der Einrichtung eines Parlaments. Er berief nämlich nach der im Regierungs-Instrument festgesetzten Weise ein Parlament nach London, und zwar auf den 3. September 1654, den Jahrestag seiner Siege bei Dunbar und Worcester. Weil jedoch dieser Tag ein Sonntag war, so wurde die Eröffnung des Parlaments auf den folgenden Tag verlegt. Schon die Wahlen hatten gezeigt, daß Cromwell sich auf eine heftige Opposition gefaßt machen müsse; denn es befanden sich, wie Ludlow triumphirend berichtet, unter den Gewählten die heftigsten Republi-

solens. Claypole, qui avait épousé une des filles de Cromwell, et Henri, son second fils, étaient deux cavaliers libertins et impies. Richard était un paysan de sa nature, cependant doux et vertueux, mais une situation élevée ne pouvait lui convenir. On ne voyait à la cour du protecteur que péché et vanité, spectacle d'autant plus abominable, que tous ces gens là, n'ayant pas renoncé le nom de dieu, le profanaient sans cesse en l'invoquant en vain.

kaner, ein Bradshaw, Arthur Haslerig, Thomas Scott, Robert Wallop und der Sprecher des langen Parlaments, Lenthal. Als das neue Parlament eröffnet werden sollte, lud Cromwell die Mitglieder desselben in die Westminster-Abtei ein, um daselbst eine Predigt anzuhören. Er selbst fuhr mit königlichem Gepränge und von Garden zu Fuß und zu Pferde umgeben in die Abtei. Dort wurde der Gottesdienst wieder von einem ordinirten Geistlichen und in der alten Weise gehalten. Nach Beendigung desselben begab sich die Versammlung in feierlichem Zuge in den Saal, welcher sonst für die Conferenzen der beiden Häuser bestimmt gewesen war (painted chamber); und hier hielt dann Cromwell eine sehr lange Rede, welche Ludlow langweilig nennt. Diese Rede lautete wie eine Art von Widerruf; denn es wurden in derselben wieder drei Rangstufen (noblemen, gentlemen, common people) unterschieden, über herrschende Anarchie geklagt und eine Unterdrückung des Geistes der Unordnung verheißen. Cromwell schien sich sogar wegen seines Antheiles an der Revolution zu entschuldigen, weil er zu beweisen suchte, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge nicht durch ihn, sondern durch die allmächtige Hand Gottes herbei geführt worden sei. Er drückte seine Freude darüber aus, daß er eine so ganz freie Versammlung um sich sehe, und versprach sogar, sich derselben zu unterwerfen. Aber auch bei dieser Gelegenheit stand die That mit der heuchelnden Rede in Widerspruch. Cromwell schloß nämlich gleich nachher willkürlich viele der erwählten Deputirten von der Theilnahme an den Sitzungen aus, und zwar nicht etwa die royalistisch gesinnten, deren er bedurfte, sondern Republikaner wie Lord Grey von Groby, Wildman, Highland und Andere. Zum Sprecher wurde der Sprecher des langen Parlaments, Lenthal, gewählt. Cromwell erkannte ihn an, weil er, wie Clarendon sagt, aus Erfahrung wußte, daß Lenthal als charakterloser Mensch sich stets in die Umstände füge.

Es zeigte sich bald, daß schon in diesem ersten Parlament des Protectors die Zahl der unabhängigen Mitglieder größer sei, als die der Creaturen Cromwell's. Gleich anfangs wurde die Frage aufgeworfen, ob der, welcher das Parlament oder, wie dieses selbst sich blos nannte, die Versammlung (convention) berufen habe, auch das Recht dazu gehabt habe. Arthur Haslerig stellte sogar den Antrag, das Parlament solle erklären, daß die zahlreichen gerichtlichen

Untersuchungen, welche von Cromwell wegen freimüthiger Reden eingeleitet worden waren, die Redefreiheit im Parlament beschränkten. Dieser Vorschlag ward freilich mit hundertsiebenundachtzig Stimmen gegen hundertunddreißig abgelehnt; dafür wurde aber die Debatte über die Urkunde, auf welche Cromwell sein Recht zu regieren gründete, sehr bedenklich. Cromwell hatte nämlich das sogenannte Regierungs-Instrument dem Parlament zur Annahme vorgelegt, und dieses bestand nicht allein darauf, daß die Urkunde Satz für Satz geprüft werde, sondern die Beredsamkeit der juristischen Deputirten machte auch gleich beim ersten Satze, ob England durch einen Protector oder durch das Parlament regiert werden solle, das republikanische Princip siegreich geltend. Schon in der vierten Sitzung kamen Cromwell's Anhänger so sehr ins Gedränge, daß sie sich nicht anders zu helfen wußten, als dadurch, daß sie die Debatte in die Länge zogen und den Protector zu einem neuen Staatsstreiche aufforderten. Dieser erschien hierauf am frühen Morgen des 12. Septembers mit einem Theile seiner Garden im Parlaments-Gebäude, begab sich in den Conferenz-Saal (painted chamber) ließ die Mitglieder, als sie nach und nach erschienen, dahin bescheiden und redete sie dann auf seine gewöhnliche heuchlerische Weise an. Er hatte diesmal in der That nicht ganz unrecht, wenn er behauptete, daß das Parlament, welches ja aus Royalisten, Republikanern, Presbyterianern und anderen Leuten gemischt war, von denen ein großer Theil im langen Parlament gesessen hatte, nicht mehr Recht zu regieren habe, als er. Die Rede, welche Cromwell bei dieser Gelegenheit hielt, war weder verworren noch langweilig. Er sagte unter Andern: „Der große Gott des Himmels und der Erde wisse, wie viel Kummer und Sorgen es ihm mache, daß er wahrnehmen müsse, in welche heftige Zwistigkeiten und Spaltungen sie gerathen seien. Er wolle sie daher aufmerksam machen, daß sie vermöge derselben Urkunde ein Parlament seien, durch welches er Protector des Reiches geworden sei." Nachher führte Cromwell den Versammelten manches Andere auf ganz freundliche Weise zu Gemüthe; zuletzt zeigte er ihnen aber an, er habe, damit sie sich künftig innerhalb der Schranken ihrer Pflichten hielten, an den Thüren des Parlaments-Gebäudes eine Wache aufgestellt, welche keinen hineinlassen werde, der nicht folgenden Revers (engagement) unterzeichnet habe: „Ich ver-

spreche hierdurch und mache mich verbindlich, treu und anhänglich zu sein dem Lord Protector der Republik England, Irland und Schottland. Da ich nur durch diesen Revers berechtigt werde, im Parlament zu sitzen, so will ich weder selbst vorschlagen, noch einem Anderen beistimmen, welcher vorschlägt, daß die Regierung, die gegenwärtig Einem Manne und Einem Parlamente anvertraut ist, anders eingerichtet werde."

Eine bedeutende Zahl von Parlaments-Gliedern unterzeichnete diesen Revers, die eifrigen Republikaner aber schieden lieber aus. Einer der heftigsten von ihnen, Harrison, ward an jenem Tage verhaftet und ohne Umstände nach Carisbrook auf die Festung gebracht. Die Stimmung des Parlaments war und blieb den Absichten Cromwell's durchaus ungünstig. Im Anfange geschah freilich sehr Vieles, um die neue Verfassung dem Volke als rechtmäßig zu empfehlen, allein immer nur so, daß durch die getroffenen Verfügungen blos für die Sicherheit des Protectors und für die Fortdauer seiner Regierung während seines Lebens gesorgt ward, ohne über das, was nach seinem Tode geschehen solle, eine Bestimmung zu treffen. Man erklärte Cromwell nur auf Lebenszeit zum Protector. Man beschränkte die Zahl der Truppen, welche in England, Schottland und Irland gehalten werden durften, sorgte aber dafür, daß dieselben ihren Sold pünktlich erhielten. Man setzte die Zahl der Kriegsschiffe fest, welche erforderlich seien, um die See zu behaupten. Man votirte für Cromwell eine jährliche Einnahme von zweimalhunderttausend Pfund, mit welcher er nicht nur seine Hofhaltung und die Kosten seines geheimen Rathes, sondern auch die Ausgaben für das Gerichtswesen im Reiche und das auswärtige Amt bestreiten sollte. Neben diesen Bestimmungen schaltete man aber in das Regierungs-Instrument auch einen Artikel ein, vermöge dessen die Rechte des englischen Volkes gesichert wurden, und namentlich von demselben kein Geld erhoben werden durfte, welches nicht vom Parlament bewilligt worden war. Ebenso änderte man die Bestimmung im Regierungs-Instrument, daß, wenn bei Cromwell's Tode das Parlament nicht versammelt sei, der Kriegsrath den neuen Protector erwählen solle, dahin ab, daß der Kriegsrath dann blos für die Berufung eines Parlaments Sorge zu tragen habe. Ein anderer Zusatz zum Regierungs-Instrument deutete ebenfalls auf Mistrauen. Das Parlament erklärte

nämlich, daß es nichts von dem Beschlossenen für verbindlich halten werde, wenn nicht Alles zusammen angenommen werde.

Die Debatten über das Regierungs-Instrument und die Streitigkeiten des Protectors mit dem Parlament nahmen so viele Zeit hinweg, daß manche dringende Geschäfte unerledigt blieben. Der Bruch zwischen dem Parlament und dem Protector trat immer deutlicher hervor. Cromwell war schon längst ganz unzufrieden mit dem Parlament. Er ward es noch mehr, als dieses den von Lambert gestellten Antrag, das Protectorat erblich zu machen, mit zweihundert Stimmen gegen sechszig ablehnte; er wollte aber gern Aufsehen vermeiden und sein eigenes Gesetz, daß das Parlament, erst nachdem es fünf Monate versammelt gewesen sei, aufgelöst werden dürfe, nicht verletzen. Gleichwohl fürchtete er zuletzt, das Parlament möchte einen entschiedenen Schritt gegen ihn thun. Am Ende des Jahres 1654 und im Januar 1655 wurden die Schritte des Parlaments von Tag zu Tag bedenklicher, und Whitelok beweist durch genaue Anführung dessen, was vom 7. bis zum 17. Januar im Parlament verhandelt wurde, daß ein neuer Bruch unvermeidlich geworden war. Da nur noch wenige Tage an den für das Parlament bestimmten fünf Monaten fehlten, so drangen die Rathgeber des Protectors in ihn, diesen Termin abzuwarten; Cromwell war aber durch die vielen Spione und Horcher, die er unterhielt, besser unterrichtet, als seine Freunde, und löste das Parlament am 22. Januar, acht Tage vor Ablauf der fünf Monate, auf.

Cromwell war von dieser Zeit an im Inneren, wo alle alten Ordnungen noch bestanden und innig mit dem Königthum verknüpft waren, ganz ohnmächtig, wenn er nicht offenbare Gewalt anwenden wollte; nach Außen dagegen war er wegen der kräftigen Männer, welche durch die Revolution in die höheren Stellen gekommen waren, wegen seiner eigenen ganz bürgerlichen Einfachheit des Lebens und wegen seiner strengen moralischen (nicht geheuchelten) Grundsätze überall geehrt und geachtet. Was wir jetzt kurz aufzählen werden, ist freilich nicht ihm allein zuzuschreiben, sondern auch seinen lange erprobten, nur nach Verdienst gewählten Rathgebern; er war es aber doch allein, der diese Rathgeber gewählt und dabei, was sich von Bonaparte nicht rühmen läßt, alle üppigen Müßiggänger und Schwätzer der Höfe und alle Verfechter der aristokratischen Vorurtheile fern gehalten hatte.

Was die Regierung angeht, so war Cromwell darin unglücklich, daß er in seiner Familie keinen einzigen Mann hatte, der im Stande gewesen wäre, seine Stelle einzunehmen. Alles, was von ihm selbst abhing, wurde vortrefflich geordnet, mit der einzigen Ausnahme, daß er einem Manne wie Monk wegen seiner ausgezeichneten Talente die wichtigste Stelle gerade deshalb anvertraute, weil er wußte, daß derselbe wegen seines Ehrgeizes und seiner Habsucht zu Allem zu gebrauchen sei. Den Zustand Schottland's schildert uns Burnet auf eine solche Weise, daß man eingestehen muß, daß unter Monk's militärischer Regierung dort mehr Ruhe und Ordnung war, als je vorher. „Nichts, schreibt Burnet, störte mehr die Ordnung im ganzen Umfange von Schottland. Man legte in einige der Bergschlösser Besatzungen; diese wurden aber in strenger Zucht gehalten, und beobachteten so genau die Befehle, die sie von ihren Oberen erhielten, daß nie vor Cromwell's Zeit im Hochlande eine gleiche Ruhe geherrscht hatte. Es lagen etwa sieben- bis achttausend englische Soldaten in Schottland, sie wurden aber gut bezahlt und strenge gehalten. Der Sold dieser Truppen brachte so viel Geld in das arme Land, daß, so lange dieselben dort waren, Wohlstand herrschte. Cromwell baute drei Citadellen, zu Leith, zu Air und zu Inverneß, außer mehreren kleineren Burgen. Die Justiz ward gut verwaltet, dem Laster vorgebeugt oder, wenn es sich irgendwo zeigte, die gebührende Strafe ertheilt. Mit Einem Worte, wir betrachten den Zeitraum von acht Jahren angemaßter Herrschaft als acht Jahre des Friedens und des Wohlstandes. Besonders wohlthätig war es, daß eine Art Vereinigung der drei Reiche in Ein Parlament bestand, und daß Schottland in demselben ebenso repräsentirt war, wie die beiden anderen Reiche."

In Irland dauerten zwar die Unruhen auch unter Cromwell's Schwiegersohn Fleetwood fort; allein dieser war zu sehr Republikaner, um nicht freundlicher und milder zu verfahren, als vorher Cromwell und Ireton verfahren waren. Cromwell schickte nachher seinen jüngeren Sohn Heinrich hinüber, um das Land mit fürstlichem Ansehen zu regieren. Dieser machte sich, gerade weil er roh und locker war, unter den Irländern beliebt, und auch in ihrem Lande ward Frieden. Was England angeht, so wurde Cromwell durch den Widerstand, welchen die von ihm selbst geschaffenen Parlamente ihm entgegenstellten, so heftig erbittert, daß er zum ersten Male

seinen Officieren eine bürgerliche Gewalt anvertraute, die sie dann auf eine solche Art gebrauchten, als wenn England ein erobertes Land wäre. Schon die Rede, mit welcher Cromwell am 22. Januar 1655 dem Parlament seine Entlassung angekündigt hatte, war hart und grob gewesen; die Maßregel, die er zunächst ergriff, war es noch weit mehr. Wir meinen die von ihm befohlene sogenannte Decimation der Royalisten, auf welche wir weiter unten zurückkommen werden. Den Vorwand zu dieser und anderen Härten, welche Cromwell damals übte, gaben ihm nicht allein die verschiedenen revolutionären Parteien, die ihn im Parlament bekämpft hatten, sondern auch die elenden Verschwörungen und Anschläge auf sein Leben, welche von dem Anhange der Stuarts ausgingen und von Karl II. unterstützt wurden. Der Letztere hatte durch sein Unglück und seine Abenteuer anfangs in der öffentlichen Meinung sehr gewonnen; allein seine Lebensweise in Paris, besonders sein stets erneueter Umgang mit der ganz verächtlichen, von ihm selbst zuletzt fortgejagten Dirne Walters, von welcher er einen Sohn, den Herzog von Montmouth, hatte, zeigte ihn als einen jedes großen Gedankens unfähigen Prinzen, während dagegen Cromwell sich in Allem, was er unternahm, als einen der Regierung und Verwaltung eines großen Reiches würdigen Mann bewies. Karl nahm, als man seiner in Frankreich gern entledigt sein wollte, von Mazarin eine monatliche Pension von zwölftausend Livres als Gnadengeschenk an, und hatte dabei einen Hofstaat von Emigranten um sich, deren elende Anschläge und Kabalen unter einander Clarendon uns ganz ausführlich darstellt. Die Anschläge, welche von diesem armseligen Hofe Karl's ausgingen und bald hier, bald dort, besonders in Irland, Aufstände hervorriefen, wurden dem Protector, der seine Spione sehr gut bezahlte, mehrentheils verrathen. Cromwell benutzte dieselben, um die Anhänger des alten Königshauses den Republikanern, die er zuletzt sonst von sich fern hielt, preiszugeben und das Geld, dessen er im Kriege mit Spanien bedurfte, von ihnen zu erheben. Wir übergehen die einzelnen Anschläge, welche von den Royalisten gemacht und, als Cromwell mit Mazarin in Unterhandlung getreten war, von den Spaniern begünstigt wurden. Eine Hauptveranlassung zu Gewaltschritten gab ein Oberst Sirby, welcher, vom Prätendenten empfohlen und von den Spaniern unterstützt, in Irland und Eng-

land eine Anzahl Menschen dadurch unglücklich machte, daß er sie ohne alle Aussicht auf günstigen Erfolg zu den Waffen rief. Cromwell nahm von diesen Verschwörungen und Aufständen Anlaß, um nach Berathung mit seinem Kriegsrathe aus eigener Machtvollkommenheit das Decret zu erlassen: „daß Alle, welche jemals die Waffen für den König getragen oder sich offen für Anhänger des alten Königshauses erklärt hätten, decimirt werden sollten, d. h. daß ihnen der zehnte Theil ihres ererbten Gutes genommen werden solle, um die Lasten zu erleichtern, welche die Republik wegen ihres unruhigen Wesens und Treibens und wegen der von ihnen gegebenen gerechten Ursache zur Eifersucht tragen müsse."

Nicht blos zur Erhebung einer willkürlichen Steuer benutzte Cromwell den Widerstand, den er im Parlament von den Republikanern, außerhalb desselben von den Royalisten erfuhr, sondern auch zur Errichtung einer förmlichen Militär-Herrschaft. Dies that er offenbar sehr ungern, weil dadurch seine ganz republikanischen Stabs-Officiere, die er gern gedemüthigt hätte, aufs neue Einfluß erhielten. Cromwell theilte nämlich England in elf Militär-Divisionen, und setzte über jede derselben einen Generalmajor oder, wie Cromwell's republikanischer Gehülfe sich unwillig ausdrückt, einen Pascha, welcher eine Anzahl Inspectoren der einzelnen Grafschaften unter sich hatte, und bevollmächtigt war, nach Gutdünken die letzte Entscheidung zu geben, sowie Richter und Friedensrichter, ja sogar die Geschworenen zu hofmeistern. Diese Generalmajors waren berechtigt, sich der Güter der Widerspenstigen zu bemächtigen und alle die Dinge durchzusetzen, welche der Protector ihnen künftig noch auftragen würde.

Die ganze Macht einer Nation, welche damals weder von einer Nationalschuld gedrückt, noch von einer verschwenderischen Aristokratie und deren Verwandten, Clienten und Schützlingen als Eigenthum benutzt wurde, noch mit einer Civilliste belastet war, und einen ganz bürgerlich lebenden großen Feldherrn zum Regenten hatte, lag in der Hand eines einzigen Mannes, der sehr fromm redete, aber, wie die gar zu frommen Leute pflegen, dabei ganz rücksichtslos handelte. Dies machte den Protector ebenso nach allen Seiten hin gefürchtet, wie in neuester Zeit den ersten Consul von Frankreich. Er demüthigte nicht nur wie bereits erzählt worden ist (s. S. 224 und S. 239 f.), die Republik der Niederlande, sondern er machte auch in der Ostsee

bei den nordischen Mächten seinen Willen geltend und setzte sogar einem Helden, wie Karl X. von Schweden war, Schranken (s. S. 148., 163 f. u. 175). Ebenso furchtbar zeigte er sich den übrigen Mächten, über deren Verhältniß zu ihm hier noch Einiges angegeben werden muß. Dies geschieht besonders, um deutlich zu machen, wie sehr das stolze englische Volk sich nachher zur Zeit der Restauration durch sein Herabsinken gekränkt fühlen mußte.

Cromwell erhielt nicht allein von allen Seiten her, selbst von dem holsteinischen Herzoge, Geschenke, Ehrenbezeugungen und Seltenheiten, sondern er durfte auch die Schwächeren ungestraft in Contribution setzen. Die Toscaner hatten gegen englische Schiffe Gewalthätigkeiten geübt, und ihr Großherzog hatte dem Prinzen Ruprecht, als dieser mit dem ihm von Karl II. überlassenen Theile der englischen Flotte Seeräuberei trieb, das Einlaufen in seinen Hafen gestattet. Der Protector schickte deshalb den Besieger der holländischen Seehelden, den Admiral Blake, mit einer Flotte in das mittelländische Meer, und dieser zwang nicht blos den Großherzog, den englischen Kaufleuten Genugthuung für das erlittene Unrecht zu geben, sondern er erpreßte auch von ihm noch eine bedeutende Summe Geld. Zugleich nöthigte Blake alle italiänischen Seestaaten und sogar den türkischen Groß-Sultan, dem Protector Aufmerksamkeiten zu erweisen, welche den englischen Königen niemals erwiesen worden waren. Was Cromwell's Verhältniß zum französischen Reiche und zu Spanien betrifft, so war der damalige Beherrscher des Ersteren, der Kardinal Mazarin, in gleichem Grade, wie Cromwell, über den Prätendenten Karl II. erbittert, weil derselbe den Spaniern versprochen hatte, seinen Einfluß auf die aus Royalisten bestehenden irländischen und schottischen Regimenter in französischen Diensten zu gebrauchen, um sie für Spanien zu gewinnen. Mazarin hatte dem Protector die Versicherung ertheilt, daß die Festung Dünkirchen, sobald sie von den Franzosen den Spaniern abgenommen worden sei, an England abgetreten werden würde. Cromwell traf hierauf im Stillen alle Anstalten, um auch seinerseits die Spanier anzugreifen und die Bedrängnisse dieses Staates nicht nur zur Erwerbung von Dünkirchen, sondern zugleich auch zur Wegnahme der spanischen Silberflotten und zu Eroberungen in Amerika benutzen zu können. Er rüstete gleich einem Räuber insgeheim Flotte und Heer aus, hielt seine

Absichten lange Zeit sorgfältig verborgen, und fiel dann unversehens über die Spanier her. Die Admirale Blake und Penn wurden mit Landungstruppen ausgesendet, um Cadiz und Gibraltar anzugreifen und in Amerika Cuba oder, wie es damals noch hieß, Hispaniola und andere Colonieen Spanien's zu erobern. Die Unternehmungen gegen Gibraltar, Cadiz und Cuba scheiterten; dagegen wurden einige mit Schätzen beladene Schiffe gekapert und die Insel Jamaika in Besitz genommen, deren Eroberung man damals nicht der Ausrüstungskosten werth erachtete, welche aber ein Jahrhundert später die Hauptbesitzung der Engländer in Westindien ward.

Durch diese Unternehmungen zu Wasser und zu Land gerieth Cromwell in eine Geldverlegenheit, die ihm sehr drückend ward. Er hatte, da die Zeit, für welche das Parlament ihm die gewöhnlichen Steuern zugestanden hatte, schon längst abgelaufen war, sich genöthigt gesehen, dieselben nach und nach durch seine Generalmajors eintreiben zu lassen. Dadurch waren Widersetzlichkeiten hervorgerufen worden, welche die Aufregung vermehrten und die Lage der Dinge für Cromwell bedenklich machten. Nach dem bekannten früheren Vorgange Hampden's (s. S. 45 f.) hatte ein Herr Wentworth die Landsteuer, ein Kaufmann Coney die Abgabe von der Einfuhr und Ausfuhr verweigert. Beide waren dafür zwar gepfändet und mit Geldbußen belegt worden; sie hatten sich aber an die ordentlichen Gerichte gewandt, und vor diesen hatten dann die Advokaten das Volk um so leichter aufgeregt, da Cromwell ja selbst in seinem Regierungs-Instrument versprochen hatte, daß keine Steuer ohne Bewilligung des Parlaments erhoben werden solle. Cromwell hatte sich damit geholfen, daß er durch einen Machtspruch die gerichtliche Klage niederschlug, die Advokaten, welche dieselbe geführt hatten, in den Tower werfen ließ und die Richter, welche die Klage angenommen hatten, tüchtig schalt. Die Letzteren hatte Cromwell mit folgenden Worten angeredet: „Ihr großen — (hier gebrauchte er einen Ausdruck, den wir nicht wieder geben dürfen), ihr habt euch gar nicht in das, was ich thue, einzumischen. Ich für mein Theil weiß ganz gewiß, daß Alles, was ich thue, für die Sicherheit der Republik (commonwealth) gethan wird. Wer hat euch zu Richtern gemacht? Welches andere Recht habt ihr die Leute zu richten, als das, welches ich euch gegeben habe? Wacht ein wenig besser über das, was

mir vortheilhaft ist! Das allein kann euch aufrecht erhalten. Erlaubt darum den Rechtsgelehrten (lawyers, ein Ausdruck, welcher bei gemeinen Leuten in gewisser Beziehung gleichbedeutend mit Zungendrescher ist) nicht, daß sie vor euch mit einem Geschwätze auftreten, welches ihr gar nicht anhören solltet."

Wie jene Advokaten, so waren auch andere Widerspenstige eingekerkert worden; doch widerfuhr ihnen allen nichts Härteres. Unter ihnen befand sich auch der Generalmajor Ludlow. Dieser hatte, als Cromwell ihm seine Bestallung abfordern ließ, erklärt, er könne dieselbe, da sie von einem souverainen Parlament ausgefertigt worden sei, auch nur an ein solches zurückgeben. Er wurde, nachdem Cromwell in Bezug auf ihn alle Mittel der Güte und des Drohens erschöpft hatte, in Haft genommen. Der Protector sah zuletzt ein, daß er durch sein barsches, despotisches Benehmen das Übel nur noch ärger mache. Er beschloß deshalb, es noch einmal mit einem Parlament zu versuchen, und schrieb dasselbe auf den 17. September 1656 aus. Die Wahlen für dieses Parlament wurden zu einer Zeit vorgenommen, in welcher Cromwell's Generalmajors noch in voller Thätigkeit waren. Man hätte daher erwarten sollen, daß unter dem militärischen Einflusse derselben alle Wahlen unbedingt zu Gunsten des Protectors ausfallen würden; zu Cromwell's Schrecken wurden aber nur in Schottland und Irland diejenigen gewählt, welche der Kriegsrath unter der Hand empfohlen hatte; in England dagegen ward gerade durch jene Wahlen aller Welt kund, daß Cromwell's und seiner Generale Ansehen nicht maßgebend sei. Dieses Resultat der Wahlen in England war um so mehr bedenklich, da dieselben keineswegs frei gewesen waren. Man hatte manche Republikaner, damit sie nicht wählbar seien, in einen Kriminal-Proceß verwickelt; man hatte ferner schon im Regierungs-Instrument alle Cavaliere und Katholiken, die sich der Sache des Parlaments nicht angenommen hatten, des Wahlrechtes für verlustig erklärt; man hatte die gesammte im Land befindliche Militärmacht und den ganzen Einfluß der Regierung bei den Wahlen angewendet; man hatte endlich die Verbreiter einer Flugschrift verhaftet, in welcher die Wähler dringend ermahnt wurden, jetzt, wo vielleicht zum letzten Male sich eine Gelegenheit zur Rettung der Freiheit darbiete, nur erprobte Republikaner zu wählen. Nichtsdestoweniger fielen in den meisten

Grafschaften Cromwell's Kandidaten durch. Um von dem neuen Parlament wenigstens die Anerkennung der Rechtmäßigkeit seiner Herrschaft zu erlangen, nahm Cromwell noch einmal zu einem militärischen Gewaltstreich seine Zuflucht. Er verordnete, daß das Verzeichniß der Gewählten den Kriegsräthen vorgelegt werden solle, und befahl den Generalmajors, genaue Nachforschungen über die politischen und religiösen Grundsätze der Gewählten anzustellen und die so geprüften Listen an den Protector einzusenden. Durch diesen wurden dann etwa hundert der Gewählten ausgestrichen.

Bei der Eröffnung des neuen Parlaments (17. September 1656) wurden ebenso, wie bei der des vorigen, die Mitglieder im Conferenz-Saal durch den Protector auf seine gewöhnliche Weise angeredet. Auch waren wieder Soldaten der Garde am Eingange des Hauses aufgestellt. Diese Soldaten mußten alle diejenigen Deputirten, welche das vom vorigen Parlament bestrittene Document der Anerkennung des Protectors nicht unterzeichnen wollten, vom Eintritte ins Parlament abhalten. Cromwell's Rede im Conferenz-Saal war, wie gewöhnlich, sehr langweilig; doch kann man nicht leugnen, daß er mit einer ihm eigenen Kunst die Spanier und Karl Stuart einflocht, um von einem republikanischen Parlament die gewünschten Subsidien zu erhalten. Am Schlusse erläuterte er den fünfundachtzigsten Psalm, und machte von einer jüdischen Terminologie einen Gebrauch, der uns, obgleich dies jetzt auch in Deutschland wieder Mode wird, sehr anstößig scheint. „Wenn, sagte er, der Pabst, die Spanier und der Teufel mit seinem ganzen Anhange wider uns sind und gleich einem Bienenschwarm uns einschließen, so werden wir ihnen doch im Namen des Herrn Trotz bieten. Der Herr der Heerschaaren ist mit uns, der Gott Jakob's ist unsere Zuflucht."

Die ausgeschlossenen Mitglieder protestirten vermittelst einer sehr kühnen Berufung ans Volk; das Einzige aber, was sie dadurch ausrichteten, war die für jedermann klarer werdende Gewißheit, daß der Protector sich weder auf die Stimmung des Volkes, noch auf die des Parlaments werde stützen können, ja, daß er sogar seine alten Freunde im Heere nach und nach von ihren Stellen und aus dem Heere werde entfernen müssen. Im Anfange schien es, als wenn sich das zweite Parlament wirklich folgsam gegen seinen Schöpfer beweisen wolle. Das Haus sprach aus, daß der Krieg mit Spanien gerecht und vortheilhaft sei. Es erklärte ferner

alle Ansprüche Karl Stuart's und seiner Familie an die Regierung von England für nichtig, und legte jedem Engländer die Verpflichtung auf, dies zu unterschreiben. Einigen Widerspruch erfuhr ein anderes Gesetz, vermöge dessen es für Hochverrath erklärt wurde, wenn jemand einen Anschlag auf das Leben Cromwell's mache. Mehrere andere Parlaments-Beschlüsse gewährten dem Protector einen größeren Betrag von Steuern, als je dem Könige gewährt worden war. Sogar die Steuer von der Einfuhr und Ausfuhr ward dem Protector auf Lebenszeit zugestanden. Über die Art der zu erhebenden Steuern ward freilich zu Cromwell's Verdruß lange gestritten; er erhielt aber doch große Summen. Dabei wurde gerade so verfahren, als wenn Cromwell ganz in die Rechte der alten Könige eingetreten wäre. Alle jene Parlaments-Acten wurden nämlich Sr. Hoheit, wie man Cromwell anredete, feierlich überreicht und von ihm bestätigt. Die Art, wie er dies als sein Recht in Anspruch nahm, war sonderbar genug; wir theilen deshalb unten seine eigenen Worte mit *).

Trotz aller jener Beschlüsse des Parlaments hätte Cromwell doch gern nach den alten Gesetzen und unter einem Titel regiert, an welchen die Nation von jeher gewohnt war. Ebenso hätte er auch gern den Generalmajors die Gewalt entzogen, die sie auf empörende Weise zu misbrauchen begannen. Er bemühte sich daher, den Königstitel zu erhalten. Um diesen zu erlangen, suchte er zunächst das Parlament zu überzeugen, daß es besser sei, sich einen gesetzmäßigen König und eine bürgerliche Obrigkeit gefallen zu lassen, als eine Anzahl militärischer Pascha's zu dulden, deren Verachtung des Parlaments so weit ging, daß, als man in Betreff der Misbräuche ihrer Amtsthätigkeit im Parlament den Vorschlag machte, für das Geschehene Vergessenheit zu gewähren und nur allen künftigen Misbräuchen vorzubeugen, einer der anwesenden Generalmajors laut ausrief: das würden sie ihnen gar nicht Dank wissen; denn so lange sie ihre Degen an der Seite hätten, wären sie im Stande, sich selbst zu schützen und sich Straflosigkeit zu verschaffen. Dies rief von Seiten der Juristen im Parlament einen Antrag auf Abschaffung der Militär-Gewalt hervor, zugleich aber auch von der anderen Seite

*) Er sagte: That it had been the custom of the chief governors, to acknowledge to the care and kindness of the commons on such occasions, so he did very heartily and thankfully acknowledge theirs.

her den Vorschlag, daß das Parlament das Regierungs-Instrument und die den Generalmajors ertheilten Rechte bestätigen solle. Das Erstere wurde ohne Schwierigkeit angenommen; das Andere aber fand heftigen Widerstand, und wenn wir Ludlow Glauben schenken, so gab bei dieser Gelegenheit Cromwell selbst seine Creaturen, die Generalmajors, auf. Sein Schwiegersohn Claypole erklärte nämlich damals, daß die Befugniß der Generalmajors sich nicht mit den englischen Gesetzen vereinigen lasse, und man glaubte, dieser Ausspruch sei ihm von Cromwell eingegeben worden. In dieser Meinung wurde man bestärkt, als ein anderer Verwandter des Protectors, Harry Cromwell, sich ebenfalls heftig gegen die Oligarchie der Generalmajors aussprach. Jedermann hatte gemeint, daß Cromwell dies dem Letzteren sehr übel nehmen werde; es geschah aber gerade das Gegentheil. Als nämlich Harry noch an demselben Abend dem Protector den Vorfall berichtete, überreichte dieser ihm seinen prächtigen Scharlachmantel und seine Handschuhe, und Harry erschien mit Beiden bekleidet am folgenden Tage im Parlament. Ehe der Protector zur Aufhebung der militärischen Herrschaft schritt, ließ er einen Versuch machen, wie das Parlament den Vorschlag, ihn zum Könige zu ernennen, aufnehmen werde. Auch dies geschah von einem Manne, der sich gefallen ließ, daß der Protector, sobald die Unmöglichkeit, die Sache durchzusetzen, klar geworden war, sich stellte, als wenn er keinen Antheil an der Sache habe, und sogar sehr aufgebracht darüber sei. Der Antrag, Cromwell zum Könige zu ernennen, wurde von dem Obersten William Jephson, einem irländischen Deputirten, gestellt. Er wurde verworfen, weil, abgesehen von allem Anderen, dieser Mann zu wenig Anhang hatte, um ihn durchzusetzen. Cromwell spielte auch bei dieser Gelegenheit eine politische Komödie. Er sagte nämlich bei Tische zu dem Obersten Jephson, er begreife nicht, wie er dazu gekommen sei, jenen Vorschlag zu machen, und der Oberst, dem doch Cromwell selbst die Sache eingegeben hatte, antwortete ausweichend. Gleich darauf aber klopfte Cromwell demselben Manne, obgleich er ihn nach seiner nicht gerade feinen Art zu scherzen einen Thoren nannte, freundlich auf die Schulter, und verlieh dem Sohne desselben eine Compagnie. Die Generalmajors sahen sich schon im Januar 1657 von Cromwell ganz aufgegeben. Als nämlich damals aufs neue der Vorschlag ge-

macht wurde, ihre Anstellung und ihr Verfahren durch ein Gesetz für rechtmäßig zu erklären, konnte derselbe, weil der Protector ihn misbilligte, nicht durchgesetzt werden. Die Generalmajors dankten daher schon im Februar freiwillig ab, um sich nicht unzähligen Processen wegen der von ihnen geübten militärischen Gewalt ausgesetzt zu sehen.

Dies geschah um dieselbe Zeit, als ohne Cromwell's Zuthun einige seiner Clienten eine Verschwörung gegen sein Leben benutzten, um das Parlament zu bitten, daß er durch den Königstitel mit einem schützenden Nimbus umgeben werde. Cromwell hatte nämlich schon vorher aus den Debatten über sein Regierungs-Instrument erkannt, daß die in demselben gegebene Verfassung dem Parlament und der Nation nicht genügen könne, und ließ deshalb jetzt durch eine seiner Creaturen, den Deputirten der Altstadt von London, Rathsherr (alderman) Pack, eine andere Verfassung vorschlagen, in welcher von zwei Kammern und einem Könige die Rede war. Dieser Vorschlag war zunächst „gehorsamste Adresse und Vorstellung", nachher „gehorsamste Bitte und Rath" überschrieben und unter Cromwell's Augen verfertigt worden. Er wurde von Pack und zwei anderen Deputirten eifrig vertheidigt. Pack war auch Referent in der Sache, und berieth sich über dieselbe oft mehrere Stunden lang mit Cromwell, mit Lord Broghill, Pierpont, Wolsebey und Thurloe. Schlauer Weise war in dem Vorschlage nur von zwei Kammern und einem Könige die Rede; wer aber König werden solle, war nicht gesagt, sondern man hatte eine Lücke für den Namen gelassen. Die Sache hatte die Generalmajors und den Rest der Republikaner gegen sich, und veranlaßte einen heftigen Sturm im Hause, so daß Pack sogar als Verbrecher vor die Schranken gerufen wurde. Dieser Sturm wurde jedoch bald gestillt. Die Debatte begann, und es ward trotz heftigen Widerspruches ein Artikel nach dem anderen angenommen. Man brachte es sogar dahin, daß die Lücke, welche für den Namen des zu erwählenden Königs gelassen war, mit Cromwell's Namen ausgefüllt wurde, so heftig sich auch Fleetwood dagegen erklärte. Auch die Benennung der beiden Kammern war nicht ausgefüllt gewesen; jetzt setzte man dafür: die Kammer der Gemeinen und die andere Kammer. Die Ernennung der siebenzig Mitglieder dieser anderen Kammer wollte sich anfangs das Parlament vorbehalten; der Protector brachte es aber dahin, daß sie ihm überlassen wurde. Auch die für ihn und

für Heer und Flotte ausgeworfene Summe mußte, da er mit ihrem Betrage nicht zufrieden war, bedeutend erhöht werden.

Von Februar bis Mai 1657 ließ Cromwell sich um die Annahme der Königswürde, die er doch so angelegentlich suchte, heftig bestürmen; Lenthal gebrauchte sogar, um ihn zur Annahme zu bewegen, einen Grund, welcher dem Protector, der jetzt sein eigenes Regierungs-Instrument ein faules Brett nannte, zu jeder anderen Zeit sehr widrig gewesen sein würde. Lenthal behauptete nämlich, Cromwell könne den Königstitel schon aus dem einzigen Grunde nicht ablehnen, weil er ihm vom Parlament angeboten werde, welchem er als dem Souverain nichts abschlagen dürfe. Cromwell war endlich am 6. Mai entschlossen, den Königstitel anzunehmen, wagte es aber doch nicht, bis er seinen Schwiegersohn, den Generallieutenant Fleetwood, an dessen Stelle er seinen Sohn Heinrich nach Irland geschickt hatte, und seinen Schwager, den Oberst Desborough, darüber gehört hätte. Er bat sich daher bei dem Letzteren auf den folgenden Tag zu Tische, und nahm seinen Schwiegersohn Fleetwood mit sich. Von der Unterredung, welche er mit diesen beiden Männern hatte, berichtet uns Ludlow, welcher, wie er sagt, seine Nachricht von Desborough selbst hatte. Die genannten beiden Männer hätten, sagt Ludlow, dem Protector gezeigt, daß er die Sache falsch ansehe, weil er nicht Alles wisse. Er irre sich nämlich, wenn er glaube, daß die Leute, welche ihm den Gedanken König zu werden eingegeben hätten, Karl Stuart's Feinde wären; dies sei keineswegs der Fall; wenn er also das, was jene Leute ihm angeboten hätten, annehme, so werde er unfehlbar sich und seine Freunde ins Verderben stürzen. Nichts destoweniger ließ Cromwell das Parlament in den Conferenz-Saal entbieten; er begegnete aber zufällig dem Oberst Desborough, dem er seinen Vorsatz kund that, und dieser sagte ihm: er halte dann die Sache der Familie Cromwell für gänzlich verloren; er selbst sei zwar entschlossen, nie gegen ihn zu handeln, allein er werde auch nie etwas für ihn thun. Zu Hause fand Desborough unmittelbar nachher jenen Pride, welcher einst für Cromwell das lange Parlament gelichtet hatte (s. S. 122.); und als er diesem ankündigte, was Cromwell thun wolle, erwiderte Pride: „Das wird er nicht thun; laß mir eine Petition aufsetzen, und ich will es schon machen.“ Die Petition ward vom Doctor Owen aufgesetzt; ehe sie

aber noch fertig war, änderte Cromwell seinen Entschluß. Er hatte erfahren, daß Lambert und viele andere angesehene Officiere über das, was er vorhabe, unzufrieden seien; er ließ daher vorerst die Versammlung im Conferenz-Saale abbestellen und das Parlament ersuchen, einen Ausschuß zu ernennen und eine Deputation an ihn zu schicken, mit welcher er über die Sache berathschlagen könne. Ein Misverständniß veranlaßte, daß der Deputation kein specieller Auftrag gegeben wurde, daß also auch keine Berathschlagung Statt fand.

Als einen Tag später das Parlament die Sache wieder vornahm, erschien eine Anzahl Officiere und ließ den Oberst Desborough herausrufen, weil sie im Auftrage des Heeres eine Petition übergeben wolle. Desborough, welcher wohl wußte, daß diese Petition der auf seine Veranlassung von Owen verfertigte Aufsatz sei, nahm dieselbe nicht ab, sondern erklärte im Parlament, die Officiere wünschten eine Vorstellung zu überreichen. Dies ward augenblicklich zugestanden, weil man glaubte, die Petition enthalte die Bitte, daß Cromwell zum Könige ausgerufen werden möge. Die gegen Cromwell's Ernennung zum Könige gerichtete Petition, welche hierauf im Parlament ganz vorgelesen wurde, war für dieses und für Cromwell ein Blitzstrahl, weil die Zahl der Officiere, welche sie unterschrieben hatten oder im Parlamente sitzend ihren Inhalt billigten, mehr als die Hälfte der in den umliegenden Gegenden befindlichen betrug. Cromwell ließ sogleich den Generallieutenant Fleetwood rufen, und machte ihm Vorwürfe, daß er es mit der Petition so weit habe kommen lassen, da ihm ja recht gut bekannt sei, daß er ohne die Zustimmung des Heeres die Krone nie annehmen werde. Zugleich forderte Cromwell ihn auf, in das Parlament zurückzukehren und zu verhindern, daß dieses weitere Schritte thue. Fleetwood erklärte dann der Versammlung, sie brauche die Vorstellung der Officiere nicht in weitere Erwägung zu ziehen, und möge die Berathung über sie aufschieben, bis der Protector selbst sich ausgesprochen habe, ob er das Anerbieten überhaupt billige. Cromwell ließ hierauf das Parlament nicht in den Conferenz-Saal rufen, in welchem er sonst seine Reden zu halten und die Parlaments-Beschlüsse zu bestätigen pflegte, sondern in den großen Ballsaal von Whitehall. Hier erklärte er nach seiner Weise, wie wenn er selbst nie an das Königthum gedacht hätte, daß weder die Debatte des Hauses, noch sein eigenes Nachdenken,

noch das Zureden des Ausschusses und der Deputation ihn überzeugt hätten, daß er den Königstitel annehmen dürfe. „Darum", setzte er nach einer frommen Wendung über Glauben und Sünde hinzu, „kann ich die Regierung unter dem Titel König nicht übernehmen, und dies ist mein Bescheid in dieser großen und wichtigen Angelegenheit." Er erhielt indessen dafür vom Parlament alles Andere, was er wünschen konnte.

Die neue Verfassung, welche Cromwell hatte verfertigen und durch Pack einreichen lassen, wurde im Mai 1657 mit ganz unbedeutenden Änderungen angenommen. Nach ihr sollte dem Protector wie einem Könige förmlich gehuldigt werden. Er sollte ferner seinen Nachfolger im Protectorat selbst ernennen. Es ward ihm außerdem für Flotte und Heer, für seinen Haushalt, für seine Hof- und Staatsdiener eine ansehnliche jährliche Summe angewiesen. Man ertheilte ihm endlich noch das Recht, die Mitglieder des neben dem Hause der Gemeinen bestehenden anderen Hauses auf Lebenszeit zu ernennen. Dies sollte während der Vertagung des Parlaments geschehen, und nachher sollte die Liste der vom Protector Ernannten zuerst im Hause der Gemeinen und dann auch in dem anderen Hause geprüft werden. Mit den angegebenen Vortheilen, die man dem Protector gewährte, waren jedoch auch zwei wichtige Beschränkungen verbunden, welche zugleich eine öffentliche Misbilligung seiner früheren Schritte enthielten. Es ward ihm nämlich erstens untersagt, fernerhin irgend jemand vom Parlament auszuschließen und eine Wache am Parlaments-Gebäude aufzustellen, und zweitens sollte er zwischen den Sitzungszeiten des Parlaments nicht mehr eigenmächtig Gesetze geben dürfen.

Nachdem diese neue Verfassung beschlossen worden war, erfolgte am 26. Juni eine Ceremonie, durch welche einem Volke, das dergleichen Dinge nicht entbehren kann, die Freude das Gaffens bei einer Krönung ersetzt werden sollte. In Westminsterhall ward ein Gerüst und ein prächtiger Thronsessel aufgestellt. Auf jenes Gerüst stellte sich der Protector, und hierauf ward er von dem Sprecher und seinen Beigeordneten zuerst mit einem Purpurmantel bekleidet, welcher mit Hermelin eingefaßt war. Dann überreichte derselbe Sprecher ihm eine mit goldenen Buckeln reich verzierte Bibel, umgürtete ihn mit einem Schwerte, gab ihm ein goldenes Scepter in die Hand, und nahm ihm den Eid ab. Der übrigen Possen und der Rednerei, welche diese Ceremonie begleiteten, erwähnen wir nicht, weil hin-

reichend deutlich gemacht ist, welche Freude jetzt Cromwell den Anhängern der alten Ordnung gewährte. Die große Mehrheit des englischen Volkes, besonders die Besitzer des Grundeigenthums waren nämlich den Neuerungen abgeneigt. Bei dem prächtigen Mahle, welches Cromwell nach seiner feierlichen Einsetzung seinen Anhängern gab, fehlte schon Lambert, welcher von dieser Zeit an in Ungnade war, weil er dem Protector erklärt hatte, daß er, wenn er das Königthum suche, auf die Truppen nicht mehr rechnen könne.

Als das Parlament auf einige Monate vertagt worden war, eilte Cromwell, der sich jetzt Hoheit nannte und als Bundesgenosse Frankreich's durch Blake, welcher gleich darauf starb, einen glücklichen Krieg mit Spanien führen ließ, sein Parlament zu vervollständigen. Er ernannte zweiundsechszig Mitglieder des anderen Hauses, und ertheilte denselben den Titel Lords, drang aber doch nicht durch. Zu jenen Lords gehörten seine beiden Söhne Richard und Heinrich, acht Pairs aus der königlichen Zeit, von welchen aber sechs die Wahl nicht annehmen wollten, einige Officiere, unter ihnen auch die Obersten Hewson und Pride, von denen der eine früher Schuster, der andere Kärcher gewesen war, Lenthal und andere ehemalige Mitglieder des Unterhauses, von welchen jedoch einige vorzogen im Unterhause zu bleiben, sowie endlich einige reiche Leute und Gutsbesitzer. Durch dieses Oberhaus beleidigte der Protector seine Anhänger, ohne, wie er gehofft hatte, die Freunde des Alten zu gewinnen.

Auf den Januar 1658 berief Cromwell das neue Parlament. Bei der Eröffnung desselben wurden die in der königlichen Zeit gebräuchlichen Formen und Formeln angewendet. Die Mitglieder des Hauses der Gemeinen wurden vom Thürhüter des schwarzen Stabes in das Oberhaus gerufen, wo Se. Hoheit der Protector unter einem Baldachin königlich thronte. Auch Cromwell's Anrede an die beiden Kammern lautete wie früher die königliche: „Meine Lords und meine edelen Herren vom Hause der Gemeinen." Am Schlusse der Rede erklärte Cromwell dem Parlament den fünfundachtzigsten Psalm. In Betreff der Geschäfte aber wies er die Versammlung an den Siegelbewahrer. Er gerieth gleich anfangs mit dem Parlament in Streit, weil dieses die von ihm in der vorigen Sitzung willkürlich ausgeschlossenen hundert Mitglieder, nachdem dieselben den geforderten Eid geleistet hatten, wieder in seinen

Schoß aufnahm. Einige von diesen, besonders Haslerig und Scott, weigerten sich, das andere Haus als Pairs-Kammer anzuerkennen, bestritten sogar die dem Protector von einem nicht vollständigen Hause zuerkannten Rechte, und rissen die Mehrheit mit sich fort. Während des Monats Januar sah Cromwell dem Sturme in den Kammern ruhig zu; dann entschloß er sich aber, wiewohl höchst ungern, wieder zu einer gewaltsamen Auflösung der Versammlung, weil er wußte oder doch fürchtete, daß die Republikaner im Parlament sich mit den Unzufriedenen im Heere in Verbindung gesetzt hätten. Auf diesen Gedanken eines neuen Staatsstreiches kam er so plötzlich, daß er, als er am 4. Februar 1658 ihn ausführte, nicht einmal seinen Wagen und seine Garde abwartete, sondern sich in einen zufällig dastehenden zweispännigen Miethwagen warf und, nachdem er einigen Gardisten zugerufen hatte, ihm zu folgen, nach dem Parlaments-Gebäude fuhr. Hier ließ er Fleetwood herausrufen, theilte ihm mit, daß er das Parlament wieder auflösen wolle, und führte dies dann, ohne auf Fleetwood's dringende Gegenvorstellungen zu achten, sogleich aus. Er ließ die Mitglieder des Unterhauses zu sich in das Oberhaus bescheiden, hielt eine Rede voll frommer Scheltworte und Schimpfreden, und schloß mit dem Ausrufe: „Ich denke, daß es hohe Zeit ist, eueren Sitzungen ein Ende zu machen. Ich löse daher dieses Parlament hiermit auf. Möge Gott zwischen mir und euch richten!" „Amen! Amen!" rief ein Theil der Opposition.

Von diesem Augenblicke an stützte sich Cromwell ganz allein auf sein Heer. Auch waren die Soldaten ihm bis an seinen Tod behülflich, das Vaterland mit gewaltsamer Hand zu regieren. Sie verehrten als Soldaten, die blos um Geld dienten, in Cromwell den Feldherrn, welcher damals England's Kriegsruhm gegen die Spanier geltend machte und Frankreich dahin brachte, daß es ihm Dünkirchen überließ. Im September 1658 raffte der Tod den Protector hinweg. Die Ereignisse, welche nach seinem Tode eintrafen, hängen mit der Geschichte der Restitution der kraftlosen Stuarts, sowie diese wieder mit den Revolutionen in Holland und mit Mazarin's Herrschaft in Frankreich aufs engste zusammen. Wir müssen uns daher jetzt zunächst der holländischen und der französischen Geschichte zuwenden.

IX. Niederländische Geschichte von dem 1609 geschlossenen Waffenstillstande an bis zum Tode Wilhelm's II. von Oranien (1650).

1. Entstehung des Streites und der Parteiung der Remonstranten und Contra-Remonstranten.

Die sieben vereinigten Provinzen der Niederlande, welche seit ihrem Abfalle von Spanien eine Republik bildeten, hatten 1609, unter der Leitung des Prinzen Moritz von Oranien und durch die Bemühungen der französischen Regierung, von Spanien eine sehr auf Schrauben gestellte Anerkennung ihrer Unabhängigkeit und einen Waffenstillstand auf zwölf Jahre erhalten (s. Th. XIV., S. 34). Von diesem Augenblicke an ward die neue Republik eine Hauptmacht von Europa. Sie war jedoch dabei ein zugleich sehr reicher und sehr armer Staat. Die neue Republik hatte nämlich in dem langen Kriege mit Spanien als Staat große Schulden auf sich geladen, während dagegen die Bürger selbst durch Industrie, Handel, Schifffahrt, Mäßigkeit und Sparsamkeit das reichste Volk in Europa geworden waren. Diesen kamen auch die schweren Abgaben, die sie zur Verzinsung der Staatsschuld zahlen mußten, wieder zu Gute, weil damals nur die Bewohner der sieben vereinigten Provinzen der Niederlande oder, wie man nach ihrer Haupt-Provinz sie zu nennen pflegt, die Holländer im Stande waren, ungeheuere Summen den eigenen und fremden Staaten, darzuleihen. Dagegen litt die holländische Republik seit ihrer ersten Entstehung an einem unheilbaren Übel. Dieses bestand darin, daß sowohl in den einzelnen Provinzen, als in der Gesammt-Republik oder den Generalstaaten ewige Reibungen und Streitigkeiten unvermeidlich waren, weil die fürstlichen Rechte, welche das Haus Oranien über ganze Grafschaften,

Marquisate und Herzogthümer des Landes theils erblich besaß, theils von den Staaten selbst erhalten hatte, sich mit den aristokratischen Rechten und Ansprüchen der Generalstaaten und der einzelnen Provinzen nicht vereinigen ließen. Im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts kam sogar noch eine religiöse Spaltung hinzu, die man am wenigsten in einem Lande hätte erwarten sollen, in welchem die allerverschiedensten Secten nicht blos neben einander bestanden und geduldet wurden, sondern auch ihre abweichenden Meinungen mündlich und schriftlich verbreiten durften.

Dieser religiösen Spaltung müssen wir hier zunächst darum gedenken, weil die oranische oder statthalterische Partei sich auf sehr künstliche Weise der ausgebrochenen theologischen Streitigkeiten bediente, um die Aristokraten und Republikaner durch fanatische Geistliche dem Volke als teuflische Ketzer verdächtig machen zu lassen, und die edelsten, gelehrtesten Männer, wie in Sachsen längst geschehen war (s. Th. XIV. S. 51 und 53 f.), wegen ihrer theologischen Meinungen grausam zu verfolgen. In das Innere theologischer Zänkereien über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, über das Verhältniß der drei Personen in Gott zu einander, über die Schöpfung aus Nichts oder, worüber in den Niederlanden auf den Kanzeln getobt ward, über das Verhältniß der göttlichen Vorherbestimmung zur menschlichen Willensfreiheit näher einzugehen, ist für unseren Zweck nicht erforderlich; wir bleiben daher beim Äußeren stehen. Zwei Professoren der Theologie zu Leiden, welche zugleich Geistliche waren, veranlaßten durch ihren höllischen Eifer in der Bewachung des himmlischen Zion, wie sie es bauen wollten, nicht blos einen Brand, der in Holland, England und der Schweiz unsägliche Verheerungen anrichtete, sondern sie bewirkten auch, daß die bis dahin ganz freie reformirte Kirche ebenso, wie im vorhergehenden Jahrhundert die Lutherische in Deutschland, neben der Bibel, der bisherigen einzigen Richtschnur des Glaubens, an spitzfindige Lehren zänkischer Theologen gefesselt wurde.

Die beiden gelehrten reformirten Theologen, welche im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in Holland denselben Lärm erregten, den die Lutherischen Zeloten der Wittenberger und Tübinger Schulen am Ende des sechszehnten in Deutschland erregt hatten, waren Gomarus und Hermanns oder, wie er gewöhnlich genannt wird,

Arminius. Der Erstere war aus den Schulen der finsteren deutschen Theologie oder der erneuerten deutschen Scholastik hervorgegangen; der Andere war ein in jeder Rücksicht gebildeter und in die Studien, welche damals in Holland blühten, eingeweihter Mann. Arminius war zu Oudenarde an der Yssel, Gomarus zu Brügge geboren; Beide aber hatten, ehe sie in Leiden auftraten, nicht blos auf den meisten reformirten Universitäten Deutschland's, sondern auch in Genf und in England gelehrt. Um zu begreifen, wie diese beiden Professoren das ganze phlegmatische Volk der Niederländer in eine Bewegung bringen konnten, welche kaum unter Franzosen und Italiänern erklärlich wäre, muß man wissen, daß die fleißigen, eingezogen und sparsam lebenden Holländer ihre Bibel und die Theologie sehr eifrig studirten, und ihre Pfarrer (dominees) sowie deren Predigten mit eben der Wichtigkeit betrachteten und anhörten, als die Italiäner ihre Sänger. Das holländische Volk wurde daher auch in große Verlegenheit gebracht, als in Leiden zwei Schulen entstanden, welche über Theologie ganz entgegengesetzte Grundsätze hatten und einander verketzerten. Da nämlich die Kirche in den Niederlanden ebenso besucht wurde, wie später das Theater, so war es ein wahres Unglück für die frommen Familien, daß die Prediger anfingen, ganz entgegengesetzte Lehren über Sätze vorzubringen, an welche der gute Holländer seine Seligkeit knüpfte, und über die er Tag und Nacht grübelte, ohne ein Licht zu finden. Es war oft der Fall, daß in einer und derselben Kirche ein Prediger am Morgen den Gläubigen mit der Hölle drohte, wenn sie dasjenige für wahr hielten, was sein College am Nachmittage als allein seligmachende Wahrheit dem Gedächtnisse einzuprägen empfahl. Dem damals sehr frommen, jeder Zerstreuung abgeneigten, häuslich und mäßig lebenden Holländer und seiner ganzen Familie war dieser Streit unerträglich, weil er bei dem besten Willen in Gefahr war, seine Seele dem unrechten Pastor anzuvertrauen. Das Volk gerieth daher durch die Zänkerei der Theologen in heftige Bewegung. Die Streitpunkte selbst waren leider solche, welche von Christus und seinen Aposteln absichtlich im Dunkel gelassen wurden, weil sie der menschlichen Forschung niemals erreichbar geworden sind, obgleich man sich mit ihrer Erforschung seit Zoroaster und Buddha unsäglich gequält hat. Die beiden Professoren stritten über den Rathschluß Gottes,

welcher doch nach der Schrift ewig dunkel sein wird, über die Vorherbestimmung des Menschen zum Glück oder zum Unglück, über die göttliche Gnade und ihre Eigenschaften, die man empfinden, aber nicht erklären kann, über die Erbsünde, über den freien Willen und dergleichen mehr, wie einst die Byzantiner über die Gottheit Christi, über die Naturen in ihm und über seinen einfachen oder doppelten Willen.

Gomarus hatte in Leiden schon längere Zeit die von Calvinus mit unerbittlicher Strenge aufgestellten Grundsätze über die so eben erwähnten Lehren vorgetragen, als 1603 der Streit dadurch begann, daß Arminius sich in Leiden einen Anhang bildete, indem er jenen Grundsätzen mildere entgegensetzte, welche Gomarus Seelen-verderbend schalt und als Pelagianismus (s. Th. IV., S. 589), ja als Papismus verschrie und verschreien ließ. Die Sache kam schon zu Lebzeiten des Arminius, welcher 1609 starb, dahin, daß die Staaten von Holland oder mit anderen Worten die souveraine Regierung dieser Provinz sich in den Streit einmischen mußten, obgleich der große und weise Groß-Pensionarius der Republik oder, wie wir sagen würden, ihr Kanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Oldebarneveld, durchaus keine Bedeutung auf dieses Schul- und Kanzel-Gezänke legte. Oldebarneveld erklärte den zankenden Professoren geradezu, er halte dafür, daß dieser Streit die Grundlehren des Christenthums gar nicht berühre. Dies erbitterte den groben Gomarus heftig. Er bat um die Erlaubniß antworten zu dürfen, und sagte dann dem Minister, er seines Theiles getraue sich nicht, mit Behauptung solcher Lehren, wie diejenigen seines anwesenden Collegen wären, vor Gottes Angesicht zu erscheinen. Die Staaten der Provinz Holland suchten den Streit auf freundliche Art auszugleichen; sie machten aber dadurch die Sache nur noch ärger, da sich seit dieser Zeit die geistlichen Herren erst recht wichtig zu fühlen begannen, ihre Sache an die Generalstaaten brachten und förmliche Secten bildeten. Da Arminius die freiere Lehre vertheidigte und den Heidelberger Katechismus nicht, wie in Deutschland geschah, als Glaubensnorm oder symbolisches Buch anerkennen wollte, so neigten sich Oldebarneveld, der furchtbarste Gegner des nach monarchischem Ansehen strebenden Hauses Nassau-Oranien, sowie Hugo Grotius und andere Gegner des Hauses Nassau-Oranien mehr auf seine

Seite; die Anhänger des Prinzen Moritz von Oranien dagegen waren für den strengsten Calvinismus. Doch muß man zu Gomarus Ehren eingestehen, daß er und die Seinigen nicht, wie die Orthodoxen unserer Zeit zu thun geneigt sind, auf gut byzantinisch jeden Menschen, der nicht in ihren Zelotismus einstimmte, mit polizeilicher Gewalt in ihre Kirchen treiben lassen wollten, sondern daß sie sich vielmehr jede Einmischung der weltlichen Obrigkeit in geistliche Dinge verbaten. Die Generalstaaten ließen die Streitenden vor sich disputiren, und zwar das erste Mal Gomarus und Arminius allein mit einander, das zweite Mal aber jeden von ihnen in Begleitung einiger Mitkämpfer.

Fast überall hatten die Gomaristen die Menge und die polternden Prediger für sich, die Arminianer dagegen die wenigen Verständigen. Fast überall wurden Verfolgungen und Absetzungen von Pfarrern verfügt, und da der Statthalter, um seine Anhänger in die Magistrate zu bringen, die strengere Partei begünstigte, so wurden auch diese gewechselt. Im Jahre 1609 ward die Spaltung noch ärger; denn als damals Arminius gestorben war, wollten die Curatoren der Universität Leiden Konrad Vorstius aus Steinfurt an seine Stelle berufen, obgleich man demselben nicht blos Pelagianismus, sondern sogar Socinianismus Schuld gab. In den Generalstaaten, vor denen Arminius noch im letzten Jahre seines Lebens disputirt hatte, war der Einfluß des Prinzen Moritz von Oranien stark und die Zahl der Arminianer klein; in den Staaten von Holland dagegen, wo Oldebarneveld und Hugo Grotius viel vermochten, hofften die Arminianer Duldung zu finden. Sie faßten im Jahre 1610 den Inbegriff ihrer Lehre in fünf Sätze, und überreichten diese in einer sogenannten Remonstration, in welcher sie um Schutz oder wenigstens um eine gesetzliche und freie Synode baten, den Staaten von Holland. Seit dieser Zeit bezeichnete man sie mit dem Namen Remonstranten. Ihre Gegner reichten darauf ebenfalls eine Schrift ein, in welcher sie jene fünf Sätze zu widerlegen suchten; sie erhielten davon nachher den Namen Contra-Remonstranten. Die Staaten forderten Schweigen und Duldung; das Volk tobte aber immer ärger, und Gomarus fuhr fort, das Feuer zu schüren. Das Volk gerieth zuletzt in eine solche Wuth, daß die Staaten befürchten mußten, durch die Bestätigung der Wahl des Konrad Vorstius neue Unruhen

zu veranlassen. Sie ließen daher diesen in Leiden nicht zu, und verboten den Predigern, in der Kirche über die fünf Punkte zu streiten; auf den Kathedern dagegen ward dies gestattet. Die Arminianer sahen sich endlich sogar in der Provinz Holland genöthigt, besondere Prediger zu halten, oder mit anderen Worten eine Secte zu bilden. Das Volk aber begann überall, die arminianischen Prediger zu insultiren und ihre Gemeinden zu stören und zu verfolgen.

Wir brechen die Geschichte der Zänkerei, welche damals nicht nur die Regierung der niederländischen Republik, sondern auch alle Stände und Klassen in derselben beschäftigte und theilte, hier vorerst ab, um hervor zu heben, auf welche Weise diese Zänkerei gegen den Wunsch des republikanischen Theiles der Regierung eine politische Angelegenheit ward, seitdem Prinz Moritz rathsam gefunden hatte, sie dazu zu machen.

2. Moritz von Oranien und seine Gegner bis zum Schlusse des Dordrechter Concilium's.

Prinz Moritz hatte dem Groß-Pensionarius Oldebarneveld viel zu verdanken. Dieser war es gewesen, der ihn seit seinem siebenzehnten Jahre bei den Generalstaaten stets unterstützt und dieselben bewogen hatte, ihm das gleiche Zutrauen zu schenken, das sie seinem Vater Wilhelm I. geschenkt hatten. Er hatte ihn ferner durch seinen Rath zu der Zeit geleitet, als Moritz zwar den Titel eines Generalstatthalters und General-Kapitains schon erhalten hatte, der englische Graf Leicester aber alle eigentliche Gewalt an sich gerissen hatte (s. Th. XIII. S. 255 ff.). Moritz zeigte im Kabinet wie im Felde große Talente (s. Th. XIII., S. 259 ff.); er wußte die Soldaten und Seeleute für sich zu begeistern und zu gewinnen; er verstand es, durch Freundlichkeit und Vertraulichkeit die niederen Stände zu bezaubern. Unglücklicher Weise überschätzte aber Moritz, wie große Männer zu thun pflegen, seine Verdienste; er schrieb daher Alles, was er der Zeit, den Umständen und den durch diese gebildeten Männern verdankte, sich allein zu, und wollte endlich nur unbedingt gehorchende, nicht selbstständige Theilhaber der Gewalt um sich sehen, weil er seine Größe blos seinen militärischen Fähigkeiten verdankte, an strengen Gehorsam gewöhnt war und, wie die

meisten tüchtigen Feldherren, jeden, der nicht unbedingt gehorchte, für einen Feind des Staates hielt. Endlich hatte er auch noch eine herrschsüchtige Französin zur Gemahlin. Mit seinem ganzen Wesen und Streben war die Aristokratie des Landes, welche schon seinem Vater oft entgegen getreten war, um so unzufriedener, je klassisch gebildeter in jenen Zeiten die Redner derselben waren. Männer wie Hugo Grotius und Oldebarneveld eiferten daher nicht blos gegen den übermäßigen Einfluß des Hauses Nassau-Oranien, sondern auch gegen die Obergewalt der Generalstaaten, in welchen dieses Haus mehrentheils die Stimmen für sich hatte, und behaupteten, daß die Staaten jeder einzelnen Provinz innerhalb derselben souverain seien. Aus allen diesen Umständen wird man es sich erklären müssen, daß Moritz daran denken konnte, die edelsten Männer, welche in Staatsgeschäften und in jeder Art von Wissenschaft gleich tüchtig waren, durch den unwissenden und deshalb auch blindgläubigen Pöbel zu verderben. Die rohe Masse des Volkes, die Weiber, die herrschsüchtigen Pfaffen und Kanzelschreier waren insgesammt Gomaristen; dagegen gehörten Männer wie Oldebarneveld, Groß-Pensionarius von Holland, Hoogerbeets, Pensionarius von Leiden, Hugo Grotius, Pensionarius von Rotterdam, van der Haen, Pensionarius von Haarlem, van Ledenberg, Staatsschreiber in Utrecht, Uytenbogaert im Haag und andere bedeutende Republikaner zu der Partei der Arminianer.

Moritz selbst bekümmerte sich eigentlich viel weniger, als die genannten wissenschaftlichen Männer, um Philosophie oder um die Spitzfindigkeiten der theologischen Professoren, und war von der Furcht vor der Hölle, welche den Pöbel zu Gomarus trieb, ganz frei; allein er fand in dem theologischen Zwiste ein gutes Mittel, seine Creaturen nach und nach in alle Stellen zu bringen. Er erklärte sich zwar nicht offen gegen die Arminianer; er unterstützte aber unter der Hand ihre Gegner bei allen Wahlen mit seinem Einflusse. Die Stadt-Magistrate, die geistlichen und weltlichen Ämter wurden mit Anhängern der strengen Lehre besetzt. Im Jahre 1615 zeigte Moritz sogar öffentlich, daß er der fanatischen und demokratischen Partei gegen die verständige und aristokratische, aber wenig zahlreiche Partei allenfalls auch militärische Hülfe leisten werde, da fast in allen Städten das Volk und die Magistrate mit

einander in Kampf waren. Er gab nämlich seinen bisherigen Freund und Hofprediger Uytenbogaert auf, und besuchte die Klosterkirche, in welcher ein strenger Calvinist predigte. Von diesem Augenblicke an trat zwischen den gebildeten Aristokraten, welche Arminianer waren, und der Demokratie, die von Moritz begünstigt wurde, ein ganz anderes Verhältniß ein, nachdem der Prinz schon vorher von den Leuten, welche in den Staaten von Holland den größten Einfluß hatten, Widerspruch und Feindseligkeit erfahren hatte.

Um das Folgende etwas verständlicher zu machen, müssen wir hier einige dürftige Notizen über die sehr verwickelten Verfassungsverhältnisse der sieben Provinzen einschieben; eine genauere Darstellung würde zu vielen Raum erfordern. Die sogenannten Generalstaaten, welche im Haag zusammen kamen, bestanden aus den Deputirten aller Provinzen, und bildeten die Gesammt-Regierung, deren erster Beamter der Statthalter war. Die Zahl der Deputirten, welche jede Provinz zu den Generalstaaten abordnete, war unbestimmt; jede Provinz hatte aber, auch wenn sie vierzig oder fünfzig Deputirte schickte, immer nur eine einzige Stimme, und die Entscheidung wurde also stets blos durch sieben Stimmen gegeben. Jede Provinz hatte für sich allein ihre besonderen Staaten oder Stände, sowie jede Stadt, falls sie nicht einem großen Herrn als Erbstück gehörte, ihren freigewählten Magistrat hatte. Jede Provinz konnte Gesetze geben; diese waren aber nur für sie selbst verbindend. Außerdem konnten die Generalstaaten keine Gesetze machen, welche denen der einzelnen Staaten entgegen waren. Da Holland allein mehr als die Hälfte der schweren Steuern bezahlte, welche für die Unterhaltung des Heeres und der Flotte und für die Verzinsung der Staatsschuld erhoben wurde *), und da außerdem der Pensionarius von Holland vermöge seiner Stelle beständiges Mitglied der Generalstaaten war und in der Versammlung derselben zwar keine entscheidende Stimme, wohl aber den Vortrag hatte, so standen sich seit der letzten Zeit Prinz Moritz und Oldebarnevel, der damalige Pensionarius von Holland, einander feindlich entgegen. Übrigens saßen in den Staaten von Holland achtzehn Deputirte der Städte neben nur zehn der Ritter-

*) Im Jahre 1612 trugen zu hundert Gulden Steuern die Provinzen Geldern, Utrecht und Gröningen nur je acht, Over-Yssel und Friesland elf, Seeland neun, Drenthe einen, Holland allein aber achtundfünfzig Gulden bei.

schaft; daher der Eifer beider Parteien, die Stellen der städtischen Magistrate mit den Ihrigen zu besetzen.

Moritz, der sich schon längst Prinz genannt hatte, aber erst nach dem Tode seines Bruders, des Grafen von Büren (s. Th. XIII., S. 11), welcher 1618 starb, den Namen Prinz von Oranien annahm, hatte seit dem Waffenstillstande einen Kampf mit Oldebarneveld gehabt. Er hatte nämlich damals den Vorschlag gemacht, daß die Staaten nur über Krieg und Frieden Beschlüsse fassen, alle anderen Angelegenheiten aber einem unter seinem Vorsitze zu errichtenden Staatsrathe überlassen sollten. Dies hatte Oldebarneveld hintertrieben. Oldebarneveld war es auch gewesen, welcher bewirkt hatte, daß 1609 Gomarus und Arminius, jeder von vier Geistlichen unterstützt, in der vollen Versammlung disputirt hatten, was natürlich ohne Erfolg geblieben war. Vorstius, welcher nicht nach Leiden gelangen konnte, und Gomarus, der nach Gröningen gerufen ward, traten freilich in den Hintergrund; dafür thaten sich aber Lübbert und Bogermann mit jener theologischen Derbheit und Zuversicht hervor, welche damals ebenso in Holland, wie jetzt in Deutschland, die Gläubigen auszeichnete. Unter diesen Umständen konnten die beiden Remonstranten Episcopius und Uytenbogaert nicht immer der ihnen eigenen Milde und Sanftmuth gemäß handeln. Ihre Beschützer Oldebarneveld und Hugo Grotius wurden daher dem Volke immer mehr als arge Ketzer verhaßt, besonders als auch die zweite Disputation, welche auf ihren Betrieb zu Delft am 26. Dezember 1613 gehalten wurde, das Übel ärger machte. Da auch König Jakob I. von England heftige Briefe nach Holland schrieb und zur Verfolgung der Arminianer aufforderte, so geriethen die aufgeklärten und aristokratischen Mitglieder der Staaten von Holland und der Generalstaaten sehr ins Gedränge. König Jakob war überdies damals gegen Oldebarneveld und dessen Anhang aus einem besonderen Grunde sehr aufgebracht. Oldebarneveld hatte ihn nämlich beredet, die Städte Vliessingen und Brille und das Fort Ramekens, welche noch als Unterpfand in den Händen der Engländer waren, gegen Empfang der Pfandsumme zurückzugeben, was in England sehr heftiges Geschrei veranlaßte. Als Jakob sein Versehen erkannte, warf er die Schuld auf Oldebarneveld, der ihn beredet hatte, und verfolgte die Arminianer ärger als vorher.

In Holland nahmen auch die Juristen, welche, wenn sie orthodox sind, noch fanatischer und despotischer als andere Klassen zu sein pflegen, Partei in dem Religions-Streite, als man fürchtete, der Prinz möchte das Heer gebrauchen, um die Beschlüsse der Generalstaaten durchzusetzen. Die Staaten von Holland hatten nämlich, damit die Soldaten des Prinzen nicht gegen sie gebraucht würden, am 4. August 1617 die Städte aufgefordert, städtische Milizen oder sogenannte Waardgelders in Sold zu nehmen. Zugleich hatten sie den Gerichten verboten, Klagen über diese rein politische Angelegenheit anzunehmen. Gegen diesen Beschluß erklärte sich aber der Hof von Holland. Auch Prinz Moritz nahm denselben als eine gegen ihn gerichtete Maßregel auf. Es entstand darüber eine förmliche Spaltung, da der Prinz, die Generalstaaten und auch die Städte Amsterdam, Enkhuyzen, Edam und Purmerend den offenbar feindlichen Beschluß verwarfen. Der Billigung der Generalstaaten und des wüthenden gomaristischen Pöbels versichert, that der Prinz dann einen militärischen Schritt gegen die Aristokraten. Er erschien nämlich, begleitet von allen Gliedern des Hofes von Holland, im hohen Rathe, um dort den gegen ihre Magistrate und gegen die Staaten klagenden Bürgern beizustehen, für welche die Gerichte ohne Rücksicht auf das erwähnte Verbot entschieden hatten. Der hohe Rath nahm sich in der That wenige Tage darauf einiger Bürger von Haarlem an, welche gegen ihren Magistrat klagten, und schrieb den Staaten, daß er sich ihrem Verbote vom 4. August 1617 nicht fügen könne.

Die Trennung der aristokratischen und der demokratischen Partei in allen Provinzen ward jetzt durch den in den Kirchen gepredigten Secten-Haß immer bedenklicher, obgleich die Städte Haarlem, Leiden, Gouda, Rotterdam, Schoonhoven, Hoorn und andere für die Staaten Partei nahmen, und auch Waardgelders werben ließen. In den Provinzen Holland, Utrecht und Over-Yssel war die Mehrheit der Stimmen für die Republikaner; in Geldern waren die Stimmen getheilt; in Seeland, Friesland und Gröningen aber herrschten die Gomaristen oder Contra-Remonstranten unbedingt. Diese verlangten auch auf oranische Weise d. h. militärisch drohend ein National-Concilium, um nachher den Ausspruch desselben allen Andersdenkenden als Gesetz aufzudringen. Die gomaristischen Geistlichen schämten sich sogar nicht, ihren

Gegnern Schuld zu geben, daß sie eine Verbindung mit den Spaniern einzugehen gedächten. Die Staaten von Holland, sowie ein Theil der Staaten von Geldern und die oben genannten Häupter der aristokratischen und remonstrantischen Partei in Holland und Utrecht, besonders Oldebarneveld, Hoogerbeets, van Ledenberg und Hugo Grotius, waren gegen die Berufung einer Kirchenversammlung. Allein in Holland, wo bereits sechs Städte zur Gegen-Partei übergegangen waren, gewannen die Contra-Remonstranten täglich mehr Anhang. Die Letzteren drangen immer heftiger auf ein National-Concilium. Im November 1617 wurde wirklich von den Generalstaaten mit vier Stimmen gegen drei beschlossen, eine Kirchenversammlung zu Dordrecht zu halten. Es drohte daher jetzt wegen theologischer Spitzfindigkeiten ein innerer Krieg auszubrechen. Die Republik kam dadurch um so mehr in Gefahr, weil Moritz bereit war, seine militärische Stellung und Macht zu Gunsten der Contra-Remonstranten zu gebrauchen. Dies that er auch wirklich im März 1618 zu Nymwegen. Er hatte nämlich früher für die Zeit des Krieges das Recht erhalten, die Magistrate zu verändern, und obgleich dieses Recht durch den mit Spanien geschlossenen Waffenstillstand erloschen war, so änderte er doch, auf dasselbe gestützt, den Magistrat von Nymwegen. Er zog dadurch Geldern zu seiner Partei herüber. Da er gleich nachher auch Over-Yssel zu gewinnen wußte, so standen endlich Holland und Utrecht allein. Jetzt konnte Moritz vermöge der Generalstaaten, in welchen die meisten Stimmen ihm angehörten, die ganze Republik regieren, indem er sich das, was er wollte, durch die Generalstaaten befehlen ließ. Dies säumte er auch nicht zu thun. Er zwang die Utrechter ihre Waardgelders abzuschaffen, änderte dann ihren Magistrat, setzte Contra-Remonstranten an die Stelle der Remonstranten, und zwang die Letzteren, ihren Gegnern die Hauptkirche zu überlassen. Sogar in Holland, wo man doch auf die Souverainität der Staaten sehr eifersüchtig war, brachte Moritz es dahin, daß man die Waardgelders entließ und in Betreff der Veranstaltung eines National-Conciliums nachgab.

Dieses Concilium sollte eine Regel aufstellen, durch welche die bisher ganz freie und blos an die Bibel gebundene reformirte Kirche verpflichtet würde, gewisse Grübeleien den Theologen für seligmachend, gewisse andere dagegen, wenn sie auch noch so viele Stimmen für

sich hätten, für Seelen-verderbend zu halten. Sobald eine solche Formel beschlossen wäre, sollte ebenso in Holland, wie einst in Byzanz und wie im vorhergehenden Jahrhundert in Sachsen und Würtemberg geschehen war, durch weltliche Mittel jedermann zur Unterschreibung derselben gezwungen werden. Moritz ließ sich bei dieser Gelegenheit nur gebrauchen, weil dasjenige, was die Theologen wollten, blos mit Hülfe des Heeres, welches allein von ihm abhing, durchgesetzt werden konnte, er also, wenn dies einmal geschehen war, der eigentliche Herr im Lande war und blieb. Um Glauben und um Orthodoxie war der Prinz keineswegs kleinlich besorgt, wie die byzantinischen Kaiser und die deutschen Fürsten, welche in Betreff des Haltens von Concilien und des mit demselben verbundenen militärischen Glaubenszwanges seine Vorgänger gewesen waren. Er dachte nämlich über das theologische Gezänke gerade so, wie sein Vater Wilhelm I. gedacht hatte. Wenigstens sprach er im Jahre 1618, als er die Provinz Ober-Yssel zur Partei der Gomaristen herüberzog und die oben erwähnten Änderungen in Utrecht vornahm, öffentlich aus, er werde keine Religions-Verfolgung und keine Unterdrückung der Remonstranten dulden und verbürge ihren Predigern den fortwährenden Besitz ihrer Stellen. Nichtsdestoweniger hielt er gerade zu derselben Zeit, als er sich so duldsam äußerte, für nöthig, über die Staatsmänner, ohne welche die Remonstranten sich gegen ihre Feinde nicht behaupten konnten, einen Kriminal-Proceß zu verhängen, oder mit anderen Worten gegen sie ein Verfahren einzuleiten, bei welchem man durch die Folter Alles, was man als Verrath bestrafen wollte, herauspressen konnte, ohne daß jemand an die Schuld der Verklagten glaubte.

Der Anfang ward mit dem würdigen, greisen, gelehrten Groß-Pensionarius Oldebarneveld gemacht, welcher während der Kindheit und Jugend des Statthalters dessen Erzieher, Freund und Beschützer gewesen war. Oldebarneveld wurde am 29. August 1618 im Haag in dem Sitzungsgebäude der Staaten von Holland verhaftet. Moritz, welcher in diesem Gebäude wohnte, ließ den Pensionarius, als derselbe sich in die Staaten-Versammlung begeben wollte, auf sein Zimmer rufen und dort, wie er sagte, auf Geheiß der Generalstaaten durch seine Leibwache festnehmen. Auch Hugo Grotius, Hoogerbeets, Ledenberg und einige andere Män-

ner wurden auf Moritzens Befehl verhaftet. Weil es auch in Holland genug grundgelehrte Juristen gab, die, wenn jemand gehängt werden sollte, nicht in Verlegenheit waren, einen Strick dazu zu finden, so wurden die Verhafteten ihrem natürlichen Richter entzogen und vor ein Gericht von vierundzwanzig Richtern gestellt, welche insgesammt politische Gegner und zum Theil auch persönliche Feinde derselben waren. Dies war leicht zu machen, weil der Prinz selbst an der Spitze einer Anzahl Soldaten von einer holländischen Stadt zur anderen gezogen war, und überall die Remonstranten in den Stadträthen durch seine Anhänger ersetzt hatte. Welche Bewandtniß es mit dem über die Häupter der Remonstranten verhängten, ganz nach dem alten juristischen System zu führenden Kriminal-Processe hatte, wird man daraus schließen können, daß Ledenberg, um der Folter zu entgehen, sich selbst im Gefängnisse das Leben nahm, und daß der bejahrte, allgemein geachtete Uytenbogaert, Oldebarneveld's Schwiegersohn, sowie van der Myle und viele andere angesehene Aristokraten aus dem Lande flohen, um ihr Leben zu retten. Dies hätte auch Oldebarneveld thun können; denn er war gewarnt worden. Er zog aber vor, seine Standhaftigkeit bis ans Ende zu bewähren.

Der zweiundsiebenzig Jahre alte Oldebarneveld und seine Freunde Hugo Grotius und Hoogerbeets zeigten sich, als auf die angegebene Weise ein Kriminal-Proceß über sie verhängt worden war, als ächte Republikaner weit größer im Unglücke, als Prinz Moritz in allen seinen Siegen und glänzenden Thaten. Man darf nur das Leben des edelen Oldebarneveld kennen und den Inhalt des Todesurtheiles, welches die vierundzwanzig Juristen am 24. Mai 1619 über ihn sprachen, in Erwägung ziehen, um einzusehen, daß der wackere Mann dem Hasse seiner Feinde und dem Ehrgeize des Prinzen geopfert ward. Die Staaten von Holland hatten lange nicht zugeben wollen, daß ihr Pensionarius, den sie für unschuldig erklärten, von den Generalstaaten und dem Prinzen verurtheilt werde; sie hatten aber der Gewalt und dem Geschrei der Priester nachgeben müssen. Seine Verurtheilung, welche in Holland bis zum zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts allgemein misbilligt wurde, hat dort neuerdings, als auch in Deutschland ganze Schaaren sophistischer und zelotischer Zions-Wächter aufstanden, ziemlich viele Ver-

theidiger gefunden; wir trauen aber diesen Holländern ebenso wenig, als den ihnen ähnlichen Deutschen. Das über den alten, verdienten Staatsmann gesprochene Urtheil lautete: „Oldebarneveld habe den Tod verdient, weil er die enge Verbindung der einzelnen Provinzen aufzulösen gesucht habe, und weil er (was ganz die Heuchler bezeichnet, die jetzt auch unter uns das große Wort führen) Gottes Kirche sehr betrübt habe. Dies sei dadurch geschehen, daß er behauptet habe, jede Provinz habe das Recht, über ihre religiöse Verfassung zu verfügen. Er habe außerdem die Ausübung der wahren Religion gehindert, eigenmächtig Kriegsvolk angeworben, die Ausführung der Urtheile der Gerichtshöfe gehindert und von fremden Mächten Geschenke angenommen." Prinz Moritz, welcher das Begnadigungsrecht hatte, bestand darauf, daß der große und edele Mann ihn um Gnade bitten müsse; Oldebarneveld und sogar seine Gemahlin verweigerten dies aber standhaft. Vergebens hatte Wilhelm's I. Wittwe dringende Fürbitten für Oldebarneveld eingelegt; man achtete nicht einmal auf die Vorwürfe und Drohungen des französischen Hofes, dessen Anhänger man absichtlich verderben wollte. So wurde denn im Mai 1619 der Stifter der zur Großmacht gewordenen niederländischen Republik hingerichtet. Dies geschah mit großem militärischem Gepränge. Dem um das Schafott versammelten Volke rief Oldebarneveld zu: „Ihr Männer, glaubt nicht, daß ich ein Verräther sei; ich habe aufrichtig und fromm als guter Patriot gehandelt, und so will ich auch sterben." Hoogerbeets und Hugo Grotius wurden zu ewigem Gefängnisse verurtheilt und auf die Festung Loevestein gebracht, nach welcher später die Gegen-Partei der oranisch Gesinnten genannt wurde. Auch des Hugo Grotius Gemahlin, Maria van Reigersberg, lehnte mit dem festen Ton der Überzeugung von ihres Gatten völliger Unschuld jede Zumuthung ab, den Prinzen um seine Freilassung zu bitten. Sie ward nachher dadurch weltberühmt, daß es ihr gelang, ihren Gemahl in einer Bücherkiste aus dem Gefängnisse zu befreien. Hugo Grotius fand günstige Aufnahme in Schweden, und spielte als schwedischer Gesandter in Paris eine bedeutende Rolle.

Während des über die drei Häupter der aristokratischen Partei verhängten Processes war auch die Dordrechter Synode gehalten worden. Sehr gern hätte man diesem im November 1618 eröffneten

National-Concilium, dessen Acten wir seiner Zeit ebenso, wie die der byzantinischen Concilien, nur mit Schaudern gelesen haben, das Ansehen einer allgemeinen Kirchenversammlung gegeben; dies gelang jedoch nicht nach Wunsch. Die reformirten Gemeinden aller Länder wurden aufgefordert, Deputirte zu schicken, und es erschienen auch Abgeordnete aus England, Schottland, der Pfalz, Hessen, Bremen, Emden, Hanau, Herborn, Genf und aus einigen anderen Orten der Schweiz. Die Holländer konnten jedoch nicht erlangen, daß die Beschlüsse der Synode für alle Kirchen der Reformirten verbindlich wurden, weil die Deputirten der Schweizer und deutschen Gemeinden dazu keine Vollmacht hatten, und weil der König von Frankreich gleich anfangs den französischen Kirchen verboten hatte, Abgeordnete nach Dordrecht zu schicken. In Betreff der Verhandlungen und Beschlüsse dieser Synode ist es glücklicher Weise nicht unsere Aufgabe, die Acten der einzelnen Sitzungen genau durchzugehen, weil wir nicht Kirchengeschichte, sondern politische Geschichte schreiben. Doch können wir, da wir zu anderer Zeit auch die Acten der byzantinischen Concilien sehr aufmerksam gelesen haben, die Versicherung geben, daß der grobe Pfarrer Bogermann von Leuwaarden, welcher zu Dordrecht das Wort führte, und seine zänkischen Genossen den Bischöfen und Äbten der byzantinischen Synoden wie ein Ei dem anderen glichen. Die remonstrantischen Geistlichen, deren Sache Episcopius führte, wurden gleich von vorn herein als Ketzer angesehen, da Episcopius damals Arminius Stelle bekleidete und dessen System vortrug. Sie wurden nämlich nicht als Beisitzer zugelassen, sondern blos an den Schranken angehört. Bogermann und seine Collegen polterten in der Versammlung, wie sie auf den Kanzeln zu thun pflegten, und wirkten auf das Volk, welches stets demjenigen Recht gibt, dem die Regierung das ärgste Schimpfen erlaubt. Am 9. Mai 1619 wurden die fremden Beisitzer der Synode entlassen und am 29. Mai diese selbst geschlossen. Den gefaßten Beschlüssen wurde in den Niederlanden durch die Generalstaaten und durch den Prinzen Moritz Gesetzeskraft verliehen. Vermöge dieser Beschlüsse wurden nicht nur die fünf Sätze der Remonstranten und ihre ganze Lehre als ketzerisch verdammt, sondern es verloren auch alle remonstrantischen Geistlichen und Lehrer ihre Stellen und ihren Gehalt. Das geistliche Spektakel hatte sieben Monate gedauert und eine Million Gulden gekostet.

Man wunderte sich daher blos darüber, daß die Generalstaaten, wenn sie so tumultuarisch hatten verfahren wollen, wie sie nach den Beschlüssen der Synode thaten, wenigstens nicht eine so bedeutende Summe sparten. Mit den verdammten remonstrantischen Lehrern und Predigern ward auf eine solche Weise verfahren, daß ihr ganzer zahlreicher Anhang von jener Zeit an gegen das Haus Oranien und seine Creaturen, welche damals in den Generalstaaten und in allen obrigkeitlichen Ämtern die Mehrzahl bildeten, einen Haß faßten, der sich auf ihre Enkel vererbte. Man legte ihnen eine Schrift, die Acte des Ruhestandes betitelt, vor, deren Unterzeichnung sie verpflichtete, sich des Lehrens zu enthalten, wogegen für ihren Unterhalt gesorgt werden sollte. Alle bis auf einen einzigen verweigerten mit großem Unwillen ihre Unterschrift. Sie wurden dafür verbannt und aus dem Lande gebracht. Nur einige wenige von ihnen bereuten später diesen Schritt, und unterschrieben nachträglich die Acte des Ruhestandes.

3. Die Zeit vom Dordrechter Concilium an bis zum westphälischen Frieden.

Da die Magistrate in allen Städten geändert und die Anhänger des Prinzen-Statthalters in allen Provinzen ans Ruder gebracht worden waren, so fürchtete man, Moritz möchte immer weiter gehen; dazu war er jedoch zu klug. Er sah ein, daß er eine zu heftige Gegen-Partei habe, und daß besonders in Holland die mittleren Stände ihm grollten; er hielt daher für besser, aufs neue den Krieg zu suchen und sich durch denselben unentbehrlich zu machen. Er konnte in dieser Hinsicht seinen Willen leicht durchsetzen, weil alle diejenigen, welche seine Gegner waren und auf dem Frieden bestanden, alle, welche nicht blos der Vermehrung, sondern auch der Anwendung der Landmacht abgeneigt waren, ihren Einfluß verloren hatten. Vielleicht erkannte auch Moritz aus den vielen kleineren Unruhen, die er seinen sehr beschwerlichen Freunden, den Contra-Remonstranten, zu Gefallen bald hie, bald da mit Gewalt dämpfen mußte, daß die Zeit, sich in einer Republik zum souveränen Herrn aufzuwerfen, für ihn noch nicht gekommen sei. Er fand jedoch schon zur Zeit der Dordrechter Synode Gelegenheit, sich unentbehrlich zu ma-

chen und als großen Feldherrn zu zeigen, ohne darum gerade den mit Spanien geschlossenen Waffenstillstand (s. Th. XIV., S. 34) zu brechen. Diese Gelegenheit verschaffte ihm der bekannte Streit über die Nachfolge in Jülich, Cleve und Berg (s. Th. XIV., S. 63—70, 81 f., 89—98). Von diesem Lande ließ der brandenburgische Erbe als Protestant einen Theil durch das protestantische Heer der sieben Provinzen, der katholisch gewordene Prinz von Pfalz-Neuburg den anderen durch die in den spanischen Niederlanden liegenden spanischen Truppen besetzen. Es erschienen also dort die Spanier und die Holländer unter den beiden ausgezeichneten Feldherren Ambrosius Spinola und Moritz von Oranien gegen einander im Felde, ohne daß ihre Regierungen sich darum den Krieg erklärten. Der Waffenstillstand wurde sogar, als er 1621 abgelaufen war, noch mehrere Male erneuert. Nach Moritzens Tode aber (1625) geschah dies nicht mehr. Der Kampf beider Theile in Jülich war eine Schule der Kriegswissenschaft und Belagerungskunst für protestantische wie für katholische Herren und Fürsten. Für die allgemeine Geschichte dagegen ist er weniger wichtig, als für die fortschreitende Entwickelung der Kriegswissenschaft neuerer Zeit.

Während der vier Jahre des Kampfes mit Spinola mußte Moritz die Folgen davon empfinden, daß er die wahrhaft großen Männer seines Landes von der Regierung und der Gesetzgebung verdrängt und durch kleinliche Menschen, welche keines großen und edelen Gedankens fähig waren, ersetzt hatte. Statt der großartigen Unterstützung, die er bei seinen früheren Unternehmungen durch Oldebarneveld's und seiner Freunde Bemühungen erhalten hatte, ward jetzt geknausert und gemäkelt, so daß Moritz nie etwas wirklich Bedeutendes ausführen konnte, weil es ihm zu der rechten Zeit am Nöthigsten mangelte. Übrigens erging es dem Anführer der spanischen Truppen damals ebenso. Spinola entriß im Januar 1622 den Holländern die von ihnen besetzt gehaltene kleine Festung Jülich, und belagerte hierauf Bergen op Zoom, welches nur dadurch gerettet ward, daß die aus der Pfalz entlassenen Truppen des Grafen Mansfeld (s. Th. XIV., S. 142 f.) sich mit Moritz vereinigten, weil Spinola nicht rathsam fand, diese Truppen vor Bergen op Zoom zu erwarten. Im Jahre 1623 war Moritz mit der Untersuchung und Bestrafung einer von Oldebarneveld's unwürdigen Söhnen angestif-

teten Verschwörung, Spinola mit Maßregeln gegen eine furchtbare Überschwemmung und gegen Christian von Braunschweig, welcher damals von Tilly bei Stadtlohn geschlagen wurde (s. Th. XIV., S. 179), beschäftigt. Im folgenden Jahre (1624) kämpften die beiden Feldherren um Breda, welches von Spinola belagert wurde. Alle Anstalten, welche Moritz im letzten Jahre seines Lebens machte, um diese Stadt zu retten, wurden von Spinola vereitelt, und der Prinz erkannte noch vor seinem Ende, daß sie sich nicht werde behaupten lassen (s. Th. XIV., S. 215 f.). Er starb am 23. April 1625.

Schon am folgenden Tage ward sein Bruder Friedrich Heinrich, der ihm bisher stets mit Auszeichnung zur Seite gestanden hatte, zum General-Kapitän der sieben Provinzen zu Wasser und zu Lande erwählt. Diesen tapferen Prinzen, welcher die politischen und religiösen Vorurtheile seines Bruders nie getheilt hatte, wählten im folgenden Monat die Provinzen Holland, Seeland und West-Friesland auch zu ihrem besonderen Statthalter. Er war durch eine günstige Fügung der Umstände, besonders aber weil die Spanier in den Niederlanden von dem Minister ihres Königs nicht gehörig unterstützt wurden, glücklicher, als sein Bruder. Doch wurde die zu den Erbgütern des Hauses Nassau gehörende Stadt Breda trotz der Anstrengungen Friedrich Heinrich's, welcher sogar zweimal Spinola durch Angriffe auf Antwerpen von der Belagerung abzuziehen suchte, von den Spaniern erobert. Übrigens waren in jener ganzen Zeit die Unternehmungen der Holländer in Europa ohne Bedeutung. Dagegen gründeten die Holländer gerade damals in Ostindien und zur See auf Unkosten der Spanier ihren Reichthum und ihre Macht. Diese Seekämpfe und die Unternehmungen der holländisch-ostindischen Gesellschaft liegen jedoch ebenso, wie das fast unglaubliche Wachsthum der Seemacht, des Handels und der Gewerbe Holland's, außerhalb des Kreises unserer Aufgabe. Wir wenden uns daher wieder zu Friedrich Heinrich's Thaten.

Dieser sah sich im Jahre 1629, als Spinola nach Spanien zurückgerufen ward, von einem furchtbaren Gegner befreit. Er wollte damals seine Landsleute für den Verlust von Breda durch die Einnahme von Herzogenbusch trösten, fand jedoch bei der langen Belagerung dieser Stadt an dem Grafen van der Berg, welcher an Spinola's Stelle getreten war, einen seiner würdigen Gegner. Die

Belagerung von Herzogenbusch ist aus dem Grunde historisch wichtig, weil durch sie die ganze spanische Macht 1629 und 1630 in den Niederlanden festgehalten, und folglich der schwedische König Gustav Adolf in seinen Unternehmungen erleichtert ward. Sie gehört außerdem zu den merkwürdigsten militärischen Ereignissen des dreißigjährigen Krieges, zugleich aber auch zu denjenigen, deren Darstellung wir Männern vom Fach überlassen müssen. Die Niederländer belagerten Herzogenbusch mit einem Heere von vierundzwanzigtausend Mann zu Fuß und viertausend Reitern; andererseits zog van der Berg der Stadt mit dreißigtausend Mann Fußvolk und zehntausend Reitern zu Hülfe, konnte aber doch die Übergabe derselben nicht verhindern. Noch ehe Friedrich Heinrich Herzogenbusch erobert hatte, wurde auch die Stadt Wesel, welche Spinola 1614 besetzt hatte (s. Th. XIV., S. 97), von holländischen Truppen genommen. Die Spanier verloren gleich darauf ihren tüchtigen Feldherrn, den Grafen van der Berg; denn dieser mußte den Oberbefehl an den Marquis von Santa Croce abgeben, welcher nicht, wie er, das Zutrauen der spanischen Niederländer besaß. Während die Spanier schlecht geführt wurden und noch dazu an Allem Mangel litten, ward Friedrich Heinrich, welcher die Remonstranten wiederum zuließ, keine Souverainität in Anspruch nahm, und auf allen seinen Zügen von Deputirten der Staaten begleitet war, durch seine Landsleute mit bewunderungswürdiger Selbstaufopferung unterstützt. Die Holländer hatten 1629 und 1630 gegen hundertundzwanzigtausend Mann im Felde, welche zum Theil durch freiwillige Steuern unterhalten wurden. Der Prinz richtete nachher seine Unternehmungen besonders nach Geldern hin, und eroberte 1632 Maastricht (s. Th. XIV., S. 260 f.).

Seit die Franzosen ihren Bund mit Schweden geschlossen hatten, gab Richelieu, obgleich er erst im Jahre 1635 den Spaniern den Krieg erklärte, sich alle mögliche Mühe, die sieben Provinzen zu einem Bunde gegen Spanien zu bewegen. Auch ließen dieselben sich wirklich schon 1632 mit Frankreich auf die Weise ein, daß ein abenteuerlicher Plan einer Theilung der spanischen Niederlande zwischen beiden Staaten entworfen ward. Dieser sonderbare Einfall scheiterte jedoch ebenso, wie später zu Cromwell's Zeit der Plan, England und die sieben Provinzen in eine einzige Republik zu vereinigen (s. S. 239 f.), weil die Staaten ihr Geld lieber auf die

Flotten und auf die glänzenden Unternehmungen in beiden Indien verwenden wollten. Im Jahre 1635 ward jedoch der Bundesvertrag mit Frankreich auf sieben Jahre geschlossen. Dieser verschaffte den Holländern eine Million Subsidien und eine Unterstützung an Truppen, wogegen sie sich verpflichten mußten, nur in Gemeinschaft mit Frankreich Frieden zu schließen. Ein französisches Heer unter den Marschällen Brezé und Chatillon vereinigte sich hierauf mit dem niederländischen Heere unter Friedrich Heinrich, und Richelieu stellte sogar diese beiden Marschälle unter des Statthalters Befehl. Einen glänzenden Vortheil erhielten die verbundenen Heere nicht, da ihnen in dem spanischen Kardinal-Infanten Ferdinand (s. Th. XIV., S. 277.) ein tüchtiger Feldherr gegenüber stand. Doch wurde nachher von den Holländern Schenkenschanz erobert. Ungeachtet der Verpflichtung, keinen Separat-Frieden zu schließen, faßte Friedrich Heinrich im Jahre 1636 einmal den Gedanken, sich mit den Spaniern abzufinden; aber die französischen Gelder und das Prädikat Hoheit, welches Richelieu statt des bisherigen Titels Durchlaucht ihm zugestand, hielten den Prinzen ab, die Sache bei den Generalstaaten durchzusetzen.

Im Jahre 1637 zog das vereinigte Heer der Holländer und Franzosen vor Dünkirchen, mußte sich aber wieder mit Verlust zurückziehen. Dagegen erwarb sich Friedrich Heinrich durch die vom Juli bis zum Oktober fortgesetzte Belagerung von Breda den höchsten militärischen Ruhm. Der Kardinal-Infant bot nämlich Alles auf, um diese Stadt zu retten; sie fiel aber gleichwohl wieder in die Gewalt der Holländer. Diese nahmen, ob sie gleich den Krieg noch zehn Jahre lang fortsetzten, auf die Artikel des Bundes mit Frankreich, welche die Theilung der katholischen Provinzen betrafen, keine Rücksicht. Sie wandten ihre Aufmerksamkeit und ihr Geld auf die Flotten und Colonieen, drängten die Spanier und Portugiesen überall zurück, und herrschten im südöstlichen Weltmeere vom Vorgebirge der guten Hoffnung an bis nach China und Japan.

Friedrich Heinrich hätte die sieben Provinzen zur Hauptmacht von Europa machen können, wenn er, anstatt dahin zu arbeiten, daß seinem Sohne Wilhelm II. eine Art Königthum geschaffen werde, sich bemüht hätte, ihn so zu erziehen, daß er, gleich seinem Vater, die republikanischen Formen achtete und nicht um dynastischer

Zwecke willen die überlieferten Formen verletzte. Friedrich Heinrich erlangte durch die Generalstaaten Alles, was er wünschen konnte. Der Bund, den er mit Frankreich geschlossen hatte, war zwar von den Holländern nicht gebilligt worden, weil sie keinen Krieg zu Lande führen wollten und selbst unter einem Feldherrn wie Friedrich Heinrich, der nie die Formen verletzte, eine große Landmacht für gefährlich hielten; die Städte Amsterdam und Dordrecht hatten sogar in den Staaten von Holland gegen jenen Bund protestirt. Nichtsdestoweniger war derselbe, wie wir wissen, 1635 auf sieben Jahre geschlossen worden. Wilhelm II. dagegen verfehlte, obgleich er schon in der Wiege zum Nachfolger seines Vaters in dessen sämmtlichen Ämtern erwählt worden war, alle seine Zwecke, weil er seinen Willen auf eine ganz andere Weise durchzusetzen suchte, als sein Vater. Er erhielt noch zu Lebzeiten seines Vaters, wegen der Verdienste desselben, die Anwartschaft auf die Statthalterschaft von sechs Provinzen. Sein Vater verschaffte ihm dabei die Antwartschaft auf dieselbe Stelle in den Provinzen Friesland, Gröningen und Drenthe, welche bisher einen besonderen Statthalter aus der Neben-Linie Nassau-Diez gehabt hatte. Als nämlich einer dieser Statthalter, Heinrich Kasimir, ohne Hinterlassung eines Sohnes gestorben war, suchte Friedrich Heinrich den Bruder des Verstorbenen, Wilhelm Friedrich, von der Wahl auszuschließen und dieselbe auf seinen Sohn Wilhelm II. zu lenken. Die Generalstaaten unterstützten ihn dabei nachdrücklich, und Wilhelm II. wurde auch wirklich in Gröningen und Drenthe gewählt. In Friesland dagegen fiel die Wahl auf Heinrich Kasimir's Bruder. Die Sache fand jedoch Widerspruch von Seiten der Demokraten, und nun unterstützte Friedrich Heinrich diese Partei, aber nur so lange, bis der Gewählte dem Sohne Friedrich Heinrich's die künftige Nachfolge zugesichert hatte. Dann ließ Friedrich Heinrich die Demokraten Friedland's fallen, ohne sie vorher zu warnen. Dies ward ihm nachher sehr übel genommen. Seinen Sohn Wilhelm hatte Friedrich Heinrich stets von den Geschäften entfernt gehalten und in monarchischen Principien erziehen lassen. Schon im fünfzehnten Lebensjahre verlobte er ihn noch dazu mit der Tochter eines Königs, welcher ein Feind jeder freien Verfassung war. Der junge Prinz ward nämlich zur unglücklichen Stunde (1641) mit Karl's I. von England Tochter verlobt und bald

darauf vermählt. Die Republikaner in Holland beobachteten ihn daher schon vor seines Vaters Tode mit Mistrauen.

Der mit Frankreich auf sieben Jahre geschlossene Vertrag wurde zwar, als seine Zeit abgelaufen war, wieder erneut; schon 1643 aber, nach dem Siege des Herzogs von Enghien bei Rocroix (s. Th. XIV., S. 487), ward es den Holländern einleuchtend, daß sie in Gefahr wären, in Flandern und Brabant an den Franzosen gefährlichere Nachbarn zu erhalten, als die Spanier waren. Sie neigten sich daher zum Frieden. Doch blieb Friedrich Heinrich, welcher von einer französischen Mutter, einer Tochter des Admirals Coligny, erzogen worden war, dem französischen Bunde stets getreu, obgleich er sich nicht widersetzte, als die Generalstaaten Willens waren, auch ohne Rücksicht auf Frankreich mit Spanien zu unterhandeln. Er litt damals an einer unheilbaren Wassersucht, belagerte und eroberte aber trotz derselben die Stadt Hulst in Flandern. Die neuen Unterhandlungen wegen des Friedens überließ er, seinen Grundsätzen bis ans Ende getreu, der republikanischen Regierung der Generalstaaten. Diese Unterhandlungen wurden zugleich mit denjenigen geführt, durch welche in Osnabrück und Münster der dreißigjährige Krieg geendigt werden sollte. Alles, was die Niederlande anging, wurde nach Münster verwiesen, wo jedoch die niederländischen Bevollmächtigten nicht früher als im Jahre 1646 erschienen. Die sieben Provinzen schickten acht Bevollmächtigte dahin, zwei aus der Provinz Holland und einen von jeder der übrigen Provinzen. Die Eintracht dieser Bevollmächtigten unter einander und mit dem Statthalter, sowie ihr ganzes Verhalten bildete einen sehr auffallenden Kontrast mit den Zumuthungen der Franzosen, mit der Arglist der Spanier und mit dem Benehmen aller deutschen Fürsten gegen einander, gegen ihren Kaiser, gegen Spanien, Frankreich und Schweden. Das Resultat der Berathungen war daher auch für die Niederlande ebenso vortheilhaft und ehrenvoll, als es für Deutschland nachtheilig und schimpflich war. Friedrich Heinrich erlebte den Abschluß des Friedens nicht mehr. Er starb schon im März 1647. Die Holländer schlossen aber erst im Januar 1648, und zwar ohne weitere Rücksicht auf Frankreich, mit den Spaniern ab.

Die Franzosen hatten zwar ihren Eroberungskrieg in den spanischen Niederlanden bisher ununterbrochen fortgesetzt; die Holländer

hatten sich aber durch den Vertrag mit ihnen nicht für verbunden gehalten, sie zu unterstützen. Sie hatten, obgleich sie allerdings nicht offen dem Bunde mit Frankreich entsagen konnten, schon seit 1646 allein mit den Spaniern unterhandelt, um nicht die übertriebenen, auf Enghien's Siege gegründeten Forderungen Frankreich's unterstützen zu müssen. Die Spanier gaben den Holländern gern in vielen Dingen nach, damit sie wenigstens desjenigen Feindes entledigt würden, der ihre Colonieen eroberte, ihre Silberflotten wegnahm, ihre Seemacht und ihren Handel vernichtete. Spanien erkannte im westphälischen Frieden die Republik der sieben Provinzen endlich als unabhängige europäische Macht an. Es trat ferner bedeutende Landstriche und Städte in Flandern, Limburg und Brabant an Holland ab, dessen schon an sich verworrene, den neuen Verhältnissen unangemessene Verfassung dadurch noch verworrener ward. Die Generalstaaten der plutokratisch-aristokratischen Republik erhielten nämlich jetzt viele Unterthanen und ein bedeutendes Gebiet, dessen bewohnte Plätze nicht zu den mitregierenden, sondern zu den gehorchenden Städten gehörten. Diese Städte waren: Sluys, Axel, Philippine, Sas van Gent, Hulst, Bergen op Zoom, Breda, Ypern, Grave und Maastricht. Man nannte die damals an die sieben Provinzen abgetretenen Orte und Landstriche die Generalitäts-Lande (s. Th. XIV, S. 34). Die Engherzigkeit einer rein plutokratischen Regierung bewiesen die Holländer dadurch, daß Spanien im Friedensvertrage versprechen mußte, die Schelde zu schließen, um der Stadt Amsterdam zu Gefallen den Handel von Antwerpen zu Grunde zu richten. Dies war freilich einer Regierung ganz würdig, welche vorher, um sich das Monopol und den hohen Preis der Gewürze zu sichern, den Anbau derselben auf vielen Inseln hindern, jährlich einen großen Vorrath derselben verbrennen und die Engländer, welche dieses Monopol beeinträchtigten, auf Amboina unter so schauderhaften Grausamkeiten morden ließ, daß Cromwell noch nach langen Jahren nöthig fand, die Holländer dafür zur Rechenschaft zu ziehen (s. S. 240). Die Spanier mußten im Frieden von Münster endlich noch versprechen, sich in Ostindien nicht weiter auszubreiten und die vielen dortigen Besitzungen, welche ihnen und den Portugiesen entrissen worden waren, in der Gewalt der Holländer zu lassen. Übrigens waren die Letzteren während des Krieges auch in

den Besitz von Brasilien gekommen; dieses Land wurde ihnen aber von dem seit 1640 wiedergeborenen portugiesischen Reiche bald wieder entrissen.

4. Die sieben vereinigten Provinzen während der Zeit von Wilhelm's II. Statthalterschaft.

Zu derselben Zeit, als die Holländer durch Betriebsamkeit, Schifffahrt, Handel, unermüdete Thätigkeit, Sparsamkeit und ungeheueren Reichthum ein neues europäisches Reich gründeten, entstand in England eine Republik, welche unter Cromwell der niederländischen Republik gefährlich ward. Für die Letztere war es daher ein Glück, daß die Engländer bald nachher das entartete Haus Stuart auf ihren Thron zurückriefen und aufs neue unter einander zerfielen; denn wenn sie noch längere Zeit hindurch einen Mann wie Cromwell an ihrer Spitze gehabt hätten, so wären sie den Holländern, deren erbärmliche Kleinlichkeit sie nicht theilten, in vielen Stücken ganz gleich, in anderen sogar überlegen geworden. Die Landmacht der Holländer bestand aus Deutschen, Schweizern und Wallonen, welche mit Geld geworben waren und nur um Geld, nicht für das Vaterland dienten. Diese Truppen wurden von einem Fürsten befehligt, der ein ganz anderes Interesse hatte, als die sämmtlichen Staaten, denen er auf der einen Seite unterworfen war, auf der anderen aber gebieten konnte.

Es war schon ein Unglück, daß Wilhelm II. nicht nur bereits im einundzwanzigsten Lebensjahre und also ohne alle Erfahrung in Geschäften seinem Vater als Statthalter nachfolgte, sondern daß er auch monarchisch dachte und doch republikanisch handeln sollte. Es kam aber noch seine Vermählung mit einer Prinzessin aus dem Hause Stuart hinzu, deren Familie sich später nach Holland flüchtete und den Plutokraten, welche Alles mit ihrem kleinlichen Maßstabe maßen, nicht geringe Verlegenheiten bereitete. Das Verhältniß des neuen Statthalters zur Regierung und die Besorgniß wegen seines militärisch-monarchischen Sinnes zeigte sich gleich bei seines Vaters Tode, als in den Generalstaaten vorgeschlagen wurde, ihm eine Instruction zu geben, was bisher nie geschehen war. Man wollte den Prinzen daran erinnern, daß er erster Diener der Republik, aber nicht ihr Fürst und Herr sei. Es blieb freilich beim bloßen

Vorschlage; man hatte aber doch von Seiten der Republikaner schon übeln Willen gezeigt. Ärger ward es, als man mit dem Gedanken umging, das Verhältniß der künftig zu unterhaltenden See- und Landmacht zu bestimmen. Die Republikaner, welche nur an Handel und an Seemacht dachten, behaupteten, Alles von England, nichts von Spanien und wenig von Frankreich zu fürchten zu haben. Sie wollten also, um Kosten zu ersparen, einen Theil des stehenden Heeres entlassen haben. Darauf bestanden außer der Stadt Amsterdam besonders die Staaten von Holland, welche über die Hälfte zu den Abgaben beitrugen und deshalb auch, als der Zinsfuß der ganzen Staatsschuld herabgesetzt werden sollte und darüber ein großes Geschrei erhoben ward, ein Kapital niederlegten, damit, was nachher niemand verlangte, allen denen, welche ihr Geld zu dem herabgesetzten Zins nicht hergeben wollten, ihr Kapital zurückgezahlt werde.

Diese ganz demokratisch-republikanischen Staaten von Holland zeigten sich, als 1650 die Entlassung der Truppen zur Sprache kam, sehr unfreundlich gegen den Prinzen Wilhelm, welcher von den Generalstaaten unterstützt wurde. Sie bestanden nicht nur darauf, daß das stehende Heer um eine ganz unbedeutende Zahl kleiner werden solle, als ihr General-Kapitain vorgeschlagen hatte, sondern sie zeigten zugleich auch ganz offen, daß sie ihn für fähig hielten, die Truppen gegen die Verfassung zu gebrauchen. Der General-Kapitain verlangte nämlich, daß die Reduction gleichmäßig alle Regimenter treffen solle, ohne Rücksicht darauf, von wem dieselben in Sold genommen worden seien; die Staaten von Holland wollten dagegen diese Reduction blos auf die fünf Regimenter französischer Infanterie, sowie auf die fünf englischen, die drei schottischen, die drei deutschen und die fünfzehn flämischen beschränkt haben. Die Staaten von Holland suchten gegen den Prinzen und gegen die Generalstaaten den Grundsatz durchzusetzen, welchen Friedrich Heinrich auf dem Kongreß in Münster hatte gelten lassen, daß nämlich die Souverainität bei den Staaten der einzelnen Provinzen, nicht blos bei der Gesammtheit sei. Sie handelten daher, ohne sich an die Gegenvorstellungen des Staatsrathes und des Prinzen zu kehren. Sie ließen nämlich, nach langem Streiten mit dem Staatsrathe und dem Prinzen, den einzelnen Hauptleuten der erwähnten Regimenter sagen, daß sie gegen Juli (1650) die Soldaten jeder Com-

pagnie bis auf die von den Staaten vorgeschriebenen Zahl verringern sollten, und daß für eine größere Zahl von Juli an keine Soldanweisung mehr werde gegeben werden. Dies veranlaßte um so mehr eine öffentliche Spaltung, da dieselben Staaten schon vorher den Admiral und die Schiffs-Kapitäne, welche gegen des Prinzen Willen Brasilien den Portugiesen eingeräumt hatten, gegen den Prinzen, der sie bestrafen wollte, in Schutz genommen hatten. Die Hauptleute wandten sich an Wilhelm und an den Staatsrath und diese an die Generalstaaten; die Staaten von Holland beharrten aber dessenungeachtet auf ihrem Beschlusse.

Der Streit betraf jetzt weniger die Zahl der beizubehaltenden Truppen und die Bestimmung der zu entlassenden Regimenter, als vielmehr die Frage, ob die Republik aus sieben von einander unabhängigen, wiewohl unter sich innig verbundenen Republiken bestehe, oder ob die Generalstaaten das oberste Regierungsrecht hätten. Schon im April 1650 war es nach langem Streiten dahin gekommen, daß die Generalstaaten sich mit dem Statthalter zu einem Gewaltstreiche vereinigten. Sie forderten durch besondere Schreiben die Hauptleute und die Commandanten der Grenzplätze auf, den Befehlen der Staaten von Holland nicht zu gehorchen, und diese sistirten dann die Zahlungen. Nachdem hierauf der Streit noch bis Anfang Juni fortgedauert hatte, übertrugen die Generalstaaten dem Statthalter eine Gewalt, wie sie einst der römische Senat den Consuln zu übertragen pflegte, wenn das Wohl des ganzen Staates auf dem Spiele stand (s. Th. III., S. 494)*). Sie beauftragten nämlich durch ein Decret vom 5. Juni 1650 den Statthalter, dafür zu sorgen, daß „Alles in Ruhe und Frieden erhalten werde, und darüber zu wachen, daß die Union fortbestehe und Alles, was dagegen vorgenommen werden könne, abgewendet werde".

Dem Prinzen waren, als er eine solche Gewalt erhielt, sein Vetter Wilhelm Friedrich, Statthalter von Friesland, der Staatsrath, die Mehrzahl in den Generalstaaten, das geringe Volk, das Landheer und die Seeleute ergeben; die ganze höhere Bürgerschaft aber war gegen ihn. Diese hätte er also nicht durch eine militärische Ausführung des ihm ertheilten Auftrages noch mehr erbittern sollen.

---

*) Videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica.

Er hätte nicht, wie er that, die einzelnen Städte drohend besuchen, sondern die Staaten von Holland versammeln und diesen als ihr Statthalter freundlich zureden lassen sollen. Er hätte namentlich nicht auf jener Reise einen Mann zu seinem Sprecher wählen sollen, welcher mit dem byzantinischen Rechtsbuche besser bekannt war, als mit den Grundsätzen der freien Römer. Wilhelm und seine Begleiter hofften den einzelnen Stadt-Magistraten zu imponiren, welche die Deputirten in den Ständen zu ernennen hatten. Zu diesem Ende wählten die Generalstaaten Deputirte aus den vier Provinzen, welche für die erwähnte Maßregel gestimmt hatten (Geldern, Seeland, Utrecht und Gröningen), gesellten ihnen zwei Mitglieder des Staatsrathes sowie den General-Schatzmeister zu, und billigten, daß der Prinz-Statthalter an der Spitze derselben in die einzelnen Städte reise. Wilhelm begab sich zuerst nach Dordrecht, wo die Deputation sehr schlecht empfangen wurde, weil der Wortführer derselben eine ausweichende Antwort des Magistrats mit Drohworten beantwortete. Man brachte es durch ein solches Auftreten dahin, daß die Städte jede weitere Conferenz mit dem Prinzen von Oranien und mit den Deputirten der Generalstaaten ablehnten. Nur in wenigen Städten, z. B. in Rotterdam, ward die Deputation besser empfangen; dagegen verschlossen aber die Magistrate einiger Städte, unter welchen sogar sehr kleine waren, der Deputation geradezu ihre Thore. Zu den Letzteren gehörte auch Amsterdam. Diese Stadt, welche für die sieben Provinzen dieselbe Bedeutung hatte, wie London für England, schickte dem Prinzen seine Bürgermeister nebst den Präsidenten des Schöffenrathes und dem Stadtschreiber entgegen, und ließ ihm sagen, wenn er als Statthalter der Provinz Holland in ihre Stadt komme, so würden ihm alle seiner Geburt angemessenen Ehren erwiesen werden; als Deputirten der Generalstaaten aber könne man ihn nicht empfangen, weil zu befürchten wäre, daß der ihm zugethane Pöbel Unfug übe. Der Deputirte, welcher das Wort geführt hatte, stattete nachher den Generalstaaten den Bericht ab, daß der Prinz und seine Begleitung überall schlecht empfangen worden seien. Drei Tage später hielt der Prinz selbst in der Versammlung der Staaten von Holland eine sehr heftige Rede gegen den Magistrat von Amsterdam. Diese ließ er dann auch drucken und vertheilen, um den großen Haufen gegen die Aristokratie der Städte aufzuregen.

Wirklich ward auch das Volk unruhig, und die dem Prinzen blind ergebenen zelotischen Prediger verschrieen von den Kanzeln herab seine Gegner.

Um dieselbe Zeit machten die Staaten von Holland die Souverainität, welche sie gegen die Generalstaaten in Anspruch nahmen, auf andere Weise auch gegen den Prinzen geltend. Veranlassung dazu war der drohende Verlust des früher eroberten portugiesischen Landes Brasilien und die Preisgebung der vielen Holländer, die sich in demselben angesiedelt hatten. Als nämlich Portugal, welches bekanntlich seit 1580 den Spaniern unterworfen war, im Jahre 1640 seine Selbstständigkeit wieder erlangt hatte, erhoben sich die Bewohner von Brasilien, welche ihrer Abkunft nach Portugiesen waren, um mit ihrem alten Vaterlande wieder vereinigt zu werden. Man schickte daher zum Schutze der holländischen Colonisten eine Flotte unter dem großen Admiral de Witt nach Brasilien. Dieser Admiral glaubte, trotz des vom Prinzen-Statthalter empfangenen Befehles, nicht im Stande zu sein, das Land zu behaupten, fürchtete aber von den Colonisten, die er hatte schützen sollen, mit Gewalt zurückgehalten zu werden. Er und seine Schiffs-Kapitäne kehrten deshalb, ohne sich darum zu kümmern, daß zwar die Staaten und Magistrate von Holland, nicht aber die Landesregierung mit diesem Schritte zufrieden waren, nach Europa zurück. Er war kaum in Holland angekommen (April 1650), als Prinz Wilhelm in seiner Eigenschaft als General-Kapitän ihn und seine Officiere verhaften ließ. Die holländischen Magistrate ließen aber die Gefängnisse erbrechen und setzten die Officiere in Freiheit, worauf der Prinz, um einem ähnlichen Scandal im Haag zuvorzukommen, sich genöthigt sah, auch den dort gefangen gehaltenen Admiral wieder freizulassen.

Nach diesem und ähnlichen Vorgängen trug Wilhelm kein Bedenken, seinerseits dem oben erwähnten Decret der Generalstaaten gemäß gegen die Staaten von Holland zu verfahren. Er ließ sechs Deputirte derjenigen Städte, welche ihn nicht gut empfangen hatten, unter dem Vorwande einer Berathung mit ihnen, zu sich auf das Schloß im Haag rufen, unmittelbar nach ihrem Eintritte in das Vorzimmer festnehmen und in verschiedenen Gemächern durch seine Garden bewachen. Diese Gewaltthat verbreitete großen Schrecken, weil die Verhafteten zu den vornehmsten Personen der ersten niederlän-

dischen Provinz gehörten. Es befand sich unter ihnen Jakob de Witt, gewesener Bürgermeister von Dordrecht und Vater des nachher als Groß-Pensionarius durch sein Leben und durch die Art seines Todes unsterblich gewordenen Johann de Witt, sowie der Bürgermeister und der Pensionarius von Haarlem, der Bürgermeister von Delft, der Pensionarius von Hoorn und der Stadtschreiber von Medemblick. Auch der Bürgermeister Bikker von Amsterdam, Besitzer der Herrschaft Swieten, würde festgenommen worden sein, wenn er nicht einen warnenden Wink erhalten hätte. Die Verhafteten wurden nachher unter starker Bedeckung auf die Burg Loevestein gebracht, welche ein Familien-Eigenthum des Prinzen war. Durch den Pensionarius von Holland (Cats) ließ Wilhelm den Staaten ankündigen, er habe diejenigen Mitglieder ihrer Versammlung, welche auf die Störung der Einheit der Republik bedacht gewesen wären und dieselbe schon seit langer Zeit betrieben hätten, verhaften lassen und zugleich den Statthalter von Friesland beauftragt, mit einer Abtheilung des Heeres die Stadt Amsterdam zu besetzen. Alles dies erregte sogar bei den Generalstaaten, welche das oben erwähnte Decret zu Gunsten des Prinzen erlassen hatten, großen Schrecken; denn sie hatten nicht geglaubt, daß derselbe so weit gehen würde, die angesehensten Holländer zu verhaften und Amsterdam zu belagern. Die ganze Absicht des Prinzen ward jedoch vereitelt, weil dasjenige, was er den Staaten von Holland und den Generalstaaten bereits als eine Thatsache verkündigen ließ, die Besetzung der Stadt Amsterdam, durch einen Zufall verhindert worden war.

Die von Wilhelm beabsichtigte Überrumpelung von Amsterdam hatte Nachts Statt finden sollen, und zwar so, daß das Fußvolk von der einen, die Reiterei von der anderen Seite her plötzlich vor den Thoren erscheine, und der Major Gentillot, der sich am Abend vorher mit fünfzig Mann in die Stadt geschlichen hatte, die Wachen niederhaue und den heranziehenden Truppen die Thore öffne. Die glückliche Ausführung dieses Vorhabens hing natürlich ganz und gar von der Geheimhaltung desselben ab; einige zufällige Umstände bewirkten aber, daß man in Amsterdam von dem Anmarsch der Truppen Nachricht erhielt, noch ehe diese sich den Thoren genähert hatten. Zuerst verfehlte Graf Dohna, welcher an der Spitze des

Geldern'schen Regiments stand, den Weg, weil die Nacht dunkel und regnerisch war, und weil man vergessen hatte, die Laterne auszustecken, die ihm als Leitstern zwischen den Gräben und Kanälen hatte dienen sollen. Außerdem war der Anführer der Cavallerie nicht in das eigentliche Geheimniß eingeweiht worden, und trug deshalb kein Bedenken, die gerade in dieser Nacht ankommende Hamburger Post durchfahren zu lassen. Diese kam daher eher an, als die Truppen, die sich nach langem Hin- und Hermarschiren bei Tagesanbruch wieder an demselben Orte, wo sie am vorigen Abend gewesen waren, befanden und sich dann sogleich aufs neue in Bewegung setzten. Die Post hatte kaum die Nachricht vom Anmarsche der Truppen überbracht, als der Bürgermeister Bikker sogleich die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung der Stadt traf. Dadurch ward der ganze Anschlag vereitelt; denn an einen Sturm konnten die Truppen nicht denken, weil die gesammte Bevölkerung der Stadt rasch militärisch organisirt worden war, sobald es den Anschein hatte, als wenn der Prinz sein Unternehmen gegen die Stadt fortsetzen wolle. Selbst diejenigen Bürger, welche aus religiösen Gründen früher jeden Waffendienst verschmäht hatten, boten diesmal willig ihre Dienste an. Die Bürgerschaft ward in Regimenter und Compagnieen eingetheilt, und einige Kriegsschiffe wurden schnell ausgerüstet, um den Fluß und das Fort Amstel zu decken. Man machte im Stadrathe sogar den Vorschlag, die Deiche zu durchbrechen und die Schleusen zu öffnen, damit die ganze Gegend unter Wasser gesetzt und so die heranrückenden Truppen ertränkt würden. Dies geschah freilich nicht; aber alle anderen Anstalten waren mit solchem Eifer betrieben worden, daß der Statthalter von Friesland, als er vor dem Thore erschien, es sogleich als die größte Thorheit erkannte, feindlich aufzutreten. Er stellte sich daher, als wenn er blos gesandt sei, um dem Magistrat einen Brief zu übergeben, den er durch einen Trompeter in die Stadt schickte. Der Herr von Maarseveen, Schöff der Stadt, kam darauf zu ihm heraus, um ihm im Namen des Magistrats zu erklären, daß man den Prinzen bitten lasse, kein Blutvergießen zu veranlassen, weil der Magistrat eine Deputation an seinen Souverain, die Staaten von Holland, geschickt habe, um sich von diesen Verhaltungsbefehle auszubitten.

Der Prinz gerieth bei der Nachricht, daß seine Leute vor den Thoren Amsterdam's ständen und nicht eingelassen würden, so sehr in Zorn, daß er seinen Hut auf die Erde warf. Sein Vorhaben gab er jedoch nicht auf. Er nahm sogar auf die Gegenvorstellungen der Tribunale, des Hofes von Holland und des Hofes von Brabant, durchaus keine Rücksicht. Er reiste alsbald vom Haag ab, weil er durch seine persönliche Anwesenheit entweder den Bürgern von Amsterdam zu imponiren oder die Truppen zu einem Sturm zu begeistern hoffte. Glücklicher Weise traf er unterwegs einen verständigen Mann, der ihm die Thorheit seines Beginnens handgreiflich machte. Der Herr von Beverweert nämlich, ein Anverwandter des Hauses Oranien, führte den Prinzen auf einen Deich, von welchem herab er zugleich das Haarlemer Meer und den Ausfluß des Meeres, den man das Y (Ei) nennt, überschauen konnte, und sagte zu ihm: „Sehen Sie, welche Masse Wasser! Sticht die heftig erbitterte Volksmenge den Deich durch, so ertrinken Alle." Dies war so einleuchtend, daß der Prinz sogleich den Herrn von Beverweert ersuchte, ihm behülflich zu sein, sich mit Ehren aus dem Handel zu ziehen. Zu diesem Zwecke sollte der Herr von Beverweert eilig nach dem Haag abgehen und die Generalstaaten zur Absendung einer Deputation bewegen, welche den Prinzen nach dem Haag zurückriefe, damit dieser auf solche Weise dem erbitterten Volke zeigen könne, daß er in dem einen und dem anderen Falle der Staatsregierung gehorcht habe. Glücklicher Weise fürchteten nicht nur dieselben Amsterdamer, welche vorher schon einige Deiche wirklich durchstochen hatten, den Schaden, den das Wasser anrichten könnte, noch mehr, als der Prinz, sondern sie wünschten auch ihres Handels wegen die Belagerung um jeden Preis aufgehoben zu sehen und der ihrem Credit nachtheiligen Verbreitung der Nachricht von Unruhen in Amsterdam zuvorzukommen. Wilhelm II. hatte daher das Glück, daß der von ihm begonnene Kampf mit der sehr bedeutenden Provinz Holland durch Vermittelung der Generalstaaten auf eine für seine Ehre nicht gerade nachtheilige Weise beigelegt wurde. Er traf, noch ehe von den Generalstaaten ein entscheidender Beschluß über die Hauptsache, die Zahl und Gattung der zu verabschiedenden Truppen und die Rechte der einzelnen Provinzen gegen die Gesammtheit, gefaßt worden war, eine freundliche Übereinkunft mit den Amsterdamern.

Diese war für den Prinzen um so ehrenvoller, weil vorher die Generalstaaten ihn nicht blos zurückgerufen, sondern auch das von ihm misbrauchte Decret vom Juni aufgehoben und ihm befohlen hatten, die Truppen wieder in ihre Garnisons-Plätze zurückzuschicken. Die Übereinkunft mit Amsterdam wurde durch vier Abgeordnete des Prinzen schneller abgeschlossen, als sonst geschehen sein würde, weil der dem Prinzen ergebene gemeine Haufen schon in heftiger Bewegung gegen die Aristokratie war. Diese Übereinkunft bestand aus folgenden Artikeln: „Erstens solle der Prinz in die Stadt einziehen dürfen und als Statthalter von Holland im vollen Rathe Audienz erhalten. Zweitens solle die Provinz Holland ihre Rückstände bezahlen und in Betreff der Verabschiedung der Truppen den Beschluß der Generalstaaten annehmen. Drittens solle der Magistrat von Amsterdam sich bei den Staaten dahin verwenden, daß alles Geschehene vergessen werde.“ In einem geheimen Artikel ward außerdem noch festgesetzt, daß der Bürgermeister Bikker und sein Bruder, der Altbürgermeister, aus dem Rathe entfernt und nicht wieder in denselben aufgenommen werden sollten. Sobald Amsterdam gedemüthigt war, fügten sich auch die anderen Städte außer dem kleinen Gouda, blos damit der Prinz die verhafteten sechs Deputirten wieder in Freiheit setzen lasse. Diese mußten aber, als sie freigelassen wurden, gleich den Bikker's, ihre Stellen aufgeben. Diejenigen Provinzen, welche an dem Zwiste keinen Theil gehabt hatten, wetteiferten, dem Prinzen zu danken und die Geschicklichkeit zu rühmen, mit der er diesen gefährlichen Streit beendigt habe. Die Aristokratie und der wohlhabende Theil der Bürgerschaft aller Provinzen blieb jedoch beleidigt, und grollte seit dieser Zeit dem ganzen Hause Nassau, welchem dagegen der gemeine Haufen stets ergeben blieb. Der junge Prinz empfand dies bitter. Im Oktober 1650 reiste er nach Geldern, wo sein Haus große Privat-Besitzungen hatte und die Ritterschaft zu seinen Anhängern gehörte. Dort erkrankte er an den Blattern. Er eilte nach dem Haag zurück, wo er dann (November 1650) im fünfundzwanzigsten Jahre seines Alters starb.

Wilhelm's II. früher Tod rief große Veränderungen hervor. Erst acht Tage nach demselben nämlich ward sein Sohn, Wilhelm III., geboren, welcher später zuerst der Retter England's und seiner Verfassung und dann die kräftige Stütze des Protestantismus in ganz

Europa, sowie der furchtbarste Feind Ludwig's XIV. ward. Da weder Wilhelm III. als kaum geborenes Kind, noch auch der Graf von Nassau-Diez, Statthalter von Friesland, Anspruch an die Statthalterschaften der übrigen Provinzen machen konnten, so erlangte die in den einzelnen Provinzen übermächtige aristokratische Partei das Übergewicht in den Generalstaaten. Der Holländer, Johann de Witt, ward Groß-Pensionarius, und verdrängte überall die Oranien-Männer, war aber sonst der würdigste und gelehrteste Mann seiner Zeit. Übrigens wurden die Republikaner, welche nach Wilhelm's II. Tod Holland regierten, zuerst von Cromwell hart bedrängt, und nachher mußten sie von den wieder eingesetzten Stuarts Alles befürchten. Dies bewog sie, sich enger an Frankreich anzuschließen, als politisch klug und recht war. Sie führten dadurch, wie wir später erzählen werden, die Einsetzung Wilhelm's III. in alle Ämter seines Vaters herbei.

Um die Vormundschaft des erst nach dem Tode seines Vaters geborenen Wilhelm III. stritten sich dessen Mutter und Großmutter. Es kam dabei besonders auf die Erbherrschaften, Marquisate und Fürstenthümer an, welche das Haus Nassau-Oranien schon zu Karl's V. Zeiten besaß, und zu denen nachher noch das französische Fürstenthum Oranien gekommen war. Den Streit entschieden die obersten Gerichte der Republik dahin, daß des Prinzen Mutter, eine Engländerin, und seine Großmutter, eine Deutsche, die Vormundschaft getheilt besitzen sollten. In Seeland waren die Besitzungen der Familie ebenso bedeutend, wie in Geldern, und die Anhänglichkeit des Volkes an ihren Erbherrn sehr groß. Hätten sich daher nicht die Staaten von Holland widersetzt, so würden die Seeländer den Prinzen Wilhelm III. schon in der Wiege zu ihrem Statthalter erwählt haben.

Von dem Augenblicke an, als in der Republik der sieben Provinzen die republikanische und anti-oranische Partei das Übergewicht erlangte und mit Cromwell in Streit gerieth, neigte sich Holland zu einer engeren Verbindung mit Frankreich, und ward in die Streitigkeiten dieses Reiches mit Deutschland und mit Spanien verwickelt. Wir glauben daher die allgemeine Geschichte der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts mit der französischen Geschichte beginnen zu müssen.

X. Frankreich, Spanien und Italien unter Mazarin; Erschütterung der französischen Verfassung.

---

1. Militärisches und diplomatisches Glück der Franzosen in Spanien, Deutschland und den Niederlanden.

Der Kardinal Richelieu hatte die auswärtigen Angelegenheiten anfangs seinem Pater Joseph (s. Th. XIV., S. 218 f.) anvertraut, nachher aber ganz dem schlauen Römer Mazarin überlassen, der ihm in Italien so gute Dienste geleistet hatte (s. Th. XIV., S. 390 f., 396—399 u. 479 f.). Nach Richelieu's Tode war König Ludwig XIII. nicht im entferntesten geneigt, Mazarin aus dem Kabinet zu entfernen; denn dieser hielt schon seit Jahren alle Fäden der Geschäfte in der Hand, und Ludwig, welcher mit Spanien im Kriege war, fürchtete die Anhänglichkeit seiner Gemahlin, Anna von Östreich, an ihr spanisches Vaterland und an ihre Familie. Mazarin bewies sich damals als einen Meister in allen politischen Kniffen. Er gab zuerst dem Könige Rath, wie er trotz der Constitution seine Gemahlin von der Vormundschaft ihres Sohnes durch Testament ausschließen könne; nachher aber, als Ludwig todtkrank danieder lag, zeigte er der Königin, wie sie es anfangen müsse, um dieses Testament umzustoßen. Er täuschte zugleich die drei Herren, welche Anna von Östreich zu leiten gedachten, sowie den Herzog von Orleans und den Prinzen von Condé, die vom Umstoßen des Testaments Vortheile hofften. Der Herzog von Orleans erhielt nur den leeren Titel eines General-Statthalters des Reiches ohne wahre Macht; Mazarin dagegen ward ganz unerwarteter Weise Premier-Minister (s. Th. XIV., S. 482 ff.).

Wir wagen zwar nicht, diesen kleinlichen, schmutzig-geizigen, aber aller Kniffe und Schliche kundigen Römer mit einem großen, gelehrten und gebildeten Manne wie Richelieu, der sich auch um die Sprache und Literatur seiner Nation unsterbliche Verdienste erworben hat, zu vergleichen; allein jedenfalls war es unter den damaligen Umständen ein Glück, daß Mazarin der Anarchie steuerte, mit welcher das französische Reich bedroht war. Mazarin erhielt den Franzosen nicht blos durch große Feldherren und durch eine neue Organisation des Kriegswesens das Übergewicht im Felde, sondern er bewirkte auch, daß die unter Richelieu gebildeten Diplomaten durch ihre Gewandtheit, ihre Sprache und ihre freiere Bildung dem französischen Kabinet das Übergewicht über die spanische und italiänische Politik verschafften. Wir verweilen daher länger, als wir sonst pflegen, bei Mazarin's Zeit weil damals Alles, was unter Ludwig XIV. geschah, vorbereitet und die französische Nation mit dem Heiligenscheine des militärischen Ruhmes umkleidet ward, der für jeden Franzosen höchster Preis des Lebens ist. Herrschen, Erobern und Siegen ist Bedürfniß der Franzosen, und jeder Einzelne lernt von Jugend auf die Kunst, sich so zu spreizen, als wenn er allein die Nation ausmache. Der Franzose und der Engländer prahlen trotzig und laut, jener mit allen tapferen Thaten seiner Nation, wie wenn er selbst sie vollbracht habe, dieser mit seiner vortrefflichen Verfassung; und der Deutsche, welcher immer das, was vornehme Leute sagen, gern glaubt und Fremde stets für vornehmer hält, als seine Landsleute, betet entweder demüthig nach, was so laut verkündigt und durch so viele Schriften verbreitet wird, oder er glaubt es in seiner Gutmüthigkeit, oder er schweigt doch ganz bescheiden. Wir sind daher auch weit entfernt, den Franzosen den militärischen Ruhm und das Besserwissen und Bessermachen oder den Engländern ihr Glück bestreiten zu wollen. Wir wollen nur ganz kurz andeuten, wie die Franzosen unter Mazarin das Übergewicht erlangten, welches nachher unter Ludwig XIV. zur Unterdrückung der anderen Nationen benutzt ward.

Es wird die Übersicht der sehr verworrenen Geschichte von Frankreich's vormundschaftlicher Regierung unter Ludwig XIV. erleichtern, wenn wir Alles, was sich auf Krieg und Politik oder auf das Verhältniß zu anderen Mächten bezieht, angeben, und dann

erst auf die Geschichte der inneren Unruhen und auf die Errichtung der dadurch herbeigeführten Militär-Regierung übergehen. Die deutschen und niederländischen Angelegenheiten sind schon bis zum westphälischen Frieden behandelt worden; wir werden ihrer daher nur gelegentlich des Zusammenhanges wegen erwähnen. Dagegen müssen die spanischen und italiänischen Angelegenheiten, welche früher nur leicht berührt wurden, jetzt nachgeholt werden. Wir sollten auch von Portugal reden, welches sich seit 1640 der spanischen Herrschaft wieder entzogen hatte; da es aber auch als selbstständiges Reich nur eine Neben-Rolle spielte, so wollen wir blos gelegentlich über sein Verhältniß zu anderen Mächten einen Wink geben.

Mazarin beendigte zuerst in Deutschland das, was unter Richelieu begonnen worden war, weil das Glück wollte, daß gerade zu der Zeit, als er die Leitung der Dinge in Frankreich übernahm, zwei große Feldherren, Türenne und der Herzog von Enghien, dort neue Siege erfochten, und weil überdies auch die junge Königin von Schweden des Krieges müde war. Mazarin that Alles, um den Frieden der Niederländer zu Münster aufzuhalten; er vermochte dies aber doch nicht. Auch den Frieden, welchen Schweden durch Salvius betreiben ließ und Trautmannsdorf im Namen des Kaisers betrieb, wünschte er keineswegs, besonders nachdem die Franzosen die Niederlage bei Tuttlingen erlitten hatten (s. Th. XIV., S. 444 f.). Er konnte indessen nicht wollen, daß auch Schweden seinen Frieden ohne ihn mache, weil dann die ganze Last des Krieges mit Spanien und mit Deutschland auf Frankreich gefallen wäre. Die im März 1643 abgeschlossenen Präliminarien des westphälischen Friedens blieben nachher, obgleich sie ratificirt waren, auf sich beruhen, bis im August 1645 die französischen Heere nach dem Siege bei Allerheim wieder die Übermacht erhielten (s. Th. XIV., S. 491 f.). Dann begannen freilich die Friedensunterhandlungen endlich ernstlich; der Krieg wurde aber während derselben lebhaft fortgesetzt, und zwar trotz vieler Abwechselungen im Ganzen zum Vortheile der Franzosen. Mazarin verzögerte, sobald es seine Politik oder seine Privat-Absichten forderten, den Abschluß, weil er es dahin gebracht hatte, daß er, je nachdem es ihm passend schien, entweder Frieden schließen oder den Krieg fortsetzen konnte.

Mazarin hatte die oberste Leitung der Friedensunterhandlungen anfangs sich selbst übertragen lassen. Nachher gab er dieses Amt dem Herzoge von Longueville, den er aus Paris entfernen wollte, jedoch blos als ein Ehrenamt. Die Geschäfte selbst wurden von dem Grafen d'Avaux und von Servien, Grafen von La Roche, geleitet, welche ausgezeichnete Geschäftsmänner und ganz von Mazarin abhängig waren. Einig waren beide Männer nie, was dem Kardinal nach seiner Art lieb sein mußte, weil er in Folge davon sicher war, daß Alles nach seinem Willen gehen werde. Er allein erntete daher die Frucht ganz verschiedener Talente der aus Richelieu's Schule hervorgegangenen Diplomaten, sowie der Bildung und Kenntniß derselben. Seine Creatur, der Graf Servien, ertrotzte hochmüthig Manches von den Deutschen, was ein Mann wie d'Avaux nie erlangt haben würde. Der Letztere war ein mit allen deutschen Verhältnissen genau bekannter und, was damals viel sagen wollte, auch in der deutschen Sprache sehr gewandter Diplomat; er hatte aber das Vertrauen des Kardinals, dem er viel zu ehrlich war, durchaus nicht. Dieses besaß dagegen Servien, welcher in italiänischen Geschäften zum Italiäner geworden war, im vollen Maße. Servien war ein guter Jurist und, nachdem er General-Procurator des Parlaments von Grenoble gewesen war, als Unterhändler nach Italien geschickt worden, wo er jene italiänische Politik erlernte, welche im fünfzehnten Jahrhundert in ein System gebracht, im siebenzehnten an allen Höfen gelehrt und getrieben wurde. Er zeigte sich bei den Unterhandlungen durch seinen Stolz, seine Heftigkeit und seinen hartnäckigen Sinn für Mazarin's Absichten so brauchbar, daß dieser auch im Jahre 1648 noch keinen Frieden abgeschlossen haben würde, wenn nicht ein Bürgerkrieg in Frankreich ausgebrochen wäre, und die Parlamente, die Großen und das Volk von Paris den gerade damals ganz unentbehrlichen Minister in ihre Händel gezogen hätten. In den Niederlanden dauerte der Krieg mit Spanien noch fort; in Neapel und Catalonien aber hatte er eine für Frankreich ungünstige Wendung genommen. Mazarin konnte daher, als Schweden ernstlich zum Frieden entschlossen war, den Krieg nicht weiter fortsetzen, ohne ganz allein dem Habsburgischen Hause gegenüberzustehen. Er trennte also durch den west-

phälischen Frieden Östreich von Spanien, und setzte dann den Krieg mit diesem auch ohne Bundesgenossen fort.

Was den Krieg mit Spanien angeht, welchen Frankreich im Bunde mit den sieben Provinzen der Niederlande seit 1635 führte, so sah Mazarin sehr gut die Unmöglichkeit ein, daß die Tag und Nacht auf nichts als auf ihren Vortheil bedachten Holländer ihm jemals behülflich sein würden, die wallonischen Niederlande an Frankreich zu bringen, was seine Absicht war. Die Prinzen Moritz und Friedrich Heinrich von Oranien beschränkten sich darauf, alle die Festungen der spanischen Niederlande zu erobern, welche ein Bollwerk für Holland bilden könnten; sie waren aber aus vielen Gründen niemals anwesend, wenn eine entscheidende Feldschlacht geliefert werden sollte. Der Kampf der Franzosen und Spanier in den Niederlanden war, obgleich nicht nur Richelieu, sondern sogar König Ludwig XIII. selbst ins Feld gezogen waren, trotz der gebrachten großen Opfer ohne Entscheidung geführt worden; im Jahre 1643 erschien aber dort ein Kriegsheld, welcher, so unwürdig und niedrig auch sein moralischer Charakter und Wandel war, von den Franzosen, besonders den politisch und theologisch Rechtgläubigen, noch jetzt gleich einem Kriegsgotte verehrt wird. Dieser Held war der Sohn des unersättlich habgierigen Prinzen von Condé. Er hieß damals noch Herzog von Enghien, führte nach seines Vaters Tode (1646) den Namen Prinz von Condé, und ward, seit er für Ludwig XIV. Siege erfochten hatte, nur der große Condé genannt (s. Th. XIV., S. 484., 487—492. und 496.). Da große Feldherren, wie große Dichter und Mathematiker, nicht gemacht, sondern geboren werden, so könnten wir uns mit der bloßen Aufzählung von Enghien's Thaten begnügen; allein wir dürfen doch nicht ganz übergehen, daß die Umstände der Entwickelung seiner natürlichen Anlagen sehr günstig waren, und daß er, gleich dem Marschall von Sachsen im achtzehnten und Bonaparte im neunzehnten Jahrhundert, sein ganzes Kriegs-System auf den National-Charakter der Franzosen gründete, oder mit anderen Worten daß er, wo es nur immer möglich war, den gewagtesten und kühnsten Angriff vorzog. Er war schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre bei einem Kriegszuge Ludwig's XIII. gegen Aire und Arras gegenwärtig gewesen, und hatte sich auch auf dessen Zuge nach Roussillon (s. Th. XIV., S. 485.) ausgezeichnet;

daß er aber 1643 den Oberbefehl über das Heer in den Niederlanden erhielt, schrieb man nur seiner Vermählung mit Richelieu's Nichte, der Tochter des Marschalls von Brezé, zu (s. Th. XIV., S. 487). Wenn dies wahr ist, so zeigte sich diesmal der Nepotismus für die öffentliche Sache vortheilhaft; denn Enghien hatte, obgleich er damals erst zweiundzwanzig Jahre alt war, die Stimme des Heeres für sich.

Das Heer, dessen Oberbefehl Enghien 1643 auf Mazarin's Betreiben erhielt, war ziemlich bedeutend, und sollte das spanische Heer unter Don Francesco de Melos abhalten, aus dem Hennegau in die Champagne einzurücken. Schon gleich anfangs, als dasselbe zum Entsatze der Festung Rocroix, deren Außenwerke bereits genommen waren, herbeizog (s. Th. XIV., S. 487 f.), verschaffte sich Enghien den Ruf eines großen Feldherrn und das volle Vertrauen der Soldaten, welches einen französischen General unüberwindlich macht. Er setzte gegen die Meinung der ihm beigegebenen älteren Generale durch, daß das Lager der Spanier, welche den Franzosen entgegengezogen waren, ihnen aber keine Schlacht anboten, sogleich gestürmt werde. Dies schien nicht blos militärisch gewagt, weil das spanische Heer zahlreich und tapfer war, sondern auch politisch, weil durch ein Fehlschlagen des Sturmes die nach Ludwig's XIII. Tode errichtete vormundschaftliche Regierung in eine sehr bedenkliche Lage gebracht werden konnte. Der Sturm ward am 19. Mai 1643 wirklich unternommen und, trotz der guten Befestigung des Lagers und trotz der dasselbe vertheidigenden Infanterie, welche für die beste in Europa galt, auf glänzende Weise vollbracht. Dieser Sieg bei Rocroix machte den Herzog von Enghien zum Helden der Franzosen, und befestigte die Regierung Mazarin's und der Königin Mutter. Es wurden, wie man angibt, achttausend Spanier getödtet, sechstausend gefangen genommen und alles Gepäck und Geschütz des Feindes erobert. In Folge des Sieges bei Rocroix wurden viele Festungen, unter Andern Maubeuge, Binche und Diedenhofen, innerhalb dreier Monate den Spaniern entrissen. Philipp IV. entledigte sich zwar damals seines Lieblings, des übermüthigen Grafen-Herzogs Olivarez, welcher die Catalonier zur Verzweiflung gebracht und den Abfall Portugal's von Spanien bewirkt hatte (s. Th. XIV., S. 214 ff. u. 463 ff.); aber der Neffe desselben, Don Luis de Haro, war ebensowenig im Stande, dem gesunkenen Reiche wieder aufzuhelfen,

und hatte überall mit Unruhen zu kämpfen, die er selbst veranlaßte. Es war daher ein Glück für die Spanier in den Niederlanden, daß Enghien gerade damals in Deutschland und bald auch in Catalonien gebraucht wurde.

Der Krieg in Catalonien (s. Th. XIV., S. 463—466 u. 479) war von Richelieu an Mazarin vererbt worden, und Ludwig XIII. schmeichelte sich mit der Hoffnung, durch Benutzung der dort von Olivarez veranlaßten Unruhen Catalonien mit Frankreich vereinigen zu können. Olivarez zürnte bekanntlich den Cataloniern, weil sie, stolz auf ihre Verfassung, welche auch nach den durch Karl V. und Philipp II. gemachten Beschränkungen immer noch freier war, als die der meisten heutigen constitutionellen Staaten, jeden seiner Schritte überwachten und nur der Gewalt nachgaben. Als daher die Franzosen das feste Salces den Spaniern entrissen, benutzte Olivarez diese Gelegenheit, um zur Wiedereroberung desselben castilianische Truppen nach Catalonien zu schicken, deren Befehlshaber wahrscheinlich den Auftrag hatte, die dortigen Feinde des despotischen Ministers für ihre antimonarchischen Grundsätze büßen zu lassen. Das in Catalonien einquartierte Heer erlaubte sich die ärgsten Gewaltthätigkeiten; und als die Catalonier deshalb Deputirte nach Madrid schickten, wurden diese nicht vor den König gelassen, von dessen Liebling und Minister aber mit stolzer Verachtung, mit Vorwürfen und neuen Drohungen abgefertigt. Der Unwillen der Bevölkerung Catalonien's ward unmittelbar nachher durch den Vice-König Santa Colonna aufs höchste gesteigert, so daß endlich die Bürger von Barcellona sich unter dem Rufe: Freiheit oder Tod! empörten, das spanische Joch abschüttelten und den Vice-König tödteten. Dem Beispiele der Hauptstadt folgte ganz Catalonien. Doch erkannten, als der Marquis de los Velos mit einem ansehnlichen castilianischen Heere über den Ebro ging, die kleinen Städte ihre Ohnmacht. Sie baten daher um Gnade; Olivarez ließ aber gegen alle Städte, die sich ohne Widerstand unterwarfen, eine furchtbare Rache üben. Er rief dadurch einen neuen Aufstand hervor. Als hierauf die Spanier vor Barcellona erschienen, leisteten die Bürger dieser Stadt einen wüthenden Widerstand. Sie schlugen drei Stürme ab, nöthigten den Marquis über den Ebro zurückzugehen, und bewirkten durch ihr Beispiel und ihr Glück, daß ganz Catalonien sich aufs neue erhob. Die Catalonier hofften

an Portugal, das sich gerade damals ebenfalls gegen die spanische Herrschaft empörte und wieder unabhängig machte (s. Th. XIV., S. 467 ff.), einen Bundesgenossen zu erhalten. Dies war freilich nicht der Fall; sie erhielten aber dagegen Hülfe von den Franzosen, welche um jene Zeit Roussillon und besonders das feste Perpignan besetzten. König Ludwig XIII. erkannte, als er kurz vor seinem Tode nach Roussillon gezogen war, die Catalonier unter dem Versprechen, ihre von Olivarez verletzten Rechte zu erhalten und zu schützen, als seine Unterthanen an, schickte den Marschall von Brezé mit einer Besatzung nach Barcellona, und ernannte den Marschall de la Mothe Houdancourt zum Vice-König von Catalonien (s. Th. XIV., S. 485). Der Letztere war mit seinen Truppen nicht so glücklich, als La Meilleraye und Türenne, welche Roussillon besetzt hielten, obgleich er zweimal, im Januar und März 1642, gesiegt, im Juni sogar einen Einfall in Aragonien gemacht und, nachdem unweit Lerida die Spanier geschlagen worden waren, diese feste Stadt erobert hatte. König Philipp IV. ward nämlich durch die Siege der Franzosen endlich aus seiner phlegmatischen Ruhe geweckt. Er stellte sich selbst an die Spitze seines Heeres, nahm schon im Jahre 1643 die Stadt Monzon wieder ein, entriß im folgenden Jahre auch Lerida und Balaguer den Franzosen und zwang sie, die Belagerung von Tarragona aufzuheben. Sein General Philipp de Silva brachte dem Marschall de la Mothe Houdancourt selbst eine Niederlage bei, in Folge deren dieser auf Mazarin's Befehl verhaftet und lange gefangen gehalten wurde.

An Houdancourt's Stelle ward 1645 der Graf von Harcourt nach Catalonien geschickt, der sich vorher in Italien ausgezeichnet hatte. Dieser erfocht bedeutende Vortheile, und war daher für Mazarin's Ruhm und für dessen Stellung gegen die allgemeine Unzufriedenheit in Frankreich ebenso bedeutend, als Enghien und Türenne, welche zu derselben Zeit die Kaiserlichen und die Baiern in Schwaben, sowie die Spanier in den Niederlanden hart bedrängten. Harcourt schlug im Juni und August 1645 die Spanier zweimal im Felde, eroberte Rosas und Balaguer, und vereitelte eine Verschwörung, welche den Zweck hatte, den Franzosen Barcellona durch Verrath wieder zu entreißen. Die Geschichte dieser weit verzweigten Verschwörung, welche von der Baronesse Albi,

einer vornehmen, reichen und galanten Dame, gestiftet worden war, ist ebenso abenteuerlich, als für den Zustand Catalonien's und Spanien's überhaupt charakteristisch; wir übergehen dieselbe jedoch. Sie gehört zu den merkwürdigsten des an Verräthereien und Verschwörungen so reichen klassischen Jahrhunderts der italiänischen und spanischen Politik. Sie endigte, wie Unternehmungen dieser Art gemeiniglich zu endigen pflegen; denn sie ward zu rechter Zeit entdeckt, und die Urheber und Theilnehmer wurden hart bestraft. Im Jahre 1646 ward der spanische General Marquis Leganez, welcher dem Grafen Harcourt im Felde nicht gewachsen war, ebenso auf Befehl seines Ministers verhaftet, wie ein Jahr früher auf Mazarin's Befehl der französische Marschall de la Mothe Houdancourt, welcher seine Pflicht nicht gethan haben sollte. Leganez erhielt jedoch bald Gelegenheit, seine Feinde und Neider zu beschämen. Als nämlich Harcourt Lerida zu erobern suchte, hinderte Leganez, den man wieder in Freiheit gesetzt und zum Entsatze geschickt hatte, nicht allein den Fortgang der Belagerung, sondern er brachte auch seinem als tüchtigen General bekannten Gegner zweimal eine Niederlage bei. Im November mußte Harcourt die fruchtlose Belagerung aufheben.

In den Niederlanden würden die Franzosen noch weit größere Vortheile erlangt haben, als sie erhielten, wenn nicht Anna von Östreich und Mazarin, um den Herzog von Orleans, dem sie durch den Titel Generalstatthalter des Reiches einen Antheil an der Regierung gegeben hatten, von Paris fern zu halten, diesem den Oberbefehl über die dortigen Truppen hätten übertragen müssen. Auch der Herzog von Orleans hatte jedoch in den Jahren 1645 und 1646 stets tüchtige Unterbefehlshaber, und ward von Zeit zu Zeit auch noch durch den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien unterstützt. Er eroberte einige kleinere befestigte Städte. Im Jahre 1646 stand ihm auch der Herzog von Enghien zur Seite. Dieser erhielt im Herbste, als der Herzog nach Paris gereist war, das Ober-Commando, und eroberte zum Staunen der Welt den wichtigen Handelsort und Seehafen Dünkirchen in dem kurzen Zeitraum von fünf Wochen. Er wurde dabei durch eine holländische Flotte unterstützt, welche die Stadt von der Seeseite her einschloß. Nach der Eroberung von Dünkirchen berief König Philipp IV., in dessen

Diensten auch der durch Thaten im dreißigjährigen Kriege ausgezeichnete Piccolomini getreten war, den Erzherzog Leopold Wilhelm zum Statthalter der Niederlande und zum Oberbefehlshaber der spanischen Truppen in denselben. Dieser Prinz, welcher im dreißigjährigen Kriege eine bedeutende Rolle gespielt und wenigstens stets tüchtige General-Adjutanten zur Seite gehabt hatte (s. Th. XIV., S. 425, 430—436 und 445), entriß 1647 den Franzosen viele im vorigen Jahre eroberte Plätze wieder; er konnte jedoch nicht hindern, daß die Franzosen die feste Stadt Lens wegnahmen.

Schon im December 1646 war der alte habsüchtige Prinz von Condé gestorben, welcher für die schwache Regierung eine wahre Plage gewesen war, weil er ihr eine Zahlung und eine Stelle und Provinz nach der anderen abgezwungen hatte; und sein Sohn, der Herzog von Enghien, hatte den Namen Prinz von Condé angenommen und das Meiste von seines Vaters erpreßtem Gute an sich gebracht. Er war von den Niederlanden, wo damals noch Ranzau und Gassion dienten, abgerufen und an Harcourt's Stelle nach Catalonien geschickt worden. Dort sollte er Lerida erobern, vor welcher Stadt Harcourt gescheitert war. Auch der große Condé, wie ihn die Franzosen nennen, konnte sich der Stadt nicht bemächtigen; er ward dagegen, als die Unruhen in Paris immer bedenklicher wurden, der Königin und dem Kardinal, welche mit Orleans ganz zerfielen, unentbehrlich. Diese machten ihn zum Reichs-Admiral, gaben ihm viele durch Stellvertreter zu verwaltende Statthalterschaften, leisteten ihm Zahlungen, auf welche er keinen Anspruch hatte, und ertheilten ihm 1648 aufs neue das Commando in den Niederlanden. Im Mai dieses Jahres eroberte Condé die Festung Ypern, welche der Erzherzog Leopold Wilhelm vergebens zu entsetzen gesucht hatte. Dagegen nahm dieser während der Belagerung von Ypern Cortryk weg. Gleich nachher bewies der junge Feldherr, daß er seiner Alles wagenden Kühnheit zur rechten Zeit Schranken zu setzen wisse, was der alte Raufheld Ranzau, welcher neben ihm diente, nie gelernt hatte. Dieser mußte damals seine Tollkühnheit mit dem Leben bezahlen. Der Marschall Ranzau drang nämlich darauf, daß Condé nach der Einnahme von Ypern gegen Ostende ziehen solle. Dies fand der Prinz zu gewagt; er

ließ jedoch geschehen, daß Ranzau mit einem Theile des Heeres den Zug unternehme, und es geschah, was Condé vorausgesehen hatte. Das Unternehmen scheiterte, Ranzau's ganzes Heer wurde vom Erzherzoge vernichtet und er selbst getödtet. Der Erzherzog eroberte hierauf nicht blos Fürnes, sondern er fiel auch in Artois ein und nahm Lens eher, als die von Condé herbeigeführten Franzosen diese Stadt entsetzen konnten. Condé trat darauf den Rückzug an. Er ward unterwegs durch den Angriff der Spanier auf seine Reiterei, die den Rückzug deckte, zu einem Treffen genöthigt (21. August 1648). In diesem Treffen bei Lens erlitten die Spanier aufs neue eine völlige Niederlage. Sie verloren sieben- bis achttausend Mann, alle ihre höheren Officiere wurden gefangen, ihr Gepäck und ihre Kanonen genommen. Lens ward darauf wieder erobert und Ende September 1648 auch Fürnes von den Franzosen mit Sturm genommen.

2. Italiänische Angelegenheiten und Frankreich's Verhältniß zu denselben.

Die so eben erzählten Kriegsbegebenheiten sind nur aus dem Grunde angeführt worden, weil in der letzten Zeit Richelieu's und im Anfange von Mazarin's Verwaltung durch einige große Feldherren die Militär-Macht gegründet ward, mit welcher Ludwig XIV. nachher ganz Europa zu unterdrücken drohte. Ehe wir nun zu dem inneren Kriege übergehen, welcher damals in Frankreich ausbrach, müssen wir noch einen Blick auf Italien werfen. Dort suchte zuerst Richelieu und dann Mazarin die Spanier in Neapel, Sicilien und Mailand, wo ihre Statthalter das Volk drückten, durch Kabalen aller Art und endlich auch mit den Waffen zu verdrängen oder doch wenigstens zu beschränken. Welche Veranlassungen Richelieu während des dreißigjährigen Krieges benutzte, um das Ansehen des deutschen Kaisers und des Königs von Spanien in Ober-Italien zu schwächen, ist bereits früher (Th. XIV., S. 386 ff.) angegeben worden. Dort ward auch schon bemerkt, daß in den letzten Jahren Richelieu's neue Ursachen zum Kriege gegeben wurden.

In Savoyen machten die Prinzen Moritz und Thomas nach dem Tode ihres Bruders, des Herzogs Victor Amadäus I., die Vormundschaft über dessen Sohn Karl Emanuel II. der Mutter

desselben, Christina, einer Schwester Ludwig's XIII., streitig, und riefen die Spanier zu Hülfe (s. Th. XIV., S. 460 u. 462 f.). Die spanischen Statthalter von Mailand nahmen sich der beiden savoyischen Prinzen an; Richelieu aber schickte französische Feldherren, um der Herzogin Mutter beizustehen, oder eigentlich um Piemont und Savoyen auf dieselbe Weise an Frankreich zu reißen, wie Lothringen an dieses geknüpft worden war. Die Herzogin zeigte gegen Richelieu's Zudringlichkeit einen männlichen Muth, behauptete die Festung Montmelian und ließ ihren Sohn in dieselbe bringen, bis nach Richelieu's Tode der Streit über die Vormundschaft beigelegt und die beiden Prinzen abgefunden wurden. Dann kehrte sie (1645) mit ihrem Sohne nach Turin zurück; doch blieb auch nachher noch die Citadelle von Franzosen besetzt.

Der Krieg zwischen den Franzosen und den Truppen, welche die spanischen Statthalter in Mailand gegen diese sandten, dauerte in Piemont fort, bis ein neuer Krieg, welchen Pabst Urban VIII. und seine Neffen, Taddeo und Antonio Barberini, hervorgerufen hatten, alle Staaten von Mittel-Italien in Bewegung brachte. Den Zusammenhang dieses Krieges, welcher zugleich mit geistlichen und weltlichen Waffen geführt ward, ausführlich zu erzählen, würde zu viel Raum erfordern; wir wollen daher nur daran erinnern, daß das Herzogthum Parma für ein Lehen des römischen Stuhles galt, und daß die Päbste auf dasselbe Ansprüche gründeten, von welchen die Herzöge des Landes nichts wissen wollten. Herzog Eduard I. und sein Vorgänger Rainuto I. (Ranucci I.) waren außerdem sehr verschuldet, und hatten gegen bedeutende Summen, die sie in Rom aufgenommen hatten, die ihnen gehörenden Herrschaften Castro und Ronciglione zum Pfande gegeben. Diese an der Grenze des Kirchenstaates liegenden Herrschaften waren Lehen der Kirche, und wurden von Urban's VIII. Neffen, den Barberini, zum Kaufe gesucht. Da jedoch Herzog Eduard von Parma weder seine Herrschaften verkaufen, noch auch die verabredete Vermählung eines der Barberini mit seiner Tochter vollziehen lassen wollte, so hetzten die Letzteren ihren Oheim, den sie, als er alt und schwach geworden war, unbedingt beherrschten, gegen den Herzog auf. Von dieser Zeit an suchte die päbstliche Regierung ihren Vasallen auf jede Weise zu ärgern und zu kränken.

Als daher der Herzog Castro befestigte und mit einer Besatzung versah, erklärte der Pabst dies für Rebellion, ließ, um jenen Ort militärisch zu besetzen, in Viterbo sechstausend Mann Fußvolk und sechshundert Reiter werben, und setzte dem Herzoge einen Termin. Nachdem dieser abgelaufen war, brachen die päbstlichen Söldner am 27. September 1641 auf, und eroberten zuerst Montalto und dann Castro. Da Italien von Banditen und Gesindel wimmelte, so brachte auch der Herzog leicht einen Haufen Abenteurer zusammen, um die Soldaten der Kirche wieder zu verjagen.

Der drohende Ausbruch eines Krieges zwischen dem Pabste und dem Herzoge von Parma regte den französischen König, den Senat von Venedig, den Großherzog Ferdinand II. von Toscana, die Vice-Könige von Neapel und Mailand und den Herzog Franz I. von Modena heftig auf. Diese Alle bemühten sich, Frieden zu vermitteln. Die Barberini wollten jedoch nicht nachgeben. Es bildeten daher endlich Venedig, Modena und Toscana einen Bund zur Beschützung des Herzogs von Parma. Der Letztere konnte, da seine Schatzkammer ganz leer war, die von ihm angeworbenen Truppen nicht so lange unterhalten, bis auch seine Verbündeten im Felde erschienen. Er brach also schon im September 1642 auf, und rückte mit seinem ganz unbedeutenden Heere durch das Gebiet des Pabstes und des Herzogs von Modena in den Kirchenstaat ein. Alle Verbündeten beschwerten sich über ihn, weil er es wagte, mit dreitausend Reitern und ohne Artillerie, Gepäck und Kriegs-Kasse gegen das Heer des Taddeo Barberini zu ziehen, welches auf achtzehn- bis zwanzigtausend Mann geschätzt wurde, und mit allen Bedürfnissen reichlich versehen war. Der Ausgang stellte sowohl das päbstliche Heer, als die Anstalten des Herzogs in ein sehr lächerliches Licht. Barberini's Truppen liefen, sobald die wenigen Reiter des Herzogs von Parma heranzogen, ungeachtet ihrer großen Überzahl, aus einander, und selbst ihr geistlicher General glaubte sich nicht eher in Sicherheit, als bis er innerhalb der Mauern von Ferrara war. Was die parmesanischen Truppen betrifft, so erwartete man, daß dieselben schnell gegen Rom aufbrechen würden, wo Alles im größten Schrecken war und der alte Pabst sich schon in die Engelsburg geflüchtet hatte; dies geschah jedoch thörichter Weise nicht. Die Miethlinge des Herzogs vertheilten sich vielmehr im

Lande, und der Herzog selbst ließ sich durch die Unterhandlungen der französischen und toscanischen Gesandten mit den Barberini täuschen. Das ganze Beginnen zerfloß daher wie Schnee vor der Sonne. Die Soldaten des Herzogs wurden, weil sie in Unthätigkeit blieben, ganz demoralisirt, und liefen, da sie nicht bezahlt wurden, aus einander. Aus den in Aussicht gestellten Verträgen ward nichts, und der Herzog kehrte unverrichteter Dinge und ohne Heer nach Hause zurück.

Der für das unglückliche Land und die Finanzen des Herzogs gleich verderbliche Krieg, welcher zu gar nichts führen konnte, hörte noch nicht auf. Schon Ende Mai 1643 fiel Herzog Eduard aufs neue in das päbstliche Gebiet, und zwar in Ferrara, ein. Auch die Barberini hatten wieder Truppen gesammelt. Diesmal halfen jedoch die Venetianer und der Herzog von Modena dem Gegner derselben. Den Ersteren traute Herzog Eduard durchaus nicht; denn er sah deutlich, daß sie nur die Gelegenheit benutzen wollten, um auf seine oder des Pabstes Kosten ihr Gebiet zu erweitern. Der Herzog von Modena dagegen stand ihm tüchtig bei. Dieser brachte sogar den Grafen von Montecuculi, welcher sein Vasall war und später die kaiserlichen Heere zum Siege führte, auf jenen kleinen Kriegsschauplatz; er rief denselben aus Deutschland zurück, um ihm den Oberbefehl seines Heeres zu übergeben, welches gegen den Kardinal Antonio Barberini im Felde stand. Die Modeneser drangen gegen Bologna vor, wurden aber zum Abzuge genöthigt, weil päbstliche Truppen ins venetianische Gebiet einfielen, während der Großherzog von Toscana ein kleines Heer in den Kirchenstaat schickte. Die Resultate des Kampfes verdienen keiner Erwähnung. Er würde übrigens noch länger fortgedauert haben, wenn nicht schon am Ende des Jahres 1643 der alte Pabst so schwach geworden wäre, daß die Barberini sein Ende voraussahen und sich deshalb zu Unterhandlungen über einen Frieden willig finden ließen. Im März 1644 ward in Venedig von den Verbündeten des Herzogs Eduard, unter französischer Vermittelung, ein Frieden geschlossen, vermöge dessen Alles wieder auf den alten Fuß gesetzt ward. Kurze Zeit nachher söhnte sich der Herzog von Parma mit dem Pabste aus, der ihn sogar in den Bann gethan

hatte. Er erhielt gleich darauf auch das Herzogthum Castro in demselben Zustande zurück, in welchem es vorher gewesen war.

Für die allgemeine Geschichte sind diese kläglichen Händel nur darum wichtig, weil sie dem Kardinal Mazarin Gelegenheit gaben, den französischen Einfluß, nachdem derselbe in Piemont fest gegründet war, auch über Mittel-Italien auszubreiten. Frankreich übernahm nämlich die Bürgschaft für die Erfüllung des abgeschlossenen Friedens; oder mit anderen Worten, der König von Frankreich ward ebenso der Schiedsrichter zwischen Venedig, Parma, Modena und dem Pabst, wie er es früher zwischen den savoyischen Prinzen, ihrer Schwägerin und den Spaniern geworden war. Im Juli 1644 starb Pabst Urban, und an seiner Stelle ward ein siebenzig Jahre alter Römer, der Kardinal Panfilio, gewählt, welcher als Pabst deu Namen Innocenz X. annahm. Dieser hatte, wie sich bald zeigte, den Groll, den er gegen die Neffen seines Vorgängers hegte, nicht vergessen, obgleich dieselben zu seiner Erwählung mitgewirkt hatten. Der rüstigste von den Barberini's, Antonio, entfloh, als er sah, daß der Pabst seine Feinde begünstige, im September 1645 heimlich aus Rom, und begab sich nach Paris, wo Mazarin ihn in Schutz nahm. Schon im folgenden Jahre zwang der Letztere, wie sich unten zeigen wird, den Pabst zur Aussöhnung mit den Barberinis. Dies führt uns auf die inneren Angelegenheiten von Neapel und Sicilien und auf die Bestrebungen Mazarin's, den französischen Einfluß auch dort geltend zu machen.

In diesen beiden Provinzen des spanischen Reiches regierten sowohl unter Philipp III., als unter Philipp IV. Vice-Könige, welche durch die königlichen Günstlinge geschickt wurden, und das ihnen unterworfene Land wie einen Schwamm ausdrücken mußten, damit Spanien unablässig Geld, Soldaten und Schiffe erhalte. Der Unverstand und die Härte, mit welcher beide Länder behandelt und zu Gunsten Spanien's ausgesogen wurden, hatten zur Folge, daß dieselben mit Räubern und Banditen angefüllt waren und, als sie den Druck der Steuern nicht länger ertragen konnten, sich gegen die spanische Oberherrschaft auflehnten. Schon in dem Jahre, in welchem Catalonien und Portugal von Spanien abfielen, bestanden auch in Neapel und Sicilien viele geheime Verbindungen. Diese wurden vom Kardinal Mazarin unterstützt, welcher zugleich den

Prinzen Thomas von Savoyen ermunterte, sich eine Partei in Neapel zu bilden, um dort mit französischer Hülfe auf den Thron zu gelangen. Im Jahre 1644 hatte zwar Philipp IV. endlich einmal einen Vice-König nach Neapel geschickt, welcher ernstlich für das Wohl des Landes besorgt war; aber schon nach zwei Jahren war es dem neuen Statthalter nicht mehr möglich, den harten Geboten der spanischen Minister länger Folge zu leisten, so daß er seine Stelle freiwillig niederlegte. Dieser Vice-König war Alphons Henriquez, Admiral von Castilien. Er erließ während der kurzen Zeit seiner Verwaltung viele sehr nützliche Verordnungen, säuberte das Land von den Banditen und Räubern, schaffte die von seinen Vorgängern eingeführten Misbräuche ab, und gab dem obersten Gerichtshofe sein Ansehen dadurch wieder, daß er ihn von unwürdigen Mitgliedern reinigte. Auch dieser treffliche Mann mußte aber das Land drücken; er mußte Millionen nach Spanien schicken, sowie eine Flotte und ein Heer für den Krieg in Catalonien ausrüsten, und endlich gebot man ihm sogar, eine Steuer auf die Häuser auszuschreiben, gegen welche das ganze Volk protestirte. Diese Steuer zu erpressen, weigerte er sich standhaft; als die Minister auf ihrer Forderung bestanden, dankte er ab und kehrte nach Madrid zurück, wo er Oberst-Hofmeister ward. Dort machte man ihm, wie dies jetzt auch in Deutschland Sitte ist, den Vorwurf, daß er aus Schwäche der Meinung der Menge nicht gehörig zu trotzen verstanden habe.

An seine Stelle kam der Herzog de los Arcos, welcher kräftig genug schien, um harte Befehle mit Gewalt durchzusetzen. Dieser fand, als er im April 1646 in Neapel ankam, die Lage des Landes ganz verzweifelt, zumal da gerade damals Mazarin ein Heer und eine Flotte ausgerüstet hatte, um seinen Schützling Thomas von Savoyen bei dem Versuche, sich Neapel's zu bemächtigen, zu unterstützen. Das französische Heer ward vom Prinzen Thomas, die Flotte vom Herzoge von Brezé befehligt. Beide richteten ihren Angriff zunächst nicht gegen Neapel, sondern gegen die spanischen Besitzungen an der Küste von Toscana, die man stato degli presidii nannte. Dort wurden sie vor Orbitello so lange aufgehalten, bis der Vice-König de los Arcos eine spanische Flotte schickte. Diese nöthigte dann die Franzosen zu einem See-

treffen, in welchem der Admiral Brezé das Leben verlor. Beide Theile rühmten sich des Sieges, weil sie durch einen Sturm aus einander getrieben worden waren. Die Franzosen fanden sich jedoch bald zu schwach, um die Städte an der Küste zu erobern; und da sie auch zur See Schaden litten, so mußten sie sich glücklich schätzen, ohne größeren Verlust wieder nach Toulon zu gelangen. Dieser schimpfliche Ausgang der kostspieligen Expedition rief unzählige Satyren gegen Mazarin und seinen Schützling, den Prinzen Thomas, hervor. Der Kardinal veranstaltete daher noch in demselben Jahre 1646 eine zweite und viel stärkere Expedition. Die neue Flotte und das auf ihr eingeschiffte Heer eroberten gegen Ende Oktober die Orte an der Küste, wiewohl nur nach einem hartnäckigen Widerstande.

Beide Unternehmungen Mazarin's waren übrigens nicht blos gegen die Spanier und gegen Neapel, sondern gelegentlich auch zur Demüthigung des Pabstes Innocenz X. bestimmt. Gegen diesen war Mazarin eines Theils durch die zu ihm geflüchteten Barberinis erbittert worden; anderes Theiles aber wollte er sich an ihm auch dafür rächen, daß sein Bruder, Michael Mazarini, nicht zur rechten Zeit Kardinal geworden war. Die an die Küste von Toscana geschickten französischen Truppen mußten daher außer den neapolitanischen Städten und Städtchen auch Piombino besetzen, welches dem Fürsten Lodovisio, einem Neffen des Pabstes, gehörte. Innocenz versöhnte sich hierauf, dem Kardinal Mazarin zu Gefallen, mit den Barberinis, die von Paris nach Avignon geflüchtet waren. Er gewährte ihnen, damit sie seinem Neffen sein Besitzthum wieder verschafften, Verzeihung.

Die französische Politik hatte auch großen Antheil an den Unruhen, durch welche im Jahre 1647 Sicilien und Neapel in eine solche Verwirrung gebracht wurden, daß es einige Monate hindurch den Anschein hatte, als wenn auch diese Provinzen, von denen jede einen besonderen Vice-König hatte, gleichzeitig mit Portugal und Catalonien ganz von Spanien abfallen würden. Die unmittelbare Ursache der Empörung in beiden Provinzen war die unverständige Einrichtung des Abgaben-Systems und die steigende Erhöhung der Steuern auf die ersten Lebensbedürfnisse. Dadurch ward der ganze Druck auf die niedrigsten Klassen gelegt, welche dann durch

Theuerung und wirklichen oder vorgeblichen Mangel zur Verzweiflung getrieben wurden.

In Sicilien rief dieser Druck den furchtbaren Aufstand hervor, welcher am 20. Mai 1647 in Palermo ausbrach. Don Fajardo de los Velez, Vice-König von Sicilien, hatte gerade damals weder eine Flotte noch ein Heer, weil Beide in Catalonien gebraucht wurden. Er konnte daher nicht verhindern, daß das Haus des Bürgermeisters (pretore) vom Volke gestürmt und unsäglicher Unfug in der Stadt geübt ward. Die Zoll-Register wurden verbrannt und die Einnehmer der Zölle mishandelt. Der Vice-König suchte durch Nachgiebigkeit den Pöbel zu befriedigen, vermehrte aber die Anarchie, weil er sein Versprechen, die Auflagen auf die ersten Lebensbedürfnisse abzuschaffen, nicht halten konnte oder durfte. Das Wüthen und Toben der von allen Gegenden her nach Palermo strömenden Haufen dauerte die Monate Juni und Juli hindurch. Endlich faßte das Volk Zutrauen zum Marquis von Gerace und wollte diesen zu seinem Führer machen. Da aber der Marquis seine Popularität benutzen wollte, um das Volk zum Könige zurückzubringen, so war sein Ansehen bald verloren, und das Morden und Rauben ward ärger, als je zuvor. Endlich errichtete man, um einige Ordnung herzustellen, eine Bürgergarde aus handfesten Handwerkern. Diese vereinigte sich jedoch nach kurzer Zeit mit den Proletariern, zwar nicht um zu plündern, wohl aber um für das Volk einen Antheil an der Verwaltung zu erzwingen, welche ganz in den Händen des Adels war. Der Schrecken der höheren Klassen war so groß, daß man endlich zwei Zunftmeister (Consoli dell' arti) in den Regierungs-Palast rufen ließ, um die Sache mit ihnen zu überlegen. Während dies geschah, blieb das Volk in den Straßen und auf den Plätzen versammelt; und als die Abgeordneten lange Zeit hindurch nicht wieder erschienen, glaubte die Masse sich verrathen, rief Tod und Verderben über die Regierung aus (muora il mal governo!), plünderte die Arsenale und Waffenschmiede, bewaffnete sich, pflanzte einige Kanonen gegen die Thore des Palastes auf und drohte diese einzuschießen. Zugleich führte der Haufen eine Art von militärischer Ordnung ein, und ernannte einen gewissen Joseph Allesi zu seinem Führer.

Der Vice-König rettete sich auf die Schiffe im Hafen und seine Gemahlin in das Castel a Mare.

Glücklicher Weise traute die rohe Masse der Meuterer sogar ihrem eigenen Führer nicht, weil dieser verständig genug war, Wachen auszustellen, um den Palast und andere Orte gegen die Banditen und Räuber zu schützen, die sich das Volk nannten. Als endlich niemand mehr seines Lebens und seiner Habe sicher war, versammelte sich ein Theil der Ritterschaft vor dem Palaste, um diesen zu vertheidigen und sein eigenes Leben und Eigenthum zu retten. Dort sprengten dann die berittenen Edelleute in die gedrängten Haufen hinein, trieben dieselben aus einander und tödteten Viele, unter ihnen auch Allesi und seinen Bruder. Dreizehn Andere wurden gefangen und erdrosselt. Mit dieser blutigen Scene, welche am 22. August vorfiel, war die Sache bei weitem nicht beendigt. Der Vice-König, welcher durch milde Mittel die Gemüther zu besänftigen hoffte, hatte eine Amnestie bekannt gemacht und die lästigen willkürlichen Auflagen aufgehoben. Dies wurde aber in Spanien nicht gebilligt, und die Anarchie dauerte daher fort. Endlich erkrankte der Vice-König vor Kummer, und starb am 13. November in Castel a Mare, wohin er sich von den Schiffen aus begeben hatte.

An die Stelle des gestorbenen Vice-Königs ward der Kardinal Theodor Trivulzio gesetzt; bis zur Ankunft desselben aber leitete der Marquis von Monteallegro die Geschäfte und hielt das Volk bei guter Laune. Die Hauptstadt Palermo war bei Trivulzio's Ankunft noch so wenig beruhigt, daß die Kabinetsräthe des neuen Vice-Königs ihm riethen, nicht nach Palermo, sondern zuerst nach Messina zu gehen. Diesem Rathe folgte er jedoch nicht. Er begab sich vielmehr unmittelbar nach Palermo. Hier zog er mit großem Gepränge und unter dem jubelnden Zurufe des Volkes in den Dom, und beantwortete die Ausrufungen des großen Haufens blos mit den Worten „Frieden und Amnestie" (Pace e libro novo). Das Volk ließ nachher ruhig geschehen, daß Trivulzio die alten Obrigkeiten aufs neue einsetzte, die Gerichte und Gesetze wieder zur Geltung brachte, und die Ruhe überall wiederherstellte. Er that dies mit Sanftmuth und Milde und begab sich, erst nachdem er Alles geordnet hatte, nach Messina, wo eine Flotte und ein Heer

angelangt waren, welche der damals in Neapel herrschenden Ochlokratie ein Ende machen sollten.

In Neapel war der Herzog de los Arcos in derselben Verlegenheit, die von den spanischen Ministern unaufhörlich verlangten Truppen, Schiffe und Vorräthe zu liefern, wie der Marquis de los Velez in Sicilien. Die Abgaben waren dort verpachtet, und zwar größten Theils an Genuesen, unter deren Druck das an sich reiche Land erlag. Da der Betrag dieser Abgaben bei weitem nicht ausreichte, so suchte der Herzog Hülfe bei den Ständen. Diese bewilligten zwar eine Million Dukaten als Donativ für die Kosten der Abwehr des Zuges, welchen Thomas von Savoyen gegen Neapel rüstete; sie wollten aber nach der Sitte der mittelalterlichen Stände, bei welchen das Volk keine Stimme hatte, die Last von ihren Schultern abwälzen und den schon hart besteuerten niederen Klassen aufbürden. Die neue Steuer sollte nämlich durch eine Abgabe von den ersten Lebensbedürfnissen erhoben werden. Dies hatte man schon einmal versucht; man hatte aber dabei solchen Widerstand gefunden, daß die Steuer wieder abgeschafft werden mußte. Als dieselbe jetzt (im Januar 1647) erneuert wurde, entstand unter den sehr zahlreichen niederen Klassen eine allgemeine Unzufriedenheit. Der Vice-König sah sich, so oft er ausging, von Volkshaufen umdrängt, welche die Aufhebung der lästigen Abgabe forderten und dumpfe Drohungen ausstießen. Endlich verbrannte das Volk die Bude, welche mitten auf dem Markte für die Einnehmer errichtet war; und da um dieselbe Zeit die Empörung in Palermo ausbrach, ward der Vice-König ernstlich besorgt. Er suchte zum zweiten Male ein besonderes Mittel zu finden, um das Geld aufzubringen, drang aber bei den wohlhabenden Klassen ebenso wenig als früher durch. Die Unzufriedenheit nahm daher zu, und zwei geistliche Demagogen, der Priester Julius Genuino und der Karmelit Pater Savino, suchten dieselbe gegen die Spanier zu benutzen. Sie fanden an einem jungen Fischer, Thomas Aniello, nach Neapolitanischer Weise Masaniello genannt, ein geeignetes Werkzeug. Dieser Fischer hatte nämlich großen Einfluß auf das niedere Volk, besaß Beredsamkeit, stand, so bettelarm er war, im Rufe der Uneigennützigkeit, und schnaubte Rache, weil man seine Frau einmal wegen eines eingeschmuggelten Fisches bestraft hatte.

Die beiden genannten Priester hatten verabredet, daß man im Juli 1647 an einem großen Festtage, an welchem das Landvolk zahlreich in die Stadt strömte, über die Spanier herfallen wolle; ein Zufall führte jedoch den Aufstand früher herbei. Am 7. Juli entstand nämlich auf dem Marktplatze zwischen den Käufern und Verkäufern von Feigen Streit darüber, wer die Abgabe zu bezahlen habe. Als endlich der Marktmeister erklärte, daß es vom Verkäufer geschehen müsse, gerieth ein Bauer, welcher kein Geld bei sich hatte, darüber in solche Wuth, daß er seine Feigen aus den Körben auf die Erde schüttete und mit den Füßen zerstampfte. Dies veranlaßte einen großen Zusammenlauf von Menschen und viel Lärmen. Auch Masaniello und die mit ihm längst verschworenen, mit Stangen bewaffneten jungen Leute kamen herbei. Diese fielen über die Einnehmer, ihre Gehülfen und Diener her, verjagten dieselben und plünderten nicht nur die Zollbude auf dem Markte, sondern auch alle anderen Orte, an welchen Abgaben erhoben wurden. Nachher strömte die tobende Menge zum Palaste des Vice-Königs. Dort betheuerte sie zwar ihre Anhänglichkeit an den König, tobte aber gegen die schlechte Regierung (il mal governo).

Von diesem Augenblicke an war Masaniello Herr und Dictator in Neapel. Er zeigte sich der Stelle, die er einnahm, im Ganzen würdig. Er hatte als Redner im naiven Volkston denselben wunderbaren Einfluß auf die Menge, welcher in unseren Tagen Kossuth unter den Madscharen und im fünfzehnten Jahrhundert Huß unter den Slaven allmächtig machte. Masaniello bestieg von Zeit zu Zeit eine Bühne, welche neben der Kirche für ihn errichtet war, um seine Verordnungen ausrufen zu lassen und das klägliche Schicksal des unter spanischem Drucke seufzenden Volkes zu schildern. Das Volk verschmähte in Folge davon die dem Vice-König abgezwungene Milde, und wollte den Palast desselben stürmen, so daß endlich der erschrockene Vice-König sich in seinem geschlossenen Wagen ins Castel nuovo zu flüchten suchte. Dort fand er jedoch die Zugbrücke niedergelassen. Er ließ daher umwenden, um in das Castel del Uovo zu fahren. Er würde auf dieser Fahrt vom Volke ergriffen worden sein, wenn er nicht durch ausgeworfenes Geld den Haufen beschäftigt hätte. Nur dadurch gelang es ihm, zu entkommen und das Kloster des heiligen Ludwig zu erreichen, wo er Zuflucht fand.

Der Vice-König suchte vergebens die Empörer durch Güte, sowie durch die Aufhebung der Abgaben vom Getreide und vom Mehl zu befriedigen. Die Zahl der Unzufriedenen nahm von Tag zu Tage zu, und stieg endlich durch fünzigtausend Landleute, welche von weit und breit her in die Stadt strömten, so hoch, daß der Vice-König in das Castel St. Elmo flüchtete. Tiberius Caraffa, Fürst von Bisignano, welchen das Volk an seine Spitze gestellt hatte, rief dasselbe in eine der Hauptkirchen von Neapel, bestieg die Kanzel und ermahnte es mit dem Crucifix in der Hand zur Ruhe. Er konnte jedoch nichts ausrichten, weil die Masse keinem Versprechen mehr traute. Das Volk verlangte das Original von einem Freiheits-Privilegium Karl's V. zu sehen, welches die von diesem Kaiser der Stadt ertheilten, nachher aber absichtlich in Vergessenheit gebrachten Rechte enthielt. Das Original des Documents war nicht zu finden. Das Volk gerieth daher in noch größere Wuth, und sammelte sich von allen Enden her in Neapel, wo jetzt nicht mehr der Vice-König, sondern Masaniello regierte. Der Vice-König suchte, da er sich auch in St. Elmo nicht für sicher hielt, aufs neue im Castel nuovo eine Zuflucht. Dahin folgten ihm der Prinz Bisignano und der Kardinal Trivulzio, welcher gerade um diese Zeit aus Mailand nach Sicilien gesandt wurde, nebst einem Theile des vom Volke bedrohten Adels. Er ward im Castel nuovo sehr bedrängt, weil das Volk vermittelst der geplünderten Waffen-Vorräthe über zwanzigtausend Mann ausgerüstet hatte. Außerdem waren sechszehn Kanonen aufgestellt und alle Anstalten getroffen, um den Palast und die Häuser des hohen Adels, in denen man noch immer Mitglieder desselben antraf, durch Feuer zu vernichten und die Bewohner zu ermorden.

Das Volk erwählte endlich Masaniello förmlich zum Haupte des jetzt souveränen Pöbels (Capitan generale del popolo). Dieser sammelte darauf einen plebejischen Hof um sich, und der Vice-König sah mit Vergnügen, daß der vorher zerlumpte Fischer, welchen das ganze Volk Tag und Nacht bewachte, hochmüthig geworden sei. Er betrachtete ihn als wirkliches Haupt des Volkes, weil Masaniello, wie einst der römische Tribun Cola Rienzi (s. Th. VIII., S. 190 u. 193 ff.), vom Volke gewählt bei demselben auch unbedingten Gehorsam fand. Masaniello, welcher an der Spitze von

fünfzigtausend Mann stand, öffnete die Gefängnisse, setzte die Verbrecher in Freiheit, und verfolgte den Adel und die spanische Büreaukratie mit Feuer, Schwert und Plünderung, ließ aber jeden, der für sich geraubt oder gestohlen hatte, sogleich hinrichten. Er versammelte das Volk öfters vor einer auf einem öffentlichen Platze errichteten Bühne, und hielt als Volksredner in seinen Fischerkleidern, aber das Schwert statt des Scepters in der Hand tragend, mit der den Südländern eigenen Lebhaftigkeit begeisterte Reden in dem eigenthümlichen neapolitanischen Volks-Dialekt. Sein Wink war für Alle ein Gebot. Der Vice-König glaubte daher dem Kardinal Erzbischof Filamerino, daß er durch denselben Mann, welcher das Volk aufgeregt hatte, es auch wieder besänftigen könne. Er überschickte den Freiheitsbrief Karl's V., den man bis dahin nicht hatte finden können, dem Dictator des Volkes, welcher ihn dann demselben vorlesen ließ. Hierauf traten Masaniello im Namen des souveränen Pöbels und der Vice-König im Namen des Königs von Spanien, dessen Einwilligung später eingeholt werden sollte, in Unterhandlung mit einander; und es kam unter Vermittelung des Kardinals und Erzbischofs ein Vertrag zu Stande, welcher dreiundzwanzig Haupt-Artikel und fünf Nebenbestimmungen enthielt, und den man in Lünig's Sammlung der diplomatischen Actenstücke Italien's (Codex Italiae diplomaticus, 1725—1732, 4 Bände in Folio) abgedruckt findet. Dieser im Juli 1647 geschlossene Vertrag enthielt nicht nur die Gewährung einer vollständigen Amnestie, sondern auch das Versprechen, daß das Original der Urkunde Karl's V. dem Volke ausgeliefert, alle seit der Ertheilung desselben den Bürgern auferlegten Steuern abgeschafft und keine neuen eingeführt werden sollten. Außerdem war in dem Vertrage festgesetzt, daß das Volk künftig dieselben verfassungsmäßigen Rechte haben solle, welche der Adel besitze. Die königliche Bestätigung des Vertrages sollte drei Monate lang erwartet werden, während dieser Zeit aber das Volk unter den Waffen bleiben dürfen. Der Vertrag ward in der Kirche der Karmeliter vom Volke durch einen Eid bekräftigt.

Die Ruhe wäre wenigstens vorerst hergestellt gewesen, wenn nicht die Häupter des Adels durch Verrath und Treubruch Masaniello zu entsetzlichen Grausamkeiten getrieben hätten. Dies geschah bei

Gelegenheit eines feierlichen Dankfestes, welches Masaniello in der Karmeliter-Kirche halten ließ. Als er nämlich in der Kirche wie gewöhnlich von einer Bühne herab eine Rede an das Volk hielt, erschien plötzlich eine Anzahl Banditen zu Pferde, ritt in die Kirche hinein und feuerte ihre Gewehre auf den Redner ab. Wir lassen die Zahl derselben unbestimmt; denn wir glauben weder, daß es fünfhundert, noch auch, wie Giannone und Muratori sagen, blos zweihundert gewesen sind. Auch die Zahl der um die Kirche versammelten Proletarier betrug schwerlich, wie man meldet, hundertundfünfzigtausend. Eine Art Wunder war es aber doch, daß die in die Kirche eingedrungenen Banditen insgesammt auf den Redner schossen und keiner ihn traf. Das Volk, welches bewaffnet um die Bühne stand, fiel sogleich über die Reiter her; Masaniello aber, der überhaupt eine furchtbare Polizei gegen alle Ruhestörer organisirt hatte, übte von nun an eine blutige dictatorische Justiz. Diese traf zuerst die Brüder Caraffa, gegen welche einer der Banditen ausgesagt hatte. Der Eine von ihnen, der Herzog von Montechiaro, rettete sich durch die Flucht; der Andere aber, Joseph (Peppo) Caraffa, ward enthauptet, sein Leichnam durch die Gassen geschleift und sein Haupt nebst denen vieler Anderen auf eine Pike gesteckt.

Dem Erzbischof gelang es gleichwohl, noch einmal eine Unterhandlung zwischen dem Vice-Könige und dem armen Fischer, welcher jetzt den Titel „Haupt des getreuen Volkes" führte, zu Stande zu bringen. Das Ergebniß dieser Unterhandlung war ein zweiter förmlicher Vertrag, welcher ebenfalls in Lünig's Werk abgedruckt ist. Jetzt wurde aber der in Neapel unumschränkt herrschende Volks-Tribun, welcher die dortige Ritterschaft ebenso gedemüthigt hatte, wie Cola Rienzi im vierzehnten Jahrhundert die römische, seinen Plebejern auf dieselbe Weise verdächtig, wie Rienzi den seinigen. Man beredete ihn boshafter Weise, sich nicht nur zu einer Zusammenkunft mit dem Herzoge de los Arcos in dessen Palast zu begeben, sondern dabei auch nebst seiner Frau in vornehmem Costüme zu erscheinen. Er legte also seine zerlumpten Kleider ab, und verfügte sich mit seiner Frau in Silber und Seide gekleidet *) in den Palast. Dies gab ihm den letzten Stoß,

*) Wörtlich: Veste di tela d' argento e cappello con pennachiera.

nachdem er schon vorher durch leidenschaftliches Trinken und durch sein ganz despotisches Verfahren seine Anhänger von sich entfernt hatte. Nach anderen Nachrichten war seine Überspannung zuletzt in Wahnsinn übergegangen. Wir glauben, daß das neapolitanische Volk beleidigt ward, als der Vertheidiger der Gleichheit plötzlich nicht blos im Hof-Costüm erschien, sondern auch von derselben Bühne herab, auf welcher er so oft gegen die spanische Regierung geredet hatte, das Volk zur Treue ermahnte und zu dem Rufe: „Es lebe der König von Spanien!" aufforderte. Das neapolitanische Volk stand nämlich nicht auf der Höhe unserer Zeit, die es ganz natürlich findet, wenn ein Mann vom höchsten Unglauben zum blinden Aberglauben, von anarchischem Treiben zur Vertheidigung der Willkür und des Despotismus ganz plötzlich übergeht. Masaniello warf sich übrigens damals noch dem Vice-Könige zu Füßen, zerriß die kostbaren Gewänder, und erklärte, daß seine Rolle ausgespielt sei. Auch gegen das Volk erbot er sich, seine Stelle aufzugeben; doch behielt er sie, und erlaubte sich Gewaltthätigkeiten, welche ein Zeichen von Raserei zu sein schienen. Man sagte daher, es sei durchaus erforderlich, ihn auf irgend eine Weise unschädlich zu machen. Der Vice-König ließ ihn hierauf am 16. Juli, wenige Tage nach seinem höchsten Triumphe, durch vier Schützen erschießen, welche in der Karmeliter-Kirche versteckt waren.

Das Volk regte sich für den Augenblick nicht, weil der Mord von der Regierung gebilligt ward; gleich am folgenden Tage jedoch zeigte es die ganz entgegengesetzte Stimmung, und der Vice-König hatte Ursache, die Ermordung eines Mannes zu bereuen, welcher bis dahin den tobenden Haufen mit seinem bloßen Winke geleitet und hunderttausend wüthende Schreier dadurch, daß er die zwei vorderen Finger auf den Mund legte, sogleich zum Schweigen gebracht hatte. Nach dem Morde hatte man dem Getödteten den Kopf abgehauen und denselben dem Vice-Könige überbracht, welcher ihn in einen Graben werfen ließ. Der Rumpf des Gemordeten war durch die Straßen geschleppt und schändlich verstümmelt worden. Adel, Priesterschaft und Geistlichkeit wollten jedoch zu früh den Augenblick für ihren Vortheil benutzen. Der feierlich beschworene Vertrag ward sogleich vergessen, und schon am nächsten Tage nach Masaniello's Ermordung hatte das Brod nicht mehr das

bestimmte Gewicht. Dies ward dann das Signal zu einem neuen förmlichen Aufstande gegen Spanien, dessen König das Volk unter Masaniello nie verleugnet hatte. Man holte Masaniello's Leiche aus dem Graben, in den sie geworfen worden war, hervor, legte sie auf eine Bahre, bedeckte sie mit dem Königsmantel, setzte ihr eine Lorbeerkrone auf das Haupt, gab ihr einen Commando-Stab in die Hand und trug sie unter dem Geleite des ganzen Volkes in allen Quartieren der Stadt umher. Ja, die Neapolitaner machten sogar ihren Tribunen im Tode zu einem Märtyrer und Wunderthäter. Sie hatten seine Leiche, an welche, wie sie sagten, der Kopf wieder angewachsen sei, in einer Kirche niedergesetzt, und beerdigten sie als die Leiche eines Mannes vom höchsten Rang. Der verächtliche Vice-König schickte nicht allein seine Pagen als Leidtragende, sondern er ließ auch der Leiche alle militärischen Ehren erweisen.

Gegen das Volk verfuhr der Vice-König damals nach der gewohnten spanischen Weise. Viele wurden gefangen, Andere hart behandelt; ein Vermittler war nicht da; der geschlossene Vertrag wurde nicht gehalten. Das Volk zog daher aufs neue in Masse gegen den Palast, um den Vice-König zur Rede zu stellen. Es wurde nach hartem Kampfe (aspra zuffa) mit den Wachen zurückgetrieben. Dagegen wurden aber auch alle Spanier, deren die wilde Menge sich bemächtigen konnte, von ihr grausam hingerichtet oder gemordet. Nach einem drei Tage langen Gefechte mußte der Vice-König sich wieder in das Castel nuovo flüchten. Dieses, sowie das Castel del Ermo wurden hierauf vom Volke eingeschlossen. Da die Belagerung beider Castelle einen militärischen Anführer erforderte, so ward Don Franz Toralto, Fürst von Massa, gezwungen, die Stelle eines Oberbefehlshabers anzunehmen. Dieser, ein Sprößling des Hauses Aragonien, verständigte sich insgeheim mit dem Vice-Könige, um das Volk so lange zu äffen, bis die erwartete Hülfe aus Spanien käme. Während er dasselbe durch allerlei zwecklose Unternehmungen beschäftigte, hatte der Vice-König die Stirn, über einen dritten Vertrag zu unterhandeln und am 17. September noch einmal Alles zu bestätigen, was er vorher zugestanden hatte. Er erkannte auch den neuen General-Kapitän des Volkes, den Fürsten von Massa, in der ihm vom Volke verliehenen Würde an. Sobald nachher die Flotte und das Heer, die man lange ver-

gebens erwartet hatte, ankamen, dachte niemand mehr daran, dem Volke Wort zu halten.

An der Spitze der aus Spanien gesandten Kriegsmacht stand der jüngere Don Juan d'Austria. Dieser war ein Neben-Sohn Philipp's IV. von der Maria Calderon, welche, da sie ihren früheren Geliebten, den Herzog von Medina Sidonia, nicht vergessen konnte, bald nach der Geburt ihres Sohnes in ein Kloster gegangen war. König Philipp hatte den Letzteren als Sohn anerkannt und ebenso, wie einst Philipp II. seinen Halbbruder, Don Juan d'Austria genannt. Er hatte ihn nachher zum Groß-Prior von Castilien gemacht, und schickte ihn 1647 als Oberbefehlshaber eines Heeres und einer Flotte nach Sicilien und Neapel, um den dortigen Aufstand zu unterdrücken. Don Juan landete mit seinen zweiundzwanzig Kriegsschiffen und vierzig Transport-Fahrzeugen zuerst an der Küste von Sardinien, und lief dann am 1. Oktober in den Hafen von Neapel ein. Er ließ sich, da er als ein Mann von achtzehn Jahren die Lage der Dinge unmöglich richtig beurtheilen konnte, vom Vice-Könige und von den spanischen Räthen leiten, und diese führten ihn auf einen falschen Weg. Seine freundliche und jugendliche Manier und Gestalt würden im Gespräche leicht obgesiegt haben; er weigerte sich aber, zu unterhandeln oder auch nur sein Schiff zu verlassen, wenn das Volk nicht vorher die Waffen niederlegt habe und alles Weitere der Gnade des Königs überlasse. Dies konnte um so weniger geschehen, weil derselbe Vice-König, der die Sache betrieb, früher mehrmals Verträge mit dem Volke beschworen und nicht gehalten hatte.

Da die Spanier sich nicht getrauten, das zahllose bewaffnete Volk anzugreifen, so ward gegen den Rath des Kardinals Trivulzio beschlossen, an Schuldigen und Unschuldigen Rache zu nehmen, nachdem man vorher die Neapolitaner durch treulose Versprechen zur Niederlegung der Waffen bewogen habe. Es wurde den Neapolitanern versprochen, daß die mit Masaniello geschlossenen Verträge gehalten werden sollten, wenn sie unbewaffnet als Bittende erschienen. Das Volk ließ sich dazu bereit finden, weil der von ihm gewählte Fürst von Massa sie insgeheim den Spaniern verrathen hatte. Man erblickte hierauf in den Straßen nur weiße Fahnen, als plötzlich am 15. Oktober einige hundert Spanier feindlich in die

Stadt einbrachen, und zugleich die Geschütze der Forts und der Schiffe dieselbe mit Kugeln und Bomben überschütteten. Die Soldaten eilten, alle Posten zu besetzen; es zeigte sich aber bald, daß es ihnen unmöglich sein werde, der ganzen Einwohnerschaft einer Stadt, welche zu den bevölkertsten von Europa gehörte, Widerstand zu leisten. Die Kanonen konnten, obgleich sie großen Schrecken verbreiteten und viele Menschen tödteten, bei weitem nicht die ganze Stadt bestreichen. Weiber und Kinder liefen heulend und wehklagend durch die Straßen; die Männer aber läuteten Sturm, ergriffen die niedergelegten Waffen wieder und riefen Alles zur Gegenwehr auf. Die Straßen wurden hierauf verrammelt und die Soldaten von einander getrennt. Während die Männer mit diesen in den Straßen kämpften, schütteten die Weiber siedendes Wasser und Öl aus den Fenstern, und wälzten Steine von den Dächern herab auf die Soldaten, die sich in einer ihnen ganz unbekannten Stadt befanden. Mehrere Stunden lang ward in den Straßen mörderisch gekämpft, bis die Spanier merkten, daß ihre Zahl immer kleiner werde, die der Neapolitaner dagegen durch stets zuströmende Schaaren furchtbar anwachse. Sie suchten daher zu unterhandeln und steckten ihrerseits weiße Fahnen auf. Das Volk aber, welches schon so oft schändlich betrogen worden war, wollte von Unterhandlungen nichts wissen. Es steckte vielmehr schwarze Fahnen auf, und erklärte, daß es lieber Alles wagen und opfern, als sich noch einmal betrügen lassen wolle. Der Kampf dauerte also noch mehrere Tage lang fort.

Vergebens bat der Vice-König, als die Neapolitaner ganz mit ihm gebrochen hatten, den Kardinal Erzbischof um seine Vermittelung. Die Spanier ließen es nachher den edeln Mann bitter entgelten, daß er seine Landsleute nicht den Spaniern verrathen wollte, wie der Fürst von Massa gethan hatte. Der Letztere wurde damals vor ein Volksgericht gestellt, zum Tode verurtheilt und enthauptet, sein Leib aber an einem Beine an den Galgen gehängt. Das Volk, dessen Vertrauen der Fürst so sehr misbraucht hatte, verfuhr auch gegen Andere mit großer Strenge. Es setzte namentlich einen Preis von mehreren tausend Dukaten auf den Kopf des Herzogs von Montechiaro, des Don Joseph Mastrillo, des Lucio Sanfelice, des Herzogs von Siano und der beiden Söhne des Anton Musciotolo. Jetzt bestand in der Stadt Neapel eine Art demokratischer Republik,

die von Demagogen geleitet ward. Diese erließ eine Anzahl Verordnungen, durch welche der Ritterschaft ihre für das Volk drückenden Privilegien entzogen wurden. Sie finden sich zugleich mit einem im Namen des Volkes gegen die spanische Regierung erlassenen Manifest ebenfalls in der oben angeführten Sammlung italiänischer Staats-Documente von Lünig. Durch ein Volks-Decret vom 16. Oktober wurden alle blos auf dem Volke lastenden Auflagen (gabelle) aufgehoben, und durch ein anderes ward jedem Baron verboten, sich mit bewaffnetem Gefolge irgendwo öffentlich zu zeigen.

Da es den Volksführern in Neapel nicht entging, daß ihre Republik sich gegen die See- und Landmacht Spanien's auf die Dauer nicht werde halten können, so traten sie vermittelst des französischen Gesandten in Rom, des Marquis von Fontenay, mit Mazarin in Verbindung, der ihnen die besten Zusicherungen gab. Unglücklicher Weise aber wählte das Volk einen Mann zu seinem Führer, welcher weder Masaniello's Beredsamkeit, noch dessen Uneigennützigkeit und Herrscher-Talent besaß; und zu gleicher Zeit drängte sich ein französischer Prinz heran, dem die Königin von Frankreich das ihrem Bruder Philipp IV. entzogene Königreich Neapel nicht gönnte. Der vom Volke erwählte demokratische Führer war Gennaro Annese, ein Mann aus dem niederen Haufen. Man ertheilte ihm den Titel General-Kapitän des Volkes, welchen auch der Fürst von Massa geführt hatte, und vergönnte ihm, sich in einem festen Thurm (torello) neben der Karmeliter-Kirche von einer Art Garde bewachen zu lassen. Der französische Prinz, der sich herbeidrängte, um im Trüben zu fischen, war Herzog Heinrich von Guise, welchen Richelieu aus Frankreich fortgeschickt hatte (s. Th. XIV., S. 408), der aber von der Königin wieder zugelassen worden war. Er war ein Glied des Hauses Lothringen, welches alte Erbansprüche an Neapel machte und diese einmal zur Geltung zu bringen hoffte. Er hielt sich damals in Rom auf, um vom Pabste die Scheidung von seiner Gemahlin und die Erlaubniß zur Heirath seiner Maitresse, des Fräulein von Pons, zu erhalten. An diesen Prinzen, welcher in guter und in schlechter Beziehung der Zeiten des alten Ritterthums ganz würdig war, wandten sich die Neapolitaner, nachdem sie vergebens beim Pabste Gehör zu

finden gesucht hatten. Der Herzog bot ihnen seine Hülfe an, wobei er selbst auf die der französischen Regierung rechnete, schwieg aber im Anfange von seinem Erbrechte, und erkannte sogar die vom Volke errichtete demokratische Regierung stillschweigend an. Dieser Prinz, welchen der Marquis von Montglat in seinen Denkwürdigkeiten als einen romantischen Schwärmer schildert*), war weder mit Mazarin, noch mit dem neapolitanischen Pöbel einverstanden. Er wurde, als er Mitte November ohne Flotte, ohne Truppen, und ohne Geld nach Neapel kam, an die Spitze des Kriegswesens gestellt, während Gennaro Annese die inneren Angelegenheiten der sogenannten Republik Neapel leiten sollte. Dies führte Verwirrung herbei. Doch brachte es der Herzog dahin, daß man ihn, weil er sich nicht getraute, den Königstitel anzunehmen, zum Herzoge oder Dogen der Republik ernannte.

Unterdessen hatte der Kardinal Mazarin wirklich eine Flotte und ein Heer abgeschickt, um die Neapolitaner gegen die Spanier in Schutz zu nehmen; Guise's Vetter aber, der Herzog von Elboeuf, schrieb diesem, er solle dem Kardinal ja nicht trauen, sondern sich in den Besitz von Neapel setzen, ohne die Franzosen zuzulassen. Die französische Flotte, welche vom Herzoge von Richelieu commandirt wurde, litt unterwegs durch einem Sturm großen Schaden, und mußte zuerst an der Küste von Toscana landen, um sich mit Allem, was sie bedurfte, neu zu versehen. Sie kam daher erst spät bei der Insel Ischia an. Hier ließ Guise dem Befehlshaber der Flotte sogleich sagen, daß es ihm an dem nöthigen Pulver und Geschütz fehle, um die von den Spaniern besetzten drei Castelle anzugreifen. Der Herzog von Richelieu konnte ihm aber weder mit Munition aushelfen, noch auch das Getreide liefern, an welchem damals in Neapel großer Mangel war. Auch in den Hafen der

*) Er sagt vol. II., pag. 103 (ed. Petitot): Ce prince avoit beaucoup d'esprit et de cœur, mais il manquoit de jugement. Il étoit susceptible de pensées fort chimériques, plus approchantes des Romains que de la vraisemblance. Tellement qu'il se remplit la tête de vanité et d'imagination si vague, que dans le besoin qu'il eut de secours il en demanda en France non comme sujet, mais comme allié ou ami oppressé, qui désiroit d'être protégé. Le cardinal Mazarin jeta en même tems des yeux de concupiscence sur ce beau royaume, pour en faire partage à quelqu'un des siens.

Stadt konnte Richelieu nicht einlaufen, weil die Castelle den Eingang beherrschten. Als hierauf die spanische Flotte in See ging, ward ein furchtbares Seetreffen geliefert. Ein Sturm, welcher die beiden Flotten aus einander trieb, verhinderte, daß es in demselben zu einer Entscheidung kam. Obgleich die Franzosen sich des Sieges rühmten, so legte sich doch die spanische Flotte unmittelbar nach dem Kampfe wieder unter die Kanonen des am Eingange des Hafens befindlichen Castells del Uovo.

Der Herzog von Guise glänzte nach seinen prahlenden Denkwürdigkeiten, die sich in der großen französischen Sammlung finden, in Neapel als ein Held alter Zeit; die Frau von Motteville und der Marquis von Montglat aber machen in derselben Sammlung einen Don Quixotte aus dem edeln Herrn, welcher von einem Königthum Neapel träumte*). Seine Geliebte, das Fräulein von Pons, spielte in Paris schon die Königin, zum großen Ärger der Anna von Östreich. Der Herzog vermochte in Neapel dem Rauben und Morden nicht Einhalt zu thun. Etwas mehr leistete Gennaro Annese, mit welchem Guise bald zerfallen war. Schon im November 1647 misbilligte Mazarin das, was in Neapel vorging. Da Pabst Innocenz X. eine Partei dort hatte, so suchte sein Nuntius, Altieri, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Er beredete den Herzog de los Arcos, die ersten Schritte zur Aussöhnung zu thun. Dies geschah im December dadurch, daß der Herzog ein Edict erließ, in welchem Alles, was billig war, zugestanden ward. Sogar Annese erklärte in Übereinstimmung mit dem päbstlichen Nuntius, daß das Volk mit den gemachten Zugeständnissen zufrieden sein könne, obwohl er zugleich aussprach, daß dem Herzog de los Arcos nicht zu trauen sei. Im Januar 1648, als die französische Flotte sich von der neapolitanischen Küste entfernt hatte und nach Porto Longone zurückgegangen war, trat Don Juan d'Austria selbst mit Annese und mit dem Nuntius in Verbindung. Man unterhandelte lange.

*) Die Frau von Motteville sagt unter Andern da, wo sie des Herzogs Aufnahme in Neapel schildert (vol. II., p. 308): Il fit distribuer de la monnaie au peuple, qui l'environnoit, afin de faire redoubler leurs cris de joie. La femme d'Annese, qui n'étoit ni belle ni propre, lui fit la chemise, qu'il mit le lendemain, et les Napolitains lui donnèrent, en petite quantité sans doute, des choses dont il avoit besoin.

Nachher setzte Don Juan, als der Herzog de los Arcos im Januar abgedankt hatte und im Februar nach Spanien zurückgereist war, an seine Stelle für eine Zeitlang den Grafen von Ognate, einen alten, erfahrenen Geschäftsmann, welcher damals spanischer Gesandter in Rom war. Dieser begab sich in eines der Castelle von Neapel, und es gelang ihm zugleich, mehrere Compagnieen Spanier heimlich hinein zu bringen. Auch Annese trat mit ihm in Correspondenz, nachdem dieser Volksführer durch einen nach Paris gesandten Mönch vergebens versucht hatte, die Königin von Frankreich und den Kardinal Mazarin gegen die Demokratie und den Herzog von Guise zu benutzen. Übrigens hatte Don Juan schon vorher eine allgemeine Straflosigkeit verkündigt und dem Volke viele Erleichterungen versprochen. Dessen ungeachtet zogen sich die Unterhandlungen in die Länge, und Alles gerieth in einen kläglichen Zustand *).

Die Leichtfertigkeit und Vergnügungssucht des Herzogs von Guise, besonders seine Unvorsichtigkeit im Verkehr mit vornehmen verheiratheten Damen erweckten große Eifersucht gegen ihn. Er ward darüber von zwei Männern aus dem Gefolge des Erzbischofs, Antonio Basso und dessen Bruder, in Volksliedern verspottet. Dies nahm er so übel, daß er beide Männer, trotz der Fürbitten des Kardinals, des Gennaro Annese und der anderen Häupter des Volkes, enthaupten ließ. Dadurch gerieth Alles in die größte Erbitterung. Am 10. März machten daher Gennaro Annese, der General-Procurator Vincenz Andreis und der Syndikus des Volkes (eletto del popolo) Mazzela an der Spitze eines Haufens von mehreren tausend Menschen einen Versuch, des Herzogs Haus zu stürmen. Dies gab ihm dann Gelegenheit, seine eigene ritterliche Tüchtigkeit und die Erbärmlichkeit des souveränen neapolitanischen Volkes zu beweisen. Er bestieg nämlich sein Streitroß, ritt an der Spitze

*) Sconvolto, sagt Muratori, era il regno e non vi era provincia o città, dove non regnasse la discordia e succedessero frequenti tumulti e uccisioni, sostenendo gli uni libertà e gli altri la regale autorità. Trovandosi allora nobili, che sposarono il partito de' popolari, e il Guisa faceva trapelare in ogni parte i suoi emissari. In Taranto, in Ariano, in Chiesi nell' Aquila e in altri principali città penétró quel pernicioso influsso.

einer kleinen Schaar den Lazaronis entgegen und ließ über ihre Köpfe hin feuern, worauf Alle sogleich aus einander liefen. Unmittelbar darauf brachten dieselben Leute dem Herzoge ein Lebehoch, und es gelang ihm sogar, die Hinrichtung des Syndikus Mazzela, den er der Conspiration mit den Spaniern verdächtig gemacht hatte, zu bewirken. Dies hatte jedoch zur Folge, daß Ende März Annese und sein Anhang sich dem Don Juan ganz in die Arme warfen. Sie verabredeten mit demselben einen Plan, nach welchem der ritterliche Muth des Herzogs benutzt werden sollte, um ihn aus der Stadt zu locken, damit dann Annese die Spanier in die Stadt lassen und in den von ihm selbst besetzten festen Thurm neben der Karmeliter-Kirche legen könne. Zu diesem Zwecke ließ Ognate Nisitra zu Wasser und zu Land angreifen. Der Herzog von Guise zog wirklich mit allen denen, die er in den Waffen geübt hatte, aus der Stadt, um dem belagerten Nisitra Entsatz zu bringen. Während er aber mit den Seinigen außerhalb der Stadt war, führten Ognate und Don Juan in der Nacht vom letzten März auf den ersten April alle spanischen Truppen vor die Mauern von Neapel, und Annese ließ ihnen ein Thor, sowie seinen festen Thurm öffnen. In zwei Stunden waren alle Posten von ihnen besetzt, und der elende Haufen feiger Bürger strömte, über Verrath schreiend, durch alle Thore hinaus. Sobald die Nachricht davon zu den Begleitern des Herzogs von Guise kam, gingen Alle, welche bis dahin mit ihm gegen die Spanier gekämpft hatten, davon und ließen ihn allein. Sogar die dreißig, welche anfangs noch bei ihm geblieben waren, trennten sich von ihm, als er den Weg nach Rom einschlug. Schon in Capua wurde er von einem der überall ausgestellten spanischen Pikets gefangen und nach Gaëta gebracht, von wo man ihn dann nach Spanien hinüber führte. Dort wollte man ihm den Proceß machen; doch ward er 1652 wieder in Freiheit gesetzt. Die Neapolitaner wurden auch diesmal schändlich betrogen; denn die Zusicherungen, welche Ognate mündlich und schriftlich gegeben hatte, wurden ebenso wenig gehalten, als vorher die des Herzogs de los Arcos. Zugleich ward nach spanischer Sitte leicht ein Vorwand gefunden, um Gennaro Annese verurtheilen und hinrichten zu lassen.

Zu derselben Zeit, als die demokratischen Bestrebungen der Neapolitaner und Sicilianer vereitelt wurden, brach in Paris eine

Empörung aus, welche der hohe Adel und die Parlamente für ihre Privat-Zwecke anstifteten. Das Volk diente diesen dabei als ein Werkzeug, welches man wegwirft, wenn es nicht mehr gebraucht werden kann. Es ward daher auch durch diese gegen Mazarin angestifteten Unruhen der sogenannten Fronde überzeugt, daß weder die Parlamente, noch der Adel sich jemals aufrichtig seiner annehmen würden, und zog also die Ruhe vor, welche nur der Minister mit der ihm zu Gebote stehenden Militär-Macht schaffen konnte. Auf diese Weise konnte Mazarin und nach ihm Ludwig XIV. ein System des Despotismus gründen, wie dies auch Ende 1852 geschah.

3. Innere Unruhen in Frankreich oder die Zeit der Fronde bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges.

Unter dem Kardinal Richelieu hatte die französische Politik und Unterhandlungswissenschaft zugleich mit der französischen Sprache, den Kriegswissenschaften und den Formen eines gebildeten Umganges und höfischer Unterhaltung eine Entwickelung erhalten, welche nicht wenig dazu beitrug, daß der ganze Vortheil des dreißigjährigen Krieges, den Frankreich mit Schweden hatte theilen sollen, dem König Ludwig XIV. zufiel. Nach Richelieu's Tode ward die von Karl V. stammende spanische und italiänische diplomatische Kunst und Treulosigkeit maurischer Politik durch den Kardinal Mazarin und durch seine Schützerin Anna von Östreich in das französische Kabinet gebracht. Dieses Kabinet ist durch Kabalen und Intriguen, sowie durch die vielen Leute, die uns in ihren Denkwürdigkeiten romanhafte Schilderungen ihres eigenen Treibens und des Lebens ihrer Zeitgenossen hinterlassen haben, ebenso berühmt und mächtig geworden, als die großen französischen Generale im Felde. Schon 1648 erntete Mazarin allein die Frucht der Verdienste der Generale und Diplomaten durch den Triumph des westphälischen Friedens. Herr von Frankreich ward er erst nach Beendigung des Kampfes, den er mit den Parlamenten, mit den gedrückten Bürgern von Paris und mit den conspirirenden Großen des Reiches zu bestehen hatte. Dieser Kampf, welcher 1648 in einen förmlichen Bürgerkrieg überging, ward durch Mazarin's und seiner Creaturen Habsucht hervorgerufen. Übrigens pflegt man die gegen Mazarin ver-

bündete Partei, mit einem von dem Schleuderspiele der Parise Straßenjungen entlehnten Namen, die Fronde zu benennen.

Der Hauptzug von Mazarin's Charakter war jene den römischen Naturen eigene kalte egoistische Klugheit, welche, mit Geschmeidigkeit und Fügsamkeit verbunden, selten ihr Ziel im Leben verfehlt und, mit unablässiger Geschäftigkeit vereinigt, eben so sicher ihre blos äußeren Zwecke erreicht, als der mercantile Geist des Engländers und der karge Sinn des Schotten. Wenn man jedoch beachtet, was für Leute es waren, welche mit Mazarin um die unumschränkte Herrschaft über die schwache Anna von Östreich auf Tod und Leben kämpften, so kommt man zu demselben Schlusse, wie bei den meisten politischen Bewegungen unserer Zeit. In so schlechten Händen nämlich auch die Regierung unter Mazarin's Leitung gewesen sein mochte, so war sie doch immer noch in besseren Händen, als sie in denen seiner Gegner gewesen sein würde. Die Hauptgegner Mazarin's und der von ihm und Anna von Östreich geführten Vormundschaft des jungen Königs waren die beiden ersten Prinzen von Geblüt, der Herzog Gaston von Orleans und der alte Prinz Heinrich II. von Condé. Beide hatten sich im Kampfe mit Richelieu verächtlich gemacht und unfähig bewiesen. Der Herzog von Orleans hatte den Marschall von Ornano, den Grafen von Chalais, den Herzog von Montmorency, den Marquis von Cinqmars und seine eigene Gemahlin, Margaretha von Lothringen, der Rache des Kardinals Richelieu preisgegeben (s. Th. XIV., S. 366—370, 408 f., 459 f. u. 477—482). Er benahm sich zur Zeit der Fronde gegen Mazarin ebenso schwach und schwankend, als vorher gegen Richelieu. Der Prinz von Condé war während seines langen Lebens bei allen Unruhen mit thätig gewesen, hatte aber ebenfalls stets diejenigen, welche ihm vertrauten, in der Noth verlassen. Sogar seine Religion hatte er verkauft und dadurch Statthalterschaften, Gnadengelder und Vortheile aller Art auf schamlose Weise an sich gebracht. Er hatte unter Richelieu seinen Antheil an den Kabalen und Unruhen durch eine mehrjährige Haft gebüßt, und sich seitdem etwas ruhiger verhalten. Als jedoch Mazarin und seine Creaturen ebenso wenig, wie vorher Richelieu, ihm und den mit ihm verbundenen Familien die Ausbeutung des Volkes zugestehen wollten, dessen Gut und Blut nur dem Kardinal, der Königin und ihren Damen zu Gute kommen sollten, regte Condé von neuem

Parlament und Junkerschaft gegen die Regierung auf. Dies war doppelt auffallend, weil seine wegen ihrer außerordentlichen Schönheit berühmte Gemahlin, eine Tochter des hingerichteten Marschalls von Montmorency, von der Königin Anna sehr begünstigt wurde. Durch sie wurde Condé auch lange abgehalten, sich der geheimen Verschwörung gegen Mazarin oder der Fronde anzuschließen; doch gelang ihr dies nicht durchaus.

Die ganze Familie des Prinzen von Condé war unablässig bemüht, sich Vortheile vom Staate zu verschaffen und der Regierung Hindernisse zu bereiten, damit Mazarin genöthigt werde, ihre Habsucht auf irgend eine Weise zu befriedigen. Wir haben übrigens in unseren Tagen gesehen, daß die doctrinären Mitglieder der französischen Deputirten-Kammer unter Louis Philipp sich ganz ebenso, wie die Prinzen, der hohe Adel und die Parlamente des siebenzehnten Jahrhunderts, durch die Regierung auf Unkosten des Volkes abfinden ließen. Condé's ältester Sohn, der Herzog von Enghien, war gleich dem Marschall Soult auf der einen Seite durch niedrige Gesinnung, Habsucht, Treulosigkeit und Unzuverlässigkeit verächtlich, und bewies sich auf der anderen von Jugend auf als den größten Feldherrn seiner Zeit. Der Bruder dieses unter dem Namen des großen Condé als Kriegsheld unsterblich gewordenen Prinzen, Armand, Prinz von Conty, war trotz seines verwachsenen Körpers von früher Jugend an in alle Ränke, Kabalen und Unruhen dieser für die romantische Geschichte so wichtigen Zeit eingeweiht. Die Schwester Anna, welche gegen ihren Willen mit Herzog Heinrich II. von Longueville vermählt worden war, hat in unseren Tagen an dem Philosophen Cousin einen Lobredner gefunden, auf den wir verweisen müssen, weil nur ein französischer Rhetor und Doctrinär Kunst und Dreistigkeit genug hat, um den Ton, die Literatur, den Geschmack der vornehmen Welt unseres oder des siebenzehnten Jahrhunderts als Ideal und Muster ächter geselliger Bildung zu preisen. Übrigens wurden sowohl der Prinz von Condé als der Herzog von Orleans stets von ihren Vertrauten dem Kardinal verrathen, und ihr Complot war Kinderspiel. Der Prinz von Condé ward von seiner eigenen Gemahlin, der schwache Bruder Ludwig's XIII. von den Intriguanten, denen er seine Geheimnisse anvertraute, verkauft.

Früher war es der Abbé La Rivière, welcher sein Spiel mit dem Herzoge von Orleans trieb; nachher fiel derselbe in die Hände des Coadjutors von Paris, des nachherigen Kardinals von Retz.

Neben Orleans und seinem Anhange und neben der Familie Condé und ihren Clienten war das Haus Vendome besonders geschäftig, um von Mazarin und der schwachen Königin Anna alles dasjenige wieder zu ertrotzen, was es unter Richelieu verloren hatte. Der Stifter dieses Hauses, Cäsar von Vendome, ein Sohn Heinrich's IV. und der Gabriele d'Estrées (s. Th. XIV., S. 13), welchem sein Vater das Herzogthum Bretagne verliehen hatte, war bekanntlich in die Händel mit Richelieu verwickelt und dabei nicht glücklicher gewesen, als die anderen Herren, welche gegen diesen Kardinal kabalirten (s. Th. XIV., S. 367—370). Er und sein älterer Sohn, der Herzog von Mercoeur, nahmen, von Richelieu eingeschreckt, an der wilden Bewegung der Anarchie der Zeit der Fronde keinen Theil. Cäsar's jüngerer Sohn dagegen, der Herzog von Beaufort, glaubte in Verbindung mit einem geistlichen und einem weltlichen Genossen die dem Kardinal Mazarin bestimmte Vormundschaft an sich reißen zu können. Er ward jedoch vor aller Welt lächerlich, als dieselbe plötzlich an Mazarin übertragen wurde (s. Th. XIV., S. 483 f.). Seine Kabalen waren doppelt verächtlich, weil jedermann wußte, daß er von seiner Geliebten, der Prinzessin von Montbazon, unbedingt geleitet wurde, und daß eine ganze Anzahl loser Schelme sich seiner als Werkzeug bedienten.

Auch das Haus Bouillon wollte nicht leer ausgehen, als es einen Bürgerkrieg voraussah, der ihm aufs neue die Gelegenheit darbot, im Trüben fischen zu können. Der Herzog von Bouillon war in alle Händel des Herzogs von Orleans und des Grafen von Soissons mit Richelieu verwickelt gewesen, hatte ihm aber, wie solche Herren ihres Vortheiles und ihrer Familie wegen zu thun pflegen, die Sache der Protestanten verrathen und durch die Übergabe von Sedan sein Leben gerettet (s. Th. XIV., S. 364, 459, 477—482). Sein Bruder, der Vicomte von Türenne, blieb so lange Protestant, bis nachher Ludwig XIV. ihm einen Preis bot, dem er nicht zu widerstehen vermochte. Der Herzog konnte den Verlust der Festung Sedan und des gleichnamigen Fürstenthums

nicht vergessen, und als Meister in Intriguen und Kabalen jeder Art schloß er sich an die Verbindung gegen Mazarin und Anna von Östreich an, sobald sich eine Aussicht zur Wiedererlangung des Verlorenen zeigte.

Es ist hier, wo blos die Beziehung zur allgemeinen Geschichte angegeben wird, nicht möglich, auf die elenden, für die französische Nation und ihre Bildung nur zu wichtigen Kabalen näher einzugehen. Wir verweisen deshalb den Freund von Anekdoten und Abenteuern auf den Herzog von St. Aulaire, welcher alle Liebesgeschichten, Eifersüchteleien, Galanterieen, Witze und romanhafte Abenteuer jener Zeit in ein eigenes, auch ins Deutsche übersetztes Werk vereinigt hat, wozu sich ihm in der frivolen Memoiren-Literatur der damaligen Hofdamen und Höflinge Stoff genug darbot. Übrigens hat von den schwatzenden und intriguirenden Damen der Fronde die Herzogin von Longueville unter den anglisirten doctrinären Häuptern der neueren Aristokratie fast eben so viele Bewunderer und Lobredner gefunden, als zu der Zeit, wo die Gesellschaftssäle des Hotel Rambouillet für den Mittelpunkt europäischer Bildung galten (s. Th. XIV., S. 502 ff.). Um uns kürzer fassen zu können, wollen wir der Geschichte des bürgerlichen Krieges mit Mazarin und seiner Schützerin nur noch die Erwähnung einiger Personen vorausschicken, welche in diesem Kriege mit mehr oder weniger Glück eine Rolle spielten.

Vor allen Anderen ist der Geistliche zu erwähnen, der durch seine romanhaften Denkwürdigkeiten schon zu seinen Lebzeiten und dann bis auf unsere Tage herab den höchsten Ruhm in dieser Art von Schriftstellerei erworben hat. Welchen historischen Glauben übrigens seine Denkwürdigkeiten, in denen der Lüge das Kleid der Wahrheit gegeben worden ist, verdienen, und wie vielen Antheil er selbst an der Abfassung derselben hatte, haben wir nicht zu untersuchen; denn darauf kommt bei historischen Halb-Romanen wenig an. Dieser Geistliche, dem es weder an Geist, noch an der in den Schulen jener Zeiten erlernten Schulgelehrsamkeit, Spitzfindigkeit und Erfahrung im Klopffechten fehlte, war der Abbé Franz Paul von Gondi oder der nachherige Kardinal von Retz. Seine Familie war einst mit Katharina von Medicis nach Frankreich gekommen und daselbst zu großem Reichthum und Ansehen gelangt.

Der Oheim des jungen Mannes war Erzbischof von Paris, und wünschte seinen Neffen, trotz der ärgerlichen und lüderlichen Lebensweise desselben, zum Coadjutor zu erhalten; er hielt ihn daher zu geistlichen Studien an. Da der junge Gondi ein guter Kopf und von lebhafter Natur war, so bezweifeln wir nicht, daß er die Wahrheit sagt, wenn er erzählt, er habe schon im siebenundzwanzigsten Jahre alle Proben theologischer und klassischer Gelehrsamkeit bestanden. Gondi ward der Catilina oder, weil er auch Geistlicher war, der Talleyrand der Zeit der Fronde, in welcher höchstens von Glauben, niemals aber von strenger Sittlichkeit und Zucht die Rede war. Er hatte sich zuerst in der Gunst der Anna von Östreich festzusetzen gesucht; als er aber diese Frau ganz in Mazarin's Gewalt sah, suchte er sich des schwachen Gaston von Orleans zu seinen Zwecken zu bedienen. Der Letztere fühlte recht gut, daß man ihm zwar den Titel General-Statthalter des Reiches nicht bestreite, daß aber dieser Titel ihm kein Gewicht im Staate verleihe. Ihm konnte der junge Abbé als Coadjutor seines Oheims sehr nützlich sein; denn Gondi hatte nicht nur die reichen Stiftungen und Spenden der Pariser Kirche ganz in seiner Hand, sondern es stand auch der ärmere Theil der Bürgerschaft von Paris in seinem Solde, und seine Creaturen konnten jeden Augenblick die ganze Stadt in Bewegung bringen und von den Kanzeln herab fanatisiren. Außerdem übte Gondi auch einen Einfluß auf die jüngeren Mitglieder des Parlaments und auf die Damen aus, welche eine stille Verschwörung gegen Mazarin bildeten.

Auf die älteren Parlaments-Räthe wirkten in gleicher Weise zwei Männer, die sich in jener unruhigen Zeit dadurch ein unsterbliches Verdienst erworben haben, daß sie zugleich den Demagogen und dem despotischen Kardinal muthig die Stirn boten. Diese Männer waren der erste Präsident Molé und der General-Advokat Talon. Der Letztere galt zu seiner Zeit für den ausgezeichnetsten Redner in Europa. Wir wissen jedoch nicht, wie er zu diesem Ruhme gekommen sein mag, wenn er ihn nicht etwa blos der Art des Vortrages verdankte; denn seine pedantischen Denkwürdigkeiten, welche in der großen Sammlung eine Reihe von Bänden füllen, haben nichts Anziehendes, und die einzige seiner Reden, die gedruckt ward, ist auf lächerliche und lästige Weise geschnörkelt.

Wer die Damen, Pfaffen, Juristen und Prinzen, welche Mazarin's Gegner waren, näher ins Auge faßt, wird trotz der tiefen Immoralität des schmutzigen Römers eingestehen müssen, daß bei dem geringen Werthe, den die Franzosen überhaupt auf Wahrheit, Einfalt und Sittlichkeit legen, Mazarin im siebenzehnten Jahrhundert ebenso bedeutend für die Erhaltung der bestehenden Ordnung war, als Talleyrand in den Jahren 1814 und 1815. Mazarin's ganzes Streben war auf Erpressungen, sowie auf die Vermählung seiner Nichten mit Prinzen und mit anderen Herren des höchsten Ranges gerichtet. Er hat beide Zwecke erreicht, und namentlich so große Summen erpreßt, daß er zweihunderteinunddreißig Millionen hinterlassen konnte. Er suchte durch gleißnerische Milde und Demuth zu erlangen, was Richelieu hochmüthig ertrotzt hatte. Übrigens hatten Mazarin und Anna von Östreich als Fremde den National-Geist der Franzosen gegen sich, besonders der Erstere, welcher das Französische nie ordentlich aussprechen lernte. Das Glück wollte jedoch, daß der Herzog von Enghien in den Niederlanden und der Vicomte von Türenne in Deutschland gerade in dem Augenblicke glänzende Siege erfochten, als die neue Regierung von allen Seiten bedroht ward. Diese beiden Feldherren, welchen Mazarin und Anna von Östreich den militärischen Glanz ihrer elenden und verächtlichen Regierung verdankten, erschienen wie Meteore in einer traurigen Zeit. Die Thaten beider Feldherren und deren Bedeutung für die innere und äußere Geschichte Frankreich's sind schon früher ausführlich angegeben worden. Das militärische Glück der Franzosen hatte freilich, was ebenfalls oben schon angedeutet wurde, im Kriege mit Spanien anfangs keinen Bestand, weil in Catalonien, wie in den Niederlanden, nicht dem Verdienste, sondern der Kabale des Hofes gehuldigt wurde. Dessen ungeachtet kann man den von Enghien bei Rocroix erfochtenen Sieg (s. Th. XIV., S. 487 f.) und die Stütze des Heeres, welche Mazarin durch diesen Sieg erlangte, als den Anfangspunkt von Mazarin's Allmacht und von Ludwig's XIV. autokratischer Herrschaft ansehen.

Von der Kenntniß der eigentlichen Finanz-Wissenschaft war Mazarin weit entfernt. Er behandelte Alles, was die Finanzen betraf, auf italiänische Weise, ohne Rücksicht darauf, ob das Geld durch gerechte oder ungerechte Mittel herbeigeschafft werde. Außerdem

bediente er sich bei der Finanz-Verwaltung seiner Landsleute, welche im ganzen Mittelalter ebenso verhaßt waren, als die Juden. An der Spitze der Schaaren, vermittelst deren Mazarin unter allerlei Vorwänden, ohne die Stände oder das Parlament zu befragen, Abgaben erpreßte, stand der Italiäner Emery, dessen Familie seit längerer Zeit in Lyon ansässig war. Er hatte anfangs den Titel Finanz-Minister nicht, übte aber unter dem Namen eines General-Controlleurs der Finanzen jede Willkür. Als der Kardinal den Unwillen des Volkes mit jedem Tage wachsen sah, suchte er, wie in unseren Tagen Guizot und Thiers in Louis Philipp's corrupten Kammern thaten, die gefährlichsten, aber zugleich unwürdigsten Schreier auf Unkosten des gedrückten Volkes abzufinden oder zum Verrathe ihrer Freunde zu erkaufen. Er fügte, um des Herzogs von Orleans ganz sicher zu sein, diesem zu seinen anderen Statthalterschaften auch noch die von Languedoc hinzu, und ertheilte dem Leiter und Verräther desselben, dem Abbé La Rivière, das Versprechen, daß er Kardinal werden solle. Er verschaffte dem jungen, lüderlichen Abbé von Gondi die gewünschte Stelle eines Coadjutors seines Oheims, sowie den Titel eines Erzbischofs von Korinth. Dem alten Prinzen von Condé gab er die Statthalterschaft von Burgund und seinem Sohne, dem Herzoge von Enghien, die der Champagne. Dem Herzoge von Bouillon endlich ward die Wiedererlangung des Fürstenthums Sedan in Aussicht gestellt.

Dies Alles war auf Lüge und Betrug berechnet, und konnte nicht von Dauer sein. Es war schon im December 1644 geschehen, noch ehe Mazarin zum Premier-Minister erklärt wurde, und als die Grafen Servien und d'Avaux wenigstens noch den Schein eines Antheiles an der Finanz-Verwaltung hatten. Im folgenden Jahre wurden die genannten beiden Grafen mit der Leitung der Unterhandlung des westphälischen Friedens beauftragt, und nun ward endlich Emery als Finanz-Minister (Surintendant) ebenso Despot im Finanz-Wesen, wie Mazarin es im Kabinet war. Eine der ersten und gehässigsten Maßregeln des neuen Finanz-Ministers bestand darin, daß er ein Erpressungs-System gegen die Pariser Bürgerschaft ausdachte und durchzuführen suchte, welches nicht auf ein Gesetz, sondern auf eine bloße Kabinets-Ordre (arrêt du conseil) Heinrich's II. vom Jahre 1549 gegründet war, und die Pariser

aufs höchste erbitterte. König Heinrich hatte, um die schon zu seiner Zeit bedenkliche Vergrößerung der Stadt Paris zu verhindern, die Verordnung erlassen, daß über eine gewisse Linie hinaus keine neuen Häuser erbaut werden dürften. Diese Verordnung war in Vergessenheit gerathen; Emery zog sie aber wieder hervor, um von den Hausbesitzern in Paris bedeutende Summen zu erpressen. Es sollten, ward verordnet, alle über die bestimmte Linie hinaus gebauten Häuser gemessen (toisé) und je nach dem Raume, den sie einnahmen, mit einer bestimmten Abgabe belegt werden. Diese Verordnung wurde auch sogleich ausgeführt und die Abgabe mit der größten Strenge eingetrieben. Die unmittelbare Folge davon war nicht nur ein Straßen-Tumult des Pöbels, sondern auch die von Seiten der jüngeren Parlaments-Räthe gemachte Forderung, daß eine Versammlung aller Kammern des Parlaments veranstaltet werde, wodurch man eine Art Stände-Versammlung, sowie eine souveräne Volksgemeinde zu deren Schutz erhalten haben würde. Dies verhinderte jedoch der erste Präsident Molé, welcher mit demselben Muthe dem tobenden Volke (civium prava jubentium ardori) und dem despotischen Minister (jussibus instantis tyranni) entgegentrat, und mit dem Gesetze drohend die Ruhe erhielt. Gleich nachdem Molé diesen ersten Aufstand ohne militärische Hülfe gedämpft hatte, zeigte Mazarin bei einem ganz elenden Anlasse einen völligen Mangel an Festigkeit und Muth. Die Pfarrgemeinde von St. Eustache wollte den ihr bestimmten Pfarrer nicht annehmen. Als man darauf bestand, ward Sturm geläutet und in den Straßen gekämpft; die Truppen, welche Mazarin kommen ließ, wurden vom Volke zurückgedrängt; und dem Kanzler Seguier, welcher zu jener Gemeinde gehörte, ward mit dem Niederbrennen seines Palastes gedroht. Nichts destoweniger gewährte man, nachdem die Höckerweiber (les dames de la halle) eine Deputation an die Königin geschickt hatten, der Gewalt, was der Bitte versagt worden war.

Die Unzufriedenheit des Volkes ward durch Emery's Unverschämtheit und besonders dadurch gesteigert, daß dieser gleich einem gemeinen Betrüger Versprechungen that, die er weder halten konnte, noch wollte, sowie daß er, um dem Hofe für sein leichtsinniges Verschenken und Verschwenden baares Geld zu schaffen, sich von den General-Pächtern und General-Einnehmern ungeheuere Vor-

schüsse geben ließ, wofür er ihnen dann Wucherzinsen zugestand. Er ging sogar noch weiter. Er erließ den Unterpächtern ein volles Drittel der einzuzahlenden Gelder, wenn sie die beiden anderen Drittel sogleich bezahlten. Von den Renten, welche die Stadt Paris zu zahlen hatte, ward zuerst ein Viertel und dann noch zwei andere ganz eingezogen. Die meisten Jahrgelder wurden nicht ausgezahlt und die Garde des Königs (la maison du roi) ohne Sold gelassen. Als Emery, ungeachtet aller dieser harten Maßregeln, zuletzt seine Hülfsquellen doch erschöpft sah, hatte er die Unverschämtheit, für elfmalhunderttausend Livres neue Leibrenten zu schaffen, deren Ankauf er von den Unterthanen erzwingen wollte. Ein anderes Mittel, für den Augenblick Geld zu schaffen, war die Schöpfung vieler ganz unnützen Titel und Stellen, die man an die Meistbietenden verkaufte. Es wurden königliche Räthe ohne Amt und Geschäft, Controleurs vom Brennholz, königliche Ausrufer für den Weinkauf, königliche Geschworene für den Heuverkauf und dergleichen mehr geschaffen. Das Leben, welches dabei am Hofe und in der Stadt geführt wurde, hat der lüderliche Abbé St. Evremont, der Dr. Veron jener Zeit, vortrefflich geschildert*).

Das Volk wurde freilich durch Soldaten leicht in Ordnung gehalten; das Parlament war aber ein weit gefährlicherer Feind der Regierung. Wir glauben zwar nicht, daß der Finanz-Minister Emery sich über Ehrlichkeit und Worthalten so unvorsichtig ausgesprochen habe, als der Coadjutor Gondi in seinen Denkwürdigkeiten behauptet; doch sind die Worte, welche dieser ihm in den Mund legt, des schamlosen Finanz-Mannes ganz würdig, da derselbe gleich den vornehmen Leuten das Volk und dessen Meinung tief verachtete. Gondi behauptet aus Emery's eigenem Munde die

---

*) J'ai vu le tems de la bonne regence,
Tems, où regnoit une heureuse abondance,
Tems, où la ville aussi bien que la cour
Ne respiroient que les jeux et l'amour.
Une politique indulgente
De notre nature indulgente
Favorisoit tous les désirs.
Tout goût paroissoit légitime.
La douce erreur ne s'appelloit pas crime;
Les vices délicats s'appelloient des plaisirs.

Äußerung vernommen zu haben, Ehrlichkeit und Worthalten passe sich für Krämer und Justiz-Beamten (maîtres des requêtes), wer aber bei großen politischen und Finanz-Angelegenheiten davon rede, sei ein Pinsel. Schon im Jahre 1644 ward Emery's Finanz-Verwaltung im Parlament heftig angegriffen. Im März 1645 entstand sogar ein förmlicher Krieg zwischen der Regierung und den souveränen Gerichtshöfen. Zwei Mitglieder des Parlaments, deren Patriotismus verdächtig und deren Talente zweifelhaft waren, zeichneten sich damals durch ihren Widerstand gegen den ministeriellen Despotismus besonders aus. Diese waren der Präsident Barillon und der Parlaments-Rath Broussel. Den Ersteren, welcher schon früher auf Richelieu's Befehl in Pignerol festgesetzt worden war, ließ Mazarin am 25. März 1645 aufs neue ganz willkürlich nach Pignerol bringen, damit er nicht, wie er gedroht hatte, gegen den Finanz-Minister auftrete. Die Erbitterung über dieses gewaltsame Verfahren wurde dadurch noch gesteigert, daß Barillon in der Haft starb, und daß man seinen Tod dem Ärger und Gram über die vom Kardinal erlittene Kränkung zuschrieb. Ganz Frankreich wurde damals mit Spottliedern und Satyren gegen den Kardinal überschwemmt. Es waren nämlich zu jener Zeit Redefreiheit und Preßfreiheit ebenso wenig als jetzt in Frankreich zu finden; daß man aber den Leuten auch das Lesen und Singen verbieten könne, war der Polizei noch nicht in den Sinn gekommen. Übrigens waren Mazarin und die Königin Anna in Betreff der Art, mit dem Parlament zu verfahren, ganz verschiedener Meinung. Anna mit ihren spanischen Begriffen vom göttlichen Ansehen der Könige sprach von den Juristen des Parlaments, die sich den königlichen Befehlen zu widersetzen wagten, nie anders als ganz verächtlich, und verlangte, daß man dieselben mit Gewalt zum Gehorsam zwingen solle. Mazarin dagegen wollte dies nicht zugeben, und behauptete, die Königin zeige den Muth eines Soldaten, welcher die Gefahr noch nicht kenne. Der Hof fuhr also fort zu befehlen und das Parlament zu protestiren. Endlich faßte man von Seiten des Ersteren den kühnen Entschluß, sich des jungen Königs zu einer Handlung des Absolutismus zu bedienen. Am 7. September 1645 hielt der siebenjährige König, welcher bei dieser Gelegenheit die erste Probe seiner nachherigen Regierungsart ablegte, umgeben von

den Prinzen und dem Hofe, eine feierliche Parlaments-Sitzung, und befahl mit festem, trotzigem Tone, daß siebenzehn oder achtzehn Verordnungen über Finanz-Angelegenheiten auf einmal registrirt werden sollten.

Glücklicher Weise hatte, während das Parlament tobte und die Unzufriedenheit im Volke allgemein ward, der Minister die Überlegenheit im Kriege wieder erlangt. In Catalonien, wo Philipp IV. selbst an der Spitze seiner Truppen erschienen war, wurde Rosas erobert und durch den Marquis von Harcourt eine sehr gefährliche Verschwörung gegen die Franzosen vereitelt (s. S. 303 f.). In Flandern, wo dem Namen nach der Herzog von Orleans, in der That aber Ranzau und Gassion commandirten, wurden Bethüne, Menin, Bourbourg, St. Venant, Armentières und Lens schnell hinter einander erobert. Nachher erhielt Enghien, welcher zuletzt in Deutschland gewesen war, an der Stelle des Herzogs von Orleans das Commando, und eroberte zur Verwunderung von ganz Europa Dünkirchen (s. S. 304). Die Großen und die Parlamente fuhren unterdessen fort, gegen Mazarin und die Königin Anna zu conspiriren; wir dürfen uns aber in das Labyrinth der elenden Kabalen jener Zeit nicht einlassen. Nur das Eine müssen wir im Allgemeinen bemerken, daß Statthalterschaften, Großwürden, Pensionen, bedeutende Zahlungen aus der Staatskasse damals der Preis der Intriguen waren. So war z. B. 1646 kaum der Herzog von Brezé gestorben, als über die Reichsadmirals-Würde, die er besessen hatte, ein heftiger Streit zwischen dem alten Condé und dem Herzoge von Vendome entstand. Die Königin ertheilte jenes Amt keinem von Beiden, sondern ließ es verwalten und behielt die sehr reichen Einkünfte für sich. Der alte Condé zürnte anfangs und entfernte sich vom Hofe; doch gab er sich zufrieden, als sein Sohn, der Herzog von Enghien, mit Mazarin aufs neue in Verbindung trat. Er starb im December 1646. Sein Sohn, welcher seine Güter und Titel erbte, sank um jene Zeit politisch und moralisch um so tiefer herab, je höher sein Heldenruhm stieg. Seit dem Tode des alten Condé war der Herzog von Orleans der Einzige, welcher der Königin und dem Kardinal mit einem Scheine des Rechtes die Reichsverwaltung streitig machen konnte.

Im Herbst des Jahres 1646 war zwischen Mazarin und dem Parlament ein neuer Streit über das sogenannte Tarif-Edict entstanden, durch welches Emery auf alle in Paris eingeführten Waaren eine Steuer legte, die von jedermann entrichtet werden sollte, mochte er nun sonst steuerfrei sein oder nicht. Daß dieses Edict registrirt werden müsse, darüber war die Regierung mit dem Parlament einverstanden; das Letztere verlangte aber, daß die Registrirung vor allen Kammern Statt finde, die Regierung dagegen wollte sie nur in der Finanz-Kammer (cour des aides) vorgenommen haben, weil in der Letzteren die nach Popularität strebenden jüngeren Räthe nicht widersprechen konnten. Obgleich das Edict auf königlichen Befehl wirklich in der Finanz-Kammer registrirt wurde, so zerfielen doch Parlament und Regierung im Jahre 1647 über dasselbe gänzlich. Bei diesem Streite ließen sich übrigens der Herzog von Orleans und der Prinz von Conty gegen das Parlament gebrauchen. Das Parlament konnte sogar durch seinen der Königin und dem Kardinal ganz ergebenen Präsidenten Molé nicht abgehalten werden, gegen die ihm aufgedrungenen Edicte zu protestiren oder doch darauf zu bestehen, daß es über dieselben berathschlagen und Abänderungen fordern dürfe. Die Königin ließ hierauf am 28. April 1647 das Parlament noch einmal sehr scharf zu Ruhe weisen. Erst jetzt, nachdem das Gezänke zwei volle Jahre gedauert hatte, kam es zu einem ernstlichen Kampfe, weil nun auch die beiden Präsidenten erklärten, daß eine erzwungene Registrirung den Edicten keine Gesetzeskraft verleihen könne. Sowohl Mazarin als der Kanzler Seguier sprachen sich gegen das Parlament auf eine Weise aus, welche zeigte, daß der Erstere weder die Grundgesetze, noch die Verfassung Frankreich's kenne, und daß der Andere sich nicht schäme, die gelehrten Mitglieder der Gerichte mit Hohn und Spott abzufertigen. Mazarin sah die Sorge des Parlaments, unerhörten Druck vom Volke abzuwenden, als eine Sorge für Kleinigkeiten an und sagte: „er wundere sich, wie ein so achtbares Collegium seine Zeit mit Zanken über dergleichen Kleinigkeiten verderben möge." Seguier gab mehreren wackeren Mitgliedern des Parlaments, welche versicherten, sie könnten ihres Gewissens wegen dem Registriren der verhaßten Edicte ihre Zustimmung nicht geben, gleichsam höhnend zur Antwort: „es gebe zweierlei Gewissen.

Das eine sei das Gewissen für Staatsangelegenheiten, dieses müsse man nach demjenigen einrichten, was Zeit und Umstände forderten; das andere Gewissen sei für Privat-Sachen, dieses müsse man respectiren."

Ein neuer, noch heftigerer Streit entstand gegen das Ende des Jahres 1647, als Emery, um Geld zu erhalten, die Zahl der Maitres des Requêtes, welche ihre Stellen bezahlten, bedeutend zu vermehren gedachte, und außerdem einem großen Theile der Parlaments-Räthe den Besitz ihrer Stellen, die sie hätten aufgeben sollen, auf vier weitere Jahre zusichern wollte, wenn sie dafür während dieser Zeit auf ihren Gehalt verzichteten. Nicht blos jene Beamten protestirten gegen ein solches Verfahren, sondern es weigerte sich zu gleicher Zeit auch ein großer Theil der Bürgerschaft von Paris, die ihm durch die Edicte auferlegte Steuer zu bezahlen. Als man Gewalt brauchen wollte, wurde Sturm geläutet, der Pöbel trieb die Soldaten zurück, und der Präsident Thoré, Emery's Sohn, entging der Wuth desselben nur mit genauer Noth. Die Königin beharrte auch bei dieser Gelegenheit auf ihrer spanischen Verachtung der Stimme des Volkes und des Parlaments, während dagegen Emery und Mazarin sich sehr schwach zeigten. Sie ließ in verschiedenen Quartieren der Stadt Truppen vertheilen. Als ihr jedoch die Stadtobrigkeiten anzeigten, daß die ganze Bürgerschaft im Begriffe sei, die Waffen zu ergreifen, zog sie die Soldaten wieder zurück. Das Parlament suchte sich damals das Ansehen zu geben, als wenn es nicht für seine Vortheile allein, sondern auch für die Milderung des auf dem Volke lastenden Druckes kämpfen wolle. Die Steuerkammer, der sogenannte große Rath und die Rechnungskammer versprachen sich unter einander, für die Erleichterung des Volkes und die Beseitigung des allgemeinen Elendes zu arbeiten. Vergebens suchte der Hof die sämmtlichen Kammern vom Beitritte zu dieser Verbindung durch Gewährung besonderer Vortheile abzuhalten. Das ganze Parlament vereinigte sich, um, wie es hieß, zu berathschlagen, auf welche Weise künftig für das Wohl des ganzen Staates, sowie für das der Einzelnen am besten gesorgt und die Misbräuche abgeschafft werden könnten. Über die Ausführung sollten je zwei Deputirte von jeder Kammer im Saale des heiligen Ludwig berathschlagen. Dieser Beschluß vom 13. Mai 1648 war trotz aller

juristischen Spitzfindigkeiten, mit welchen er bemäntelt ward, offenbar der bestehenden Verfassung entgegen und eine Anmaßung des Parlaments. Auch damals erwarb sich der Präsident Molé aufs neue das große Verdienst, daß er ohne Soldaten und Polizei, blos durch seine Würde und seinen richterlichen Ernst das Volk von Gewaltthätigkeiten abhielt; die Heftigkeit der Königin verdarb aber Alles wieder, was er gut gemacht hatte. Sie glaubte das königliche Recht, von welchem sie träumte, nach spanischer Weise geltend machen zu können und zu müssen. Sie zog daher in feierlichem Gepränge mit ihrem neunjährigen Sohne ins Parlament, um von dem Kinde das Registriren mehrerer finanziellen Verordnungen dictatorisch befehlen zu lassen. Bei dieser königlichen Sitzung gab der General-Advokat Talon, obgleich er sonst für die Regierung arbeitete, einen Beweis von der alten biederen französischen Freimüthigkeit, welche später ganz verschwand. Er sagte der Königin vor der glänzenden Versammlung und in einem Tone, welcher erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder in Gebrauch kam, Wahrheiten, die ihm heutiges Tages sogar in constitutionellen Staaten leicht eine Zuchthausstrafe zuziehen würden *). Seine mit Würde und Pathos an das religiöse Bewußtsein der Königin gerichteten Worte machten auf diese einen tiefen Eindruck; Mazarin verwischte aber denselben bald durch den boshaften Sinn, den er den Worten des General-Advokaten unterschob. Er wußte die Königin sowohl gegen Talon, als auch gegen die maîtres des requêtes aufs neue und noch heftiger als früher zu erbittern. Sie ließ darauf die Letzteren ins Palais Royal rufen, in welchem sie damals residirte, und ihnen dort in Gegenwart des ganzen Hofes durch den Kanzler Seguier einen derben Verweis geben. Ja, als ihr die lange Rede des Kanzlers nicht derb genug zu sein schien,

*) Il ne reste plus, sagte er der Königin ins Gesicht, à vos infortunes sujets que leurs ames, parcequ'ils n'ont pu être vendus à l'encan. Dann beschwört er sie rührend und kräftig, sich am Abend, wenn sie in ihrer Haus-Kapelle sei, zu erinnern, daß sie über ein freies Volk, nicht über Sklaven herrsche, und daß Lorbeeren und Palmen nicht die Früchte wären, von welchen Unglückliche leben könnten, die jetzt schon zehn Jahre lang zu Grunde gerichtet würden.

unterbrach sie ihn, fuhr die Herren grob an*) und hieß sie gehen. Sie machte dadurch das Übel nur noch ärger.

Die Königin ließ nachher dem Parlament eine Verfügung des geheimen Rathes vorlesen, in welchem der am 15. Juni erneuerte Beschluß vom 13. Mai cassirt, und dem Parlament bei Strafe der Rebellion verboten ward, allgemeine Versammlungen zu halten, oder, wie geschehen war, die Deputirten aller hohen Gerichtshöfe im Saale des heiligen Ludwig zu vereinigen. Zugleich ward dem Parlament im Namen des Königs befohlen, sich nicht in Staatssachen zu mischen, sondern seine Thätigkeit auf die Rechtspflege zu beschränken. Schon am nämlichen Tage jedoch, an welchem dies geschah, kamen die Deputirten wieder im Saale des heiligen Ludwig zusammen, und das Parlament berathschlagte in allgemeiner Versammlung über den ihm mitgetheilten Beschluß. Unmittelbar darauf zeigte sich, daß die königliche Regierung nicht wage, zugleich mit der gesammten Pariser Bürgerschaft und mit dem Parlament einen offenen Krieg zu beginnen, da die Erstere durch das Parlament Erleichterung des Druckes zu erlangen hoffte, und das Parlament wegen der sogenannten Paulette heftig erbittert war. Diese von einem Kabinets-Secretair Heinrich's IV. erfundene Steuer bezeichnet am besten den damaligen, für die Regierung und das Volk gleich traurigen Zustand des jetzt zur höchsten Vollkommenheit gebrachten Finanz- und Steuerwesens, oder mit anderen Worten der langsamen und unmerklichen Benutzung des Privat-Vermögens für die Regierung. Nach der Paulette sollte nämlich ein vom Könige ernannter Parlaments-Rath jährlich den sechszigsten Theil der Summe, die er für die Stelle, wenn er sie gekauft hätte, würde bezahlt haben, an den königlichen Schatz entrichten, wofür dann die Stelle in seiner Familie erblich blieb. Dabei versteht sich von selbst, daß jeder, der durch Kauf oder Erbschaft eine Stelle erhielt, erst die Fähigkeit, sie zu verwalten, nachweisen mußte. Um nicht durch die Forderung dieser Abgabe die ungemein zahlreichen Senate des Parlaments zu reizen, hatte man die Steuer vorerst nur von denjenigen Collegien

---

*) Vous êtes, sagte sie ihnen, de plaisantes gens, de vouloir borner l'autorité du roi. Il vous montrera bien, qu'il peut créer telles charges qu'il lui plait.

gefordert, welche nicht eigentlich Justiz-Behörden waren, d. h. von der Rechnungskammer, vom Schatzgericht (cour des aides) und vom großen Rath (grand conseil). Sie war von diesen in neun Jahren nicht entrichtet worden, jetzt ward sie nachgefordert. Dies hatte die oben erwähnte Union der Kammern veranlaßt und das Parlament so dreist gemacht, daß es, um die Zahlung der Paulette zu verhindern, den Beschluß gefaßt hatte, es solle künftig niemand als Mitglied eines Collegiums aufgenommen werden, der nicht die Zustimmung der Erben seines Vorgängers erhalten habe. Zugleich hatten die Schatzmeister von Frankreich (trésoriers de la France) nicht nur die ihnen auferlegte Steuer verweigert, sondern auch, was unter allen Umständen unerlaubt gewesen wäre, den Beschluß gefaßt, sich ihre vollen Besoldungen aus den in ihren Händen befindlichen Geldern zu verschaffen. Mazarin hatte deshalb auch Ende Mai 1648 einen Präsidenten und drei Räthe des Schatzgerichtes, sowie fünf Schatzmeister an verschiedenen Orten gefangen setzen, und im Juni den erwähnten Beschluß, sowie die Union durch den geheimen Rath für nichtig erklären lassen.

Der Lärm, den diese auf ausdrückliche Veranlassung der Königin ergriffene Maßregel bei den Pariser Bürgern, den sämmtlichen Parlaments-Gliedern und den zahlreichen unzufriedenen Großen erregte, war so groß, daß dieselben Leute, von welchen sie angerathen worden war, zu einem Schritte riethen, der die Regierung ganz verächtlich machen mußte*). Die Königin nahm am 26. Juni eine Deputation derselben Räthe an, deren Versammlung sie verboten hatte; sie unterhandelte mit ihnen und gestattete, daß die im Saale des heiligen Ludwig versammelten Räthe über die Bedingungen berathschlagten, die sie ihr vorschreiben wollten. Diese Berathungen dauerten bis zum 12. Juli, und es gingen aus ihnen nicht weniger als siebenundzwanzig Forderungen hervor, von welchen sieben sehr bedeutend waren. Gleich im ersten Artikel ward ge-

*) La cour, sagt der Kardinal von Retz (vol. II, p. 200), beaucoup plus émue par la disposition des peuples, que par les remontrances du parlement, plia tout d'un coup et fit dire par les gens du roi à la compagnie, que le roi lui permettoit d'exécuter l'arrêt d'union, de s'assembler, de travailler avec les autres compagnies à ce qu'elles jugeraient à propos pour le bien de l'état.

fordert, daß die Intendanten der Provinzen und alle Commissionen, welche nicht in den hohen Gerichtshöfen registrirt seien, entlassen werden sollten. Man hatte noch hinzugefügt, daß über die Amtsverwaltung der Intendanten eine gerichtliche Untersuchung angestellt werden solle; und die Räthe bestanden auf dieser Forderung, auch als der Hof in Betreff des ersten Punktes nachgegeben hatte. Der Streit dauerte daher bis zum Schlusse der Berathungen fort. Der Herzog von Orleans spielte dabei auf eine sehr verdächtige Weise den Vermittler. Die Regierung konnte nicht hindern, daß die versammelten Parlaments-Räthe sogar einen Beschluß faßten, welcher das ganze Reich in die größte Verwirrung bringen mußte. Es wurde nämlich nicht allein beschlossen, daß die den Wucherern und Zollpächtern zugestandenen Wucherzinsen nicht bezahlt werden sollten, sondern sogar auch, daß alle und jede Gelderhebung, welche blos auf ministerielle Verordnung ohne Bewilligung des Parlaments vorgenommen werde, aufhören müsse.

Diese Heftigkeit des Parlaments und dessen Bestreben, sich gebieterisch zwischen die königliche Regierung und das Volk zu drängen, konnte zu nichts Anderem führen, als zu einer Aristokratie adeliger Juristen, welche ärger ist, als jede Minister-Despotie, weil die Letztere keine Dauer haben kann. Mazarin verstand sich sogar dazu, daß er den Finanz-Minister Emery, der doch ganz seine Creatur war, dem Hasse des erbitterten Volkes und Parlaments aufopferte, und an seine Stelle einen Franzosen aus altem Geschlechte, den Marschall La Meilleraye, setzte. Dessen ungeachtet dauerten die Kabalen und die vom Coadjutor bewirkte künstliche Aufregung fort, und das Parlament nöthigte die schwache Regierung, einen streitigen Punkt nach dem anderen nachzugeben. Dabei erhielt eine Anzahl vornehmer Intriguanten, der elende Gaston von Orleans oben an, Gelegenheit, eine Rolle zu spielen, und eine Anzahl Parlaments-Räthe machte, wie wir es neuerdings auch in Deutschland und in Frankreich gesehen haben, die Redner, obgleich sie eigentlich nur vom Haufen bewunderte Schreier waren. Unter den Letzteren zeichnete sich besonders Broussel aus, welcher im Parlament das große Wort führte und in Paris für einen Mann des Volkes galt. Beiden Theilen war es offenbar mit einer Versöhnung nicht ernst. Auch waren alle Zugeständnisse des Hofes so gefaßt und clausulirt, daß

man sie jeden Augenblick zurücknehmen konnte. Am 1. Juli wurden endlich die Versammlungen im Saale des heiligen Ludwig und die Berathschlagungen des Parlaments über Erleichterung des auf dem Volke lastenden Druckes durch die Regierung verboten; man gewährte aber, um zwischen dem Parlament und dem Volke Uneinigkeit zu stiften, den vier hohen Gerichtshöfen die Vergünstigung, daß die Ämter derselben noch auf weitere neun Jahre erblich sein dürften. Dies war jedoch den Herren zu plump; sie gingen nicht in die ihnen gelegte Schlinge.

4. Krieg der Fronde mit der Regierung.

Die Streitigkeiten zwischen Parlament und Regierung, denen wir hier nicht im Einzelnen folgen können, dauerten in der seitherigen Weise fort, bis der Prinz von Condé (der große Condé) am 21. August 1648 den glänzenden Sieg bei Lens erfocht (s. S. 306). Die Nachricht von diesem Siege war kaum nach Paris gelangt, als Mazarin schon am 26. August Truppen in der Stadt aufstellen, die beiden Schreier des Parlaments, den Präsidenten Blancmesnil und den Rath Broussel verhaften, und den Einen nach Vincennes, den Anderen nach St. Germain bringen ließ. Dieser Schritt veranlaßte einen förmlichen Aufstand in Paris. Das Volk füllte unter dem Rufe „Broussel! Broussel!" die Straßen, und drängte die königlichen Truppen zurück. Als damals im Kabinet der Königin eine geheime Berathung gehalten wurde, erschien gleißnerisch und auflauernd auch der Coadjutor, obgleich er am Tage vorher durch seine Predigt nicht wenig dazu beigetragen hatte, das Volk für die Sache des Parlaments zu begeistern. Er gesteht übrigens selbst ein, daß solche Dienstanerbietungen von Leuten, wie er, und unter den Umständen, unter welchen er sie machte, immer verdächtig zu sein pflegen*). Der Aufruhr breitete sich in Paris so sehr aus, und das Parlament forderte so trotzig die Freilassung der Gefangenen, daß die Königin sich entschließen mußte, nachzugeben. Schon waren alle Anstalten getroffen,

---

*) Seine Worte sind: Il est vrai de dire, qu'auprès des princes il est aussi dangereux et presqu'aussi criminel de pouvoir le bien, que de vouloir le mal.

um die Straßen durch Ketten und Fässer zu verbarrikadiren, und ganz Paris war im Begriffe, den königlichen Hof im Palais Royal zu belagern. Die Gefangenen wurden also wieder in Freiheit gesetzt. Ihre Ankunft in Paris führte Alles in den gewohnten Gang zurück. Die Bürger wandten sich wieder ihren friedlichen Geschäften zu, und das Parlament ließ die Rüstungen einstellen. Die Ruhe war jedoch nur eine scheinbare; denn Mazarin und die Königin standen dem Parlament nach wie vor feindlich gegenüber.

Am 20. September kehrte Condé, vom Hofe gerufen, nach Paris zurück. Er war über die Anmaßungen des Parlaments und über den Trotz der von ihm wie von allen Prinzen tief verachteten Pariser Bürgerschaft erbittert, und glaubte seine Rechnung vorerst besser bei Mazarin und der Königin, als bei dem Parlament und den Bürgern zu finden. Er sprach sich daher gegen den Coadjutor, der ihn für das Parlament zu gewinnen suchte, sehr verächtlich über die Pariser aus, und bot der Königin und dem Kardinal seine Dienste an. Dagegen ließ sich später Condé's Bruder, der Prinz von Conty, durch den Coadjutor gewinnen; dieser Prinz konnte jedoch der Sache des Parlaments eher schaden als nützen. Auf Condé's Rath wurden die Truppen, die man zusammenzog, nicht in die Stadt selbst, in welcher sie jeden Augenblick eingeschlossen werden konnten, geschickt, sondern in der Umgegend vertheilt, um dem vom Parlament geworbenen Heere und den Bürgern von Paris die Zufuhr abzuschneiden. Ehe dies ausgeführt wurde, machte man noch einmal einen Versuch, das Parlament durch das Ansehen des Königs, des Herzogs von Orleans und des Prinzen von Condé zum Gehorsam zu bringen. Orleans und Condé begaben sich, von mehreren Pairs begleitet, am 16. December in das Parlament. Hier verdarb aber Condé durch seine militärisch despotischen Manieren Alles. Er sprach verächtlich davon, daß sich das Parlament in Staatssachen mischen wolle, da es doch nur zur Entscheidung der Processe zwischen Privatleuten berufen sei. Als seine soldatischen Worte von dem jüngeren Theile der Räthe mit Hohn und Zischen beantwortet wurden, fühlte sein prinzlicher Stolz sich so sehr beleidigt, daß er sogleich der Königin anbot, mit den Truppen über die Stadt herzufallen. Mazarin traute ihm jedoch gerade jetzt, wo Condé es mit dem Parlament und den Bürgern

ganz verdorben hatte, um so weniger, und es blieb also bei der Einschließung.

Eine neue Handlung despotischer Willkür von Seiten Mazarin's gab dem Coadjutor Gelegenheit, durch den schwachen Präsidenten Viole, den er ganz beherrschte, auch das Parlament zu einem neuen revolutionären Schritte zu treiben. Zwei Mitglieder des Kabinets, welche noch von Richelieu's Zeit her großen Einfluß hatten, Chavigny und Chateauneuf, wurden ohne Urtheil und Recht verhaftet und der Erstere nach Havre verbannt. Dies nahm der Präsident Viole zum Anlaß, um im Parlament darauf anzutragen, die Königin dringend zu bitten, daß der junge König nach Paris zurückgeführt und die zerrüttete Verfassung wiederhergestellt werde. In Rücksicht auf das Letztere sollten der Herzog von Orleans und alle hohen Kronbeamten eingeladen werden, anwesend zu sein, wenn ein 1617 gegen den Marschall d'Ancre (s. Th. XIV., S. 305 ff.) erlassenes Parlaments-Decret auch auf Mazarin angewendet werde, der dem Reiche noch verderblicher sei, als d'Ancre je gewesen wäre. In dem Decret war die Todesstrafe gegen jeden Fremden ausgesprochen, der sich in die Regierung des Reiches mische. Dieses Decret wurde zwar nicht sogleich ausgeführt, und der Hof verweilte wieder in der Stadt; der Streit dauerte aber fort und ward heftiger durch die Parlaments-Verordnungen über die Verproviantirung von Paris, über die Aufstellung eines Bürgerheeres in der Stadt und über die Entfernung der königlichen Truppen aus der Umgegend derselben.

Jetzt that die Königin endlich den letzten entscheidenden Schritt, obgleich sie nicht zugab, daß, wie Condé wollte, die Truppen stürmend gegen die Stadt geführt würden. Sie begab sich am 6. Januar 1649 mit dem ganzen Hofe wieder nach St. Germain, und ließ dadurch, daß der Stadt Paris von allen Seiten her die Zufuhr abgeschnitten wurde, den Bürgerkrieg beginnen. Jetzt schritt auch das Parlament zum Äußersten. Es erklärte am 8. Januar den Kardinal Mazarin für einen Feind des Vaterlandes, traf Anstalten zur Vertheidigung von Paris, trat mit anderen Parlamenten des Reiches in Verbindung, nahm die Pairs, die den Dienst ihrer Vasallen und der von ihnen geworbenen Leute anboten, in Pflicht, und ließ die königlichen Truppen angreifen. Jene Vasallen waren

die Herzöge von Longueville, von Elboeuf, von Brissac und von Bouillon und der Marquis de la Boulaye. Auch der Prinz von Conty ließ sich, wie bereits bemerkt worden ist, damals durch den Coadjutor bewegen, mit den Unzufriedenen gemeine Sache zu machen. Ebenso ergriff der Herzog von Beaufort die Gelegenheit, um sich an Mazarin zu rächen. Die Pariser erwählten den Prinzen von Conty zu ihrem Generalissimus; Elboeuf aber, Bouillon, Brissac und de la Mothe-Houdancourt, der sich längst aus seiner Haft gerettet und bisher verborgen gehalten hatte (s. S. 303), wurden vom Parlament ernannt, um als Generallieutenants unter ihm zu dienen. Die Parlamente von Aix und Rouen schlossen sich an das Parlament von Paris an. Die Herzogin von Longueville war und blieb der Mittelpunkt der Unruhen; sie wohnte auf dem Pariser Stadthause. Die vielköpfige Regierung der Juristen, Stadträthe und großen Herren war jedoch einem General wie Condé im Felde nicht gewachsen. Dieser schlug die Truppen des Parlaments, wo sie sich zeigten, und brachte es dahin, daß schon im Februar die Pariser Mangel litten. Die Letzteren verloren freilich, so lange er noch nicht alle Wege nach Paris besetzt hatte, den Muth nicht; als dies aber geschehen war, nahmen sie die Vermittelung des Herzogs von Orleans an, und ließen sich die Vorschläge der Königin gefallen, welcher das Protectorat des Prinzen von Condé sehr lästig zu werden begann.

Nach einer langen Reihe von Kabalen und Winkelzügen kam man endlich in den letzten Tagen des Februar überein, daß Commissäre der Königin und der Pariser am 4. März im Schlosse von Rüel über den Frieden unterhandeln sollten. Als diese Versammlung eröffnet wurde, fand sich, daß unter den von der Königin ernannten Commissären auch der vom Parlament verbannte und geächtete Kardinal Mazarin sei. Dies gab Anstoß, weil das Parlament nicht zugeben wollte, daß seine Bevollmächtigten mit Mazarin in Berührung kämen. Man half sich damit, daß von den vier Bevollmächtigten eines jeden Theiles blos zwei persönlich die Unterhandlungen führen sollten. Schon in acht Tagen kam es zu einer Übereinkunft; und der erste Präsident Molé, der in dieser ganzen Zeit durch Muth und Thätigkeit sich große Verdienste erworben und der

Anarchie stets widerstanden hatte, bewirkte in Verbindung mit dem Präsidenten de Mesmes, daß dieselbe am 11. März 1649 unterzeichnet wurde. Nach dieser Übereinkunft sollten erstens die Wege zur Versorgung der Stadt wieder geöffnet werden, dagegen auch zwei früher erlassene Declarationen vom Parlament ausgeführt und den Geldanleihen für die Bedürfnisse des Staates im laufenden und im folgenden Jahre nichts entgegengesetzt werden. Zweitens wurden alle seit dem 6. Januar Statt gefundenen Parlaments-Verhandlungen, sowie alle königlichen Edicte und Beschlüsse gegen das Parlament für nichtig erklärt. Ferner erhielten alle Prinzen, Herzöge, Pairs, Kronbeamten und Städte, welche seit jenem Tage gegen den König gedient hatten, volle Verzeihung. Des Kardinals Mazarin wurde gar nicht erwähnt, weder im Guten noch im Bösen, obgleich das Parlament, welches am 14. März den Frieden annahm, heftig getobt hatte, als es erfuhr, daß auch er, wie Orleans und Condé, seinen Namen unter den Vertrag gesetzt habe. Die Aussöhnung hatte also unter Bedingungen und Verhältnissen Statt gefunden, welche voraussehen ließen, daß sie nicht von Bestand sein werde. Es dauerte daher auch einerseits die Aufregung in Paris fort, und andererseits kehrte die Königin noch nicht dahin zurück, sondern ging vielmehr nach Compiegne. Auch gaben Conty, Longueville und Bouillon, deren unersättliche Habgier man nicht befriedigen wollte *), ihre Unzufriedenheit laut zu erkennen.

Erst im August führte die Königin, begleitet von Condé und Mazarin, den König nach Paris zurück. Hier zeigte sich dann bald, daß zwischen Mazarin und dem despotischen, unleidlich stolzen Prinzen von Condé kein gutes Einverständniß möglich sei. Der Kardinal fand die Dankbarkeit lästig, die er dem Prinzen dafür schuldig war, daß dieser ihn im Triumph nach Paris zurückgeführt und dabei seine Feinde abgeschreckt hatte, laut zu werden. Dem Prinzen schien die zwischen Mazarin's Nichte, der Mancini, und dem Herzoge von Mercoeur, einem Sohne des Herzogs von Vendome, verabredete Vermählung sehr bedenklich; und Mazarin

*) Die höchst lächerlich übertriebenen Forderungen aller der Herren, welche dem Parlament gegen den König gedient hatten, findet man in den Mémoires de Motteville vol. III, p. 254—260.

hätte gern seinem Emery wieder die Stelle eines Finanz-Ministers ertheilt, welche La Meilleraye aufgegeben hatte. Condé ertrotzte damals für den Herzog von Longueville in der Normandie einen bedeutenden Platz nach dem anderen; und Mazarin sowie die Königin waren so ohnmächtig, daß sie nach langem Widerstreben endlich auch über den Besitz von Pont de l'Arche nachgeben mußten. Glücklicher Weise übte Condé seine insolente Herrschaft mit solcher Brutalität, daß er auch den Gegnern des Kardinals (den sogenannten frondeurs) unerträglich ward. Mit dem Parlament war er wegen der heftigen Ausdrücke und drohenden Geberden, durch die er einzelnen Räthen sowie dem Parlament überhaupt in voller Versammlung seine Verachtung zu erkennen gegeben hatte, längst zerfallen. Es wurde daher endlich eine Verbindung zu dem Zwecke gebildet, ihn durch das Gesindel, welches in Paris sehr zahlreich war, meuchelmörderischer Weise aus dem Wege räumen zu lassen. Die Verwirrung in Paris und in ganz Frankreich war damals so groß und das königliche Ansehen so gering, daß, als der Prinz von dieser Verschwörung gegen sein Leben Anzeige machte, die Sache an das Parlament verwiesen ward *).

Während Condé seinen Proceß lebhaft verfolgte, und das Parlament den Marquis de la Boulaye in Verhaft nehmen wollte, trat Mazarin mit diesem heimlich in Verbindung, und half ihm aus dem Reiche. Er unterhielt auch mit dem Anstifter aller Unruhen und Frevel, dem Coadjutor von Paris, eine Verbindung, und gab dem ihm ganz ergebenen Marschall l'Hospital die Statthalterschaft von Paris, welche dem alten Herzoge von Montbazon entzogen wurde. Der Herzog von Orleans ward durch den Coadjutor ebenfalls in die gegen Condé, Conty und Longueville gerichtete Verschwörung hineingezogen. Als man stark genug zu sein glaubte, um die genannten drei Herren offen anzugreifen,

*) Mémoires de Montglat, vol. II, pag. 208: Il fut résolu, à cause de la foiblesse de l'autorité royale, de présenter requête au parlement pour demander justice de ceux, qui avoient été si hardis de conspirer contre le premier prince du sang Français. On prétendoit, sans désigner personne, vérifier par les informations, que c'étoient les frondeurs, qui en étoient complices, et qu'on leur ferait faire leur procès, par le quel on les châtieroit de toutes leurs rebellions passées.

bewog Mazarin die Königin zur Unterzeichnung eines Verhaftsbefehles gegen sie. Dieser ward durch den Befehlshaber der Garden in Ausführung gebracht. Als nämlich alle drei Herren sich am 18. Januar 1650 im Palais Royal zu einer Rathsversammlung einfanden, wurden sie durch eine Seitenthür zu einem Wagen geführt und sogleich ganz in der Stille nach Vincennes gebracht. Dem Herzoge von Vendome ertheilte man, um ihn zu gewinnen, die durch des alten Condé Tod erledigte Reichsadmirals-Würde. Dem Herzoge von Beaufort ward die Anwartschaft auf diese Stelle verliehen. Auch den Marquis von Vitry und den Herzog von Noirmoutiers gewann man dadurch für Mazarin, daß Beiden der Herzogstitel ertheilt wurde. Der Marquis von Noirmoutiers ward zugleich Statthalter von Charleville, wogegen man den seitherigen Inhaber dieser Stelle aus der Staatskasse entschädigte. Chateauneuf, der sich zu Richelieu's Zeit um Mazarin sehr verdient gemacht hatte, nachher aber entfernt worden war, ward wieder Siegelbewahrer.

Durch alles dies vermochte Mazarin sich nicht gegen den allgemeinen Unwillen aufrecht zu erhalten, wenn er auch in Paris und im Norden die Übermacht hatte. Den Vorwand zu neuen Unruhen gab die Verhaftung der drei Prinzen. Diese ließen in ihren Statthalterschaften und auf ihren Gütern einen Krieg mit den königlichen Truppen beginnen. La Rochefoucauld und Bouillon befanden sich in Guyenne an der Spitze eines Heeres; und Türenne hatte schon vorher vom Elsaß aus seinem Bruder, dem Herzoge von Bouillon, mit seinen größtentheils aus Deutschen bestehenden Truppen zu Hülfe ziehen wollen, war aber durch den Herrn von Erlach, welcher die Kriegskasse hatte, daran gehindert worden.

Der Kardinal wurde in dem neuen Kriege anfangs vom Glücke begünstigt. Er zog zuerst nach Burgund und nöthigte den dortigen Statthalter, den Herzog von Bouillon, nach Guyenne zurückzuweichen, wo die Stadt Bordeaux demselben ihren Beistand zusagte. Diese Hülfe nützte aber dem Herzoge nichts; denn als später die königlichen Truppen die Stadt Bordeaux, deren Parlament auch mit dem von Paris in Verbindung getreten war, belagerten, geriethen die Einwohner in Schrecken und söhnten sich endlich im

August unter billigen Bedingungen mit der Regierung aus. Mazarin und die Königin hatten sich unterdessen der ganzen Normandie bemächtigt und einen Versuch Türenne's, Condé, Conty und Longueville zu befreien, dadurch vereitelt, daß diese Gefangenen schnell von Vincennes nach Havre gebracht worden waren. Die Herzogin von Longueville war, nachdem sie die Normandie vergebens zu retten gesucht hatte, genöthigt worden, nach Holland zu entfliehen. Sie hatte dort eine Verbindung zwischen ihrer Partei und dem Statthalter der spanischen Niederlande, Erzherzog Leopold Wilhelm, angeknüpft. Dieser hatte in Paris durch einen besonderen Gesandten spanische Hülfe angeboten; der patriotische Parlaments-Präsident Molé hatte aber bewirkt, daß das Parlament und die Bürgerschaft dieselbe zurückwiesen. Dagegen schloß sich Türenne an den Erzherzog an. Er gab sich damals den Titel „Generallieutenant des Königs zur Befreiung der Prinzen."

Mit Türenne vereinigt fielen im Sommer 1650 die Spanier in die Champagne ein. Sie hatten schon Rethel und Chateau-Porcien erobert, als Mazarin den Marschall dü Plessis-Praslin gegen sie schickte. Dieser war so glücklich, Rethel wieder zu erobern, da Türenne, welcher Entsatz bringen wollte, um einige Tage zu spät ankam. Jetzt gab sich Mazarin das Ansehen, als wenn er ein Feldherr sei; denn er kam selbst nach Rethel und befahl, Türenne's Truppen, welche etwa vier Stunden von Rethel standen, anzugreifen. Es kam am 15. December 1650 zu einem Treffen, in welchem Mazarin's Feinde völlig geschlagen, das spanische Heer zersprengt, sein Führer, viele Stabs-Officiere und andere angesehene Personen gefangen genommen wurden. Türenne war so glücklich, sich durch die Flucht zu retten. Mazarin benahm sich nach diesem Siege, den er sich allein zuschrieb, ebenso übermüthig und beleidigend, als er sonst niederträchtig und kriechend war. Das Parlament wurde dadurch nicht eingeschreckt. Alle unzufriedenen Großen, welche Statthalter von Provinzen oder Commandanten von Städten waren und mit deren Einkünften Truppen unterhielten, hatten die Waffen gegen Mazarin ergriffen. Es stand gleichsam das ganze Land, wie zur Zeit der Ligue, in den Waffen. Diese Umstände wurden von einigen Damen, welche durch ihre Intriguen bei den Franzosen Unsterblichkeit erlangt haben,

geschickt benutzt, um in Verbindung mit dem Coadjutor, der die Fäden aller Conspirationen in seiner Hand hatte, und mit dem Parlament, welches dieser ebenso wie den Herzog von Orleans beherrschte, dem Kardinal alle erlangten Vortheile plötzlich aus der Hand zu reißen. Den ersten Anstoß zur Veränderung der Lage der Dinge gab eine Bittschrift der Prinzessin von Condé, welche Deslandes-Payen dem Parlament überreichen sollte, um dasselbe zu neuen Proceduren gegen Mazarin zu bewegen. Auch der Herzog von Orleans, der schon seit Mazarin's Rückkehr aus Guyenne mit diesem gespannt war, wurde von dem Coadjutor in die neue Verbindung der Juristen und der sogenannten Frondeurs gegen den Minister, welcher der Königin durchaus unentbehrlich war, hineingezogen. Der Kardinal ließ sich damals vom Grafen von Grancey, den er nicht, wie er versprochen hatte, zum Marschall hatte machen wollen, brutal den Marschalls-Stab abtrotzen, weil Grancey zu verstehen gab, daß er im entgegengesetzten Falle den Spaniern wieder zu Grevelingen verhelfen werde.

Wegen der Prinzen machte das Parlament der Königin am 20. Januar 1651 dringende Vorstellungen. Die Königin konnte, da auch der Herzog von Orleans den Hof verlassen und sich den Unzufriedenen zugesellt hatte, die Bitte des Parlaments nicht wohl zurückweisen; sie sagte also die Gewährung derselben zu, ohne jedoch vorerst Wort zu halten. Gleich darauf erklärte ihr der Herzog von Orleans rund heraus, daß Mazarin's Entfernung durchaus nothwendig sei, um die Ruhe und den Frieden im Reiche wieder herzustellen. Er begab sich sogar selbst in das Parlament, und bewirkte dort, daß die Befreiung der Prinzen noch einmal von der Königin gefordert wurde. Man wollte damals im Parlament einen förmlichen Beschluß von der Art, wie er 1617 gegen d'Ancre erlassen worden war (s. S. 349), gegen den Kardinal erlassen; dies verhinderte jedoch der Herzog von Orleans, welcher Mazarin's Stelle bei der Königin einzunehmen wünschte, und es also nicht ganz mit ihr verderben durfte, durch eine sehr verständig abgefaßte Rede. Es wurde daher blos beschlossen, der Königin zu danken, daß sie den Deputirten des Parlaments Mazarin's Entfernung versprochen habe, sowie sie zu bitten, ihn ganz aus dem Königreiche zu verbannen und nicht zuzugeben, daß er wieder in dasselbe zurück-

kehre, und endlich noch das Gesuch um Freilassung der Prinzen zu wiederholen. Nachdem dieser Beschluß gefaßt worden war, begab sich Mazarin am 6. Februar, um den ersten Sturm austoben zu lassen, nach St. Germain und von da nach Havre. Hier suchte er den gefangenen Prinzen die Meinung einzuflößen, daß er gekommen sei, um sie zu befreien; er ward aber von ihnen ausgehöhnt. Gleich darauf wurden die Prinzen auf königlichen Befehl freigelassen. Sie hielten am 16. Februar einen glänzenden Einzug in Paris, während der Kardinal sich in das Bisthum Lüttich begab.

Im Parlament zu Paris, wo Orleans und Condé ihren Triumph über Mazarin feierten, herrschte fortwährend tobender Lärm. Es wurden alsbald die heftigsten Beschlüsse gefaßt, welche die Königin, die seit Anfang Februar in Paris gewissermaßen Gefangene des Volkes war, im März bestätigte. In einem dieser Beschlüsse ward ausgesprochen, daß gegen Mazarin, seine Verwandten und Angehörigen ein Proceß wegen Veruntreuung und Verschwendung öffentlicher Gelder, sowie wegen anderer Vergehen angestellt und Mazarin, wo er sich fände, verhaftet und in die Conciergerie gebracht werden solle. Vier Monate später untersagte das Parlament durch einen Spruch dem Kardinal und seinen Verwandten und Angehörigen auf ewige Zeiten die Rückkehr in das Reich, und zwar mit der Drohung, daß sie, wenn sie sich sehen ließen, als Majestäts-Verbrecher und als Störer der öffentlichen Ruhe bestraft werden sollten.

Der Kardinal blieb auch in der Entfernung Rathgeber der Königin; denn diese traute ihm mit Recht unbedingt, weil er allein seine Autokratie auf die des Königs zu gründen suchte, während alle anderen Leute am Hofe nur ihre besonderen Vortheile suchten, und die Glieder des Parlaments eine Art juristischer Republik erschaffen wollten. Mazarin's Stelle nahm Chateauneuf als leitender Minister ein. Dieser hätte den Kardinal gern an der Rückkehr gehindert, um die Stelle behalten zu können. Die Königin erwartete dagegen sehnlich den Monat September, in welchem der König das vierzehnte Jahr erreichte; denn damit hörte die Vormundschaft auf, und sie selbst ward nicht allein der Rücksicht auf den Herzog von Orleans ganz entbunden, sondern es galt auch dann Alles, was sie auf Mazarin's Rath im Namen des Königs,

der ja seiner Jugend wegen die Regierung noch nicht selbst führen konnte, anordnete und befahl, als unmittelbarer königlicher Willen.

Der Prinz von Condé und der Herzog von Orleans gebrauchten seit Mazarin's Entfernung ihren überwiegenden Einfluß auf eine solche Weise, daß sie die herrschende allgemeine Verwirrung eher vermehrten, als verminderten. Condé tauschte zuerst die Statthalterschaft Guyenne vom Herzoge von Epernon ein, dem er dagegen die von Burgund abtrat. Dann zwangen er und Orleans die Königin, welche den Siegelbewahrer Chateauneuf entfernt und dem Präsidenten Molé dessen Stelle gegeben hatte, diesen nach wenigen Tagen wieder zu entlassen und durch eine Creatur Condé's, Chavigny, zu ersetzen, der vorher auf seine Güter verbannt worden war. Darüber war Molé sehr aufgebracht, während zugleich durch ihn wie durch den Coadjutor auch das Parlament gegen Condé erbittert wurde. Auch mit den sämmtlichen Mitgliedern der gegen Mazarin geschlossenen engen Verbindung (den sogenannten frondeurs) entzweite sich der Prinz, was Montglat als höchsten Unverstand bezeichnet, weil jene natürlich, sobald Condé aufs neue mit der Königin zerfiel, die Gelegenheit begierig ergriffen, um sich an diese gegen ihn anzuschließen*). Endlich beleidigte Condé sogar auch den jungen König, weil er aus Mistrauen gegen dessen Mutter nicht mehr zu dieser kam, also an einem und demselben Orte mit dem Könige war und doch nicht bei Hofe erschien. Der Haß gegen den Prinzen war bald so groß und allgemein, daß nicht nur der Coadjutor Gondi und der Staats-Secretär Lyonne der Königin eine nochmalige Verhaftung desselben vorzuschlagen wagten, sondern daß auch, was für jene so ängstlich kirchlichen Zeiten und Menschen charakteristisch ist, der Graf Harcourt und der Marschall von Hocquincourt sich zu seiner Ermordung erboten. Die Königin wies dieses Anerbieten schaudernd zurück. Sie hatte sich damals mit dem Coadjutor ganz ausgesöhnt, weil dieser ihr versprach, dafür zu sorgen, daß Mazarin zurückkehren

---

*) Mémoires de Montglat vol. II, pag. 287: Le prince fit en cette occasion une grande faute, car il devoit rester en bonne intelligence avec les frondeurs, ou se réunir entièrement à la cour, mais il ne fit ni l'un ni l'autre.

dürfe, wogegen sie und Mazarin ihm den Kardinals-Hut zu verschaffen versprachen. Als endlich Condé im Einklang mit dem Herzoge von Orleans von der Königin die Entlassung Servien's, Le Tellier's und Lyonne's, welche mehr Mazarin's Minister als die der Königin waren, verlangte, gaben die Letzteren der Königin den Rath, den Prinzen aufs neue verhaften zu lassen. Condé erhielt jedoch Kenntniß davon, und entwich nach St. Maur. Sein gehässiger, übermüthiger und stolzer Charakter, sein Neid und seine Habsucht waren nicht geeignet, ihm Freunde zu verschaffen oder diejenigen, welche er erworben hatte, zu erhalten. Auch Türenne klagte über Undankbarkeit von Seiten desselben, und suchte sich mit Mazarin und der Königin auszusöhnen, noch ehe am 5. September der König in einer feierlichen Parlaments-Sitzung (lit de justice) für majorenn erklärt wurde. Ludwig XIV. spielte schon damals durch seine Gestalt, Haltung, Rede und Freundlichkeit die Rolle eines Königs so vortrefflich, daß jedermann eingestand, er sei vollkommen geeignet und eingeübt, über ein Volk zu regieren, welches Pracht, Pomp, Glanz und Herrschen über Alles liebt. Nichtsdestoweniger mußte er gleich in jener ersten Sitzung sich zu einer Erklärung verstehen, über welche seine Mutter zwar vorher mit Condé's Gegnern übereingekommen war, von der aber der junge König selbst wußte, daß sie nicht werde gehalten werden. Er mußte nämlich das Versprechen geben, daß dem Kardinal Mazarin niemals die Rückkehr in das Reich gestattet werden solle.

Der Prinz von Condé und seine Familie, besonders die Herzogin von Longueville, hatten unterdessen die Unterhandlungen mit den Spaniern, nämlich mit dem Erzherzog Leopold Wilhelm, erneut, und Condé selbst war in seine Statthalterschaft Guyenne gegangen, um Anstalten zu einem neuen Bürgerkriege zu machen. Er warb mit königlichen Geldern, die er in Bordeaux weggenommen hatte, ein Heer, fand aber die Umstände ganz geändert, weil der Krieg mit ihm und seinen Verbündeten jetzt im Namen des Königs, der sich nebst seiner Mutter beim Heere befand, und nach den schlauen Rathschlägen Mazarin's geführt wurde. Der Coadjutor, fortan Kardinal von Retz, erhielt um dieselbe Zeit die von Mazarin lange Zeit hindurch verweigerte Zustimmung zu seiner Ernennung zum Kardinal. An der Spitze des im Oktober

gegen Condé geschickten königlichen Heeres stand der Graf von Harcourt. Condé hatte, als dasselbe in Guyenne einrückte, seinen Aufenthalt in Bordeaux genommen, wo die Bürgerschaft und das Parlament sich für ihn erklärten. Er und Harcourt führten während des ganzen Monats November den Krieg wie im feindlichen Lande. Am Ende vermochte jedoch die Geschicklichkeit des Prinzen nichts gegen ein Heer, welches unter den Augen eines jungen, von der Bevölkerung angebeteten Königs kämpfte *). Er wußte sich zuletzt nicht anders zu helfen, als daß er der Königin anbieten ließ, er wolle ihr zur Rückkehr Mazarin's behülflich sein, welche der Herzog von Orleans, der in Paris geblieben war, unablässig zu hintertreiben suchen werde. Die Königin fragte über diesen Vorschlag bei dem Kardinal an, der sich damals zu Brühl bei Bonn aufhielt; Mazarin sah aber seine Rückkehr als eine ganz unfehlbare Sache an, in Betreff deren es nicht nöthig sei, sich mit dem Prinzen einzulassen. Er warb in Deutschland Truppen, und vereinigte sich unweit Sedan mit dem königlichen Heere, welches Hocquincourt, Manicamp und Vaubecourt aus der Champagne und aus der Picardie herbeigeführt hatten (Ende December 1651). Als dies in Paris kund wurde, gerieth das Parlament in eine sehr sonderbare Lage. Es mußte einerseits den Prinzen von Condé für einen Majestäts-Verbrecher erklären, weil er sich mit den Feinden seines Vaterlandes, den Spaniern, verbunden hatte, und erließ andererseits zu gleicher Zeit gegen den Minister, der die Königin und durch diese das Reich regierte, die furchtbarsten Beschlüsse. In Betreff des Letzteren, welcher mit dem Könige und seiner Mutter in ununterbrochenem Verkehr stand und dieser jeden Schritt angab, gebot das Parlament allen Befehlshabern an der Grenze, den von ihm Geächteten nicht in das Reich einzulassen. Es untersagte ferner allen Unterthanen des Königs bei Lebensstrafe, sich an den Kardinal anzuschließen oder

*) Montglat sagt vol. II, p. 311: Le prince de Condé, toujours invincible jusqu'ici, se trouvoit bien empêché; il n'osoit tenir ferme devant le comte d'Harcourt, qui le battoit en tout rencontre, et par là il connut la différence qu'il y avoit entre combattre les ennemis de l'état à la tête de vieilles troupes aguerries ou de tirer l'épée contre son roi avec de nouvelles levées qui s'enfuyoient d'abord.

ihm auf irgend eine Weise Hülfe zu leisten. Es ließ endlich, als Mazarin, von der Königin gerufen, seinen Marsch von Sedan nach Rheims fortsetzte, seine Güter und sogar die Einkünfte seiner Pfründen einziehen, seinen Palast in Paris, seine Möbel und seine Bibliothek verkaufen, und setzte aus dem Ertrage einen Preis von fünfzigtausend Thaler auf seinen Kopf. Er marschirte jedoch, ohne sich durch alles dies irre machen zu lassen, an die Orte, wo er den Hof zu treffen hoffte, und versah seine Garden mit Schärpen von seiner Farbe (der grünen). Die Lage des Reiches glich damals dem Zustande, in welchem Frankreich sich zur Zeit der Ligue befunden hatte. Condé, welcher sein Anerbieten, zur Rückkehr Mazarin's beizutragen, längst wieder zurückgenommen hatte, war aufs neue mit dem Herzoge von Orleans, der sich wieder vom Hofe getrennt hatte, in Verbindung getreten, und dieser hatte ihm seine Truppen zugesandt. Das königliche Heer stand damals zum Glück für die Sache, die es im Felde vertheidigte, unter den Befehlen des Marschalls Türenne. Für diesen war es freilich ein Unglück, daß er in Mazarin's Diensten den Ministerial-Despotismus in Frankreich begründen mußte; am Ende war aber doch eine solche Art von Regierung besser, als das, was Orleans, Condé und ihr Anhang wollten. Auch waren ja die Franzosen entzückt über das von Mazarin geschaffene Regierungs-System Ludwig's XIV.

Im Januar 1652 langte Mazarin in der Nähe der Stadt Poitiers an, in der sich der Hof befand. Der König, seine Mutter und sein Bruder zogen ihm mit den Garden entgegen, und am 30. Januar hielt er einen triumphirenden Einzug in Poitiers. Doch standen seine Angelegenheiten noch immer ziemlich bedenklich, und bald nachher schien sich das Glück sogar ganz seinen Gegnern zuzuwenden. Condé, durch des Herzogs von Orleans Truppen verstärkt, wandte sich, nachdem er seinen Bruder Conty und den Grafen von Marsin als Stellvertreter in Guyenne zurückgelassen hatte, gegen das Heer des Marschalls von Hocquincourt, und war im Anfang des Monats April so glücklich, dasselbe bei Bleneau zu schlagen. Er würde es sogar ganz aufgerieben haben, wenn nicht Türenne zu rechter Zeit als Retter erschienen wäre. Nach diesem Siege eilte Condé mit einem Theile seiner Truppen nach Paris, wo er am 11. April vom Herzoge von Orleans sehr

feierlich empfangen wurde. Schon am folgenden Tage begab er sich in das Parlament, und erklärte demselben, obgleich er auch spanische Truppen in seinem Heere hatte, daß er durchaus nicht gegen den König, sondern nur gegen Mazarin Krieg führe. Jetzt zog sich der Kampf in die Nähe von Paris. Das Parlament, welches kurz vorher den Hof noch einmal vergebens um die Entlassung Mazarin's gebeten hatte, verhielt sich vorerst neutral. Doch ward der Tochter des Herzogs von Orleans, der rüstigen Prinzessin von Montpensier, welche die Stadt Orleans gegen die Königlichen vertheidigt hatte, das Commando in der Bastille übertragen. In den Monaten April, Mai und Juni bewiesen Condé und Türenne ihre Meisterschaft in der Kriegskunst durch ihre Kreuz- und Querzüge, während der Hof sich bald hie, bald da aufhielt, und sogar nach St. Germain, sowie von dort nach St. Denys kam, wo er jedoch nicht eingelassen ward. Ein Treffen mußte Condé vermeiden, weil die königlichen Truppen ihm an Zahl weit überlegen waren, und weil der König selbst, auf den er doch nicht feuern lassen durfte, oft zu Pferde erschien. Türenne dagegen mußte ein Treffen suchen. Am 1. Juli glaubte Türenne die Gelegenheit zu einem offenen Kampfe gefunden zu haben. Als nämlich an diesem Tage Condé seine Truppen aus Paris herausgeführt hatte, um in einem benachbarten Orte eine feste Stellung zu nehmen, suchte Türenne ihn ganz von Paris abzuschneiden. Er drang auch wirklich in die Vorstädte ein, und erreichte die Fläche zwischen der Antons-Vorstadt und dem Schlosse Vincennes. Dadurch ward Condé von einem Theile seines Heeres abgeschnitten und genöthigt, sich in der genannten Vorstadt einzuschließen und in derselben auf jede Weise zu verschanzen. Türenne ersuchte zuerst den König, der sich unter den Gefahren Muth und Würde erworben hatte und, den Geschützen trotzend, am äußersten Ende der Vorstädte St. Martin und St. Denys zu Pferde erschien, sich zu entfernen. Dann befahl er dem Marschall La Ferté, mit einem ebenso starken Heere, als das seinige war, von der einen Seite her zu stürmen, während er selbst von der anderen her vordrang. Dadurch kam es am 2. Juli in der Antons-Vorstadt selbst zu einem sehr blutigen Treffen; und Mazarin erwartete, daß an diesem Tage alle seine Feinde auf einmal vernichtet werden würden, weil

er überzeugt war, daß die Stadt Paris ihre Thore dem Heere Condé's geschlossen halten werde. Der Kampf war sehr hartnäckig, und Montglat meint, Condé habe selten besser bewiesen, daß er der größte Feldherr seiner Zeit sei, als bei diesem ganz ungleichen Kampfe*). Türenne mußte seinen Weg durch die Antons-Straße mit Trümmern und Leichen bezeichnen. Er schob den letzten Angriff auf, bis auch La Ferté auf der anderen Seite eingetroffen sei. Dieser zog an dem Graben her, welcher damals die Stadt umgab, bis an das Antons-Thor, in dessen Nähe die Bastille lag. Wäre es ihm möglich gewesen, sich dort festzusetzen, so würde Condé zwischen zwei ihm an Zahl überlegenen Heeren enge eingeschlossen und also völlig geschlagen worden sein. Die Prinzessin von Montpensier rettete aber den Prinzen auf ganz unerwartete Weise. Sie ermunterte, während das Gefecht am Thor fortdauerte, die Bürger, dem Prinzen beizustehen, ließ im Vertrauen auf ihr Ansehen als Prinzessin, ohne eine Ordre zu haben, das Geschütz der Bastille, obgleich dieselbe eigentlich neutral war, auf die königlichen Truppen richten, und bewog den Parlaments-Rath Portail, die Kanonen abzufeuern. Auch dies würde jedoch den Prinzen nicht gerettet haben. Die Prinzessin wußte aber, noch ehe der Marschall La Ferté das Thor erreichte, die Bürger, die sich am Antons-Thor gesammelt hatten, durch ihre Reden so zu begeistern, daß diese dem Prinzen das Thor öffneten und seine Truppen in die Stadt einließen. Dadurch wurden Türenne und La Ferté zum Abzuge genöthigt, und der König, seine Mutter und Mazarin in ihrer Hoffnung, in Paris einzuziehen, betrogen. König Ludwig XIV. hat der Prinzessin Montpensier in seinem ganzen Leben nicht verziehen, daß sie es gewagt hatte, ihm diesen Streich zu spielen, und sie hat es nachher schwer büßen müssen.

Von dem Augenblicke an, als Condé sich mit dem Herzoge von Orleans in Paris befand, erklärten sich die Bürger der Stadt für ihn, und das Parlament ging am 20. Juli sogar so

*) Montglat vol. II, p. 350: Le prince de Condé témoigna en cette occasion tant de courage et de présence d'esprit dans le plus grand péril et tant d'activité pour donner ses ordres, qu'il attira l'admiration des étrangers et rehaussa le cœur de son parti.

weit, daß es, obgleich der König nicht nur majorenn, sondern auch beliebt und geachtet war, den Herzog von Orleans zu dessen Stellvertreter in der Regierung (lieutenant-général du royaume), sowie den Prinzen von Condé zum Generalissimus des französischen Heeres ernannte, Alles unter dem Vorwande, den Kardinal Mazarin, der die Königin auf ganz unbegreifliche Weise in seiner Gewalt habe, an der Rückkehr zu hindern. Es wurde hierauf in Paris eine Regierung organisirt und ein Heer für Condé eingerichtet, welcher noch immer seine Verbindung mit Spanien aufrecht hielt, und sich mit einem herannahenden spanischen Heere zu verbinden im Begriffe stand. Der König war nach Pontoise gegangen. Dahin berief er auch das Pariser Parlament, indem er zugleich alle Räthe desselben, die sich nicht dort einfinden würden, mit der Absetzung bedrohte, alle Urtheile, die man in Paris fällen, und alle Beschlüsse, die man dort fassen würde, für null und nichtig erklärte. Allein ungeachtet aller Drohungen erschienen nur sechszehn oder siebenzehn Mitglieder des Pariser Parlaments in Pontoise. Diese bildeten dann dort ein besonderes Parlament. Beide Parlamente bekriegten einander ebenso mit Decreten, wie die beiden Regierungen in Pontoise und Paris mit den Waffen.

Dieser Streit mußte von selbst aufhören, sobald der junge und liebenswürdige König den allgemein verhaßten Italiäner, welcher Richelieu's Stelle ohne dessen Talente einnahm, von sich entfernt hatte. Auch die Königin Anna erklärte sich, als sie sah, daß Condé sich jeden Augenblick mit den ihm versprochenen spanischen Hülfstruppen vereinigen könne, wenigstens dem Scheine nach geneigt, sich des Friedens wegen aufs neue von Mazarin zu trennen. Die Frau von Motteville behauptet*), Mazarin selbst habe sich entfernt, um seinen Freunden Gelegenheit zu verschaffen, die Meinung

---

*) Sie sagt vol. IV, p. 310: Les affaires des princes empiroient, pour donner le tems aux bons serviteurs du roi de le servir et de faire connaître aux Parisiens la tromperie où les tenoit la haine opiniâtre et extravagante qu'ils avoient contre lui. Mazarin se résolut enfin de quitter la cour pour quelque tems; mais comme l'absence est toujours dangereuse à un ministre avant de partir il voulut encore tenter un accommodement avec Mr. le prince. Il envoya Lenglade au duc de la Rochefoucauld avec des conditions de paix presque conformes à ce que M. le

für ihn zu gewinnen, so schwer es ihm auch geworden sei, die Königin zu verlassen, weil er befürchtet habe, es möchte ein Anderer sich bei ihr eindrängen. Der Kardinal verließ, nachdem ein Versuch, sich mit dem Prinzen Condé zu verständigen, gescheitert war, am 19. August Pontoise. Er begab sich wieder in das Herzogthum Bouillon. Condé und der Herzog von Orleans konnten den Regentschafts-Rath, den sie in Paris einrichten wollten, gar nicht zu Stande bringen; und das Parlament von Paris erklärte sogar seine Bereitwilligkeit, sich mit dem Könige friedlich abzufinden. Dieser dagegen, der sich nach Compiegne zu dem von Türenne befehligten Heere begeben hatte, erhielt bald von allen Seiten her Versicherungen der Ergebenheit und Treue. Er bot dem Prinzen von Condé volle Amnestie an; dieser traute aber den Spaniern mehr, als der Königin, welche immer noch unter dem Namen ihres Sohnes die Regierung führte. Auch den Parisern ließ der König eine Amnestie anbieten. Sie ward jedoch, so lange Condé noch in Paris verweilte, nur von Wenigen angenommen. Auch traute weder das Parlament, noch die Bürgerschaft, obgleich Beide des Krieges längst müde waren, einer Amnestie, welche unter dem Einflusse des verhaßten Kardinals erlassen worden war, und von der später auch viele Ausnahmen gemacht wurden. Der Krieg dauerte auch im September noch fort, weil die Herzöge von Würtemberg und Lothringen dem Prinzen zu Hülfe gezogen waren.

Da der Prevot der Stadt Mantes, welcher auch in der großen Kammer des Parlaments einen Sitz hatte, die Vermittelung übernahm, so begab sich der Hof in diese Stadt. Der Prevot redete in Paris den Bürgern und dem Parlamente zu, den Händeln ein Ende zu machen; und man beschloß darauf wirklich in einer sehr großen Bürgerversammlung, welche am 24. September im Palais Royal gehalten wurde, schnell Frieden zu machen. Nichtsdestoweniger zog sich die Sache in die Länge, weil Condé, Orleans und der Kardinal von Retz sich noch in der Stadt befanden, und weil der alte einfältige Broussel, damals Stadtvogt (prévôt des marchands) war. Als nachher der Letztere seine Stelle niederlegte,

prince avoit paru souhaiter, mais ce prince, étant entrainé par sa destinée, ne voulut pas écouter, et les offres du roi d'Espagne lui firent naitre de nouvelles pensées dans l'esprit.

wurde bald der ganze Magistrat von Paris geändert; und es begab sich hierauf eine sehr glänzende Deputation der Pariser Kaufmannschaft nach Pontoise, wohin der Hof gegangen war, und wo auch der Herzog von Guise eintraf, nachdem dieser vier Jahre lang in Spanien gefangen gehalten und endlich auf Condé's Verwenden wieder frei gelassen worden war. Der König nahm durch seine Freundlichkeit die Pariser Deputation ganz für sich ein. Jetzt verzweifelte Condé daran, die Stadt Paris behaupten zu können, in welcher nicht nur die höhere Bürgerschaft von ihm abgefallen war, sondern auch bei der niederen der Kardinal von Retz gegen ihn kabalirte. Er verließ daher am 14. Oktober Paris, und begab sich nach Flandern, wo er den Oberbefehl über das spanische Heer erhielt. Am 21. Oktober führte die Königin Anna ihren Sohn und den Hof nach Paris zurück. Unterwegs hatte sie zu ihrem Schrecken erfahren, daß der Herzog von Orleans nicht abgereist sei, sondern sie in Paris erwarten wolle. Sie hatte deshalb wieder umkehren wollen; Türenne hatte ihr aber das Unbedachtsame eines solchen Schrittes vorgestellt, und ihren Zug mit seinen Truppen gedeckt. Der Herzog war zu feige, um etwas zu wagen; er blieb nicht in Paris.

Alles, was die Königin that, geschah nach den Anschlägen, welche Mazarin ihr von Sedan aus zugehen ließ. Auf seinen Rath versparte sie auch, als sie nach Paris zurückgekehrt war, vorerst die Ausübung ihrer Rache. Später ward dieselbe auf kleinliche Weise nicht blos an Mazarin's Feinden, sondern sogar an Weibern geübt, welche während des Aufruhrs die Königin geschimpft hatten*). Der Herzog von Orleans wurde nach Limoges verbannt. Seine Tochter, die Montpensier, ward zuerst nach Bois le Comte ins Exil geschickt; nachher ward ihr von der Regierung ein nicht fürstlicher Gemahl gesucht, weil man witzelnd sagte, die Kanonen der Bastille hätten ihren Bräutigam erschossen. Sie wußte sich jedoch zu helfen,

---

*) Montglat vol. II, pag. 399: Une chambre de justice fut crée à l'arsenal, qui fit exécuter à mort Bertaut et Ricors pour avoir attenté à la vie du cardinal Mazarin. Descouture, homme fort séditieux, fut aussi envoyé à la Bastille et dame Anne, harengère, qui avoit parlé fort insolemment de la reine durant les troubles, fut enfermée dans les petites maisons.

und der König ernannte den Garde-Kapitain, den sie gewählt hatte, zum Herzoge. Broussel ward eine Zeitlang gefangen gehalten. Ein Dutzend anderer unruhiger Köpfe im Parlament wurde nach verschiedenen Orten verbannt. Das Pariser Parlament, mit dem sich die Räthe in Pontoise wieder vereinigten, ward in alle seine Rechte wieder eingesetzt. Den Kardinal von Retz verfolgte Mazarin bis an seinen Tod. Er gab auch nicht zu, daß derselbe Erzbischof von Paris werde. Er weigerte sich deshalb sogar, als die Königin in Paris den Kardinal von Retz nicht entbehren konnte, dahin zu kommen, so lange derselbe dort sei. Da jedoch Retz die ganze Bürgerschaft von Paris so sehr in seiner Gewalt hatte, daß er jeden Augenblick wieder einen Aufstand veranlassen konnte, so wagte die Königin zwei Monate lang nicht, ihn zu entfernen. Sie hatte ihn bei ihrem Einzuge sehr gnädig und freundlich empfangen, nachher mehrere Male sich wohlwollend gegen ihn bewiesen, und sogar einer seiner Predigten in St. Gervais l'Auxerrois beigewohnt. Nachdem Retz dadurch ganz sicher gemacht worden war, wurde er am 19. December, als er bei der Königin zum Besuche gewesen war, beim Heraustreten aus ihrem Zimmer von einem Garde-Kapitain verhaftet, zu Fuß durch die große Allee des Louvre in die Tuilerien geführt und von dort im Wagen nach Vincennes, sowie später auf die Burg von Nantes gebracht.

Im Februar 1653 kehrte Mazarin nach Paris zurück. Er hatte bei den westphälischen Friedensverhandlungen die Talente der beiden ihm untergeordneten Minister d'Avaux und Servien so vortrefflich benutzt, daß sein König der Protector des deutschen Reiches geworden war. Er unterhielt außerdem Agenten bei allen deutschen Fürsten, um dieselben durch ihren Egoismus an Frankreich zu fesseln. Er wurde daher auch, als er nach Paris zurückkehrte, auf eine ganz ungewöhnlich feierliche Weise empfangen. Der König zog ihm, umgeben von seinen Garden, zum Empfange entgegen, und sobald Mazarin aus dem Wagen gestiegen war, verließ auch der König den seinigen. Er nahm hierauf den Kardinal in seinen eigenen Wagen und fuhr mit ihm durch die Straßen. Mazarin hatte schon im Voraus dafür Sorge getragen, daß Geld unter die Lebehoch-Rufenden (die claqueurs) ausgeworfen wurde. Er ward als Beglücker empfangen und von dem Magistrat nicht blos mit Lob und schönen Redensarten überschüttet, sondern auch

prächtig auf dem Stadthause bewirthet. Die Juristen des Parlaments zeigten sich nicht weniger gemein und servil gegen ihn, als die reichen Kaufleute des Stadtrathes. Er erhielt von denselben Parlaments-Räthen, welche einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, zahlreiche und demüthige Besuche. Sie brachten ihm auch ihren Dank dar, als er einigen ihrer Collegen, die er ungerechter Weise aus der Stadt gewiesen hatte, die Rückkehr erlaubte.

In und um Paris herrschte von dieser Zeit an Ruhe; in den verschiedenen Städten und Provinzen dagegen dauerte der Krieg noch einige Jahre fort. Mazarin selbst beförderte diesen Zustand des Reiches dadurch, daß er den Schwachen sich kräftig entgegensetzte, den Starken aber feige zugestand, was sie forderten. Dies ging so weit, daß einst, als er einem verdienten Officier die Marschalls-Würde versprochen hatte und Wochen lang sein Versprechen nicht erfüllte, der Getäuschte ihn in der Straße anhalten und mit Gensdarmen so lange umstellen ließ, bis er sein Versprechen erfüllte. Die Habsucht und der drückende Despotismus des Kardinals wurden nach seiner Rückkehr noch ärger, als sie früher gewesen waren. Er überließ z. B. die Finanzen einer Anzahl Personen, welche wie Gauner wirthschafteten, und unter denen Fouquet durch Pracht und Glanz eine Zeitlang ganz Europa in Staunen setzte.

5. Letzte Zeit Mazarin's.

Mazarin war in allen seinen Unternehmungen vom Glücke begünstigt; und seine Nichten, die Fräulein Mancini, die sich in Frankreich durch ihre Schönheit und Lebhaftigkeit einen Namen erwarben, wurden alle mit fürstlichen Personen vermählt. Die eine erhielt einen Prinzen von königlichem Geblüt, Condé's Bruder, Armand von Conty, zum Gemahl, die zweite einen Prinzen von Modena, eine dritte den Prinzen Eugen von Savoyen, den Sohn des Prinzen Thomas, eine vierte den Herzog von La Meilleraye, welcher den Namen Herzog von Mazarin annahm, eine fünfte den Herzog von Bouillon. Eine sechste wollte sogar der junge König Ludwig XIV. zur Gemahlin nehmen, und dieser stand nur ungern und in Thränen davon ab. Nach adeligen Begriffen mögen sie alle sehr glücklich gewesen sein; nach unseren bürgerlichen Vorstellungen war es keine. Mazarin selbst fürchtete mit Recht nur einen

einzigen Mann, da derselbe gleich ihm Prälat war, weit mehr Verbindungen jeder Art hatte, in allen Künsten des Betruges, der Kabale und des Verrathes Meister war, und Bildung und Kenntnisse besaß, welche dagegen dem Kardinal Mazarin abgingen. Dieser Mann war der Kardinal von Retz. Er spielte, sogar als er auf dem Fort von Nantes gefangen gehalten wurde, dem mächtigen Minister einen argen Streich. Er übernahm nämlich beim Tode seines Oheims, des Erzbischofs von Paris, von dort aus durch Procuration dessen Stelle, ehe Mazarin dies verhindern konnte. Er würde sogar, da der Commandant von Nantes ihm durch Erleichterung seiner Haft die Flucht möglich machte, selbst nach Paris gegangen sein, wo er als Erzbischof schwer zu vertreiben gewesen wäre, wenn ihm nicht bei seinem Befreiungsversuch ein Unfall begegnet wäre. Er hatte nämlich, als er vermittelst eines Seiles von der vierzig Fuß hohen Bastei in den Graben herabgekommen war, ein Pferd bestiegen, stürzte aber mit demselben noch in der Stadt. Auch bei diesem Unfalle wußte er sich noch zu helfen. Er suchte und fand bei Freunden einen Versteck und ließ sich bei ihnen heilen. Dann ging er nach Rom und, als man ihm dort nicht helfen konnte, nach Flandern und Spanien. Doch mußte er bis nach Mazarin's Tod von seinem Erzbisthum fern bleiben.

Mazarin verdient, da in Staatsgeschäften von Moral keine Rede ist, unstreitig den Ruhm, Richelieu's System der Kabinets-Regierung neu begründet, eine Anzahl ausgezeichneter Männer in die Verwaltung gebracht und das ganze Kriegswesen, sowie das Ansehen seiner Nation zu Wasser und zu Lande wiederhergestellt zu haben. Dagegen schwand zu gleicher Zeit in Spanien unter Philipp's IV. Liebling und Minister, Don Haro (s. S. 301 f.), auch der letzte Rest der Kriegsmacht und des königlichen Ansehens. Alle Vortheile, welche Frankreich im westphälischen Frieden erlangte, wurden dem Kardinal Mazarin zugeschrieben, in dessen Auftrag Türenne in den Niederlanden glücklich gegen Condé kämpfte, den man an die Spitze des spanischen Heeres gestellt hatte. Die Franzosen waren einig unter sich und von National-Gefühl beseelt; die Spanier dagegen sahen sich von einem fremden Prinzen angeführt, dem sie nicht trauten. Bei den Franzosen erschien von Zeit zu Zeit der junge König im Lager, dessen äußere Erscheinung

liebenswürdig war und sie begeisterte; bei den Spaniern dagegen war ewiger Streit zwischen ihrem Statthalter Leopold Wilhelm, den Prinzen von Condé und einem anderen fremden Anführer, dem Herzog Karl III. von Lothringen. Der Letztere war zwar ein ritterlich tapferer Mann, aber keines gesunden Gedankens fähig, und hatte früher eine ganze Zahl sonderbarer Abenteuer gehabt, deren im vorigen Bande dieses Werkes oft gedacht worden ist. Er war zuletzt mit seinen Truppen in die Niederlande gegangen, um daselbst am Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen. Er wollte aber dort den Souverain spielen, vereitelte durch seinen Eigensinn jedes Unternehmen, und war theils wegen des Ranges, theils wegen des Oberbefehles stets mit Condé in Streit, so daß seine Truppen den Spaniern eher hinderlich als nützlich waren. Außerdem führte er auch in den Niederlanden wieder eine verdächtige Correspondenz. Die Spanier entfernten ihn daher bald auf solche Weise, daß sie seine Truppen behalten konnten. Sie ließen ihn (1654) aufheben und zuerst auf das Schloß von Antwerpen, dann nach Dünkirchen und zuletzt nach Spanien bringen. Wegen der tollen Streiche, welche Karl oft machte, gelang es den Spaniern, die Lothringer ruhig zu erhalten. Sein Bruder Franz (s. Th. XIV, S. 412 f.) kam sogar selbst in die Niederlande und übernahm ein Commando bei den Spaniern, ging aber freilich bald mit allen seinen Lothringern zu den Franzosen über.

Die Franzosen hatten übrigens während der Unruhen der Fronde viele von den Vortheilen wieder verloren, die sie vorher in den Niederlanden, in der Franche Comté und sogar in Catalonien, in Neapel und an der Küste von Toscana über die Spanier erlangt hatten. Dazu trug freilich auch der Umstand viel bei, daß die Spanier einige Zeit an Leopold Wilhelm oder, was einerlei ist, an dessen General-Adjutanten in den Niederlanden, sowie an Don Juan d'Austria (s. S. 322 ff.) zur See tüchtige Anführer hatten. Diese waren besonders während der ersten Jahre der Unruhen in Frankreich glücklich. Namentlich vereitelte Don Juan, wie oben erzählt worden ist, die Hoffnungen, welche Frankreich auf die Unzufriedenheit der Neapolitaner und Sicilianer gegründet hatte, und eroberte dann die Städte an der toscanischen Küste wieder. Im Jahre 1652 entriß Don Juan den Franzosen

auch Catalonien wieder. Er schloß nämlich die Stadt Barcellona von der Südseite her ein, während sie zugleich auf der Landseite enge blokirt ward. Dadurch wurde der französische Marschall, welcher in der Stadt commandirte, nach einer Belagerung von dreizehn Monaten genöthigt, dieselbe am 12. Oktober den Spaniern zu überlassen. Nachher eroberten die Spanier auch Girona, Palamos, Puy de Quiers, Balaguer und andere kleinere Städte, und ganz Catalonien ward, nachdem es dreizehn Jahre lang eine französische Provinz gewesen war, wieder mit Spanien vereinigt. In demselben Jahre 1652 entrissen die Spanier den Feinden auch in Flandern Grevelingen und Dünkirchen, welche Condé an Frankreich gebracht hatte, wieder; doch konnten sie diese Städte nicht lange behaupten.

Die Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und Spanien ward nachher immer schwieriger. Erst als Cromwell Anstalt machte, die Feindschaft beider Staaten zu seinem Vortheile zu benutzen, ließ sich Don Haro zu Unterhandlungen bewegen. Cromwell hatte als militärischer Dictator von England gegen die großen holländischen Admirale des siebenzehnten Jahrhunderts, einen de Ruyter, van Tromp, de Wassenaar, de Witt und Evertsen, einen Monk, Dean, Penn, Blake, Lawson geschickt; diese waren mehrentheils glücklich gewesen, so daß sich die aristokratische Partei, welche damals in Holland am Ruder war, zu einem schimpflichen Frieden (s. S. 224 u. 239 f.) hatte verstehen müssen. Nach dem Frieden mit Holland bedachte sich Cromwell einige Zeit, ob er in Spanien oder in Frankreich Raub und Beute suchen wolle. Was er von Spanien verlangte, würde, wenn es auch Don Haro bewilligt hätte, der König Philipp IV. nie zugestanden haben; Cromwell versuchte daher Dünkirchen, als es wieder in die Hände der Franzosen gefallen war, von diesen zu erhalten. Er wandte sich zuerst an den französischen Commandanten von Dünkirchen, den Grafen Estrades, und bot ihm sehr große Summen, wenn er die Engländer in die Stadt einlasse. Der Graf lehnte dies zwar mit edelm Unwillen ab; da er aber die Geldverlegenheit seiner Königin und die Habsucht Mazarin's kannte, so gab er den Engländern den Wink, der französischen Regierung selbst jenen Vorschlag zu machen. Die Königin Anna ging jedoch nicht auf denselben ein, und nun schämte sich der

fromme Cromwell nicht, Raub und Gewaltthat zu üben, auch ohne daß er vorher gereizt worden war. Er erleichterte nämlich den Spaniern nicht blos ihre Werbungen in Irland, als sie sich zum Behufe der Wiedereroberung von Grevelingen und Dünkirchen verstärken wollten, sondern er ließ auch, als Dünkirchen aufs Äußerste gebracht war, und die Franzosen auf sieben kleineren Kriegsschiffen Lebensmittel und Kriegsvorräthe in die Stadt bringen wollten, diese Schiffe durch seinen Admiral Blake in dem Augenblick wegnehmen, als sie in den Hafen einlaufen wollten. Diesen offenbaren Friedensbruch hätte Mazarin rächen sollen; er that es aber nicht, sondern nahm vielmehr von der Sache Anlaß, einen Gesandten nach England zu schicken, welcher vorgeblich über die Rückgabe der geraubten Schiffe, in Wirklichkeit aber über eine gemeinschaftliche Benutzung der schlechten Regierung und des elenden Zustandes von Spanien mit Cromwell unterhandeln sollte.

Durch diese Unterhandlungen, aus welchen ein im November 1655 abgeschlossener Handelsvertrag hervorging, wurden die Spanier so lange getäuscht, bis der Protector alle seine Rüstungen gemacht hatte. Dann verheerte Blake die Küsten des mittelländischen Meeres, und die Besitzungen der Spanier in beiden Indien wurden von den Engländern theils erobert, theils geplündert und mishandelt. Endlich schlossen Mazarin und Cromwell durch einen am 3. März 1657 in Paris unterzeichneten Vertrag einen förmlichen Bund zur Beraubung Spanien's, welcher ganz zum Vortheile und zur Ehre des Protectors und zum Nachtheile und Schimpfe der Franzosen war. Mazarin machte sich in demselben verbindlich, die drei Söhne des unglücklichen Karl I. und der französischen Prinzessin Henriette Marie, also die Vettern seines Königs, den nachherigen König Karl II. und die Herzöge von York und Glocester, aus Frankreich zu entfernen, sowie in Verbindung mit den Engländern Grevelingen, Mardyk und Dünkirchen den Spaniern zu entreißen. Dem letzteren Punkte war aber die Clausel beigefügt, daß Frankreich nur Grevelingen und Mardyk behalten dürfe, Dünkirchen dagegen den Engländern übergeben müsse.

Die Spanier hatten damals zwei tüchtige Generale in den Niederlanden, Don Juan d'Austria, welcher als Statthalter an Leopold Wilhelm's Stelle gekommen war, und den Prinzen von

Condé. Mit dem Letzteren war jedoch nicht auszukommen, weil er gegen Don Juan, wie früher gegen Leopold Wilhelm, chikanirte und intriguirte. Im Jahre 1657 eroberte Türenne die Festung Mardyk. Im folgenden Jahre zog er, von englischen Truppen unter Lord Lockart begleitet, vor Dünkirchen. Er hatte diese Stadt kaum enge eingeschlossen und vor derselben ein stark befestigtes Lager aufgeschlagen, als Condé und Don Juan zum Entsatze herbeieilten und sich in der Nähe der Franzosen lagerten. Don Juan bestand darauf, daß man das befestigte Lager verlassen und das der Feinde stürmen müsse; Condé war zwar anderer Meinung, gab aber doch nach. Als darauf die Spanier sich außerhalb ihrer Befestigungen gelagert hatten, that Türenne ein Gleiches, und griff seinerseits den Feind an, ehe noch dessen Geschütz eingetroffen war. Auf solche Weise ward am 14. Juni 1658 ganz nahe am Meer ein Treffen geliefert, welches nothwendig unglücklich für die Spanier ausfallen mußte, weil sie keine Artillerie hatten, und zwischen der See und einem Morast standen. Dieses Treffen, das bedeutendste im ganzen Kriege, wird, da beide Heere auf den Sandhügeln der Küste aufgestellt waren, die Schlacht in den Dünen genannt. Der Ausgang desselben war schnell entschieden. Das spanische Heer wurde geschlagen und zerstreut. Schon am 25. Juni mußte Dünkirchen seine Thore den Franzosen öffnen, welche dann diese Stadt den Engländern übergaben. Nachher wurden auch noch Fürnes, Dixmüyden, Grevelingen, Oudenarde und Ypern genommen.

Der Feldzug des Jahres 1658 brachte endlich den spanischen Minister zu der Überzeugung, daß er sich mit Frankreich abfinden müsse. Schon zwei Jahre früher, als Frankreich und England über ein Bündniß unterhandelten, hatte Spanien den Wunsch zu erkennen gegeben, Frieden zu schließen. Mazarin hatte damals Lyonne nach Madrid geschickt, um dort, während der Krieg in den Niederlanden, in Italien und in den Pyrenäen fortwüthete, mit Don Louis de Haro zu unterhandeln. Bei diesen Unterhandlungen war Philipp IV. selbst mit thätig gewesen. Sehr große Schwierigkeit hatte gleich anfangs der Umstand bereitet, daß Philipp die Wiedereinsetzung des Prinzen von Condé in alle die Ehren, Würden, Ämter und Güter verlangte, deren Mazarin ihn mit Zustim-

mung des Parlaments beraubt hatte. Eine zweite Schwierigkeit hatte der Wunsch der Königin Anna gemacht, ihren Sohn mit einer Tochter Philipp's IV. zu vermählen, weil Philipp noch keinen männlichen Erben hatte, also die Vereinigung von Spanien und Frankreich zu befürchten war. Die Unterhandlungen waren deshalb damals fruchtlos geblieben. Im folgenden Jahre wurde jedoch dem spanischen Könige ein Sohn, Karl II., geboren, und es war zu hoffen, daß die spanische Königin dem Lande noch einen Prinzen schenken werde. Man knüpfte daher 1658 die früher abgebrochenen Unterhandlungen wieder an. Jetzt wünschte der spanische Minister selbst die Vermählung der spanischen Prinzessin mit Ludwig XIV., und Mazarin erdachte eine List, um die Langsamkeit der Spanier zu einem schnelleren Entschlusse zu bringen. Er bewog den König Ludwig, mit Pracht und Aufwand nach Lyon zu reisen, ließ auch die Herzogin von Savoyen mit ihrer Tochter dahin gehen, und veranlaßte dadurch das Gerücht von einer beabsichtigten Verlobung Ludwig's mit der Prinzessin von Savoyen. Dies brachte die beabsichtigte Wirkung hervor. Der König von Spanien schickte alsbald einen seiner Staats-Secretäre, Don Anton Pimentel, nach Lyon, welcher den König nach Paris begleitete, und schon im Anfange des Jahres 1659 die Präliminarien eines Friedens abschloß.

Der Punkt wegen des Prinzen von Condé war in diesen Präliminarien ganz so eingerichtet worden, wie der schon als Knabe auf sein königliches Ansehen sehr eifersüchtige Ludwig XIV. bereits im Jahre 1656 es gefordert hatte. Ludwig versprach nämlich, dem Prinzen von Condé aus königlicher Gnade alle seine Güter außer Chantilly, dagegen aber keine seiner Stellen und Statthalterschaften wiederzugeben. In Betreff der gemachten Eroberungen wurde in den Präliminarien festgesetzt, daß Ludwig alle von seinen Truppen besetzten Plätze behalten dürfe; welche Plätze aber gemeint wären, sollte erst im Frieden selbst bestimmt werden. Im Mai 1659 ward ein Waffenstillstand geschlossen. Hierauf begab sich Mazarin nach St. Jean de Luz, Don Louis de Haro nach San Sebastian, um persönlich über den Frieden zu unterhandeln, da beide Minister in gleichem Grade unumschränkte Herren ihrer Reiche waren. Sie hielten ihre Conferenzen auf der Fasanen-Insel des von den Pyrenäen herabkommenden Flusses Bidassoa, welcher die Grenze zwischen

Frankreich und Spanien bildet. Mazarin trat dabei prächtig und prahlend, Don Louis de Haro dagegen weit bescheidener auf. Bei der ersten Conferenz am 24. August erschien Mazarin mit siebenundzwanzig Hofkutschen, welche alle mit sechs Pferden bespannt und mit französischen Edelleuten besetzt waren. Auch eine Menge prächtig gekleideter Pagen, Garden und Livrée-Bedienten war von Mazarin mitgebracht worden. Man hielt nicht weniger als fünfundzwanzig Conferenzen. Schon nach der sechsten reiste der Herzog von Grammont nach Madrid, um feierlich um die Hand der spanischen Prinzessin anzusuchen. In Rücksicht des Prinzen von Condé ließ Mazarin sich bewegen, einen Artikel der Präliminarien nachzugeben und dem Prinzen die Statthalterschaft von Burgund, sowie die Stelle eines Obersthofmeisters wieder zu ertheilen. Dafür mußten aber außer den in den Präliminarien erwähnten Plätzen noch Avesnes, Philippeville und Marienburg in den Niederlanden, sowie die Grafschaft Conflans in den Pyrenäen versprochen werden. Eine der Hauptbestimmungen dieses sogenannten Pyrenäischen Friedens, welcher im November 1659 unterzeichnet, aber erst Ende Februar 1661 in aller Form ratificirt wurde, bestand darin, daß der Herzog Karl von Lothringen, dessen sich Ludwig XIV. ebenso annahm, wie Philipp IV. des Prinzen von Condé, freigegeben wurde, aber viele Plätze im französischen Lothringen den Franzosen überlassen und die Festungswerke von Nancy schleifen mußte *).

Seit der Zeit des pyrenäischen Friedens ward Frankreich der Schrecken von Europa, Ludwig XIV. aber nebst dem französischen Hofe das Muster der Fürsten und des hohen Adels der Welt. Beides fand besonders Statt, seitdem die ganze Politik Frankreich's darauf gerichtet ward, die Erbschaft des spanischen Zweiges der Habsburger an Frankreich zu bringen. Darauf war auch Ludwig's XIV. Vermählung mit der spanischen Prinzessin berechnet, obgleich seine Gemahlin für sich und ihre Erben auf die feierlichste Weise jedem Erbanspruche an Spanien entsagen mußte. Ludwig

*) Dies ward am 28. Februar 1661 geändert. Der Herzog erhielt Bar zurück; die Festungswerke von Nancy aber wurden geschleift, und der Herzog entsagte nicht nur dem Besitze von Meyenvic, Causinau, Pfalzburg, Saarburg und der Grafschaft Clermont, sondern er erlaubte auch den Franzosen eine dreißig Stunden lange und eine halbe Stunde breite Militär-Straße ins Elsaß.

erkannte sogar diese Entsagungs-Acte an. Er nöthigte auch das Parlament, dieselbe zu registriren. Dieses blieb aber stets bei der Behauptung, daß sie nichtig sei, weil niemand die angeborenen Rechte seiner Kinder und Enkel veräußern könne.

Mazarin bewies in seinem ganzen Leben die Kunst, in welcher zu unserer Zeit Talleyrand groß war, sich entweder im Sattel zu halten, oder, wenn er heraus geworfen war, sich wieder hinauf zu schwingen. Er hatte auch wie Talleyrand das Glück, sich bis an seinen Tod in seinem Ansehen zu behaupten. Er wurde zwar zuletzt dem jungen Könige beschwerlich, welcher sogar laut sagte, daß er keinen Premier-Minister mehr ernennen werde; er starb aber am 9. März 1661 im vollen Genusse der Gunst. Vor seinem Tode empfahl er dem Könige noch diejenigen Männer, welche die Einrichtungen machten, denen das monarchische Frankreich seine Größe verdankte. Unter diesen nennen wir vor Anderen Le Tellier, welcher die inneren Angelegenheiten, Louvois, der das Kriegswesen, Pomponne, Croissy und Lyonne, welche die auswärtige Politik leiteten, und Colbert, den Mazarin statt des Verschwenders und Wucherers Fouquet für die Finanzen empfahl. Fouquet wurde von Ludwig noch einige Zeit hindurch geduldet, dann aber auf dieselbe Art behandelt, wie man im Orient Finanz-Minister zu behandeln pflegt. Mazarin hatte nach Emery's Entfernung ein Finanz-System befolgt, welches nur für die Verwalter der Finanzen vortheilhaft, für das Land dagegen höchst drückend war. An der Spitze des Finanz-Collegiums stand Fouquet als General-Controleur; ihm untergeordnet waren zwei Controleurs, ein Ober-Intendant und zwei Intendanten. Fouquet machte mehr Aufwand, als der König zu thun im Stande war. Man sagte von ihm, wir wissen jedoch nicht, ob sich die Sache so verhält, er habe jährlich nicht weniger als dreiundzwanzig Millionen für unbekannte Ausgaben gebraucht. Er baute aber außerdem nicht nur mit einem Aufwande von achtzehn Millionen, welche jetzt dreißig betragen würden, einen Palast und Garten in Vaux, und vertheilte jährlich vier Millionen Pensionen, sondern er beschenkte und bewirthete auch Edelleute, Künstler und Gelehrte auf wahrhaft fürstliche Weise. Seine Prachtliebe und Verschwendung gingen so weit, daß sich der König, den schon Mazarin gewarnt hatte, zuletzt tief gekränkt fühlte, weil

Fouquet ihn in seinem neuen Palast zu Vaux zu Festen einlud, welche seine eigenen in Fontainebleau weit hinter sich zurückließen. Manche behaupten jedoch auch, daß Fouquet, welcher die Gunst der berühmten Damen, Künstler und Dichter (auch Moliere diente ihm) mit großen Summen erkaufte, dem Fräulein La Vallière, welche Ludwig innig und aufrichtige liebte, nachgetrachtet und dadurch des Königs Zorn gereizt habe. Dies mag unentschieden bleiben; gewiß ist jedenfalls, daß der König noch eine Zeitlang fortfuhr, ihn ganz freundlich zu behandeln, weil er seine vielen Verbindungen scheute, daß er aber schon vorher ihn durch Colbert hatte dahin bringen lassen, die Stelle eines General-Procurators des Parlaments zu verkaufen, die ihm das Vorrecht gab, nur allein vom Parlament gerichtet zu werden. Der König ließ ihn endlich nach Mantes kommen, dort am 5. September 1661 verhaften und, wie seit Richelieu's und Mazarin's Zeit Sitte war und blieb, nicht vor seinen natürlichen Richter, sondern vor eine Commission stellen. Diese begann den Proceß erst am 24. November 1664, und verurtheilte, da Fouquet Alles, was er gethan, mit Bewilligung der Königin Mutter gethan, und zur Zeit der Fronde auf ihren Befehl Betrug und Wucher geübt hatte, nur zur Verbannung. Der König verwandelte jedoch diese Strafe willkürlich in lebenslängliches Gefängniß.

XI. Europa von Mazarin's Tode an bis zum Frieden von Nymwegen.

1. Deutsche Verhältnisse vom westphälischen Frieden an bis zum Beginn der Beraubungen Deutschland's durch Ludwig XIV.

Seitdem es den Kardinälen Richelieu und Mazarin gelungen war, in Frankreich auf den Trümmern der alten Volksrechte eine absolute Monarchie, einen glänzenden Hofstaat, eine Ministerial-Herrschaft mit prahlenden Wissenschaften und Künsten zu gründen, bemühten sich auch die deutschen Fürsten, das geschwächte kaiserliche Ansehen noch mehr zu schwächen und in jedem kleinen Ländchen eine absolute Monarchie oder vielmehr einen Polizei-Staat einzurichten. Dies war jedoch in jenen Zeiten schwieriger, als in den unserigen, weil die Stände damals von anderer Art waren, als jetzt, und weil die Reichsgerichte und der Kaiser zwar selten und schwer jemandem zu seinem Rechte verhalfen, aber doch gern wenigstens durch Worte den Mächtigen fühlen ließen, daß er nicht unabhängig sei.

Drei Mächte übten seit dem westphälischen Frieden eine Protection in Deutschland aus, Östreich, Frankreich und Schweden. Das Letztere konnte aber, da es nach Karl's X. Tode eine Beute der Oligarchie ward, seine Stellung nicht behaupten. Dadurch erhielt der unter dem Namen des **großen Kurfürsten** berühmt gewordene **Friedrich Wilhelm** von Brandenburg, der sich gleich nach dem westphälischen Frieden an den Kaiser enge anschloß, Gelegenheit, eine ganz neue anti-französische Macht zu bilden, welche,

weil Mazarin Frankreich's Übergewicht auf stehende Heere, auf Feldherren und auf die Benutzung des Volkes für die Zwecke des Regenten gegründet hatte, nothwendiger Weise eine rein militärische, von Ständen unabhängige sein mußte. Unter allen Fürsten Deutschland's war nur Friedrich Wilhelm von Brandenburg fähig, die Verhältnisse auf eine solche Art zu benutzen, daß er die Stände beseitigen, die Finanzen verbessern, sein Heer auf Unkosten des Landes unverhältnißmäßig vermehren und dem Kaiser wie dem Reiche bedeutende Hülfe leisten konnte; denn er war nicht nur sparsam, sondern er besaß auch Feldherrn-Talente und nahm, während die schwedischen Oligarchen das alte Heer Karl's X. vernachlässigten, die ausgezeichnetsten Officiere in seine Dienste auf. Mit welcher Klugheit er Karl's X. abenteuerlichen Züge gegen Polen benutzt hatte, um sein Herzogthum Preußen von der polnischen Lehens-Abhängigkeit frei zu machen und die Ritter und Städte seinem monarchischen Willen unterzuordnen, ist bereits bei Karl's Geschichte erzählt worden (s. S. 149—183). Hier müssen wir nur noch hinzufügen, daß Friedrich Wilhelm als aufrichtig deutsch gesinnter Mann sich stets an den Kaiser anschloß, obgleich dieser ein Feind des Protestantismus, er selbst aber dessen bester Schützer war, und später auch den von Ludwig XIV. verfolgten Protestanten Schutz und Zuflucht gewährte.

Östreich war damals ganz in der Gewalt der Jesuiten. Schon Kaiser Ferdinand III. hatte sechsunddreißig Collegien derselben errichten lassen. Sein Sohn Leopold I., dem er in seinem Testament die Jesuiten dringend anempfahl, ging noch viel weiter. Dieser Kaiser, der von seinen eigenen Ministern verrathen und verkauft wurde, ertheilte nicht nur dem Jesuiten-Collegium zu Wien ständische Rechte, sondern er wollte auch dem Orden die Grafschaft Glatz schenken, und hatte sogar die Urkunde darüber schon ausfertigen lassen, als es dem Minister Lobkowitz gelang, ihn zurückzuhalten. Gleichwohl war es Kaiser Leopold, der den großen Kurfürsten in dem schwedisch-polnischen Kriege am kräftigsten unterstützte, und sich 1658 innig mit ihm verband. Diese Allianz wurde 1666 um zehn Jahre verlängert. Übrigens verdankte der große Kurfürst seiner eigenen Einsicht und Energie, sowie dem von ihm geschaffenen Heere und der Disciplin desselben das Ansehen, welches ihn in

den Stand setzte, nicht blos in allen deutschen Angelegenheiten, sondern auch in den europäischen eine entscheidende Stimme zu führen. Er erlaubte sich dabei freilich, um die Finanzen seines kleinen Gebietes den neuen Bedürfnissen anzupassen, vielerlei schreiende Gewaltthaten. Doch kann hier, wo nur der innere Zusammenhang der allgemeinen europäischen Geschichte im siebenzehnten Jahrhundert angedeutet werden soll, der brandenburgisch-preußischen Angelegenheiten nicht näher gedacht werden. Wir überlassen es daher auch billiger Weise den Preußen, die Mittel zu entschuldigen, welche angewandt worden sind, um eine neue absolute militärische Macht in Deutschland zu schaffen.

In diesem Jahrhundert ging die deutsche Bürgerfreiheit unter; denn die freien Städte wurden, da der Kaiser sie nicht zu schützen vermochte, großentheils fürstliche Städte. Freilich verdiente die Art von Freiheit, welche in den deutschen Städten und durch sie bestand, ebenso wenig Erhaltung, als die Klöster. Beide hatten ihre Zeit gehabt, und diese war damals vorüber. Wir führen nur einige Beispiele an. Bremen, von den Schweden bedrängt, belagert und sogar beschossen (s. S. 148), mußte seinen Rechten auf einen Sitz im Reichsrathe lange entsagen, wenn es auch durch die Verwendung des Kaisers und der Seestaaten eine freie Stadt blieb. Münster ward 1661 durch seinen kriegerischen Bischof Bernhard von Galen der Reichsfreiheit beraubt. Gegen Erfurt wurde 1664 zu Gunsten des Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, der sich ganz in französischen Schutz begeben hatte, auf gleiche Weise verfahren, weil die Erfurter den Namen des Kurfürsten aus dem Kirchengebete weggelassen hatten. Die Unterdrückung dieser Stadt ward mit französischen Truppen ausgeführt, die Ludwig XIV. dem Kaiser gegen die Türken zu Hülfe geschickt hatte. Übrigens war Johann Philipp von Schönborn derselbe Kurfürst von Mainz, welcher vorher den rheinischen Bund gestiftet hatte, vermittelst dessen das deutsche Reich auf eine schmähliche Weise abgehalten werden sollte, einem bedrohten Mitstande beizustehen, und welchem neben einer Anzahl deutscher Fürsten auch der schwedische König als Herzog von Bremen und Verden, sowie Ludwig XIV. selbst beitrat (s. S. 176). Auch die Stadt Magdeburg verlor fast zu gleicher Zeit mit Erfurt ihre Freiheit. Sie ward durch den

großen Kurfürst im Vertrauen auf den Beistand, welchen dieser nachher dem Kaiser leistete, mit Truppen besetzt und zu einer brandenburgischen Stadt gemacht. Auf gleiche Weise verfuhr Bernhard von Galen 1674 mit Hörter. Ebenso wurden im Jahre 1671 Köln und Braunschweig ihrer Freiheit beraubt, jenes durch seinen Erzbischof, dieses durch seinen Herzog.

In das unbegrenzte Lob, welches viele Geschichtschreiber (nur Stenzel nicht) dem Schöpfer des Preußenthums zollen, können wir, wie schon gesagt, nicht einstimmen. Jedenfalls war es aber ein Glück für Deutschland, daß Friedrich Wilhelm sich so enge an Östreich anschloß, als Ludwig XIV. beim Tode des Kaisers Ferdinand III. (1657) dessen Sohn Leopold I. um die deutsche Krone zu bringen und die Wahl auf einen Fürsten zu lenken suchte, welcher schwach und phlegmatisch war und ganz von seiner französischen Gemahlin beherrscht wurde. Auch die deutschen Fürsten bedurften eines Kaisers, welcher weder mächtig, noch energisch war. Man stellte als Mitbewerber Leopold's I. den Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern auf, welcher 1651 im fünfzehnten Lebensjahre seinem Vater Maximilian I. nachgefolgt und ebenso unbedeutend war, als Leopold. Ferdinand Maria war, was die Hofleute einen herzensguten und frommen Regenten nennen; er blieb aber sein ganzes Leben hindurch unselbstständig. Er that in der Jugend Alles, was sein Vater und dessen alte Räthe ihm riethen, und ließ sich nachher von seiner Mutter Maria Anna, einer Tochter des Kaisers Ferdinand II., die ihn sogar auf die Jagd begleitete, unbedingt beherrschen, bis endlich seine Gemahlin, eine Prinzessin von Savoyen, seine Leitung übernahm. Daß er sich zum Werkzeuge der französischen Politik gebrauchen lassen werde, war um so mehr zu hoffen, weil die Franzosen dabei auf den lächerlichen Ehrgeiz der Juristen in seinem Kabinet rechnen konnten. Dieser Ehrgeiz führte auch bei der nach Ferdinand's III. Tode in Frankfurt gehaltenen Wahlversammlung eine für die deutschen Juristen und Fürsten jener Zeit sehr charakteristische Scene herbei. Es war nämlich schon seit mehreren Jahren Streit darüber, ob durch den westphälischen Frieden die Pfalz wieder ihre alte Kurwürde mit allen an ihr klebenden Rechten und Baiern eine neue erhalten habe, oder ob die alte Kurwürde an Baiern übertragen

worden sei. Man hatte deshalb von baierischer Seite, noch ehe die Nachricht von Ferdinand's III. Tode nach Heidelberg gekommen war, durch vorher gedruckte Patente Besitz von dem bis zur Wahl eines neuen Kaisers nöthigen Reichs-Vicariat genommen. Der Kurfürst von der Pfalz aber, Friedrich's V. Sohn, Karl Ludwig, hatte dagegen protestirt und durch seine Juristen Deductionen und schimpfende Streitschriften bekannt machen lassen, welche von den Baiern in gleichem Ton und Styl beantwortet wurden. Zu der Wahl-Versammlung schickte Ferdinand Maria seinen Minister, Mentor und Deductionen-Macher Oexel; Karl Ludwig dagegen erschien in eigener Person. Er war ein von Natur heftiger Mann, welcher einst auch seiner Gemahlin, einer hessischen Prinzessin, bei der Tafel eine Ohrfeige gab, später sich eigenmächtig von ihr schied und sich mit einer Gräfin Degenfeld förmlich trauen ließ, also zwei rechtmäßige Gemahlinnen zugleich hatte. Oexel nahm zu Frankfurt seines Herrn Sitz im Kurfürsten-Collegium ein, und hielt einen Vortrag über das Reichs-Vicariat, welcher durchaus nicht in dem jetzt sogenannten parlamentarischen Styl abgefaßt, sondern derb war, wie die baierische Lebensart. Karl Ludwig, welcher ebenfalls nichts weniger als fein im Benehmen war, unterbrach ihn jedoch und verbot ihm, seinen Vortrag fortzusetzen. Oexel kehrte sich nicht an diesen Befehl; als er aber von einer verwirkten Kurwürde redete, warf ihm Karl Ludwig das Tintenfaß an den Kopf. Obgleich Oexel als ächter Diplomat sich dadurch nicht stören ließ, sondern seinen Aufsatz ruhig weiter las, so entstand doch ein großes Geschrei über die Verletzung eines kurfürstlichen Repräsentanten. Beide Theile machten sogar kriegerische Anstalten; und nur mit Mühe gelang es dem Kur-Collegium, den guten Kurfürsten von Baiern dazu zu bringen, daß er sich mit einer öffentlichen Entschuldigung des heftigen Pfälzers aus Stuart'schem Blute begnügte.

Da die drei geistlichen Kurfürsten dem rheinischen Bunde angehörten, dessen Protector Ludwig XIV. war, und da nur Brandenburg und Sachsen östreichisch gesinnt waren, so schien es leicht, Ferdinand Maria's Erwählung durchzusetzen. Allein dieser selbst war durchaus nicht geneigt, eines bloßen Titels wegen sich und sein Land den Feindseligkeiten Östreich's preiszugeben. Die französischen Minister wandten alle möglichen Mittel an, um ihn zu bewegen,

daß er die Kaiserwürde suche und annehme. Sie streuten Geld mit vollen Händen aus. Sie ließen den Kurfürsten durch seine Gemahlin, eine nahe Anverwandte Ludwig's XIV., bearbeiten, welche sonst ihren Gemahl ganz beherrschte. Sie boten ihm fünfzehntausend Mann Franzosen und viel Geld an. Der Herzog von Grammont trat bei den in Frankfurt versammelten Kurfürsten mit dem größten Glanze auf. Einer der drei Fürstenberge, welche im letzten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts eine so undeutsche Rolle gespielt haben, Franz Egon, bot seine ganze französisch-italiänische Feinheit für die Zwecke des französischen Königs auf. Alle Bemühungen scheiterten an der Hartnäckigkeit des jungen Kurfürsten von Baiern, und Leopold I. wurde im Juli 1658 zum Kaiser gewählt.

Wenn auch in Bezug auf die Kaiserwahl Ludwig XIV. seinen Zweck nicht erreicht hatte, so fand er doch auf andere Weise Gelegenheit genug, durch Unterstützung der schwächeren Fürsten und Herren, welche sich dem Kaiser und den Reichsgerichten widersetzten, in Deutschland seine stolze Herrschsucht zu befriedigen. Durch französische Unterstützung ward z. B. Johann Philipp von Schönborn, Kurfürst von Mainz, seinem Nachbarn Karl Ludwig von der Pfalz so beschwerlich, daß dieser ihn nur den Oberpriester nannte, der ihm in Allem entgegen sei. Übrigens konnten Ludwig XIV. und seine Minister das Protectorat, welches Schweden und Frankreich durch den westphälischen Frieden erhalten hatten, damals für sich allein benutzen, weil sie in der Nähe waren und blieben, der Schweden-König Karl X. aber mit dem Kriege in Polen und Dänemark zu thun hatte. Auch flossen, als nach Fouquet's Entfernung Colbert die Leitung der Finanzen Frankreich's übernahm, alle die großen Summen, welche Fouquet für sich benutzt hatte, in den königlichen Schatz, und durch diesen Minister wurden zugleich neue Quellen des Reichthums in Frankreich geöffnet. Außerdem hatten die Franzosen allein große Feldherren und ein gut bezahltes, wohl eingerichtetes Heer. Ludwig XIV. konnte sogar 1664 dem Kaiser Leopold ein Hülfsheer gegen die Türken schicken, welche damals bis nach Wien streiften. Dieses Heer hatte vielen Antheil an dem bei St. Gotthard erfochtenen glänzenden Siege der Östreicher.

Sogar Kaiser Leopold selbst verhalf damals den Franzosen zu einem immer weiter ausgebreiteten Einfluß in Deutschland, als der Bischof von Münster, Bernhard von Galen, 1661 diese Stadt der Reichsfreiheit beraubte und eine Citadelle in derselben erbauen ließ. Der Kaiser und die Reichsgerichte hatten nämlich nicht nur eine Achtserklärung gegen die Stadt erlassen, weil sie in dem Streite, den sie seit 1657 mit ihrem Bischofe hatte, sich von den Holländern Hülfe leisten ließen, sondern sie schickten auch dem Bischof Executions-Truppen. Dieser erhielt bei seinem Kriege mit der Stadt auch französische Truppen, und war deshalb fortan den Franzosen behülflich, ihre Absichten in Deutschland zu fördern. Im Jahre 1664 gelang es dem Könige von Frankreich, nicht allein die Verlängerung des rheinischen Bundes zu bewirken, sondern auch die Fürsten von Würtemberg, Darmstadt und Pfalz-Zweibrücken, sowie den Bischof von Basel zum Beitritte zu bewegen. Ludwig's Minister ließen schon damals ihren König in symbolischen Gemälden und Kupferstichen als die Alles belebende Sonne darstellen. Fürsten und große Gelehrte in und außerhalb Frankreich, Maler, Baumeister, Bildhauer und Dichter priesen für Geschenke, Jahrgelder u. dergl. m. einen König, welcher die Cavaliere aller Nationen an seinem Hofe versammelte, und ihnen auf Unkosten des Volkes prächtige Feste gab. Sogar dem Kurfürsten von Brandenburg zahlten die Franzosen Geld und zogen ihn in das Bündniß. Doch trauten sie ihm nie recht, seitdem er sich förmlich beschwert hatte, daß Ludwig dem Kurfürsten von Mainz zur Unterdrückung von Erfurt Truppen geliehen habe. Seit dem Jahre 1665, als der rheinische Bund durch die Unterschrift, wenn auch nicht durch den Beitritt des großen Kurfürsten auf drei Jahre verstärkt worden war, änderten sich freilich die Umstände gänzlich, und der Bund zerrann; dagegen verkauften sich aber die deutschen Fürsten fortan einzeln den Franzosen, weil der Schwache von Kaiser und Reich wohl Urtheile und Decrete, aber keine thätige Hülfe zu erwarten hatte. Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen verpflichtete sich sogar insgeheim, für die zweimalhunderttausend Thaler, die er jährlich von Ludwig XIV. empfing, auf den Reichstagen stets für Frankreich zu stimmen.

Ludwig begann übrigens damals, noch ehe er mit seinen Ansprüchen an einzelne Stücke der spanischen Niederlande und gelegentlich auch an Deutschland auftrat, in Verbindung mit dem wieder eingesetzten Könige von England seine Neckereien gegen die sieben Provinzen der Niederlande. Er that dies unter dem Vorwande des Schutzes, den er deutschen Fürsten und Herren zu gewähren habe. Dabei war ihm wieder der ganz militärische Bischof von Münster, Bernhard von Galen, sehr nützlich, welcher seit seinem Streite mit der Stadt Münster über die Holländer sehr erbittert war, und mit französischem Gelde Truppen geworben hatte. Auch des Kurfürsten von Köln und des Herzogs von Pfalz-Neuburg nahm sich Ludwig gegen die Holländer an. Er verlangte nämlich trotzig, daß die General-Staaten, welche damals die Niederlande republikanisch regierten, dem Kurfürsten von Köln das von ihnen noch immer besetzt gehaltene Rheinberg, sowie dem Herzoge von Neuburg einen festen Platz seines Gebietes, den sie ihm vorenthielten, zurückgeben sollten. Des Bischofs von Münster nahm sich Ludwig an, als derselbe wegen eines Grenz-Forts mit den Holländern in Zwist gerathen war. Der kriegerische Bischof hatte nämlich, als Hermann von Lichtenstein den Fürsten von Ost-Friesland bekriegte und die Holländer demselben ihren Schutz gewährten, das Fort Bockeloe an der Grenze errichtet, um sie von da aus zu beunruhigen. Der Graf von Styrum bemächtigte sich aber dieses Forts, und die Provinz Geldern leistete demselben Hülfe. Der Bischof zog hierauf gegen die Vertheidiger des Grafen ins Feld. König Ludwig gewährte ihm zwar, weil sein getreuer Freund, der Kurfürst von Köln, Verbündeter der Geldern-Länder war, keine militärische Hülfe; er beauftragte aber seinen Gesandten bei den General-Staaten, den Grafen Estrades, sich der Sache des Bischofs anzunehmen. Nachher hatte Ludwig, wie wir später sehen werden, politische Gründe, den Holländern gegen den Bischof von Münster beizustehen; und der Letztere sah sich in Folge davon genöthigt, am 20. April 1666 unter französischer Vermittelung einen Vertrag zu schließen, in welchem die Holländer wegen Bockeloe's nachgaben, er selbst aber sich verpflichtete, nicht mehr als dreitausend Mann Soldaten zu halten. Übrigens gab sich Ludwig schon um jene Zeit Mühe, Jülich von Pfalz-Neuburg und Cleve von Brandenburg zu erkaufen.

Die obigen kurzen Angaben zeigen zur Genüge, wie die Verhältnisse Deutschland's unmittelbar nach der endlichen vollständigen Ausführung des westphälischen Friedens und nach der offenen Verletzung desselben durch das gewaltsame Verfahren der Franzosen im Elsaß beschaffen waren. Sie sind hier vorausgeschickt worden, um zu erklären, worauf Ludwig XIV. sich stützte, als er ohne alle Rücksicht auf jenen Frieden seit 1665 zugleich Spanien und Deutschland zu berauben begann.

2. England von Oliver Cromwell's Tode an bis zur Rückkehr Karl's II.

Oliver Cromwell hatte, obgleich die Nation keines seiner Parlamente und diese ihn selbst nie anerkannten, die Regierung bis an seinen Tod (3. September 1658) behauptet. Auch sein Sohn Richard Cromwell würde sich haben behaupten können, wenn er, der ein vortrefflicher Privatmann war, irgend eine Regenten-Eigenschaft oder einen Anhang und Verbindungen im Heere gehabt hätte *). Zwar bewirkten sein Bruder Heinrich und der General Monk, von welchem jener in Irland, dieser in Schottland an der Spitze der Regierung und der Truppen standen, seine Anerkennung in beiden Ländern; aber die Officiere und die Republikaner wollten nichts von ihm wissen, und bei den Frommen im Lande war er ebenso wenig beliebt, als bei den Officieren. Außerdem gerieth er unglücklicher Weise sogar mit seinem Schwager Fleetwood in Streit. Endlich ließ er auch, obgleich sein Vater nicht wie Louis Philipp und dessen Creaturen dafür gesorgt hatte, unermeßliche Summen für sich und die Seinigen in Sicherheit zu bringen, die Leiche des-

*) Burnet sagt in der Geschichte seiner Zeit, französische Übersetzung Th. I, pag. 178 ganz richtig: Cromwell avoit deux fils et quatres filles. Ses fils n'avoient point sa fermeté, mais ils étoient honnêtes gens. Richard, l'ainé des deux, quoique déclaré protecteur en consequence du choix de Cromwell lui-même, choix de la réalité duquel néanmoins bien des gens doutèrent, n'avoit ni l'habitude ni la capacité des affaires. Il étoit innocent de tous les crimes de son père, aussi n'y avoit-il aucune prévention contre sa personne, et tant les royalistes que les presbytériens tous s'imaginèrent être favorisés par lui, quoiqu'il se donnât pour indépendant.

selben mit königlicher Pracht beerdigen, und lud dadurch gerade zu einer Zeit, wo er das Geld am nöthigsten brauchte, eine so große Schuldenlast auf sich, daß ihm niemand mehr Geld leihen wollte. Die Oberstin Hutchinson sagt in ihren Denkwürdigkeiten, Richard habe schon im November daran gedacht, einen Platz aufzugeben, der für ihn zu schwierig gewesen sei, und in der That habe der arme Mann einen so schwachen Geist besessen, daß man dies glauben könne; auch hätten die Soldaten gleich anfangs erkannt, daß sie einen Mann empor gebracht hätten, welcher nicht im Stande sei, zu regieren, und daß dieser ein Parlament versammelt habe, das leicht zur Wiedereinsetzung der Stuarts schreiten könne. Die Soldaten waren wirklich stets in Besorgniß, die ganze Nation möchte sich gegen sie erheben und ihr Joch abschütteln. Indessen standen dem neuen Protector einige tüchtige alte Räthe seines Vaters zur Seite. Unter diesen waren zwar Pierpont und St. John Anhänger des Hauses Stuart; dagegen meinten es aber Thurloe, Whitelock, Lord Broghill und einige Andere aufrichtig mit Richard, und waren ganz andere Rathgeber und Staatsmänner, als die Camarilla, die sich nachher um den wieder eingesetzten Karl Stuart bildete. Hallam meint daher auch, es würde für Richard möglich gewesen sein, eine neue Dynastie zu begründen *).

Die Soldaten hatten schon im Oktober 1658 ihre vorher streng untersagten Berathschlagungen über Staatsangelegenheiten wieder begonnen; und Richard hatte, um sie in Ordnung zu halten, seinen Schwager Fleetwood zum Oberbefehlshaber ernannt. Dieser war aber als ein Mann ohne alle Energie nicht nur unsicher und schwankend in seinen Entschlüssen, sondern er stand auch ebenso, wie Lambert und alle anderen Republikaner, der Masse des Volkes, welche stets royalistisch geblieben war, ganz fern. Nur Monk, welcher damals in Schottland Alles in militärischer Ordnung hielt, erkannte, daß der Engländer ein Sklave der Gewohnheit sei, und

*) Hallam Constitutional History of England, vierte Auflage Th. II, S. 125 sagt: Time would have worn away the stains of ignoble birth and criminal usurpation, and the young man, whose misfortune has subjected him to rather an exagerated charge of gross incapacity, would probably have reigned as well as most of those, who are born in the purple.

weder durch Propheten, noch durch Idealisten regiert werden könne. Monk hatte Oliver Cromwell, seitdem dieser das Land königlich regierte, unterstützt. Er hatte auch Richard Cromwell als Protector ausrufen lassen; sobald er jedoch sah, daß derselbe nichts als ein guter Landedelmann sei, faßte er einen Entschluß, der auf die Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge gerichtet war. Diesen Entschluß theilte er aber, wie es einem General und Admiral geziemte, keinem Menschen mit, bis er ihn unerwartet ausführte.

Richard berief, weil er Geld brauchte, gleich anfangs ein Parlament, jedoch ohne die Wahlen für dasselbe überwachen zu lassen. Dieses Parlament, welches nothwendiger Weise mit den Officieren und Soldaten bald in Streit gerathen mußte, ward am 27. Januar 1659 eröffnet. In ihm saßen eines Theils die angesehensten und tüchtigsten Demagogen der republikanischen Zeit, ein Heinrich Vane, Haslerig, Lambert, Ludlow, Nevil, Bradshaw, Scott und Andere, lauter Männer, welche in politischen Kämpfen geübt waren; anderes Theils war aber auch eine große Zahl ihrer wüthendsten Gegner erschienen. Gleichwohl ward von diesem Parlament nicht nur Richard als Protector anerkannt, sondern sogar das von Oliver Cromwell bestellte Oberhaus, dessen Berechtigung sehr zweifelhaft und schwankend war, unter gewissen Beschränkungen vorerst zugelassen. Die Soldaten wollten aber gleich anfangs von einem solchen Parlament nichts wissen. Sie erhoben sich bald mit einem Nachdruck gegen dasselbe, welcher den Protector in große Verlegenheit brachte. Fleetwood hatte den unzufriedenen Officieren erlaubt, ihre auf den Umsturz der Regierung, zunächst aber gegen das Parlament gerichteten Versammlungen bei ihm in Wallingfordhouse zu halten; und es war eine förmliche Verbindung derselben mit den republikanischen Mitgliedern des Unterhauses geschlossen worden, um die Auflösung des verhaßten Parlaments herbeizuführen. Die vornehmsten Officiere, welche zu diesem Bunde gehörten, waren Fleetwood, Desborough, Berry und Sydenham. Neben der Versammlung in Wallingfordhouse gab es noch zwei andere Versammlungen von Officieren, welche auch Soldaten unter sich aufnahmen. Die Officiere hatten sich also förmlich als politische Körper constituirt. Diese bestürmten seit dem März bald den

Protector, bald das Parlament mit Forderungen und Bitten, bis endlich im April ein offener Zwist zwischen ihnen und dem Parlament entstand. Zum völligen Bruche kam es, als das Parlament in demselben Monat dem Ansehen Fleetwood's und der Anmaßung des Heeres, von der bürgerlichen Regierung ganz unabhängig zu sein, ein Ende machen wollte. Desborough, der wie Lambert Fleetwood's Unentschlossenheit stets misbilligt hatte, erklärte am 21. April dem jungen Protector gerade heraus: „Der Augenblick der Entscheidung sei gekommen; er habe ihm daher im Namen der von ihm zusammenberufenen und befragten Officiere und Soldaten zu erklären, daß das Parlament entweder von ihm, als der bürgerlichen Obrigkeit, oder durch das Schwert aufgelöst werden müsse. Richard möge jetzt wählen; wenn er sich für das Erstere entscheide, so werde man für seinen Unterhalt und seine würdige Stellung sorgen; wähle er aber das Letztere, so werde man ihn seinem Schicksale überlassen, und er werde ohne Freund und von niemand bedauert fallen." Alle Räthe hatten damals den Protector im Stillen schon aufgegeben, mit alleiniger Ausnahme von Whitelock. Dieser rieth ihm, sich nicht zwingen zu lassen, so groß auch seine Geldverlegenheit sei. Richard folgte jedoch der Mehrheit und löste das Parlament trotz seines Widerstrebens am 22. April auf.

Jetzt entstand eine völlige Anarchie; denn Richard ward von jedermann verlassen, und Fleetwood, welcher den Oberbefehl des Heeres hatte, mußte sich gefallen lassen, daß der sogenannte Kriegsrath sich in Alles mischte, und daß die Republikaner zwar der Gewalt wichen, die neue Regierung aber nicht als rechtmäßig anerkannten. Der Kriegsrath fand rathsam, ein Parlament zu berufen; und da die Soldaten einsahen, daß sie auch hierzu kein Recht hätten, so verständigten sie sich mit Lenthal, dem Sprecher des langen Parlaments, damit er diese einst widerrechtlicher Weise entlassene Versammlung wieder einberufe. Die Frau Hutchinson sagt, daß auch ihrem Mann und Anderen das Einberufschreiben zugekommen sei. Es ist daher nicht richtig, wenn man sagt, daß nur zweiundvierzig in diesem Parlament gesessen haben sollen, zumal da auch Ludlow, welcher Mitglied desselben war, ausdrücklich bezeugt, daß das Parlament aus hundertundsechszig Mitgliedern bestanden habe. Dieses Parlament setzte am 25. Mai den Protector,

welcher schon seit Ende April aufgehört hatte zu regieren, förmlich ab, wobei es ihm eine Pension von zehntausend Pfund gewährte. Auch sein Bruder Heinrich, welcher an der Spitze des Heeres und der Civil-Gewalt von Irland stand, mußte sein Amt niederlegen und in das Privat-Leben zurückkehren. Dem General Monk dagegen wurde die Leitung der bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten in Schottland einstweilen gelassen. Er wartete dort ruhig ab, was aus dem voraussichtlichen Streite des Parlaments mit den Officieren und Soldaten werden würde.

Vorerst heuchelten die Soldaten tiefe Reue über ihr Verfahren gegen das Parlament. Sie machten eine von Lambert, Fleetwood und Anderen unterzeichnete Declaration bekannt, in welcher es hieß: „Man habe sie irre geleitet und dazu verführt, die Entfernung des Parlaments zuzugeben; sie kämen sich aber seit dieser Zeit vor, als wenn sie von Gott selbst verlassen worden wären; sie würden sich daher jetzt vor Gott und Menschen demüthigen, zu ihrer Pflicht zurückkehren und fortan das Parlament bei Allem vertheidigen, was dasselbe zum Besten des Landes thun zu müssen glaube." Nachdem diese Erklärung erlassen worden war, ordneten die revolutionären Officiere ebenso einen Fast-, Buß- und Bettag an, wie dasselbe neuerdings von den legalen und conservativen Mitgliedern des englischen Oberhauses geschehen ist, als sie vor Sebastopol das Geld und das Blut des Volkes auf ganz unverantwortliche Weise geopfert hatten. Die Armee wolle sich, hieß es, vor dem Antlitze des Herrn demüthigen.

Gleich darauf meldeten sich die einst vom Heere ausgeschlossenen presbyterianischen Mitglieder; sie wurden jedoch am Eingange des Hauses von demselben Oberst Pride zurückgewiesen, welcher 1648 auf Oliver Cromwell's Geheiß die sogenannte Reinigung des Parlaments vorgenommen hatte (s. S. 122 f.). Es kam dabei in den Gängen des Hauses zu großem Lärm und sogar zu Handgreiflichkeiten. Namentlich erlaubte sich der Royalist Sir George Booth sehr heftige Drohungen. Die abgewiesenen Deputirten kehrten in ihre Wahlbezirke zurück und hetzten die Einwohner gegen die neue Regierung auf. Da sich auch viele Royalisten und viele Beamte des alten Parlaments an sie anschlossen, so erhielt die Sache ein sehr bedenkliches Ansehen. Besonders in Chester, wo sich Alles um

den erwähnten Sir George Booth sammelte, ward der Aufstand sehr drohend. Die Republikaner beschlossen daher, ein Heer dahin zu schicken. Dieses Heer hätte Fleetwood als Oberbefehlshaber der ganzen Armee commandiren sollen; man traute ihm aber weder Entschlossenheit noch Muth genug zu, und erwählte statt seiner den General Lambert, so heftig auch der Oberst Hutchinson, welchem Lambert's Republikanismus verdächtig war, ihm entgegen arbeitete. Lambert, welcher zu Fleetwood in demselben Verhältnisse stand, wie früher Oliver Cromwell zu Fairfax, war im Kampfe mit den Royalisten glücklich; denn er zerstreute sie und nahm George Booth gefangen.

Das Parlament führte zwar den Spottnamen der Rumpf; es regierte aber doch und übte die Gesetzgebung. Es notificirte den fremden Gesandten, daß es die Regierung übernommen habe; es bestellte einen Staatsrath und einen Heils-Ausschuß; seine Mitglieder nannten sich wieder die Kinder Zion's, und beteten viel, wie vordem. Auch ein politisches Verdienst wollten sich die frommen Leute erwerben; denn sie versprachen eine Verfassung ohne König und Oberhaus. In dieser Zeit spielte Algernon Sidney, welcher als Dichter mit Lamartine zu vergleichen ist (s. S. 229), eine bedeutende Rolle als Republikaner; später ward er durch seinen stoischen Trotz und durch seinen Tod unsterblich. Schon im Mai begannen die Soldaten wieder ihr altes Spiel. Sie überreichten dem Parlament fünfzehn Forderungen, in welchen nach ihrem Ausdrucke diejenigen Dinge zusammengefaßt waren, die sie bei der Wiederherstellung des Parlaments im Sinne gehabt hätten. Über diese Forderungen entstand ein langer Zwist zwischen dem Kriegsrathe und dem Parlament. Das Letztere ergriff wegen der eingereichten Schrift gewaltsame Maßregeln: alle Exemplare derselben wurden eingezogen und ein Haftsbefehl gegen Lambert nur dadurch abgewendet, daß Fleetwood versicherte, Lambert habe von dem Schritte seiner Officiere nichts gewußt. Als jedoch am 23. September 1659 das Parlament den Beschluß faßte, daß es unnöthig, lästig und gefährlich sei, die Zahl der Generale zu vermehren, ward dies von den Soldaten als eine Kriegserklärung betrachtet, und Desborough übernahm jetzt Lambert's Rolle. Es wurde eine neue Petition aufgesetzt, in welcher man dem Parlament mit Gewalt

drohte. Zweihundertdreißig Officiere unterschrieben dieselbe nicht nur, sondern sie wohnten auch insgesammt ihrer Überreichung bei. Drei Regimenter boten jedoch dem Parlament ihre Dienste an, und zugleich versprachen ihm Ludlow in Irland und Monk in Schottland schriftlich ihre Hülfe. Dadurch wurde Haslerig, welcher im Parlament das Wort führte, am 12. Oktober zu dem Vorschlage ermuthigt, daß Lambert, Desborough und sieben andere Obersten verabschiedet, und auch Fleetwood der Stelle eines Oberbefehlshabers enthoben und zum Präsidenten der mit der Verwaltung des Kriegswesens beauftragten Commission ernannt werden solle. Zugleich riefen die Republikaner im Parlament zwei der Regimenter, welche ihre Hülfe angeboten hatten, herbei und stellten sie an zwei Orten in der Nähe des Parlaments-Gebäudes auf*). Unterdessen war jedoch Lambert mit dreitausend Mann nach London geeilt. Er besetzte, sobald er dort angekommen war, die zum Parlament führenden Straßen, ließ den Sprecher und alle Deputirten auf dem Wege zum Sitzungshause anhalten, in ihre Wohnungen zurückführen und das Parlaments-Gebäude selbst zuschließen.

Während auf diese Weise das Parlament außer Thätigkeit gesetzt wurde, versammelte sich der Staatsrath. In diesem hatten zwar neben Lambert und Desborough auch die Republikaner Haslerig und Morley Sitz und Stimme; sie mußten sich aber in den Willen der militärischen Beisitzer fügen, weil die Regimenter, welche dem Parlament ihren Schutz angeboten hatten, sich an die anderen anschlossen und keine Lust zeigten, gegen ihre Ober-Officiere Gewalt zu gebrauchen. Es wurde der Beschluß gefaßt, daß fortan der Kriegsrath (council of officers) für die Erhaltung der Ruhe sorgen, den Entwurf einer neuen Regierungsform ausarbeiten und denselben einem neuen Parlament zur Prüfung vorlegen solle. Die Soldaten und Officiere des Kriegsrathes schritten sogleich zum Werke. Sie ernannten Fleetwood, der weder eines eigenen Gedankens, noch eines festen Entschlusses fähig war, zum Oberbefehlshaber aller Truppen mit ganz unbeschränkter Gewalt, sowie Lambert zum Generalmajor der Heere von Groß-Britannien; sie cassirten die Parlaments-Beschlüsse vom 10., 11. und 12. Oktober;

*) In Kingsstreet und Palaceyard.

sie übertrugen endlich die ausübende Gewalt einem Sicherheits-Ausschusse von dreiundzwanzig Mitgliedern (26. Oktober 1659). Diesmal hatten jedoch die Herren, welche die ganze Sache betrieben, die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Das Rumpf-Parlament wurde nämlich zwar von keinem Menschen bedauert und vermißt; aber in ganz England, Schottland und Irland war jedermann mit dem rohen Verfahren der Officiere und ihres Lambert und Fleetwood unzufrieden, zumal da gerade der vorzüglichste von Oliver Cromwell's Officieren, der Oberst Monk, gar nicht gefragt worden war.

Monk hatte zu viel angeborenes Phlegma, zu viel Liebe der Ruhe und des Lebensgenusses, er hatte unter Cromwell zu großen Ruhm im Land- und Seekriege geerntet, er hatte zu viel Gelegenheit gehabt, in Schottland die Schwierigkeit des Regierens unter den Umständen und Menschen seiner Zeit kennen zu lernen, als daß er sich an Oliver Cromwell's Stelle hätte drängen sollen. Dagegen war er zu einer rettenden That geneigt. Er entschloß sich zu einer solchen, und da er keines anderen Menschen als seiner Soldaten bedurfte, so hüllte er sich in tiefes Geheimniß ein, und band sich durch nichts, um je nach den Umständen auf die eine oder die andere Weise handeln zu können. Er kannte überdies die Leichtfertigkeit Karl's II. und seiner Umgebungen zu gut, als daß er ihnen ein Geheimniß hätte anvertrauen mögen*). Seine Unzufriedenheit mit dem, was die Truppen in London begonnen hatten, gab übrigens Monk zu erkennen, als Cobbet vom Sicherheits-Ausschusse nach Schottland geschickt ward, um Monk's Truppen zum Anschlusse an die anderen zu bewegen; er ließ nämlich Cobbet und siebenzehn andere Officiere verhaften.

Ludlow, welcher zur Zeit des Parlaments im Staatsrathe sehr thätig gewesen war, weist im Einzelnen nach, daß der von den Officieren eingesetzte Sicherheits-Ausschuß eine militärische Anarchie bezweckte, während dagegen der republikanische Staatsrath auf die-

*) Diesen großen General schildert Ludlow, dessen Worte wir in der französischen Übersetzung anführen, gerade so, wie wir fast alle die Leute schildern würden, welche dem jetzigen Kaiser Napoleon zur Krone verholfen haben: George Monk, homme ambitieux, avide, de principes relâchés, ou plutôt sans principes, et d'une conduite vicieuse et scandaleuse.

selbe Weise wie Oliver Cromwell gebietend gegen das Ausland auftrat. Diese republikanische Behörde stellte nämlich nach dem Tode des schwedischen Königs Karl Gustav das Gleichgewicht im Norden dadurch wieder her, daß sie mit den Holländern eine Übereinkunft schloß, vermöge deren beide Republiken sich verpflichteten, in Gemeinschaft mit einander Friedensbedingungen aufzustellen, und die Annahme derselben von Seiten Schweden's und Dänemark's nöthigenfalls mit Waffengewalt zu erzwingen (s. S. 180 f.). Zur Entwerfung jener Friedensbedingungen wurden alsbald Commissäre ernannt, und zwar von englischer Seite Algernon Sidney, Robert Honeywood und der Kaufmann Boon. Die Wirren der letzten Zeit hatten damals alle Ordnung so sehr zerstört und die Einnahmen so geschmälert, daß die Commissäre erst vierzehn Tage nach dem Empfange ihrer Instructionen abreisen konnten, weil die zweitausend Pfund, deren sie zu ihrer Sendung bedurften, nicht eher aufzutreiben waren.

Während Lambert und die Tüchtigsten unter den Republikanern die Staatsgeschäfte mit Eifer besorgten, erklärten sich nicht nur die Presbyterianer und die sehr zahlreichen Royalisten, welche die Masse des Volkes ausmachten, laut gegen die Soldatenherrschaft, sondern auch Monk faßte den Entschluß, sich des Parlaments gegen seine Unterdrücker anzunehmen und zu diesem Zwecke das schottische Heer nach London zu führen. Sein Entschluß war die Folge seines Unwillens über den Übermuth, welchen Lambert wegen seines Sieges über die unter Sir George Booth's Führung empörten Royalisten an den Tag legte. Monk war keines Enthusiasmus fähig, er dachte nicht an den König, sondern nur an sich selbst; er wollte aber, gerade weil er kein Enthusiast war, den Triumph der Radikalen und besonders Lambert's nicht zugeben. Er beschloß daher, mit den Waffen gegen die Urheber der dem Parlament angethanen Gewalt aufzutreten. Wie wenig ihm daran lag, ob er dem Rechte oder dem Unrechte seinen Arm leihe, bewies er gerade um jene Zeit sehr deutlich. Es hatten nämlich, als nach der Besiegung der Royalisten einzelne Compagnieen von Hacker's Regiment in verschiedene Orte vertheilt worden waren, die in Nottingham einquartierten Soldaten gegen die Bürger dieser Stadt allerlei Unfug geübt, sie waren aber von denselben zum Abzuge gezwungen worden, und hatten deshalb

nicht nur die anderen Compagnieen herbeigerufen, sondern sich auch an Monk gewandt. Dieser gab sich nicht die Mühe, den Grund oder Ungrund ihrer Beschwerde zu untersuchen, und erlaubte den Soldaten ohne Weiteres, die Stadt Nottingham zu plündern. Gleich nachher aber verbot er ihnen dies wieder, weil der Oberst Hutchinson, welcher gerade beim Beginne der Plünderung nach Nottingham kam, ihn darum ersuchte; denn es war ihm ganz gleichgültig, ob gemordet und geplündert werde oder nicht. Als einen Mann von solcher Art hatte ihn auch Oliver Cromwell gekannt.

Monk bewährte sich auch bei seinem Zuge nach London als ausgezeichneten Feldherr. Er rüstete sich schon Mitte December für denselben, zog aber nachher erst am 3. Februar in London ein. Er sicherte sich den Rücken dadurch, daß er ganz zuverlässige Besatzungen in den Citadellen von Edinburg und Leith zurückließ und, sobald er an die Grenze von England gerückt war, auch Berwick stark besetzte. Seine Absicht entdeckte er bis zum letzten Augenblicke keinem Menschen, wiewohl er freilich vielleicht auch noch gar keinen bestimmten Plan entworfen hatte, weil er nur nach den Umständen handeln wollte. Gerade deshalb aber erweckte der von ihm angenommene Titel „Vertheidiger der alten Gesetze und Freiheiten des Landes (asserter of the ancient laws and liberties of the country)" überall, wohin er kam, große Erwartungen. Alles strömte ihm zu, und er wurde allenthalben mit Jubel empfangen. Widerstand fand er auf seinem Marsche nicht; denn Fleetwood war eine unbedeutende Persönlichkeit, und seine Soldaten verließen, als Lambert sie gegen Monk führen wollte, ihre Fahnen. In London herrschte damals eine völlige Anarchie. Die Bürger waren mit den Soldaten in Streit, sowie diese wieder mit ihren Officieren, und weder der Staatsrath, noch der Sicherheits-Ausschuß wurden respectirt, obgleich Beide sich damit zu helfen gesucht hatten, daß sie ein Parlament nach alter Weise auf den 24. Januar einberiefen. Dieser Beschluß kam gar nicht zur Ausführung, weil die republikanischen Soldaten nach ihrem eigenen Sinne gehandelt hatten. Sie waren vor das Haus des ehemaligen Sprechers Lenthal gezogen, und hatten ihn durch dreimaliges Abfeuern ihrer Gewehre als den Repräsentanten des künftigen Parlaments und als den Generalissimus der Truppen (lord general of the army) begrüßt. Desborough hatte,

als er sich von seinem Regiment verlassen sah, die Flucht ergriffen; Fleetwood aber hatte Lenthal als seinen Obern förmlich anerkannt und ihm seine Bestallungsurkunde ausgeliefert. Schon am 28. December 1659 war daher das von Lenthal einberufene Rumpf-Parlament unter dem lauten Zurufe derselben Soldaten, von denen es verjagt worden war, wieder zusammengetreten.

Während dieses republikanische Parlament einen Staatsrath einrichtete, welcher das Abschwören jeder Anhänglichkeit an das Königthum und besonders an das Haus Stuart allen Engländern zur Pflicht machte, erhoben sich die Royalisten der nördlichen Grafschaften England's aufs neue in den Waffen. An der Spitze derselben stand Fairfax, welcher längst Royalist geworden war. Er besetzte im Januar 1660 York, weil Monk versprochen hatte, sich mit ihm zu vereinigen; er trat jedoch wieder zurück, als ihm Monk zu verstehen gegeben hatte, daß es noch zu früh sei, um sich öffentlich zu erklären. Monk wurde, wie er erwartet hatte, durch das Parlament nach London gerufen; dieses schickte aber zugleich zwei Deputirte ab, welche ihn auf dem Marsche nach London begleiten, und jeden seiner Schritte ausspähen sollten. Er zeigte sich daher unterwegs bald als Eiferer für die Sache des Parlaments, bald ermunterte er wieder insgeheim die zahlreichen Kundgebungen des Wunsches, daß die Stuarts wieder eingesetzt werden möchten, was wenigstens der kürzeste, wenn auch nicht der beste Weg zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung war. Um den Schein zu vermeiden, als wenn er militärischen Besitz von London nehmen wolle, brach Monk nur mit fünftausend Mann von York auf, obgleich in und um London weit mehr Soldaten lagen. Dagegen schrieb er dem Sprecher des Parlaments, daß man fünf Regimenter aus London entfernen sollte. Diese Regimenter weigerten sich anfangs, die Stadt zu verlassen; sie ließen sich aber gleich nachher durch Geld dazu bewegen. Am anderen Tage (3. Februar 1660) rückte Monk mit seinen Truppen in London ein.

Er nahm sogleich seinen Platz im Staatsrathe ein, lehnte aber die Zumuthung ab, sich vom Königthum ganz loszusagen. Er hatte auf seinem Marsche sowie in London selbst erkannt, daß die Presbyterianer und Republikaner ihren Credit verloren hatten, und daß die Soldaten nebst ihren Officieren verhaßt waren. Er konnte

daher keinen besseren Weg einschlagen, als daß er der öffentlichen Meinung ihren Lauf ließ, und den königlich gesinnten höheren Klassen mittelbar seinen Schutz zusicherte. Dies geschah durch die Erklärung, daß ein freies Parlament berufen werden solle. Er gab dieselbe in einer Bürgerversammlung am 10. Februar; und schon am folgenden Tage wurde bekannt gemacht, daß die 1648 ausgeschlossenen Parlaments-Glieder (s. S. 122 f.) ihre Sitze wieder einnehmen dürften, und daß Monk den Palast von Whitehall beziehen könne. Da seit Ende December der Sicherheits-Ausschuß aufgelöst war, so ließ Monk selbst sogleich die ausgeschlossenen Parlaments-Glieder wieder einberufen und für die erledigten Plätze neue Wahlen vornehmen. Auch führte er selbst, von vielen Officieren begleitet, am 21. Februar 1660 die einberufenen Deputirten in das Parlament ein. Die Mehrheit in diesem war zwar nicht königlich, aber doch wenigstens presbyterianisch. Da das Volk, wie bei jeder reactionären Bewegung zu geschehen pflegt, für den siegenden Theil Partei ergriff, so wagten die meisten Independenten nicht, ihre Sitze einzunehmen; ja, sie hielten es nicht einmal für rathsam, sich öffentlich sehen zu lassen. Für die Stuarts, welche sogar von den Presbyterianern ungefähr ebenso angesehen wurden, wie die Bourbons um 1814 von allen seit der Revolution erwachsenen Franzosen, war es ein Glück, daß Haslerig und alle wüthenden Independenten seiner Partei am 21. Februar 1660 sich stillschweigend aus dem Parlament entfernten; denn diesen würde es leicht gelungen sein, viele der Presbyterianer mit sich fortzureißen. Monk selbst trieb die Verstellung so weit, daß er bei der Eröffnung des Parlaments eine Rede hielt, in welcher er behauptete, eine republikanische Verfassung sei für den Staat und eine presbyterianische für die Kirche von England die passendste. Fast zu derselben Zeit aber, als er diesen Ausspruch that, ertheilte er dem ihm ergebenen und verwandten Grenville den Auftrag, dem Prinzen Karl Stuart (Karl II.), der sich damals in Spanien aufhielt, einen Wink zu geben, daß er nach Holland gehen möge.

Das Folgende beweist, daß Monk, so schlecht und gewissenlos gleichgültig er in Beziehung auf Religion und Moral auch war, sich doch meisterhaft auf den Umgang mit Menschen verstand, welche, wie die Geschichte unserer Zeit zeigt, nur durch Täuschung (humbug)

regiert sein wollen. Er ließ von dem Rumpf-Parlament einen neuen Staatsrath von einundzwanzig angesehenen Männern, Royalisten und Presbyterianern, bestellen, und sich selbst zum Oberanführer aller Truppen der drei Königreiche, sowie neben dem Admiral Montague, welcher längst für die Sache des Königs gewonnen war, zum Befehlshaber der Flotten mit einem Einkommen von zwanzigtausend Pfund ernennen. Zugleich sprach das Parlament nicht nur George Booth und alle seit der Schlacht bei Worcester (s. S. 218) verhafteten Royalisten und schottischen Lords ganz frei, sondern es verpflichtete sich auch, spätestens am 15. März auseinander zu gehen und einem neuen Parlament Platz zu machen. Damit war ausgesprochen, daß die Stuarts wieder eingesetzt werden sollten.

Der einzige Mann, der sich ihrer Zurückberufung hätte widersetzen können, war Lambert. Er hatte dies auch zu thun versucht, noch ehe Monk durch Einberufung des Parlaments in seiner ursprünglichen Form seine eigentliche Absicht kund gegeben hatte. Lambert war nämlich, als Monk sich von Schottland aus nach London in Marsch gesetzt hatte, ihm mit siebentausend Reitern entgegen gezogen. Monk hatte aber das ganze Unternehmen Lambert's schnell zu vereiteln gewußt. Er hatte sich an Fairfax gewandt und ihm sogar das Ober-Commando angeboten. Fairfax war zwar auf dieses Anerbieten nicht eingegangen, er hatte sich aber mit einer Anzahl alter Freunde für Monk erklärt, und hierauf war Lambert von seinen Soldaten verlassen worden. Man hatte Lambert nachher auf Befehl des Staatsrathes verhaftet und in den Tower gebracht. Hier ward er gefangen gehalten, bis im Anfange des April Monk, welcher damals schon mit Karl II. in Verbindung getreten war, im Begriffe stand, alle die Officiere und Soldaten aus dem Heere zu entfernen, die sich weigerten, dem neuen, offenbar zur Wiederherstellung der alten Verfassung berufenen Parlament im Voraus Gehorsam zu geloben. In diesem entscheidenden Augenblicke beschlossen einige Republikaner, Lambert zu befreien, um ihn noch einmal dem General Monk entgegenzustellen. Er entkam mit ihrer Hülfe glücklich aus dem Tower, indem er sich an einem Seile in die Themse herabließ, einen bereit gehaltenen Kahn bestieg und in der City Zuflucht suchte. Er mußte aber damals die Erfahrung

machen, daß die Gunst des Volkes und der Soldaten nicht zuverlässiger ist, als die der Fürsten. Die Bürger der City verweigerten ihm gleich anfangs die Aufnahme, und als er in der Grafschaft Warwick, in welche er hierauf geflohen war, eine Anzahl Soldaten um sich gesammelt hatte, ließ sich sein alter Freund und Kamerad Ingoldsby gegen ihn gebrauchen. Seine Truppen gingen in Masse zu Ingoldsby über, und dieser nahm ihn gefangen, um ihn in den Tower zurück zu bringen. Als er durch London geführt wurde und das Volk über seine Gefangennehmung laut jubelte, erinnerte er seinen alten republikanischen Genossen Ingoldsby daran, wie richtig Oliver Cromwell die Gunst des Volkes und der Soldaten beurtheilt habe. Er erzählte ihm nämlich: als einst er und Ingoldsby mit Cromwell nach Schottland gezogen seien und das Volk sie überall jubelnd empfangen habe, sei er selbst darüber entzückt gewesen und habe zu Cromwell gesagt, es freue ihn sehr, daß das Volk auf ihrer Seite wäre; Cromwell aber habe ihm kalt erwidert: „Verlaßt euch nur darauf nicht; denn dieselben Leute würden ein ebenso lautes Freudengeschrei erheben, wenn wir Beide zum Galgen geführt würden."

Zu der Zeit, als man in England für König Karl II. thätig war, gab dieser seinen ganz gemeinen und verächtlichen Charakter öffentlich zu erkennen. Er reiste damals an den Ort, wo Don Louis de Haro und Mazarin über den pyrenäischen Frieden (s. S. 373 f.) unterhandelten, buhlte auf niedrige Weise um die Gunst Beider, und ging, um dieselbe zu gewinnen, sogar oft in die Messe, was er dann später wieder hartnäckig ableugnete. Mazarin bewies damals dem General Lockart, welchen die englische Republik der Unterhandlungen wegen geschickt hatte, mehr Aufmerksamkeit, als dem leichtsinnigen Prätendenten. Doch suchte er Lockart, welcher auch Commandant von Dünkirchen war, zu bewegen, daß er Karl in diese Festung aufnehme, wobei er sich auf Monk berief. Lockart begab sich in der That, sobald der pyrenäische Frieden abgeschlossen war, im Januar 1660 nach London, um sich mit Monk über Karl's Aufnahme in Dünkirchen zu unterreden; er fand aber den General ganz verschlossen. Sein Freund Middleton war offener. Dieser rieth ihm, Karl in Dünkirchen aufzunehmen und ebenso, wie alle Anderen thaten, aus der bevorstehenden Ver-

änderung für sich selbst Vortheil zu ziehen. Lockart theilte jedoch die Verdorbenheit seiner Zeit nicht, und wollte ohne Monk's Befehl nicht handeln. Er erwiderte seinem Freunde Middleton, die Republik England habe ihm das Commando in Dünkirchen anvertraut, und er wolle ihr Zutrauen nicht verrathen.

Als das neue Parlament auf den Anfang des Mai einberufen worden war, traf Monk zwar alle Anstalten, um die Truppen von einander zu trennen, die unruhigen Officiere zu entfernen und in der Miliz Presbyterianer und Royalisten anzustellen; er vertraute sich aber dem Könige immer noch nicht an, und man blieb während der Monate März und April in gespannter Erwartung dessen, was er im Sinne habe. Schon am 19. März nahm er jedoch den ihm verwandten Grenville, der ihm einen sehr schmeichelhaft abgefaßten Brief des Königs zu übergeben hatte, freundlich auf, und bei dieser Gelegenheit gestand er zum ersten Male einem Menschen ein, daß er königlich gesinnt sei. Dagegen vermied er aber eine öffentliche oder schriftliche Erklärung über seine Absicht mit solcher Ängstlichkeit, daß Grenville, als er zu Karl zurückreiste, nur eine mündliche Antwort erhielt. Monk hatte nämlich Alles, was Grenville dem Könige sagen solle, wörtlich aufgeschrieben; dies las er ihm vor, indem er ihn aufforderte, es seinem Gedächtnisse einzuprägen; das Blatt selbst dagegen vertraute er ihm nicht an. Übrigens würde Karl damals ganz gewiß Alles, was Monk von ihm gefordert hätte, ohne Bedenken gewährt haben, weil seine Wiedereinsetzung ganz allein von diesem General abhing; allein ein Mann ohne Sitten und ohne Grundsätze, wie Monk war, dachte gar nicht daran, von Karl eine bestimmte Versicherung über alle die streitigen Punkte der Verfassung zu verlangen, welche den Kampf mit dessen Vater veranlaßt hatten. Grenville erhielt in dieser Hinsicht von ihm blos den Auftrag, dem Könige in seinem Namen den freundlichen Rath zu geben, er möge eine Amnestie ohne alle Ausnahmen oder doch nur mit sehr wenigen verkündigen lassen, völlige Religions-Freiheit gewähren, die in der Revolution veräußerten Staatsgüter ihren gegenwärtigen Besitzern zu lassen versprechen, und die Zahlung des rückständigen Soldes der Truppen übernehmen. In Bezug auf seine eigene Person nahm Monk heuchelnd und lügend die Miene der Uneigennützigkeit an; er er-

klärte, daß er für sich selbst gar nichts verlange. Grenville überbrachte Monk's mündliche Botschaft dem Könige, der sich damals in Brüssel aufhielt. Dieser gewährte zwar die von Monk gewünschte Amnestie; allein die Royalisten Hyde, Ormond und Nicholas, welche des Königs Begleiter im Exil gewesen waren und alle seine Schritte leiteten, bewogen ihn, eine Clausel beizufügen, durch welche dieselbe wieder aufgehoben werden mußte. Sie behielten nämlich dem Parlament das Recht vor, die Zugeständnisse des Königs näher zu bestimmen, weil sie überzeugt sein konnten, daß das unter dem Einflusse von Monk's Anhängern gewählte neue royalistische Parlament mehr königlich gesinnt und von Rachgier durchdrungen sein werde, als der König selbst. Übrigens wurden die beiden Schreiben des Königs an das Ober- und Unterhaus ganz nach Monk's Rath abgefaßt. Diese Briefe nebst vier anderen an Monk selbst, an das Heer, an den Stadtrath von London und an den Admiral Montague überbrachte Grenville nach England. Sie waren zwar alle versiegelt; Grenville hatte aber zugleich offene Copieen für Monk erhalten, damit derselbe diejenigen unter ihnen, mit deren Inhalt er nicht zufrieden sei, vernichten könne. Monk billigte alle von Grenville überbrachten Schreiben; denn er war in Sachen der Religion und Moral Indifferentist und Kind einer Zeit, in welcher, wie in unseren Tagen, die Frömmelei mit der größten Verdorbenheit verbunden war, er hatte also auch kein Vaterland, sondern dachte wie seine Frau nur an sich selbst. Doch empfahl er dem Überbringer, das Geheimniß zu bewahren und die Briefe erst dann abzugeben, wenn er es ihm befehlen werde. Übrigens begab sich Karl damals aus Besorgniß, die Spanier möchten ihn in Brüssel festhalten, in das Marquisat seines Schwestersohnes Wilhelm III. von Oranien nach Breda, um dort seine Zurückberufung nach England zu erwarten.

Die Parlaments-Wahlen in England, auf welche diesmal weder die Behörden noch die Soldaten einwirkten, waren, wie die allgemeine Stimmung im Reiche, den Republikanern durchaus nicht günstig; es wurden nur wenige derselben erwählt. Dagegen bestand die Mehrzahl der Deputirten aus Presbyterianern, welche den König nur unter den Bedingungen auf den Thron zu rufen wünschten, unter welchen früher sein Vater auf der Insel Wight

mit dem langen Parlament Frieden geschlossen hatte (s. S. 119 f.). Monk hatte jedoch lange vorher, ehe er sich noch öffentlich für den König erklärte, die bewaffnete Macht auf eine solche Weise organisirt, daß die königlich Gesinnten den größten Einfluß erhielten. Er war zum Ober-General (lord general) aller Truppen in England, Schottland und Irland erklärt worden, und hatte zugleich die aus vierzehntausend Mann bestehende Miliz der Stadt London, welche gegen die Republikaner sehr feindlich gesinnt war, unter seinem Commando. Er hatte außerdem mit der ihm eigenen Schlauheit und militärischen Fähigkeit nicht nur die höheren Stellen mit lauter Leuten von seiner Art besetzt, sondern auch die streng republikanischen Regimenter der alten Soldaten weit von einander getrennt. Über sein neu organisirtes Heer und die Londoner Miliz hielt er am 24. April, gerade als Lambert gefangen vorübergeführt wurde, unter dem Namen eines vom Könige bestellten Generals Heerschau.

Am 25. April 1660 eröffnete das neue Parlament, welches, zum Unterschied von dem auf königlichen Befehl gesetzmäßig berufenen, das Convention-Parlament oder das zusammengekommene Parlament genannt wurde, seine Sitzungen. Auch Monk war Mitglied desselben. Da im Unterhause die Mehrzahl aus Presbyterianern bestand, so gab Monk, um ein Gegengewicht gegen sie herzustellen, zu verstehen, daß er sich nicht widersetzen werde, wenn alle alten Pairs ihre Sitze wieder einnähmen. Diese fanden sich hierauf insgesammt im Oberhause ein, welches bis dahin blos aus einer kleinen Zahl presbyterianischer Pairs unter dem Vorsitze des Grafen von Manchester bestanden hatte. Das Oberhaus ward dadurch ultra-royalistisch, und zeigte bald einen blinden Fanatismus gegen alle Revolutionäre oder vielmehr, wie man jetzt auch unter uns Beides mit einander vermischt, gegen alle diejenigen, welche nicht servil waren. Doch erschienen die Mitglieder des Oberhauses von Oxford (s. S. 81) und die seit dem Anfange des Bürgerkrieges ernannten Pairs anfangs nicht.

Grenville überreichte den beiden Häusern die an sie gerichteten königlichen Schreiben; sie dankten ihm und decretirten für ihn ein Geschenk von fünfhundert Pfund. Den Officieren las Monk den an das Heer gerichteten Brief vor, den Kapitainen der Flotte

Montague den für diese bestimmten, dem Stadtrath der Lordmayor das für ihn überschickte Schreiben. Alle beschlossen, eine Danksagung und einen Glückwunsch an den König zu richten. Die Versprechungen, welche in diesen Schreiben enthalten waren, sind unter dem Namen der königlichen Freiheitsbriefe von Breda bekannt. Es würde dem Parlament leicht gewesen, auf den von Karl's geheimen Räthen eingeschobenen Vorbehalt gestützt Alles, was die Nation billiger Weise fordern konnte, einzuschieben; dies wußten aber die Leute zu hintertreiben, denen es lieber war, daß Alles beim Alten blieb. Diese Leute benutzten den herrschenden Widerwillen gegen Neuerungen und den Enthusiasmus für das Königthum, um in Eile zu beschließen, was einer reiflichen Überlegung bedurft hätte. Beide Häuser erließen zuerst die Erklärung, daß nach dem alten Fundamental-Gesetze England's die Regierungsgewalt dem Könige und dem Ober- und Unterhause gebühre. Dann luden sie Karl II. ein, nach England zurückzukehren und die Krone zu nehmen, die ihm durch Geburtsrecht gehöre. Daß sie das Königthum von Gottes Gnade und von der Geburt ableiteten, gaben sie auch noch durch eine von ihnen erlassene Verordnung zu erkennen, nach welcher die Regierungsjahre Karl's vom Todestage seines Vaters an gezählt werden sollten. Ferner wies das Parlament nicht nur dem Könige, welcher in großer Geldverlegenheit war und, wie wir aus Burnet sehen, damals auch von Privatleuten bedeutende Summen erhielt, vorerst für seine Schatulle fünfzigtausend Pfund an, sondern auch für die seines ältesten Bruders, des Herzogs von York, zehntausend und für die des jüngeren Bruders, des Herzogs von Glocester, fünftausend. Diesem Enthusiasmus des Parlaments widersetzten sich im Unterhause nur zwei alte Republikaner, der gelehrte Oberrichter Hale und der heftige Prynne, welche ihren Collegen den bekannten Grundsatz Talleyrand's (surtout point de zèle) anempfahlen. Als jedoch Monk ihnen widersprach, erstickten die wenigen Royalisten im Hause, wie dieselbe Partei auch in unseren Kammern es oft gemacht hat, ihren Antrag durch lärmendes Geschrei. Diesem loyalen Enthusiasmus, welcher verhinderte, daß man vor Karl's Aufnahme eine neue Urkunde über die zweifelhaften Punkte der Verfassung von ihm forderte, schreibt der Bischof Burnet, Zeitgenosse und zugleich

mithandelnde Person, alle Fehler von Karl's Regierung zu. Wir glauben jedoch, daß Henry Hallam dies sehr gut in einer kurzen Note zu seiner ausführlichen Untersuchung über die Wiedereinsetzung der Stuarts widerlegt hat*).

3. Erste Zeit von Karl's II. Regierung.

Im Mai 1660 setzte Karl II. mit seinen beiden Brüdern, von welchen der jüngere, der Herzog von Glocester, schon ein halbes Jahr später starb, auf der von Montague befehligten englischen Flotte von Holland nach England über. Er ward bei seiner Landung von Monk empfangen. Dieser setzte ihn auf der Reise von Dover nach London in nicht geringe Verlegenheit. Er überreichte ihm nämlich eine Liste von Männern, die er für geeignet hielt, den geheimen Rath des Königs zu bilden, die aber diesem nicht gefielen. Es war daher sehr gut, daß Monk keine Bedeutung auf seinen Vorschlag legte. Vor London war, als Karl am 29. Mai sich der Stadt näherte, ein Heer von vierzig- bis fünfzigtausend Mann in Reihe und Glied aufgestellt. Die gemeinen Soldaten empfingen den König mit tiefem Schweigen; alle Ober-Officiere dagegen erschienen, wie Clarendon berichtet, demüthig huldigend vor ihm.

Die Regierungszeit Karl's II. zerfällt, wie schon Burnet bemerkt hat, in zwei Theile. Der eine umfaßt die Zeit von 1660 bis 1668, in welcher Karl vom Parlament sogar in seinen Verkehrtheiten unterstützt wurde; die andere die folgende Zeit, in der er das Land zu verrathen schien, weil es seinen Ministern gelungen war, ein dem Volke verhaßtes Parlament, welches stets durch neue Wahlen ergänzt und stets schlechter ward, achtzehn Jahre lang beisammen zu halten. Wir wollen zuerst die inneren Angelegenheiten England's während der ersten Jahre von Karl's Regierung für sich allein betrachten, dann aber in einem anderen Abschnitt die englische Ge-

*) The great political error, so lautet die Note, if so it should be termed, of his reign was the conspiracy with the king of France and some vicious advisers at home, to subvert the religion and liberty of his subjects, and it is difficult to perceive, by what condition this secret intrigue could have been prevented.

schichte in Verbindung mit der gleichzeitigen Geschichte von Deutschland, Holland und Spanien behandeln.

Als Karl II. die Regierung England's antrat, war er dreißig Jahre alt. Er hatte in Frankreich, wo er sich zur Zeit der Fronde aufhielt, alle Lüderlichkeiten der französischen Aristokratie getheilt, und sich nachher stets nach dem Augenblicke gesehnt, wo er eines königlichen Lebens auf dem Thron genießen, die Regierungsgeschäfte aber Anderen überlassen könnte. Ehe er sich nach England eingeschifft hatte, war er von Breda nach dem Haag gereist; und hier hatten sich die hochvermögenden Herren gegen ihn, dessen Schwestersohn durch sie von allen Stellen seines Vaters ausgeschlossen worden war, auf eine unwürdig schmeichelnde Weise benommen, nachdem sie ihn vorher, so lange er im Elende war, schmählich beleidigt hatten. Zu beiden Zeiten war es der gepriesene Republikaner de Witt, welcher den Anderen voranging *). Nach den Erfahrungen also, welche Karl im Leben gemacht hatte, mußte er über Freiheit und über Menschen nothwendig so denken, wie sein Lehrer, der Philosoph und Materialist Hobbes. Dieser Gegner seines berühmten Zeitgenossen, des Idealisten Descartes, war, wie es auch in unserer Zeit zu geschehen pflegt, durch die herrschende Religion und durch den Misbrauch der Freiheit zum Feinde jedes Kirchenthums, sowie zum Vertheidiger des Egoismus der vornehmen Welt und zum Lobredner der autokratischen Regierungsart gemacht worden. Er hatte im Ausland den König Karl als jungen Mann kennen gelernt und ihm mathematischen Unterricht ertheilt. Dieser war entzückt gewesen, einen Mann zu finden, der ihm systematisch bewies, daß ein Regent weder an die Moral, noch an die Gesetze gebunden sei, weil Beide nur für gemeine, nicht aber für vornehme Leute verbindlich seien. Karl machte sich Hobbes Philosophie, Politik und Religion ganz zu eigen, und blieb den Ansichten desselben sein ganzes Leben hindurch getreu. Er mußte also grundsätzlich die Freiheit hassen und dagegen, wie die meisten hohen Personen unserer Zeit, den monarchischen Pomp sowie die Hierarchie der päbstlichen

*) Der holländische Annalist Aitzema sagt, Karl habe erklärt, daß er an keinem der Höfe, die er besucht, einen solchen Glanz und eine solche Pracht gesehen habe, als die Staaten von Holland bei dem ihm im Haag gegebenen Feste gezeigt hätten.

Kirche, welche seinen Zwecken diente, schätzen und lieben. Gut unterrichtet war der neue König; er war aber mehr Franzose als Engländer, stets von verdorbenen Dirnen, ganz vornehmen und ganz gemeinen, sowie von Spaßmachern und Spöttern umgeben, selbst lebhaft und geistreich, ein unerschöpflicher Schwätzer und Witzling und reich an Anekdoten aller Art, die er gern erzählte. Jede Religion war ihm gleichgültig, weil er durchaus kein edeleres inneres Bedürfniß kannte. Besonders abgeneigt war er den Anglikanern, den presbyterianischen sowohl als den bischöflichen, und ihrem Cultus. Er gab, wie uns Burnet in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, die Langeweile, die er bei dem in England gebräuchlichen vielen Beten, Singen und Predigen empfand, durch Mienen und Geberden deutlich zu erkennen. Ebenso sprach er offen aus, daß er weder an die Keuschheit der Weiber noch an die Tugend der Männer glaube, und daß er von keinem Menschen wahre Treue oder Anhänglichkeit erwarte. Was das Letztere angeht, so ist nur das Eine ein Beweis seiner Leichtfertigkeit, daß er dies laut und offen aussprach, während es sonst von vornehmen Leuten als ihr Geheimniß betrachtet und bewahrt wird.

Die Regierung leiteten anfangs in Verbindung mit Monk die vier Männer, welche während der Verbannung Karl's seine Geschäfte gut besorgt hatten. Diese Männer waren: Eduard Hyde, welchen Karl zum Kanzler und später zum Grafen von Clarendon machte, der Marquis von Ormond, Lord Colepepper und der Secretär Nicholas. Leider waren aber dem Könige auch Morrice und Ashley Cooper (der nachherige Graf Shaftesbury) von Monk empfohlen worden. Karl wurde damals von einer empörend sittenlosen Frau, mit welcher er Kinder erzeugt hatte und die er zur Herzogin von Cleveland ernannte, auf eine ganz ärgerliche Weise geleitet. Er war außerdem von Anfang an stets in Geldverlegenheit. Diese drückte ihn um so empfindlicher, weil er sich durchaus des Heeres schnell entledigen und also für sechszigtausend Mann Soldaten den rückständigen Sold auftreiben mußte. Doch wurde die Entlassung der Truppen mit Hülfe des Parlaments, welches nach und nach die zu ihrer Verabschiedung erforderlichen Summen bewilligte, glücklich ausgeführt. Einem Regiment nach dem anderen wurden seine Rückstände ausgezahlt,

und die Soldaten ließen sich die Verabschiedung ohne Murren gefallen. Die Sache war übrigens dadurch noch mehr erschwert worden, daß der Oberbefehlshaber Monk wegen seiner niedrigen Habgier das Vertrauen des Heeres verloren hatte. Dieser Mann machte sich durch sein unwürdiges und gieriges Betragen, in welchem er von seiner Gemahlin unterstützt wurde, später sogar dem Könige selbst verächtlich, nachdem er es schon längst beim Volke gewesen war. Vorerst erhielt Monk vom Könige viele Güter geschenkt, und ward zum Ritter des Hosenband-Ordens, sowie zum Herzog von Albemarle ernannt. Der Admiral Montague, welchem der König nächst Monk das größte Verdienst um seine Wiedereinsetzung zuschrieb, erhielt gleichfalls den Hosenband-Orden und ward Graf von Sandwich. Die Presbyterianer und die Bischöflichen beruhigte der Kanzler durch eine königliche Erklärung auf eine eben so geschickte Weise, als die Truppen abgefunden worden waren. Die bis auf neun gesunkene Zahl der Bischöfe wurde ergänzt, und die Pfründen ihnen zurückgegeben. Die vom König ertheilte Amnestie ward, trotz der heftigen Widersetzung des Oberhauses, aufrecht erhalten. Nur die einundfünfzig Personen, welche wirklich als Richter den König Karl I. verurtheilt hatten, wurden des Todes schuldig erklärt, Vane, Haslerig, Lambert und Lord Monson mit dem Verluste ihres Eigenthums und ihrer Freiheit, alle diejenigen aber, welche als Richter in einem Kriminal-Gerichtshofe gesessen hatten, sowie Hutchinson, Lenthal, St. John und sechszehn andere Personen damit bestraft, daß sie für keine bürgerliche, militärische oder geistliche Stelle mehr gewählt werden durften.

Gegen die obengenannten Staatsmänner, denen Karl, weil er selbst zu eigentlichen Geschäften nie aufgelegt war, die Regierung überließ, und von welchen der Kanzler Hyde ihm als Mentor bald beschwerlich ward, arbeiteten die Günstlinge des Königs. Unter diesen sind vorzugsweise Bennet und Berkley hervorzuheben, von welchen der Erstere nachher zum Grafen von Arlington, der Letztere zum Herzoge von Falmouth ernannt wurde. Beide wirkten in hohem Grade verderblich auf den König. Sie waren die Gelegenheitsmacher bei seinen unzähligen Liebschaften, und der Eine (Bennet) hatte ihm früher den Sophisten Hobbes zugeführt, der den Absolutismus und Materialismus systematisch lehrte und

die Gewalt als Recht darstellte. Auch der Graf Bristol und der Herzog von Buckingham waren sehr geschäftig, dem Könige seinen Kanzler Hyde, sowie alle ehrlichen Leute überhaupt lächerlich und verhaßt zu machen und dagegen ganz leichtfertige Leute an die Spitze der Geschäfte zu bringen. Der Herzog von Buckingham war ein vollkommener Hofmann, er war lebhaft, witzig und sarkastisch, wie der König, durch sein Äußeres und durch vornehme Manieren ausgezeichnet, aber ohne alle reellen Kenntnisse, ohne Treue, Glauben und Scham und trotz seines sehr großen Vermögens immer in Geldverlegenheit. Er war früher als Kind oft in Karl's Gesellschaft gewesen, und traf ihn, als er, nach der Sitte adeliger Herren, seine Reise an die Höfe machte, 1645 in Paris wieder.

Karl war glücklich genug, nicht blos von Seiten seines ersten Parlaments keinen Widerstand zu erfahren, sondern auch vermittelst des Kanzlers Hyde, jetzt Grafen von Clarendon, das zweite Parlament für seine persönlichen Zwecke gebrauchen zu können. Das Letztere, das sich im Mai 1661 versammelte*), begünstigte besonders die Wiedererrichtung der monarchischen anglikanischen Kirche, weil Clarendon die Presbyterianer abzufinden verstand. Durch eine ganze Reihe von Parlaments-Acten wurde Alles, was in den letzten Jahren eingeführt worden war, für ungültig und nichtig erklärt und den Anglikanern ihre Pfründen und Güter zurückgegeben. Im Jahre 1663 wurden der Cultus und der Kirchenglauben durch ein von König und Parlament erlassenes bürgerliches Gesetz vorgeschrieben, nachdem der Kanzler vergebens den Versuch gemacht hatte, die ganz geistliche Sache der Verbesserung der Liturgie und des Prayer-book oder des symbolischen Buches der anglikanischen Kirche (s. Th. XIII., S. 122) durch eine Synode presbyterianischer und bischöflicher Geistlichen ordnen zu lassen. Das symbolische Buch ward, nachdem Geistliche der Staatskirche es reformirt hatten, auf dem gewöhnlichen Wege zum Gesetze gemacht. Schon vorher waren

---

*) Dieses zweite Parlament Karl's II., welches achtzehn Jahre beisammen blieb, wurde das lange royalistische, aber auch das pensionirte Parlament genannt, weil die Mehrzahl seiner Mitglieder in königlichem Solde stand. Rapin Thoyras behauptet jedoch dies sei anfangs nicht der Fall gewesen, sondern erst nachdem die entstandenen Lücken durch successive Wahlen ausgefüllt worden wären.

alle diejenigen, welche nicht den Huldigungseid geleistet und den König als Haupt der Kirche anerkannt hatten, oder mit anderen Worten alle diejenigen, welche nicht die Kirche des Tyrannen Heinrich VIII. als die Kirche Christi anerkennen wollten, sowohl von den bürgerlichen Stellen und Ämtern, als auch von den Pfründen und von den höheren Lehranstalten ausgeschlossen worden. Durch diesen Parlaments-Beschluß oder durch die sogenannte Uniformitäts-Acte wurden ebenso in England, wie durch ähnliche Maßregeln in Deutschland (s. Th. XIV., S. 50 ff.), Hunderte von Pfarrern und Schullehrern von Amt und Brod getrieben und ins tiefste Elend gestürzt. Übrigens ist diese Acte, soviel auch neuerdings in England für Milderung der Härte gegen Andersdenkende geschehen ist, noch immer nicht aufgehoben worden. Durch sie ward verordnet, daß in allen Kirchen nur die verbesserte Vorschrift über Glauben und Gottesdienst (the common Prayer-book and ordination of ministers) und die in ihr vorgeschriebenen Formen und Formeln gebraucht werden dürften, und daß von einer gewissen Zeit an alle Geistlichen sich derselben in der Kirche bedienen sollten. Gegen eine solche Verfügung war, soweit der persönlichen Überzeugung keine Gewalt angethan wurde, nichts zu erinnern; allein man forderte auch ebenso, wie damals in Deutschland geschah und jetzt bald wieder geschehen wird, daß die Geistlichen durch einen besonderen Revers ihren aufrichtigen Glauben an alles das, was in jenem symbolischen Buche enthalten sei, oder, wie es lautete, ihre aufrichtige Zu- und Beistimmung zu dem gesammten Inhalte desselben (their unfeigned assent and consent to every thing contained in it) beurkunden sollten. In Schottland, welches nach der Revolution wieder ein besonderes Reich ward, mußte man freilich vorsichtiger verfahren; wir vermeiden es jedoch überall, auf die schottischen und irländischen Angelegenheiten näher einzugehen, weil diese ganz der Special-Geschichte angehören. Aus demselben Grunde übergehen wir die entsetzlichen reactionären Grausamkeiten, zu welchen Karl wider seinen Willen durch das zweite Parlament genöthigt wurde, den Proceß der sogenannten Königsmörder, viele andere grausame Hinrichtungen, den Proceß des Grafen Argyle in Schottland und die von den Anglikanern und Katholiken Irland's gegen einander geübten Gräuelthaten.

Der Privat-Angelegenheiten des Königs Karl und seiner Umgebungen müssen wir ausnahmsweise erwähnen, weil leider! der Gang der europäischen Geschichte mit Karl's Leichtsinn und mit der Geschichte seiner Maitressen und Lieblinge, an die er unerhörte Summen verschwendete, zusammenhängt. Karl's älterer Bruder, Jakob, Herzog von York, war seinem ganzen Wesen nach von ihm völlig verschieden. Jakob war in Frankreich von den Jesuiten bekehrt worden, trat aber, wie die meisten Convertiten unserer Zeit in Deutschland, erst später (1669) aus der anglikanischen Kirche förmlich aus. Er machte seinem Bruder, dem er sonst eifrig ergeben und gehorsam war, sowie seiner Mutter durch eine Misheirath großen Verdruß. Er heirathete nämlich die schöne, aber sehr leichtfertige Tochter des Kanzlers Hyde, wodurch der Letztere zugleich hochmüthiger und verhaßter gemacht wurde, wiewohl er uns in seinen Denkwürdigkeiten hoch und theuer versichert, daß er diese schon im Auslande verabredete Heirath des muthmaßlichen Thronerben höchlich misbilligt habe. Jakob's Heirath wurde zwar nachher von dem Könige und dessen Mutter gebilligt, dessenungeachtet aber dem Kanzler übel gedeutet. Außerdem war Jakob's Gemahlin so wenig vorsichtig in ihrem Betragen, daß man, als sie ihrem Gemahle einen Sohn geboren hatte, sogar dessen Ächtheit bestritt. Da König Karl mit und ohne seine Schuld sich stets in Geldverlegenheit befand, so war die Vermählung seines Bruders mit einer Dame, die ihm keine fürstliche Mitgift brachte, eine neue Quelle von Verlegenheiten. Die Hofleute nämlich, welche Jakob umgaben, und Karl's Minister, die denselben willfahrten, nahmen bei der Einrichtung von Jakob's Haushalt den orientalisch-prächtigen Hof Ludwig's XIV. zum Muster, und umgaben Jakob mit einem Glanze, wie wenn derselbe nicht ein englischer, sondern ein französischer Prinz sei. Jakob schrieb es seinem Schwiegervater zu, wenn der König seinen Geldverlegenheiten nicht so, wie er wünschte, abhalf. Karl konnte dies jedoch nicht; denn er hatte anfangs die Güter der Krone, welche ihm zurückgegeben wurden, noch nicht in Händen, mußte das Meiste von dem, was das Parlament ihm ohne Kargheit gewährte, für die Bezahlung des rückständigen Soldes der Soldaten ausgeben, und ward endlich noch dazu durch seine täglichen Gesellschafter in Verlegenheit gebracht, weil diese ihn,

was sehr leicht war, von allen ernsten Geschäften zu entfernen trachteten und deshalb von Tag zu Tage mehr in kostspielige Vergnügungen und Ausschweifungen hineintrieben. Macaulay hat übrigens richtig bemerkt, daß Karl keinen Werth darauf legte, ob er nach göttlichem oder nach menschlichem Rechte König sei, wenn er nur den Staatsschatz als den seinigen benutzen und seinen Lüsten fröhnen konnte. Karl suchte nämlich die autokratische Gewalt nicht, um wie Ludwig XIV. aller Welt gebieten und jedermann durch seinen Pomp und seine Pracht blenden zu können, sondern um wie Ludwig XV. mit einer Aristokratie, welche der französischen zur Zeit der Regentschaft ähnlich war, Orgien und Feste zu halten und Dirnen zu beschenken.

Seine beständige Geldnoth verleitete ihn, zumal da er in den ersten drei Jahren nach seiner Rückkehr durch den Enthusiasmus des Volkes und durch die Gunst des Parlaments getäuscht wurde, zu unbesonnenen Schritten, die ihn bald ganz mit der Nation entzweiten. Zu diesen Schritten zählen wir besonders sein vertrautes Verhältniß zu Ludwig XIV., seine geheime Correspondenz mit demselben und die Niederträchtigkeit, von ihm ein Jahrgeld oder mit anderen Worten ein Almosen anzunehmen und mit ihm insgeheim gegen die Holländer zu conspiriren. Geldverlegenheit bewog auch den König, eine portugiesische Prinzessin, die Schwester des Königs Alphons VI., gerade in dem Augenblicke zu heirathen, als die Spanier ein Heer rüsteten, um Portugal wieder zu erobern. Auch durch diese Heirath förderte Karl nicht englische, sondern französische Zwecke, weil Ludwig erst kurz vorher einen Frieden mit Spanien geschlossen hatte. Karl sollte als Mitgift seiner künftigen Gemahlin fünfmalhunderttausend Pfund baar, das auf der Nordküste von Afrika gelegene Tanger, sowie die Stadt Bombay in Ostindien und freien Handel mit Portugal und dessen Colonieen erhalten; das baare Geld war ihm indessen die Hauptsache. Dies bewies er, als die Spanier ihm zwei Prinzessinnen von Parma mit einer größeren Ausstattung in der Ferne zeigten, und er jemand nach Parma schickte, um zu sehen, ob nicht eine von den beiden ihm angebotenen Prinzessinnen ein leidliches Aussehen habe. Als dies nicht der Fall war, ward endlich die englische Flotte abgeschickt, um Tanger in Besitz zu nehmen und die königliche Braut aus Lissabon abzuholen.

Die Flotte kam für Beides zur rechten Zeit. Die Spanier gaben nämlich ihren Einfall in Portugal erst dann auf, als die Flotte im Tajo erschienen war, und die Mauren würden die Stadt Tanger, deren Besatzung sie bereits zusammengehauen hatten, besetzt haben, wenn nicht der Graf von Sandwich mit der englischen Flotte eingetroffen wäre. Die Hoffnung Karl's auf das viele baare Geld war indessen durch den spanischen Einfall in Portugal vereitelt worden; er mußte sich gefallen lassen, daß vorerst nur die Hälfte, der Rest aber in Terminen bezahlt wurde.

Mit Ludwig XIV. war Karl schon zu der Zeit, als noch Fouquet in Frankreich die Finanzen mehr zu seinem als zu seines Königs Vortheil leitete, Willens in eine Privat-Correspondenz zu treten, um Staatssachen hinter dem Rücken seiner Minister zu verhandeln, weil Ludwig ihm nicht blos ein Jahrgeld gab, sondern auch fünfzigtausend Pfund zur Bestechung der englischen Wähler und der Mitglieder des zweiten Parlaments zahlte. Die Verschwendungen des Königs nahmen aber mit jedem Jahre zu, besonders seitdem der alte, getreue Verwalter seines Privat-Schatzes, der Secretär Nicholas, von seiner Stelle entfernt worden war. Man kam daher 1662 auf den Einfall, die Städte Dünkirchen und Mardyk, welche Cromwell zur Zeit der inneren Unruhen von Mazarin erpreßt hatte, an Ludwig XIV. zu verkaufen.

Der Verkauf der englischen Besitzungen in Frankreich erregte, mit Recht oder mit Unrecht, den heftigsten Unwillen im Volke. Dieser traf jedoch noch immer weniger den König, welchem auch andere gehässige Dinge nicht übel genommen wurden, als vielmehr den Kanzler Clarendon (Hyde), der damals noch alle politischen Geschäfte leitete. Dieser hat daher auch die Geschichte des gehässigen Verkaufes von Staatseigenthum zu Gunsten der königlichen Verschwendung für lüderliche Leute beiderlei Geschlechtes in seinen Denkwürdigkeiten von der vortheilhaftesten Seite her dargestellt. Er spricht sich über den Gang der Sache auf folgende Weise aus: „Außer den Lasten der Krone waren große Summen für den Sold der Landtruppen erforderlich, sowie für die starken Flotten, welche ausgerüstet werden mußten, um die Seeräuber von Tunis und Algier zu bezwingen, die Straße von Gibraltar zu bewachen und die Kauffahrer zu schützen. Dazu kamen aber noch die Sum-

men, welche die Besatzungen von Dünkirchen, Tanger, Bombay und Jamaika jährlich erforderten, und die ungeheueren Kosten eines zu erbauenden Hafendammes. Alles dies waren Ausgaben, welche bis auf die letzten Zeiten ganz unbekannt waren. Der Lord-Schatzmeister hatte dem Könige schon sehr oft vorgestellt, daß es unmöglich sei, diese Lasten länger zu tragen; und der König hatte sich nach anderen Mitteln umgesehen. Als man jedoch gar keine fand, hielt endlich der Lord-Schatzmeister mit dem Lord-General und anderen Geheimenräthen eine Berathung, um zu überlegen, ob denn wirklich der Besitz von Dünkirchen die hundertundzwanzigtausend Pfund werth sei, die er jährlich koste." Nach diesen einleitenden Worten berichtet Clarendon: der Kanzler der Schatzkammer habe hierauf auch mit ihm von der Sache geredet, ihn aber so abgeneigt gefunden, daß er sich an den König gewandt habe; und dieser habe, während er selbst (Clarendon) am Podagra krank gelegen, ein geheimes Conseil berufen, bestehend aus ihm (dem Könige), dem Herzoge von York, dem Lord-Schatzmeister, dem Lord-General, dem Grafen von Sandwich, dem Vice-Kammerherrn Sir George Carteret, welcher als General zur See gedient habe, und zwei Staats-Secretären. Nachdem dann Clarendon der Länge nach die Gründe für den nothwendig gewordenen Verkauf von Dünkirchen angeführt hat, berichtet er weiter, der König habe auf diesen Verkauf angetragen und dabei erklärt, daß es ihm einerlei sei, ob die Stadt an Frankreich oder an Spanien falle, es komme ihm vielmehr nur darauf an, wer am meisten dafür geben wolle. Erst dann, sagt Clarendon, sei die Sache vor den geheimen Rath gebracht worden, dessen Mitglieder alle zugestimmt hätten. Endlich habe der König erklärt, daß er der französischen Regierung den Vorzug gebe. Er habe also dem König Ludwig XIV. die Sache mitgetheilt, und dieser habe den Grafen d'Estrades, welcher zum Gesandten in Holland ernannt worden war, incognito über London reisen lassen. Hier seien dann fünf oder sechs Pairs, unter ihnen der Kanzler Clarendon, der Schatzmeister und der Lord-General, vom Könige ernannt worden, um mit Estrades zu unterhandeln. Die englischen Commissaire hätten für die Abtretung von Mardyk und Dünkirchen anfangs eine so große Summe gefordert, daß Estrades gar kein Gebot habe thun wollen. Hierauf habe dann vom Juni 1662 an

ein schmähliches Bieten und Herunterbieten Statt gefunden, bis man endlich von den geforderten zwölf Millionen Livres auf fünf Millionen heruntergegangen sei, für welche Summe auch das ganze englische Kriegs-Material in den Städten mit übergehen sollte. Weil Karl durchaus baares Geld gebraucht, und Ludwig die ganze Summe nicht vorräthig gehabt habe, seien zwei Millionen in Wechseln angenommen worden. Im Oktober 1662 sei endlich der Kauf förmlich abgeschlossen worden.

Wir haben diese Angelegenheit ausführlich behandelt, weil der Verkauf der genannten beiden Städte in Verbindung mit dem Umstande, daß der Herzog von York im Jahre 1669 öffentlich katholisch ward und dadurch auch seinen Bruder, den König, in den Verdacht des Papismus brachte, die Nation gegen Karl erbitterte und zugleich Clarendon's Sturz herbeiführte. Was das Letztere betrifft, so wäre Clarendon allein im Stande gewesen, es mit Ludwig's XIV. Ministerium, welches in der französischen Geschichte seines Gleichen nicht hat, einigermaßen aufzunehmen. Übrigens hat sich Clarendon in seinen Denkwürdigkeiten große Mühe gegeben, den Antheil an dem Verkaufe von Dünkirchen von sich abzuwälzen; wer aber seine sehr lange Darstellung der Sache liest, kann ihn, auch ohne Lingard oder die von diesem benutzten Quellen zu Rathe zu ziehen, aus sich selbst widerlegen.

Von dem Augenblicke des Verkaufes der Stadt Dünkirchen an dreht sich die ganze europäische Geschichte um die vier Kriege, welche Ludwig XIV. muthwillig begann. Von diesen vier Kriegen gehören nur die drei, welche für Ludwig glücklich waren, hierher; denn der vierte, welcher einen unglücklichen Ausgang hatte, fällt in das achtzehnte Jahrhundert. Diese vier Kriege waren: der sogenannte Devolutions-Krieg, der holländische Krieg, der deutsche Krieg und der spanische Erbfolgekrieg.

4. Ludwig XIV. und seine Minister.

Es war um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts dahin gekommen, daß stehende Heere, ihre Stärke und Beschaffenheit über das Schicksal der Völker entschieden. Es waren also auch vom Volke ganz unabhängige, der Regierung unbedingt anvertraute Einnahmen nöthig, um die Heere und ihre Anführer unterhalten

und das immer kostbarer werdende Kriegs-Material bezahlen zu können. Diese neue Art von Finanz-Einrichtung ward in Frankreich durch Ludwig's XIV. Minister Colbert geschaffen, welcher nicht, wie seine Vorgänger, durch gedungene und gewissenlose Blutsauger immer neue Auflagen erfinden und mit Härte erheben ließ, sondern vielmehr durch Beförderung des Handels, der Gewerbe und des Landbaues das Volk in den Stand setzte, mehr als vorher zu zahlen. Auch alle Collegen Colbert's waren ausgezeichnete Männer; und die Gelehrten, sowohl die protestantischen, als auch diejenigen, welche aus den Collegien der Jesuiten hervorgegangen waren, beeiferten sich um die Wette, ihre Studien für das Leben und den Staat nützlich zu machen.

König Ludwig XIV. selbst hatte freilich nur wenig Kenntnisse, und sein Privat-Leben entsprach der strengen Religiosität, in welcher er erzogen worden war, keineswegs; er war aber zum Herrscher eines Glanz, Pomp und Declamation liebenden Volkes geboren. Er war jung, schön und muthig, und übte durch Blick, Stimme und äußere Haltung die Kunst eines Autokraten ganz meisterhaft aus. Er blendete zugleich den Hof und das Volk durch die Pracht seiner Bauwerke und Festlichkeiten, sowie durch den Glanz der von ihm unterstützten Literatur und Kunst. Er verstand es, den hohen Adel an den Hof zu ziehen, wo dieser sich in Schulden stürzte, und wo nicht das hohe Alter eines Adelsgeschlechtes, sondern blos die Gunst des Königs Rang und Ansehen verlieh. Wenn auch Ludwig dabei eine Maitresse nach der anderen königlich ehrte, so sank er doch nie zur Gemeinheit herunter. Wir werden daher auch weder hier noch im Folgenden über die Hofgeschichten dieser klassischen Zeit des französischen Lebens, welche jetzt wieder über Alles gepriesen wird, und über die wir eine ganze Bibliothek von Denkwürdigkeiten haben, ausführlich sein, zumal da uns das Talent mangelt, dergleichen Dinge würdig darzustellen. Nur des Ministers, welcher dem Könige und seinem Hofe die Mittel zu ihrer überall gepriesenen Verschwendung herbeischaffte, wollen wir näher gedenken.

Colbert war nicht von hoher Herkunft, obgleich er, wie so viele Andere, einen Heraldiker fand, der ihm einen Stammbaum machte, nach welchem er von einer uralten adeligen Familie abstammte. Er hatte sich durch kaufmännische Betriebsamkeit empor

gebracht, und war zuerst von dem Staats-Secretär Le Tellier in Geschäften gebraucht worden. Dieser hatte ihn an Mazarin empfohlen, der ihn dann zum Verwalter seines ungeheueren Vermögens machte. Als solcher zeigte er so ausgezeichnete finanzielle Talente, daß Mazarin ihn dem Könige empfahl. Von diesem ward er zuerst zum Intendanten und dann zum General-Intendanten der Finanzen, sowie später zum Minister ernannt. Daß Colbert nicht blos mit Strenge, sondern sogar mit Härte Alles beitrieb, was seit Heinrich's IV. Zeit dem Schatze entzogen oder vorenthalten worden war, kann ebenso wenig geleugnet werden, als die Leute, denen er ihren in unruhigen Zeiten erworbenen Reichthum entriß, zu beklagen sind. Colbert häufte durch die Bestrafung der Wucherer, welche den Staat betrogen hatten, und durch die Beitreibung der Rückstände große Summen im Schatze auf. Er zog außerdem die Kammergüter wieder an den Staat, verbesserte nicht nur die Vertheilung und Erhebung der Steuern, sondern verminderte auch die Kosten ihrer Erhebung. Seine dem Lande eben so vortheilhaften, als dem Könige einträglichen Verfügungen bewirkten, daß nach kurzer Zeit der französische König mehr Aufwand machen, mehr Pensionen und Geschenke austheilen konnte, als irgend ein anderer Monarch in Europa. Dadurch wurde die ganze vornehme künstlerische und gelehrte Welt an Ludwig's Hof gefesselt, und diese verkündete dann, wie sie zu thun pflegt, des reichen und freigebigen Königs Lob in allen Ecken und Enden. Besonders in Deutschland wurde Ludwig vergöttert, und bald herrschten an allen den kleinen deutschen Höfen französische Moden, Sitten, Sprache. In Frankreich selbst wurde der Adel dazu gebracht, daß er seine Schlösser und Güter verließ, um am Hofe zu leben, wo er nicht nur genöthigt war, sich der strengen Etikette zu fügen, sondern auch verweichlichte und in Schulden gerieth, und einerseits zwar Feinheit und Bildung erhielt, andererseits aber auch, weil er der Gunst des Königs bedurfte, servil werden mußte.

Colbert hat das Verdienst, daß er einen höheren Bürgerstand schuf, von dessen Nachkommen viele Häupter der ersten Handlungs- und Bankier-Häuser Deutschland's herstammen. Er unterstützte Handlung und Industrie, ließ die Heerstraßen in guten Stand setzen und legte neue an. Auf sein Betreiben ward durch den In-

genieur Riquet der Kanal von Languedoc zur Verbindung des atlantischen und mittelländischen Meeres gegraben, und der Plan des Kanals von Burgund entworfen. Auf seinen Rath wurden Freihäfen zu Marseille und Dünkirchen errichtet und der Adel durch die Zusicherung, daß dies seinem Range nicht schaden solle, zur Betreibung des Großhandels aufgemuntert. Als Colbert 1669 auch See-Minister geworden war, schuf er eine neue Marine, weil Mazarin die alte in den Häfen hatte verfaulen lassen. Anfangs kaufte er neue Schiffe im Auslande, dann aber ließ er sie in den Häfen bauen; und es ist bekannt, daß die Franzosen bis auf den heutigen Tag noch geschicktere Schiffsbaumeister sind, als die Engländer. Außerdem wurde durch Colbert nicht nur der Hafen von Rochefort neu geschaffen, sondern auch vier große See-Arsenale zu Brest, Toulon, Dünkirchen und Havre errichtet; und als Ludwig 1672 an den Krieg mit Holland dachte, besaß er zum großen Schrecken der Holländer schon vierzig Linienschiffe. Auf Colbert's Rath ließ ferner Ludwig die bestehenden Civil- und Kriminal-Verordnungen verbessern und ordnen. Auf seinen Rath endlich errichtete der König die gelehrten Gesellschaften, durch welche die Literatur der Franzosen ebenso zu einer Hof- und Staatsangelegenheit gemacht wurde, wie ihre Poesie und Sprache es schon seit der Zeit waren, als Richelieu vierzig Leute unter dem Namen französische Akademie zu Richtern des Geschmackes eingesetzt hatte (s. Th. XIV, S. 456 f. u. 511 f.). Durch die Gründung jener gelehrten Gesellschaften wurden nicht blos eitele Franzosen zu Anstrengungen angespornt, die sie sonst nicht gemacht haben würden, sondern es bewarben sich fortan auch alle großen Gelehrten von Europa ängstlich darum, den königlich bestätigten Gelehrten Frankreich's beigezählt zu werden und gleich ihren französischen Collegen den Ruhm Ludwig's schmeichelnd zu verkündigen. Von 1663 bis 1671 wurden nach einander die Akademieen der Inschriften und schönen Wissenschaften, des realen Wissens und Forschens (des sciences) und der Baukunst gegründet, und die der Malerei neu eingerichtet. Zu allem diesem und zum Anschaffen von Büchern und Merkwürdigkeiten aller Art ertheilte Colbert Rath und schaffte das Geld herbei; der König allein aber hatte den Ruhm davon, und man nannte nach ihm seine Zeit das Jahrhundert Ludwig's XIV.,

obgleich er selbst keineswegs, wie Franz der Erste (s. Th. XI, S. 468 f.), guten Geschmack und gründliche Kenntnisse hatte.

Der gewissenhaften Verwaltung Colbert's, der Strenge, welche er gegen die Unterbeamten übte, und den ungeheueren Summen, die er durch seine Untersuchung der seit sechszig Jahren verübten Veruntreuungen wieder in den Schatz brachte, verdankte der französische Hof seinen Glanz, Paris seine Umgestaltung und die Stadt Versailles mit ihrem Schlosse und Garten ihre Entstehung. Colbert war, so viel wir wissen, der einzige französische Finanz-Minister, welcher bis zu seinem Tode in seinem Amte blieb. Sein Tod (1683) war für König Ludwig, dessen Aufwand immer größer ward, ein schwerer Verlust. Übrigens ist die Beurtheilung dessen, was Colbert für die Industrie und für das Handels- und Colonial-Wesen gethan hat, diesem Werke fremd.

Was Colbert für Handel, Gewerbe, Industrie, Seewesen und Rechtswissenschaft leistete, that Le Tellier für das Kriegswesen und für andere Zweige der Verwaltung. Im Jahre 1661 erhielt jedoch dieser Minister seinen Sohn, den Marquis von Louvois, zum Nachfolger, welcher dann seinem Collegen Colbert bis zu dessen Tode das Leben sehr sauer machte. Louvois brachte, von seinem Vater unterstützt, nicht nur die strengste Ordnung in das Kriegswesen, sowie die größte Disciplin in das aus Miethlingen bestehende Heer, dessen Soldaten gut bewaffnet und bezahlt waren, sondern er sorgte auch dafür, daß Alles, was zum Kriege und zur schnellen Mobil-Machung des Heeres erforderlich war, stets bereit gehalten wurde, besonders seitdem Ludwig seine Eroberungskriege begonnen hatte. Dabei besaß Louvois aber einen anmaßenden Stolz, verfuhr auf ganz despotische Weise, sah seine Beisitzer im Ministerium nur als seine Commis an, und behandelte die Nachbarländer mit einer Härte und Unbarmherzigkeit, welche in der Pfalz und auf dem linken Rhein-Ufer noch immer wie die eines Attila verwünscht ist. Seit dem Jahre 1672 erhielt er zu Colbert's großem Verdrusse in allen inneren und äußeren Angelegenheiten einen überwiegenden Einfluß, weil er nicht, wie Colbert, neben seinem Herrn auch den Bürger und Bauer berücksichtigte, sondern alles dem Stolze und der Eitelkeit des Königs und seines Hofes opferte.

Auf gleiche Weise verfuhr Lyonne, welcher die diplomatischen Geschäfte leitete, gegen die auswärtigen Regierungen. Er drohte allen schwachen Fürsten, die sich nicht vor seinem Könige und dessen Gesandten demüthigten, sogleich mit dem Schwerte, und erniedrigte sie in den Augen ihrer Völker. Dies widerfuhr, wie die französischen Schriftsteller prahlend erzählen, dem Könige von Spanien, als dessen Gesandter in England sich herausgenommen hatte, dem französischen vorzufahren; er mußte um Verzeihung bitten und dem Könige von Frankreich den Vorrang förmlich einräumen. Dasselbe widerfuhr sogar dem Pabst Alexander VII., so bigott und fanatisch-papistisch Ludwig XIV. auch sonst war. Als sich nämlich 1662 die Korsen, welche die päbstliche Leibwache bildeten, an dem französischen Gesandten vergangen hatten, mußte Alexander durch einen eigens zu diesem Zwecke nach Paris gesandten Nuntius um Verzeihung bitten, die korsische Garde abdanken und ihr in Rom eine Schandsäule setzen lassen. König Ludwig selbst, der übrigens nicht gleich seinem Kriegs-Minister grausam war, ward im Laufe der Zeit immer despotischer und stolzer. Er wurde dabei stets vom Glücke begünstigt; und erst im letzten Jahrzehnt seines Lebens bereiteten ihm seine Unternehmungen gegen das ganz ohnmächtige Spanien eine Demüthigung, wie ähnliche Anmaßungen gegen dasselbe Reich in neuester Zeit eine der Hauptveranlassungen von Bonaparte's Sturze geworden sind.

Das Herzogthum Lothringen, welches von Kaiser und Reich im Stiche gelassen wurde, brachte Lyonne durch Kauf an Frankreich, nachdem Herzog Karl III. durch den pyrenäischen Frieden seine Freiheit wieder erlangt hatte (s. S. 374). Franz, der Bruder des wilden Herzogs, war im rechtmäßigen Besitze des Landes; nichts desto weniger verkaufte Karl, ohne Rücksicht auf seinen Bruder und dessen Sohn Karl IV., durch einen am 6. Februar 1662 unterzeichneten Vertrag die Herzogthümer Lothringen und Bar, in deren Besitze er selbst noch bis an seinen Tod bleiben sollte, für siebenmalhunderttausend Livres an Ludwig, wogegen er in Frankreich ein Herzogthum und die Pairs-Würde, sowie außerdem noch jährlich hunderttausend Livres erhalten sollte. Dieser Vertrag konnte jedoch nicht ausgeführt werden, weil die französischen Herzöge und Pairs gegen einen Artikel desselben protestirten, welcher den lothringischen

Prinzen den nächsten Rang nach den Bourbons und das Recht der Nachfolge auf dem französischen Throne zusicherte. Das Parlament mußte zwar auf königlichen Befehl den Vertrag registriren; es fügte aber die unausführbare Bedingung hinzu, daß alle lothringischen Prinzen demselben ihre Zustimmung gewähren müßten. Dessen ungeachtet bestand König Ludwig auf der Abtretung der Festung Marsal, deren Besitz ihm zu jeder Zeit das Eindringen in Lothringen möglich machte; und als der Herzog die Herausgabe derselben verweigerte, ließ Ludwig die Stadt sogar belagern. Da niemand dem Herzoge half, so mußte er sich im August 1663 zu Metz, wohin Ludwig mit seinem Minister gekommen war, zu einem neuen Vertrage verstehen. Durch diesen ward dem französischen Könige gestattet, die Festungswerke von Marsal zu schleifen, dem Herzog Karl aber das alles Schutzes beraubte, dem steten Durchmarsch französischer Truppen preisgegebene Land auf dieselbe Weise überlassen, wie es ihm im Vertrage von 1661 zuerkannt worden war.

5. Ludwig XIV., Karl II. von England und de Witt bis zum Frieden von Breda.

Nachdem Ludwig's XIV. Minister nicht nur das Herzogthum Lothringen an Frankreich geknüpft, sondern auch einen Anhang in Deutschland erkauft und einen großen Theil der Städte und Herrschaften im Elsaß, denen ihre Unabhängigkeit und ihr Zusammenhang mit Deutschland im westphälischen Frieden vorbehalten worden war, dem französischen Reiche einverleibt hatten, richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Grafschaft Burgund (Franche Comté) und auf andere spanische Provinzen, auf die Rhein-Lande und auf die spanischen, sowie bald auch auf die freien Niederlande. Sie wurden hierbei durch die Umstände sehr begünstigt; denn der Weg in die Grafschaft Burgund und an den Rhein war ihnen durch die Entwaffnung von Lothringen gesichert worden, Karl II. von England stand in Ludwig's Solde, und der Pensionarius de Witt, welcher die Angelegenheiten der Niederländer leitete, war den französischen Ministern bei weitem nicht politisch gewachsen.

Es kann hier ebenso wenig der Ausbreitung des Handels und der Colonieen der sieben Provinzen, als ihres Verhältnisses zur englischen Republik und zu Cromwell nochmals gedacht werden, da

wir nur den Zusammenhang der einzelnen Geschichten unter einander, nicht diese selbst behandeln wollen. Doch darf nicht übergangen werden, daß seit Wilhelm's II. von Oranien Tode nicht blos das Volk und die plutokratische Regierung der Generalstaaten, sondern auch die sieben Provinzen unter einander heftig entzweit waren. Gegen Wilhelm's II. Sohn, Wilhelm III., bot die Provinz Holland, welche den größten Einfluß auf die Regierung und den größten Reichthum besaß, Alles auf, um ihn von den Stellen, die sein Vater bekleidet hatte, auszuschließen. Die Staaten von Holland, in welchen die Deputirten der Städte das Übergewicht hatten, und ein engherziger Krämergeist sowie Liebe zu Monopolen unter dem Namen von Patriotismus und Freiheitssinn herrschten, hatten an ihrem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Johann de Witt, einen ächt republikanischen, durchaus stoischen Leiter, der jedoch viel zu einseitig gepriesen zu werden pflegt. Dieser Mann hatte in den damals blühenden gelehrten Schulen Holland's eine klassische Bildung erhalten, und war namentlich ein Mathematiker erster Größe geworden. Er regierte, weil er als Pensionarius von Holland auch in den Generalstaaten den Vortrag hatte, nicht blos seine Provinz, sondern alle sieben Provinzen, sowie durch deren Geldmacht einen großen Theil von Europa. Seine Macht und sein Amt waren also königlich. Dagegen waren und blieben sein Leben, sein Aufzug und seine Hauseinrichtung die eines gewöhnlichen Bürgers. Er verstand es, die Richtung und den Sinn seiner Landsleute so zu benutzen, daß Holland durch Seemacht, Handel, Schifffahrt und Reichthum damals ebenso sehr glänzte, wie jetzt England. Unglücklicher Weise gehörte er aber der von Wilhelm II. beleidigten rachsüchtigen Löwensteinischen Partei (s. S. 276) an, und theilte deren Vorurtheile, sowie ihren Grundsatz, daß man kein Glied des Hauses Oranien zu einem bedeutenden Einflusse kommen lassen dürfe. De Witt fügte sich daher auch gern der Forderung Cromwell's, als dieser sich herausnahm, der Republik in ihren inneren Angelegenheiten Vorschriften zu machen. Er brachte die Provinzen Holland und Utrecht dahin, daß auf Cromwell's Begehren in den mit diesem zu Stande gebrachten Vertrag ein Artikel aufgenommen wurde, welcher das Haus Oranien von der Statthalterschaft ausschloß, dessen Annahme aber von den anderen fünf Provinzen standhaft

verweigert wurde (s. S. 240). Ebenso hielt de Witt die Generalstaaten lange Zeit davon ab, daß sie auf Bitten der Mutter und Großmutter Wilhelm's III. die Vormundschaft des Prinzen als Staatssache betrachteten. Diese wurde also von Karl II., dem Bruder von Wilhelm's III. Mutter, besorgt, bis sich die Zeit und mit ihr de Witt's Politik änderte.

De Witt trug kein Bedenken, alle jene Schritte zu thun, welche die Politik billigt, wenn sie auch das Volk, das nur seinem natürlichen Gefühle folgt, heuchlerisch, servil und niederträchtig schilt. Dahin rechnen wir seine über alle Beschreibung prächtige Bewirthung Karl's II., als derselbe von Breda nach dem Haag kam (s. S. 404) namentlich aber die schmeichelnde, wiewohl ganz geschmacklose Rede, welche de Witt bei dieser Gelegenheit an den englischen König hielt. Dahin rechnen wir ferner, daß de Witt den Staaten zu einem Schritte rieth, zu welchem sie vorher durch die dringenden Bitten der Freunde und Verwandten Wilhelm's III. nicht zu bewegen gewesen waren. Auf seinen Antrieb beschlossen sie nämlich im September 1660, die Sorge für die Erziehung des damals elf Jahre alten Prinzen Wilhelm III. zu übernehmen, und zwar um denselben, wie man ausdrücklich hinzufügte, zur Verwaltung der hohen Ämter seiner Vorfahren fähig zu machen. Vier Tage nachher wurde auch das Decret über die Ausschließung des Hauses Oranien zurückgenommen. Dies Alles verrieth Mangel an Festigkeit. Es hatte seinen Grund in der Furcht vor Karl's II. anti-protestantischen und anti-republikanischen Gesinnungen, war aber offenbar zu wenig, um die oranisch Gesinnten zu befriedigen, und zu viel, um nicht die Republikaner besorgt zu machen. Noch ärger und schimpflicher für de Witt war es, daß er, um den König von England zu gewinnen, einem alten Grundsatze seiner Landsleute entgegenhandelte, nach welchem jeder, der nicht ein Kriminal-Verbrechen begangen hatte, in den Niederlanden Schutz und Zuflucht fand. De Witt opferte nämlich den Leuten zu Gefallen, welche in England königlicher gesinnt sein wollten, als der König selbst, drei englische Flüchtlinge auf, welche zu Karl's I. Richtern gehört hatten und deshalb als sogenannte Königsmörder verfolgt wurden. Diese Männer waren Berkstead, Okey und Corbet. Sie hatten in Amsterdam Schutz gefunden, waren aber nachher, als der englische Gesandte

Downing ihre Auslieferung verlangte, auf einen Wink des dortigen Magistrats nach Hanau geflohen. Später waren sie nach Rotterdam zurückgekommen, um ihre Familien abzuholen, und nun forderte Downing, welcher damals mit demselben Eifer der Autokratie und dem König Karl diente, wie vorher der Republik und ihrem Protector, mit drohenden Worten nochmals ihre Auslieferung. Die Deputirten der Staatenversammlung wollten sich durchaus nicht dazu verstehen; de Witt stellte aber als ächter Doctrinär ihnen vor, daß es für Holland's Handel und Wohlstand sehr vortheilhaft sei, wenn man dem Gesuche Downing's willfahre. Die drei Flüchtlinge wurden nach England gebracht, wo man sie dann vor Gericht stellte und hinrichtete. De Witt erkannte bald, daß er sich umsonst beschimpft habe, und daß Karl II. nicht zu gewinnen sei. Er suchte daher eine Stütze an Frankreich, und ließ sich bei dieser Gelegenheit von Ludwig's XIV. Gesandten betrügen.

Französischer Gesandter in Holland war seit 1662 der Graf von Estrades, welcher mit Karl II. den bekannten Handel über Dünkirchen abgeschlossen hatte (s. S. 411). Dieser wußte den Pensionarius ganz für sich zu gewinnen und es dann vermittelst desselben dahin zu bringen, daß die Holländer sich den Absichten Ludwig's auf die spanischen Niederlande nicht länger widersetzten. Die französischen Minister zogen damals aus dem Irrthume des Pensionarius de Witt, welcher gegen die Absichten Karl's II., des nächsten Anverwandten Wilhelm's III., bei Frankreich Schutz zu finden hoffte, noch einen anderen Vortheil. Sie benutzten nämlich ihr Verhältniß zu Holland, um das souveräne Fürstenthum Orange im südlichen Frankreich, welches der Graf von Dhona für Wilhelm III. verwaltete, unter einem eiteln Vorwande zu besetzen und dem französischen Reiche einzuverleiben. Die Staaten von Holland ließen dies um so mehr geschehen, da gerade um dieselbe Zeit die Provinz Seeland den Vorschlag that, dem jungen Prinzen Wilhelm die Statthalterschaft seiner Vorfahren wieder zu geben.

Die Holländer, welche die Herrschaft beider Indien zu erlangen uchten, waren damals in allen Meeren siegreich. Sie vernichteten auf den größeren Molucken ganze Reiche der streitbaren Malayen, und führten zugleich im mittelländischen Meere einen glücklichen Kampf mit den Raubstaaten. Im Jahre 1664 gaben sie sich ebenso, wie in unseren Tagen die englische Aristokratie, das Ansehen, als

wenn sie für die Menschheit etwas thun wollten, obgleich sie gerade damals aus jener Krämer-Rücksicht, welche sogar einen de Witt ausschließend leitete, im fernen Osten die entsetzlichsten Grausamkeiten verübten. Sie schlugen nämlich im Januar 1664 den Engländern, Franzosen und Spaniern einen Bund vor, dessen Zweck die Vernichtung der Seeräuberei auf allen Meeren sein sollte. Die genannten Nationen gingen jedoch auf diesen Vorschlag nicht ein, weil der Vortheil desselben ganz auf Seiten der holländischen Kaufleute gewesen wäre, welche damals den Handel fast allein in Händen hatten. Dagegen führte 1664 die Eifersucht der Engländer über die Vortheile, welche Holland während der letzten vier Jahre zur See errungen hatte, den Ausbruch eines Krieges zwischen beiden Nationen herbei.

De Witt glaubte es damals mit England aufnehmen zu können, weil d'Estrades ihn nicht allein durch Unterhandlungen und Vorspiegelungen über die eigentlichen Absichten Ludwig's getäuscht, sondern auch im April 1662 einen förmlichen Bundesvertrag mit Holland abgeschlossen hatte. Dieser im folgenden Jahre bestätigte Vertrag war jedoch ausdrücklich darauf berechnet, die Holländer sicher zu machen. Er enthielt nämlich außer einer Bürgschaft Frankreich's für alle holländischen Besitzungen in Europa und sogar für das von ihnen usurpirte Besatzungsrecht in den deutschen Städten am Rhein die gegenseitige Verpflichtung, daß, wenn einer von beiden Staaten angegriffen werde, der andere dem Angreifenden den Krieg erklären und diesen binnen vier Monaten beginnen müsse. Schon im Jahre 1664 ward es klar, daß Ludwig sich ebenso wenig durch diesen Vertrag gebunden fühle, wie Karl II. durch den einen im September 1662 mit Holland geschlossenen Vertrag, weil beide Fürsten insgeheim enger mit einander verbunden waren, als sie öffentlich kund gaben.

Die Feindseligkeiten begannen 1664, noch ehe eine Kriegserklärung erfolgt war. Beide Häuser des englischen Parlaments zeigten sich aus Neid und Haß gegen Holland sehr bereit, ihrem Könige die Mittel zum Kriege gegen Holland zu gewähren. Sie beschwerten sich in einer an den König gerichteten Adresse über Beleidigungen englischer Seefahrer und über die Beeinträchtigung des englischen Handels durch die Holländer, und boten dem Könige an-

sehnliche Summen an, wenn er den Krieg beginnen wolle. Die Erbitterung der Engländer über die Chikanen und den Übermuth der Holländer war so groß, daß das Parlament dem Könige für diesen Krieg die in jener Zeit ganz unerhörte Summe von drei Millionen und fünfmalhunderttausend Pfund, welche in zwölf Terminen bezahlt werden sollten, zugestand. König Karl ging mit Freuden auf das Begehren des Parlaments ein; denn der Krieg gewährte nicht nur seinem Bruder, dem Herzoge von York, den er zum Groß-Admiral ernannt hatte, die Gelegenheit, sich auszuzeichnen, sondern er selbst konnte auch einen großen Theil der für denselben bewilligten Gelder auf gewohnte Weise zu Lustbarkeiten verwenden oder an seine Geliebten und Günstlinge vergeuden.

Der Krieg begann, obgleich die Engländer ihn erst im März 1665 förmlich erklärten, schon im vorhergehenden Jahre damit, daß der Herzog von York hundertunddreißig holländische Schiffe wegnehmen ließ. Die Holländer, welche ganz ohne Bundesgenossen waren, hatten zwar eine Flotte unter de Ruyter in See; sie rüsteten aber, was einen Begriff von der Blüthe ihrer Republik geben kann, mit einem Aufwande von vierzehn Millionen Gulden noch eine zweite aus. Der Führer derselben, Wassenaar, Herr von Opdam, erhielt den ausdrücklichen Befehl, der englischen Flotte eine Schlacht zu liefern. Er gehorchte diesem Befehle sehr ungern, weil die englische Flotte, welche nicht nur vom Groß-Admiral, sondern auch von dem bekannten Prinzen Ruprecht (s. S. 224 u. 251), von dem Grafen von Sandwich (Montague), von Lawson, Mengs und Ayscue, lauter erprobten Admiralen, commandirt wurde, der holländischen weit überlegen war. Am 14. Juni 1665 trafen die beiden Flotten in der Nähe der englischen Küste zwischen Yarmouth und Harwich auf einander, und die Holländer wurden nach einem sehr heftigen Kampfe, in welchem auch ihr Admiral das Leben verlor, völlig geschlagen. Es wurden ihnen neunzehn Schiffe genommen, und ihre Flotte wäre sogar ganz zu Grunde gerichtet worden, wenn die Engländer, denen auch der Wind günstig war, sie hitzig verfolgt hätten*).

*) Warum dies nicht geschah, darüber sind die Meinungen verschieden. Was Hume sagt, ist gewiß falsch.

Trotz dieser Niederlage brachte de Witt es dahin, daß schon einen Monat darauf eine neue Flotte von gleicher Stärke mit der vorigen in See ging. Der Oberbefehl über dieselbe wurde dem statthalterisch gesinnten Helden van Tromp anvertraut, dem man jedoch aus Mistrauen drei Mitglieder der Generalstaaten zur Seite setzte. Die Ernennung dieses Mannes zum Oberbefehlshaber war für den Pensionarius ein harter Schlag; zu seiner großen Freude kehrte aber gerade damals der Republikaner de Ruyter mit seiner Flotte aus Westindien zurück. De Ruyter war am 6. August kaum in die Mündung der Ems eingelaufen, als er zum Oberbefehlshaber ernannt und Tromp ihm untergeordnet wurde. Der Letztere, welcher allein von allen Führern in dem letzten Seetreffen glänzenden Ruhm erworben hatte, vergaß es der republikanischen Partei nie, daß sie zuerst aus Mistrauen ihm drei Bevollmächtigte der Generalstaaten beigesellt und nachher de Ruyter als Admiral-Generallieutenant über ihn gestellt hatte. Die Mannschaft der Flotte war, wie die geringeren Klassen des Volkes überhaupt, mit der herrschenden Aristokratie unzufrieden; sie forderte die Einsetzung des jungen Prinzen zum Statthalter, und eine Meuterei ward nur mit Mühe gestillt. De Witt glaubte daher die Herrschaft seiner Partei nur durch einen entscheidenden Sieg zur See retten zu können, und ließ sich zu einem der drei Deputirten der Generalstaaten wählen, welche den Admirälen beigeordnet waren. Er that dies gegen den Rath aller seiner Freunde und ohne zu bedenken, daß dadurch die ganze Verantwortung des Ausganges auf ihn falle. Er bewies damals den Muth eines Seemannes und die Talente eines guten Admirals; die Holländer hatten aber ohne seine Schuld in diesem Jahre kein Glück. Ihre Flotte konnte nichts ausrichten, und kehrte zuletzt mit Verlust einiger Schiffe nach Holland zurück.

Während de Witt's Abwesenheit hatte sich die Stimmung so sehr geändert, daß sogar in den Generalstaaten durch fünf Provinzen der Antrag gestellt worden war, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen und zu diesem Zwecke eine Deputation mit dem Prinzen Wilhelm an der Spitze nach England zu schicken. Die Lage der Dinge war für de Witt sehr bedenklich; denn gerade damals war Bernhard von Galen, Bischof von Münster, in Ober-Yssel eingefallen (s. S. 384), und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit,

daß de Witt, nur auf das Seewesen bedacht, das Landheer ganz vernachlässigt hatte. Man konnte dem unbedeutenden Münster'schen Heere, welches vom Bischof Bernhard selbst und von seinem General, dem Landgrafen von Hessen-Homburg, gleich schlecht angeführt wurde, kein holländisches entgegen stellen. Die Münster'schen Truppen drangen daher verheerend in die Provinzen Ober-Yssel und Gröningen ein. Nur mit großer Anstrengung wurde die Stadt und Festung Gröningen gerettet.

Ludwig XIV. wollte durch Unterstützung der mit Spanien befreundeten Holländer den König Karl II. nicht gern beleidigen, welcher insgeheim versprochen hatte, Ludwig's Absichten gegen Spanien zu unterstützen. Er wußte sich daher unter mancherlei Vorwänden der Erfüllung seiner vertragsmäßigen Pflichten gegen Holland zu entziehen. Als er aber sah, daß die oranische Partei sich in Holland erhebe, glaubte er wenigstens den Schein annehmen zu müssen, als wenn er den Republikanern beistehen wolle. Dies geschah auf eine Weise, welche den Engländern gleichgültig sein konnte. Ludwig schickte den Holländern gegen den Bischof von Münster sechstausend Mann Franzosen zu Hülfe, die sich so betrugen, daß die Holländer froh waren, als sie ihrer wieder entledigt wurden. Später ließ er den großen Kurfürsten ersuchen, den Holländern beizustehen. Dieser war, seitdem er sich zum souveränen Herzog von Preußen gemacht und die alten Rechte der Preußen und Brandenburger militärisch vernichtet hatte, in großer Verlegenheit gewesen, weil er einen Angriff der Schweden befürchten mußte. Er hatte daher schon im März 1663 einen Gesandten nach Paris geschickt, um wegen seiner Aufnahme in den rheinischen Bund (s. S. 176) zu unterhandeln und wo möglich einen Antheil an den Almosen, welche Ludwig den deutschen Fürsten spendete, zu erhalten. Da er jedoch fester an dem Kaiser hing als die Anderen, so hatte sein Beitritt zum rheinischen Bunde Schwierigkeiten gehabt, bis endlich Ludwig erklärt hatte, daß bloß von einem Vertheidigungs-Bündnisse die Rede sei. Doch traute der Kurfürst auch nachher dem Könige von Frankreich ebenso wenig, als dieser ihm. Er unterhandelte das ganze Jahr 1665 hindurch, um so viel Geld als möglich theils von den Holländern, theils von den Franzosen zu erhalten. Dieses Geld gebrauchte er zur Anwerbung von Soldaten,

die er, wie er sagte, gegen den Bischof von Münster schicken wolle, nachher aber doch nicht schickte. De Witt, der ihm ebenfalls nicht traute, sagt in seinen Briefen, daß dieser große Kurfürst viele Verträge schließe, aber wenige halte. Friedrich Wilhelm hielt sich damals in Cleve auf, und seine Diener, sowie vielleicht auch er selbst, zogen viel Geld vom englischen und kaiserlichen Gesandten, bis endlich Ludwig diese überbot. Der französische Gesandte gewann die Kurfürstin durch eine Perlenschnur, welche zehntausend Thaler werth war, und durch das Ameublement eines Zimmers, welches hunderttausend Livres kostete. Erst dann (seit Februar 1666) handelte endlich der Kurfürst wirklich für die Holländer. Daß hierauf im April 1666 der Bischof Bernhard von Münster gezwungen ward, von seinen überspannten Forderungen abzustehen und sein Heer abzudanken, ist bereits oben (S. 384) angegeben worden.

De Witt blieb innig mit Frankreich verbunden und bot Alles auf, um den englischen Einfluß in der Republik zu schwächen und seine Partei am Ruder zu halten. Aus diesem Grunde nahm er sich sogar der Sache des Prinzen Wilhelm an, und bemächtigte sich auf einem Seitenwege der Erziehung desselben. Er söhnte sich nämlich zuerst mit Wilhelm's Mutter, deren Feind er bisher stets gewesen war, völlig aus, rieth ihr dann, die Staaten von Holland noch einmal um die Leitung der Erziehung ihres Sohnes zu ersuchen, und bewirkte hierauf, daß der Prinz im April 1666 als Kind des Staates anerkannt, und er selbst nebst dem ganz französischen Baron van Ghent zum Oberaufseher seiner Erziehung und Bildung ernannt wurde.

Diese Erziehung und Bildung wurde von de Witt vortrefflich geleitet, wie sich schon aus dem Umstande von selbst ergibt, daß Holland damals der Zufluchtsort jeder freien Wissenschaft, sowie ein Hauptsitz der klassischen Gelehrsamkeit, aller bürgerlichen Tugenden und der Einsicht in Handels- und Staatswissenschaften war. In alle diese Dinge wurde Prinz Wilhelm von de Witt praktisch eingeführt. Wir stimmen jedoch mit den Schriftstellern nicht überein, welche dem Prinzen Wilhelm dafür eine Last von Dankbarkeit aufgeladen haben. De Witt war allerdings ein großer Mann; er regierte in Europa, in beiden Indien, auf den Meeren und Inseln,

und lebte dabei doch so einfach, daß er in einem kleinen Hause wohnte und seine ganze Haushaltung blos durch eine Köchin und einen einzigen Bedienten besorgen ließ. Das wird ihm keiner unserer Minister kleiner Staaten nachthun. Allein er war und blieb stets ein Parteimann, und hatte als Diplomat nur für einen Augenblick nachgegeben, weil er einsah, daß weder er, noch die Staaten von Holland der veränderten öffentlichen Meinung auf die Dauer würden widerstehen können. Wilhelm III. war, ganz abgesehen davon, daß große Männer nicht erzogen, sondern geboren werden, dem Pensionarius keinen Dank dafür schuldig, daß derselbe seine Pflicht gegen den Staat und gegen die von ihm beredete Mutter des Prinzen erfüllte. Außerdem war Wilhelm von Natur so begabt, so ernst und so aufgelegt zur Arbeit, daß er auch ohne de Witt's Anweisungen schon blos durch die Umstände ein großer Staatsmann geworden sein würde. Zum großen General aber war er geboren, und de Witt war am wenigsten fähig, ihn dazu zu bilden. Übrigens zeichnete sich Wilhelm, obgleich man ihn für einen der größten Männer aller Zeiten halten muß, zwar keineswegs durch Liebenswürdigkeit aus; allein die politische Strenge, welche de Witt als Leiter seiner Erziehung gegen ihn übte, hätte doch auch ein Anderer nicht leicht vergessen. De Witt und der Herr van Ghent umgaben ihn mit lauter Leuten von ihrer Partei, und entfernten alle diejenigen, welche seither um ihn gewesen waren, obgleich er damals kein Kind mehr war. Wilhelm liebte seinen bisherigen Gouverneur, den Herrn von Zuylenstein, dessen Stelle jetzt der Herr van Ghent erhielt, aufrichtig. Er bat daher mit Thränen, daß derselbe bei ihm bleiben dürfe; alles Bitten half aber nichts, Zuylenstein ward gleich allen Anderen von ihm entfernt.

Wie wenig Sinn de Witt selbst für wahre Freiheit hatte, wie wenig er also auch in seinem Zöglinge diesen erwecken konnte, beweist eine Maßregel, welche er gerade zu derselben Zeit durchsetzte, ohne zu bedenken, daß durch sie zwar vorerst seine und seiner Partei Herrschsucht befriedigt werde, daß sie aber künftig der entgegengesetzten Partei ebenso nützlich werden könne, als sie jetzt den vorgeblichen Freunden der Freiheit sei. Er bewirkte nämlich die Einsetzung einer Commission, welche alle Sachen, die ihr von den Generalstaaten zugewiesen würden, berathen, entscheiden und aus-

führen sollte, ohne eine weitere Rechenschaft darüber ablegen zu müssen, als sie selbst passend fände. Dieser Commission sollte aber Alles, was sich auf Krieg, Frieden und auswärtige Angelegenheiten beziehe, vorgelegt werden. Sie bestand aus acht Mitgliedern, von welchen zwei durch die Provinz Holland, die übrigen durch die sechs anderen Provinzen ernannt wurden. Sie ward nachher unter dem Namen der committirten Räthe (gecommitteerde Raaden) ein bleibendes Collegium, welches, wie schon Temple in seinen Briefen bemerkt hat, zur Zeit des Statthalters dessen geheimen Rath bildete, und in Verbindung mit ihm, oft sogar ohne Wissen der Generalstaaten, Alles unbedingt leitete und entschied.

Die ganze Sorge des Pensionarius und seiner Partei blieb mit Recht immer auf Handel, Industrie und Seewesen gerichtet. Er und seine Anhänger übersahen aber ganz, daß Ludwig XIV. entschlossen war, entweder gleich nach Philipp's IV. von Spanien Ableben die spanischen Niederlande oder nach dem Tode des schwächlichen und kränklichen Sohnes, welchen dieser hatte, die ganze spanische Monarchie als Erbschaft seiner Gemahlin an sich zu bringen. Ludwig war deshalb sehr zufrieden, daß Holland und England alle ihre Kräfte auf den Seekrieg wandten, während unter dem Vorwand, den Holländern zu helfen, eine französische Flotte gebaut wurde, und Louvois, von Türenne unterstützt, eine unüberwindliche Landmacht schuf.

Die englische Flotte ward im Jahre 1666 durch den Herzog von Albemarle (Monk) und den Prinzen Ruprecht befehligt. Diese beiden Männer harmonirten nicht mit einander, weil der Letztere von jeher heftig und eingebildet war; doch hatte König Karl dem Herzoge ein überwiegendes Ansehen gegeben. Auf der holländischen Flotte waren de Ruyter und de Witt, Letzterer als Deputirter der Generalstaaten, Befehlshaber; auch van Tromp befand sich auf derselben. Als im Mai 1666 die englische Flotte von einem Streifzuge an die niederländischen Küsten nach England zurückkam, verbreitete sich das Gerücht, daß endlich eine französische Flotte aus dem mittelländischen Meer in das atlantische geschickt worden sei, um sich mit der holländischen zu vereinigen. Prinz Ruprecht erhielt daher die Erlaubniß, mit einem kleinen Theile der englischen Flotte die Franzosen aufzusuchen, während Albemarle

mit dem größeren Theile an der englischen Küste zurückblieb. Eine französische Flotte war aber nicht durch die Straße von Gibraltar gegangen; dagegen war die holländische Flotte in den Kanal gesegelt, und griff in Ruprecht's Abwesenheit die englische Flotte mit Überlegenheit an. Dies führte dann die durch ihre Dauer merkwürdigste Seeschlacht der neueren Geschichte herbei. Sie ward in den ersten Tagen des Juni geliefert *). Diese Schlacht, wegen deren der Herzog von Albemarle, wir wissen nicht, mit welchem Rechte, in England allgemein getadelt wurde, blieb am ersten und zweiten Tage unentschieden. Am dritten litt die englische Flotte so großen Schaden und Verlust, daß sie völlig geschlagen worden wäre, wenn nicht Prinz Ruprecht am Abend dieses Tages mit seinen zwanzig Schiffen sich wieder mit ihr vereinigt hätte. Am vierten Tage wurde zwar der Kampf noch einmal erneut; er blieb aber wieder ohne Entscheidung. In diesem unter dem Namen der viertägigen Seeschlacht bekannten Treffen verloren die Engländer die meisten Schiffe, nämlich zehn. Die Zahl der Getödteten war dagegen auf beiden Seiten fast gleich; doch verloren die Holländer, welche ihrerseits die meisten Gefangenen machten, zwei Admirale nebst sieben Schiffs-Kapitänen. Beide Flotten bedurften der Ausbesserung; sie standen sich aber schon im Juli wieder gegenüber. Im nächsten Monat erschienen die Engländer an den niederländischen Küsten, und verbrannten auf der Rhede, in welcher die Kauffahrer der Ostsee zu liegen pflegten, hundertundfünfzig derselben, sowie eine Stadt von tausend Häusern.

Schlimmer, als dieser Verlust, war die Zwietracht zwischen de Ruyter und van Tromp, weil de Witt's Partei dadurch zur Entlassung des Letzteren bewogen wurde, und diese die Erbitterung des Volkes und der Anhänger des Hauses Oranien bis auf den höchsten Grad steigerte. De Witt ließ sich damals vielerlei zu Schulden kommen, was wir nicht zu entschuldigen wagen. Namentlich wurde auf sein Betreiben der oranisch gesinnte de Büat als Verräther hingerichtet, was aus dem Grunde hervorzuheben ist, weil nachher auch die oranische Partei gegen de Witt und seine

*) Bei den Engländern nach dem alten Kalender am 1. bis 4., bei den Holländern nach dem neuen am 11. bis 14. Juni.

Freunde den Pöbel und die Matrosen grausam wüthen oder mit anderen Worten das Lynch-Gesetz anwenden ließ. Auch zwei Mitglieder des Rathes von Rotterdam, Kievit und van der Horst, von welchen der Erstere zugleich Mitglied des committirten Rathes war, wurden der Eine zum Tode, der Andere zu ewiger Verbannung verurtheilt. Der Pensionarius fing nichtsdestoweniger an, einzusehen, daß er sein stoisches Regiment nicht lange mehr werde fortführen können, weil sich trotz seines untadelhaften Privatlebens, seiner einfachen Verwaltung und des großen Ruhmes, den die Holländer gerade damals im Kriege ernteten, die Stimmung der Masse gegen ihn gewendet hatte.

Wenn de Witt unverdienter Weise nach und nach sein Ansehen und die Volksgunst verlor, so büßte dagegen Karl II. von England die Gunst, deren er in den ersten sechs Jahren seiner Regierung in so hohem Grade sich erfreut hatte, durch seine eigene Schuld völlig ein. Er verschwendete das Geld, welches ihm zur Führung des Krieges gewährt wurde, an lüderliche Dirnen und Possenreißer. Er erbitterte die fanatischen Frömmler durch seine Hinneigung zum Papismus so sehr, daß Clarendon es für nöthig hielt, durch eine besondere Verordnung allen denen eine schwere Strafe androhen zu lassen, welche sagen würden, daß der König ein Papist sei. Er gab endlich durch seine Aufführung das größte Ärgerniß. In Betreff dieses Punktes sind alle Schriftsteller, mögen sie Freunde oder Feinde des Königs sein, mit einander einverstanden. Burnet nimmt es dem Könige besonders sehr übel, daß er Sonntags aus dem Hause einer der vielen Dirnen, mit denen er lebte, des Scheines wegen in die Kirche gegangen sei. Die Unzufriedenheit des Volkes ward in den Jahren 1665 und 1666 noch dadurch vermehrt, daß nicht nur eine furchtbare Feuersbrunst einen großen Theil der Stadt London zerstörte und die Pest Tausende ihrer Einwohner wegraffte, sondern daß auch Prinz Ruprecht und Albemarle den Holländern Gelegenheit gaben, ihre Überlegenheit zur See zu zeigen.

In Holland ward de Witt öffentlich beschuldigt, daß er die Unterhandlungen über den Frieden mit England aus Privat-Absichten verzögere. Vier von den sieben Provinzen versagten daher, um ihn zum Frieden zu nöthigen, im Anfange des Jahres 1667 ihre

Beiträge zur Fortsetzung des Krieges*). Dadurch wurde dann freilich der Pensionarius gezwungen, sich willig finden zu lassen. Es kam hierauf wirklich zu einem Friedens-Kongreß, welcher im Mai 1667 zu Breda eröffnet wurde, und man ließ die Vermittelung der ganz aristokratischen schwedischen Regierung zu. Allein de Witt, dessen Flotte damals zum Auslaufen gerüstet war, hatte sichere Kunde, daß Karl II. die ihm vom Parlament für die Flotte gewährten Summen vergeudet habe; dies bewog ihn, sich vor der Hand auf keinen Waffenstillstand einzulassen, sondern unversehens einen entscheidenden Angriff auf die wehrlose englische Küste zu machen. Während daher im Juni die Friedensunterhandlungen schon weit vorangebracht wurden, unternahmen de Ruyter und Johann de Witt's Bruder, der Admiral Cornelius de Witt, einen verheerenden Zug nach England. Dieser wurde zwar glücklich ausgeführt; er machte aber den Pensionarius sowohl in Frankreich, als in England vollends verhaßt. Die Holländer segelten damals triumphirend die Themse hinauf, zerstörten Vorrathshäuser und Werkstätten, verbrannten drei Linienschiffe ersten Ranges und erschienen nachher vor Harwich. Dort ließ de Ruyter eine Abtheilung der Flotte zurück, um die Themse zu blokiren; er selbst aber segelte in die Buchten von Plymouth und Torbay. Die Holländer erreichten jedoch durch dies Alles weiter nichts, als daß König Karl in England immer mehr verhaßt und verachtet ward, weil man seiner Verschwendung zuschrieb, daß keine bessere Gegenwehr geleistet wurde. Karl hatte die ihm vom Parlament gewährten Summen an Günstlinge und Mätressen verschwendet, und seine Admiralität hatte nicht blos den Sold nicht ausgezahlt, sondern auch noch dazu neunzigtausend Pfund Schulden gemacht. Alle Matrosen und Arbeiter versagten daher, als der Feind erschien, den Dienst, die Lieferanten und Kaufleute wollten ohne baare Bezahlung nichts liefern, und die Bankiers weigerten sich, Geld vorzuschießen. Unter diesen Umständen kann es uns denn freilich nicht wundern, daß, wie es scheint, der Raubzug der Holländer viel dazu beitrug, den König

---

*) Im Jahre 1666 kostete der Krieg vier Millionen viermalhunderttausend Gulden.

Karl, welcher den Krieg muthwillig angefangen hatte, auch zum schnellen Abschlusse des Friedens zu bewegen.

Dieser Frieden kam in den letzten Tagen des Juli 1667 zu Breda zu Stande. Er änderte in den Verhältnissen nichts, was hier erwähnt zu werden verdiente. Nur das Eine ist hervorzuheben, daß Ludwig XIV. seit dem Frieden von Breda für seine auf die spanischen Niederlande gerichteten Plane nichts mehr von England zu fürchten hatte, nachdem er schon vorher, trotz der scheinbaren Verbindung zwischen Frankreich und Holland, mit König Karl correspondirt und conspirirt hatte.

6. Der Devolutions-Krieg oder der spanische Eroberungskrieg Ludwig's XIV. und die inneren Angelegenheiten England's und Holland's während desselben.

Ludwig XIV. hatte den Abschluß des Friedens von Breda nicht abgewartet, um seinen längst entworfenen Plan gegen Spanien in Ausführung zu bringen. Dieser Plan bestand in einer gewaltsamen Besitznahme der spanischen Niederlande, und zu seiner Rechtfertigung hatten Ludwig's Juristen und Publicisten einen Grund ersonnen, welcher nicht besser war, als diejenigen, durch welche Ludwig später seine Ansprüche auf die Pfalz und auf die ganze spanische Monarchie zu begründen suchte. Philipp IV. von Spanien war 1665 gestorben, und seine Wittwe Maria Anna, die Tochter des deutschen Kaisers Ferdinand III., hatte im Namen ihres unmündigen und schwächlichen Sohnes, Karl's II., die Regierung übernommen. Die neue Regentin Spanien's ließ sich von ihrem deutschen Beichtvater, dem Pater Niethard, unbedingt leiten. Dieser glaubte in dem einzigen Manne, welcher als Spanier seine Landsleute aus ihrem Schlummer hätte erwecken können, in dem Nebensohne Philipp's IV., Don Juan d'Austria (s. S. 322 ff.), den gefährlichsten Feind der Königin zu sehen. Er war deshalb nur auf die Mittel, Don Juan und seinen Anhang niederzuhalten, bedacht, ließ darüber Alles verfallen, und traf keine Anstalten irgend einer Art, als Ludwig XIV. unter einem ganz leeren Vorwande ein Heer sammelte, um sich der spanischen Niederlande zu bemächtigen. Don Juan war aus den Niederlanden, wo er seiner Zeit mit Condé gegen Türenne gekämpft hatte, nach Portugal geschickt worden, um dieses Reich wieder zu

unterwerfen. Nach Philipp's IV. Tode wurde er durch die deutsche Regierung, d. h. durch Maria Anna und ihren Beichtvater, vom Heere abgerufen, und sollte in die Niederlande zurückgeschickt werden. Diesem wich er dadurch aus, daß er sich krank stellte. Da er aber in Madrid Verbindungen unterhielt, welche der Königin und ihrem Beichtvater gefährlich schienen, so befahl man ihm, sich in seiner Herrschaft Consuerga aufzuhalten. Er gehorchte jedoch nicht, sondern flüchtete sich nach Catalonien, weil er von seinen Anhängern die warnende Anzeige erhalten hatte, daß man ihn verhaften und auf die Burg von Segovia bringen wolle. Von Catalonien aus wandte er sich schriftlich an die Königin, und stellte ihr im Namen der Nation vor, daß Pater Niethard das ganze spanische Volk gegen sich habe, und daß nur durch die Entfernung desselben Ruhe und Frieden erhalten werden könnten. Maria Anna gab zwar den Vorstellungen des Prinzen Gehör; aber sie ließ ihn selbst nicht an den Hof kommen, obgleich dort ein kräftiger Mann durchaus nöthig gewesen wäre. Spanien's Rolle war ausgespielt. Die Königin ernannte Don Juan blos zum Vice-Könige von Aragonien, und als später Karl II. ihn nach Madrid rief und zum ersten Minister machte, konnte Don Juan die Last der Regierung nicht mehr tragen, und starb am 17. September 1679.

Ludwig XIV. suchte seit Philipp's IV. Tode die Lage der Dinge in Spanien zu benutzen, um die spanischen Niederlande als ein Erbe seiner Gemahlin, einer Tochter jenes Königs, an sich zu bringen, obgleich diese bei ihrer Vermählung allen Erbansprüchen auf spanische Länder entsagt hatte. Ludwig setzte dabei sein Vertrauen auf den rheinischen Bund (s. S. 176), durch welchen die kaiserlichen Truppen gehindert werden sollten, den Spaniern in den Niederlanden Hülfe zu leisten, sowie auf eine engere Verbindung mit Portugal und auf das von ihm baar bezahlte Versprechen des Königs Karl von England, vorerst nichts Feindseliges zu unternehmen. Auf diese Verbindungen gestützt, forderte Ludwig zuerst von der Regentin von Spanien die freiwillige Abtretung einiger Stücke der Niederlande. Dann erließ er im Mai 1667 ein drohendes Manifest, welches gewissermaßen der Vorbote des Krieges war. Dieses Manifest zerfiel in zwei Theile. In dem ersteren wurde für den Fall daß Philipp's IV. Sohn und Nachfolger

ohne Erben sterben sollte, zu beweisen gesucht, daß die Entsagung der Königin von Frankreich auf das spanische Reich und seine Provinzen nichtig und ungültig sei. Im zweiten Theile wurde das in verschiedenen Provinzen der Niederlande geltende Erbrecht, obgleich dasselbe blos Privat-Besitzungen und Lehen betraf, auf fürstliche und durch Verträge verbürgte Besitzungen angewandt. Wir lassen uns auf die dabei vorgebrachten Beweisgründe nicht ein, weil Alles eine bloße Chikane war und Ludwig gegen die ganz ohnmächtige Regentin von Spanien ebenso argumentirte, wie der Wolf gegen das weit unter ihm am Bache trinkende Schaf. Das erwähnte Erbrecht enthielt die Bestimmung, daß, wenn von Ehegatten der eine Theil mit Hinterlassung von Kindern sterbe, diesen das Eigenthum der vom überlebenden Theile herrührenden Lehen zufalle und dem Letzteren nur der Nießbrauch verbleibe. Diese Bestimmung oder das sogenannte Devolutions-Recht nahmen Ludwig's XIV. Rabulisten für dessen Gemahlin in Anspruch, weil dieselbe eine Tochter Philipp's IV. aus dessen erster Ehe, König Karl II. aber ein Sohn zweiter Ehe sei; denn da jenes Recht in Brabant bestehe, so sei nach dem Tode ihrer Mutter (1644) und ihres rechten Bruders (1646) das Eigenthum des ganzen Herzogthums Brabant, sowie nach dem Tode ihres Vaters auch der Nießbrauch desselben ihr zugefallen. Die erwähnte Rechtsbestimmung galt freilich überall nur für Söhne, nicht für Töchter, sowie nur für Privatleute, nicht für Fürsten. Allein darauf wurde keine Rücksicht genommen. Ludwig forderte sogar, auf dieselbe elende Chikane gestützt, auch noch die Herrschaft Mecheln, die Markgrafschaft Antwerpen, Ober-Geldern und die Grafschaft Namur. Ja, er begnügte sich nicht einmal mit diesen Forderungen, sondern verlangte auch noch das Herzogthum Limburg, weil dasselbe nach der Behauptung der Staats-Sophisten Ludwig's von Brabant unzertrennlich sei, und die Grafschaft Hennegau, weil sie ein Allodium sei und als solches den Kindern erster Ehe gehöre, sowie endlich noch die Grafschaft Artois, das Herzogthum Cambray, ein Drittel der Franche Comté und ein Viertel des Herzogthums Luxemburg.

Ludwig's gerüstete Heere begannen schon Anfangs Juni 1667 die in Anspruch genommenen Städte und Herrschaften zu besetzen. Bei dem einen dieser Heere, welches Türenne befehligte, befand

28*

sich König Ludwig selbst, dem wie immer jeder Vortheil im Felde und jede Eroberung einer Festung zugeschrieben ward. Der spanische Oberbefehlshaber in den Niederlanden, der Marquis von Castel Rodrigo, hatte nicht nur alle kleineren Festungen, sondern auch Charleroi, Tournay, Lille, Ath, Douay, Oudenarde, Fürnes, Armentières und Courtray verfallen und von Besatzungen entblößen lassen, weil er mit der größten Sicherheit überzeugt war, daß König Philipp's letzter Willen, in welchem die Bourbonen ausdrücklich von seiner Erbschaft ausgeschlossen worden waren, von dessen Schwiegersohne geachtet werden würde. Überdies wären aber auch die wenigen und noch dazu unbezahlten Truppen in den Niederlanden nicht im Stande gewesen, Widerstand zu leisten. Schon am 6. Juni nahm Türenne Charleroi ein, welches nachher, wie alle Festungen der Nordgrenze, durch Vauban's Kunst furchtbar befestigt wurde. Auch der Marschall von Aumont, welcher das zweite französische Heer führte, machte so schnelle Fortschritte, daß bis Ende August alle Grenzfestungen von den Franzosen besetzt waren

Ganz Europa gerieth in Schrecken über die mit gewohnter Prahlerei verkündete Erweiterung des Gebietes eines jungen und stolzen Königs, der nach einer Universal-Monarchie strebte. Der holländische Pensionarius de Witt aber und der König Karl II. von England, denen man mit Recht ihre Freundschaft für Frankreich verargte, verloren seit dieser Gewaltthat Ludwig's ihren bereits geschwächten Einfluß gänzlich. De Witt ward um so mehr verhaßt, weil er nicht auf das Anerbieten des Marquis von Castel Rodrigo eingegangen war, welcher den Generalstaaten Brügge, Ostende, Damme nebst den Forts St. Isabel und St. Donas einstweilen hatte einräumen wollen, wenn sie ihm zwölftausend Mann Soldaten und eine Million Gulden liehen. De Witt bewies sich damals, was auch seine Lobredner sagen mögen, durchaus verblendet und für Frankreich auf unverständige Weise eingenommen. In England wurde bald nach dem räuberischen Einfalle der Franzosen in die spanischen Niederlande Lord Clarendon, der einzige ehrliche und tüchtige Staatsmann, welchen König Karl II. hatte, durch eine elende Kabale gestürzt.

Clarendon, welcher schon unter Karl I. den Geschäften vorgestanden hatte und mit Karl II. in die Verbannung gegangen war,

hatte viele Fehler. Er war gebieterisch, herrschsüchtig und, besonders seitdem des Königs Bruder Jakob seine Tochter geheirathet hatte, unerträglich stolz. Diese Fehler schadeten jedoch wenig, weil Clarendon an einem frivolen, lüderlichen Hofe der einzige ehrliche und nach Grundsätzen handelnde Mann war, der anglikanischen Kirche mit fester Treue anhing, dem Könige zu widersprechen wagte, und nicht selten dem, was dessen Lieblinge im Parlament durchsetzen wollten, entgegentrat. Ein solcher Mann mußte aber am Hofe viele Feinde haben und auch dem Könige selbst lästig sein. Die Hauptfeinde Clarendon's waren Bennet, Berkley, der Herzog von Buckingham und der Graf Bristol, welche den Kanzler wie jeden ernsten Mann am Hofe zur Zielscheibe ihres frivolen Witzes machten, und von denen die beiden Ersteren das wichtige Fach der Leitung des Maitressen-Wesens hatten. Zu ihnen kam zuletzt noch Lord Ashley Cooper, welcher später Mitglied von Karl's sogenanntem Cabal-Ministerium ward, hinzu, weil Clarendon im letzten Kriege verhindert hatte, daß Ashley die Verwaltung der Prisen-Gelder erhielt. Der Kanzler wurde außerdem als strenger Anglikaner von allen Katholiken gehaßt. Das thörichte Volk aber und selbst das Parlament waren gegen ihn erbittert, weil man ihm den Hauptantheil am Verkauf von Dünkirchen zuschrieb, und weil es sogar hieß, daß der ungeheuere Palast, welchen Clarendon damals errichten ließ, von französischen Geldern erbaut werde. Dieser Umstand war für den König und für Lord Ashley, welcher bei dem Verkaufe von Dünkirchen ebenfalls betheiligt gewesen war, ein Grund mehr, den Kanzler seinen Feinden preiszugeben; denn sie erhielten dadurch Gelegenheit, alle Schuld von sich auf ihn zu wälzen.

Schon gegen Ende des Sommers von 1667 gelang es den Feinden Clarendon's, den König dahin zu bringen, daß er den Kanzler durch dessen Schwiegersohn, den Herzog von York, bitten ließ, seinen Abschied zu nehmen, um weiteren Verdrießlichkeiten auszuweichen. Gleich nachher gab ein königliches Liebesabenteuer den willkommenen Anlaß zur Ausführung der gegen Clarendon angesponnenen Kabalen. König Karl, dem seine von ihm schändlich vernachlässigte Gemahlin längst zur Last war, hatte sich nämlich in eine Wittwe Stewart verliebt, welche dem Herzoge von Richmond

ihre Hand versprochen hatte. Diese Frau hatte jedoch jedem Andringen Karl's widerstanden, obgleich er ihr sogar angeboten hatte, sie zur Herzogin zu machen. Er entschloß sich daher endlich, sie zu heirathen, und ließ ihr vorstellen, daß des Herzogs von Richmond Umstände ganz zerrüttet seien. Clarendon aber wies, um einen neuen öffentlichen Scandal vom Könige abzuwenden, der Frau Stewart nach, daß es nicht so schlimm mit dem Herzoge stehe, als man vorgebe, und diese entzog sich darauf den Zudringlichkeiten des Königs durch heimliche Flucht und durch ihre Vermählung mit dem Herzoge.

Diese Handlung des Kanzlers setzte den König in eine solche Wuth, daß er ihm Ende August die Siegel abfordern ließ. Die Feinde Clarendon's aber traten, als sechs Wochen nachher das Parlament wieder zusammen kam, mit einer Anklage auf Hochverrath gegen Clarendon auf (Oktober 1667). Sie fanden im Unterhause Gehör; das Oberhaus dagegen erkannte in allem dem, was sie vorbrachten, keinen Grund zu einem Kriminal-Verfahren. Beide Häuser geriethen darüber in einen förmlichen Zwist. Es ward schon damals klar, daß im Oberhause der Unwillen der Nation über den scham- und gewissenlosen König, sowie über den kryptopapistischen Herzog von York und dessen zahlreiche Genossen den höchsten Grad erreicht habe. Dem Könige ward deshalb bange. Er glaubte in dem Streite über Clarendon's Sache, welcher bis zum December dauerte, eine Ähnlichkeit mit dem Streite über Strafford's Schicksal (s. S. 52 ff.) zu finden, und hatte sogar dem Parlament einmal vorgeworfen, es gehe mit ihm um, wie das lange Parlament mit seinem Vater umgegangen sei. Er bot daher Alles auf, um Clarendon dahin zu bringen, daß er sich durch freiwillige Verbannung dem Sturm entziehe. Er ließ denselben durch den französischen Gesandten, durch den Bischof von Hereford und durch den Herzog von York dringend darum ersuchen; aber Clarendon war nicht zu erbitten. Der König ertheilte ihm daher am 29. November den ausdrücklichen Befehl, sich auf den Continent zu begeben. Dadurch ward freilich dem Streite der beiden Häuser ein Ende gemacht, zugleich aber auch Clarendon unverdienter Weise der Wuth seiner niederträchtigen Feinde geopfert. Schon in der ersten Woche des December bewirkten diese, daß das Parlament ihn in aller

Form verurtheilte. Zuerst ward, um die Vertheidigung zu ersticken, der Beschluß gefaßt, daß die von Clarendon herausgegebene Rechtfertigungsschrift (Vindication), in welcher er die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen widerlegt hatte, durch Henkers Hand verbrannt werden solle. Dann wurde er selbst auf Lebenszeit verbannt, jedes öffentlichen Amtes für unfähig erklärt und im Fall seiner Rückkehr nach England zur Strafe eines Hochverräthers verurtheilt (29. December). Zugleich erklärte das Parlament ausdrücklich, daß das gegen ihn gesprochene Urtheil nicht durch königliche Gnade, sondern nur durch eine förmliche Parlaments-Acte aufgehoben werden könne. Clarendon starb 1674 in der Verbannung.

Seit Clarendon's Sturz war England den königlichen Maitressen und den ganz grundsatzlosen Leuten, welche später das Kabal-Ministerium bildeten, preisgegeben. In Holland ließ de Witt sich durch seinen Haß gegen die oranische Partei zu einem Schritte treiben, der ihn und die Aristokratie dem Volke ebenso verhaßt machte, als König Karl während der letzten zehn Jahre in England geworden war. Die allgemeine Stimme forderte nämlich, daß, als bei den immer bedenklicher werdenden Fortschritten der Franzosen ein Heer gerüstet werden mußte, Wilhelm III. den Oberbefehl erhalten, und sein Vetter Johann Moritz von Nassau-Siegen, der für Holland die Verwaltung von Brasilien geführt hatte, ihm mit Rath beistehen solle. Dies suchten de Witt und seine aristokratischen Freunde zu hintertreiben. Zugleich suchten sie, als man den Prinzen in den regierenden Rath aufgenommen haben wollte, den Beschluß durchzusetzen, daß die Stelle eines General-Kapitäns oder Oberbefehlshabers von der Statthalterwürde auf immer getrennt werden solle. Es gelang ihnen in der That zu bewirken, daß Johann Moritz zum General-Kapitän ernannt und die Statthalterstelle einstweilen unbesetzt gelassen wurde. Die Provinz Holland aber, welche von de Witt staatsmännisch, wiewohl ganz egoistisch und gewissenlos regiert ward, begnügte sich damit nicht, sondern ging noch viel weiter. Sie erließ im December 1667 das sogenannte ewige Edict, welches künftig von allen Deputirten der Staaten, sowie von allen Angestellten und Beamten beschworen werden sollte. Durch dieses Edict ward festgesetzt, daß,

soweit die Provinz Holland wirken könne, die Stelle eines General-Kapitäns auf immer von der eines Statthalters getrennt bleiben solle. Die übrigen Provinzen widersetzten sich zwar einer solchen Verfügung; der Pensionarius brachte sie aber dadurch zum Schweigen, daß er in Hinsicht auf Wilhelm's Eintritt in den Staatsrath nachgab.

Die unglaublich schnellen Fortschritte der Franzosen hatten unterdessen sowohl in Holland als in England so große Besorgnisse erregt, daß de Witt und Karl II. genöthigt waren, sich des spanischen Königs anzunehmen. Sie thaten dies zuerst durch diplomatische Künste und Unterhandlungen, in denen ihnen die Franzosen ebenso, wie im Felde, überlegen waren. Als jedoch die Franzosen am Anfange des Jahres 1668 auch den größten Theil der Franche Comté besetzten, mußte man Ernst zeigen. Glücklicher Weise war damals ein Gesinnungsgenosse de Witt's und Republikaner wie er, William Temple, englischer Gesandter in Brüssel. Dieser hatte den Pensionarius bei Gelegenheit der Unterhandlungen in Breda kennen und achten gelernt, und erhielt von Heinrich Bennet, welcher nach Clarendon's Verbannung unter dem Namen Graf von Arlington erster Staats-Secretär geworden war, den Auftrag, eine Verbindung zwischen England und Holland zu vermitteln, damit man durch eine angedrohte Unterstützung der Spanier einen wirklichen Krieg mit Frankreich vermeiden könne. Temple begab sich sogleich in den Haag, kehrte, nachdem er dort Erkundigungen eingezogen hatte, nach England zurück, und erhielt von seiner Regierung die Vollmacht, ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß mit Holland zu schließen. Vor einem solchen Schritte bebte de Witt, ein zwar sehr gelehrter, aber auch sehr egoistischer und kaufmännisch beschränkter Mann, zurück. Er wollte sich nur dazu verstehen, daß man den kriegführenden Mächten die Vermittelung England's und Holland's anbiete; Temple bewies ihm jedoch, daß dies lächerlich sein werde, daß nur vermittelst eines förmlichen Bündnisses beider Staaten der beabsichtigte Zweck erreicht werden könne, und daß man durch einen raschen Abschluß desselben dem Einflusse des französischen Gesandten im Haag vorbeugen und die Langsamkeit der Formen und Berathschlagungen bei den Generalstaaten umgehen müsse. Temple entwarf hierauf schnell einen Vertrag, in welchem England und

Holland sich verbindlich machten, die Spanier und Franzosen dadurch zum Frieden zu zwingen, daß die Ersteren genöthigt würden, gewisse Abtretungen zu machen, und die Letzteren, sich mit denselben zu begnügen. Diesen Vertrag nahmen auf de Witt's Betreiben die Generalstaaten an, und zwar, was unerhört war, ohne dem Herkommen und dem Rechte gemäß die einzelnen Staaten vorher darüber zu fragen. Wenige Tage nachher, als Holland und England sich mit einander vereinigt hatten, trat auch Schweden dem Vertrage bei; und am 20. Januar 1668 wurde die Verbindung, welche unter dem Namen der Triple-Allianz bekannt ist, zwischen den drei Staaten förmlich geschlossen.

Was Schweden und seinen Beitritt betrifft, so herrschte während der Minderjährigkeit Karl's XI. die Aristokratie über dasselbe, und diese wurde gleich der schweizerischen als eine Regierung betrachtet, deren Beistand für Geld zu haben sei. Frankreich hatte aber in der letzten Zeit die Unvorsichtigkeit begangen, die Schweden mit großem Übermuthe zu behandeln und ihnen die bisher bezahlten Subsidien vorzuenthalten. Dagegen hatte Holland die regierenden Herren, denen Alles feil war, durch Geld gewonnen, um im Nothfall Soldaten und Schiffe aus Schweden zu erhalten. Zu spät hatte man in Frankreich den begangenen Fehler eingesehen und den Marquis von Pomponne nach Schweden geschickt, um den französischen Gesandten Terlon zu unterstützen. Die regierenden Herren hatten, als derselbe in Schweden ankam, bereits ihren Handel mit Holland abgeschlossen und den schwedischen Gesandten in Holland bevollmächtigt, der Verbindung zwischen England und Holland beizutreten. Die Geldgier des schwedischen Adels war so groß, daß der Gesandte den Vertrag mit England und Holland nicht eher unterzeichnete, als bis seiner Regierung für die übernommene Verpflichtung, auf Begehren Holland's und England's ein Heer an den Rhein zu schicken, dreimalhunderttausend Reichsthaler zugesagt worden waren. Die Holländer und Engländer versprachen außerdem sogar noch, daß Spanien hundertundachtzigtausend Thaler vierteljährlich zahlen solle; dies blieb aber nachher unausgeführt.

König Ludwig ward durch den Abschluß der Triple-Allianz sehr erbittert; denn es war klar, daß er in Folge desselben vieles Eroberte wieder werde herausgeben müssen. Sein ganzer Zorn traf

die Holländer und besonders de Witt, weil er wußte, daß Karl II. sich wider Willen dem Bunde angeschlossen hatte. Er nahm es den Holländern und dem Pensionarius übel, daß sie, während ihm gegenüber nur von freundlicher und friedlicher Vermittelung die Rede war, dem Vertrage einen geheimen drohenden Artikel des Inhaltes beigefügt hatten, daß, wenn der französische König sich weigere, die von der Allianz vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen, England und Holland mit Spanien vereinigt ihn zu Wasser und zu Lande so lange bekriegen wollten, bis Alles auf den Fuß des pyrenäischen Friedens zurückgebracht sei. Ludwig ließ sich gefallen, einen Waffenstillstand einzugehen und die Forderung der drei Mächte zu gewähren, nach welcher er die gemachten Eroberungen wieder zurückgeben müsse und nur, je nach seiner Wahl, entweder die in der Nähe der holländischen Grenze liegenden Festungen und Landstriche oder die Franche Comté und einiges Andere behalten dürfe. Er schloß zuerst mit Spanien einen Friedens-Vertrag, welcher bereits am 25. April 1668 in St. Germain unterzeichnet wurde. Durch diesen Vertrag erlangte Spanien wenigstens den einen Vortheil, daß Ludwig ihm die Wahl zwischen den beiden von den Verbündeten vorgeschlagenen Bedingungen überließ. Spanien trat, um die Holländer durch die ihnen von Frankreich drohende Gefahr zu schrecken, und also künftighin ihrer Hülfe sicher zu sein, an Ludwig Alles ab, was derselbe im Jahre 1667 erobert hatte, nämlich die für Holland's Interesse so wichtigen Festungen Charleroi, Binche, Ath, Douay, Scarpe, Tournay, Oudenarde, Lille, Armentières, Cortryk, Bergues und Fürnes nebst allen zu ihnen gehörigen Ämter (baillages), Gouvernements und Territorien. Es erhielt dagegen die Franche Comté nebst Cambrai, St. Omer und Aire zurück.

Mit den drei anderen Staaten wurde der Frieden im Mai 1668 zu Aachen förmlich abgeschlossen, die Bürgschaft derselben aber für diesen Frieden erst ein Jahr später unterzeichnet. Temple bot damals dem holländischen Pensionarius an, die Triple-Allianz permanent zu machen; de Witt lehnte aber den Vorschlag ab. Übrigens war der Frieden von Aachen in Beziehung auf die Niederlande nur scheinbar eine Wirkung der Triple-Allianz, da Ludwig XIV. gleich anfangs sich zu denselben Bedingungen erboten hatte, die er

nachher annahm. Ludwig hatte damals sogar schon einen Vertrag mit dem Kaiser über die Theilung der ganzen spanischen Monarchie für den Fall geschlossen, daß der stets kränkelnde spanische Thronerbe sterben sollte. Dieser Vertrag ist über ein Jahrhundert lang ein Geheimniß geblieben.

7. Frankreich, England, Deutschland und die Niederlande vor dem holländischen Kriege Ludwig's XIV.

Ludwig's XIV. Minister suchten ihrem Könige das Übergewicht in Europa zu verschaffen, welches in neuester Zeit Napoleon I. gehabt hat. Sie entwarfen daher nach dem Aachener Frieden den Plan, Holland zu erobern. Dabei kam ihnen, wie bei ihren politischen Entwürfen überhaupt, der Umstand sehr zu Statten, daß gerade damals alle anderen Reiche in Ohnmacht gesunken waren. Die Holländer selbst waren wegen des Prinzen Wilhelm III., welcher später der Verfechter der Unabhängigkeit der Staaten Europa's geworden ist, unter einander entzweit. In England führte Karl II., der sich an Frankreich verkaufte, ein so unerhört anstößiges Leben, daß wir uns scheuen, in die Einzelnheiten desselben einzugehen. Spanien war ganz herabgesunken und verließ sich auf andere Staaten. Kaiser Leopold I. hatte weder Geld, noch eine tüchtige Kriegsmacht, und wurde überdies von seinen eigenen Ministern, besonders von Lobkowitz, verrathen und verkauft. Die deutschen Fürsten und Minister standen, wenn man etwa den Kurfürsten von Brandenburg ausnimmt, im Solde des französischen Königs. Die schwedische Aristokratie endlich verkaufte sich diesem ebenfalls. Wer hätte also den Schwachen Beistand leisten sollen?

In Deutschland waren drei Brüder aus dem Hause Fürstenberg am meisten für die Franzosen thätig. Der eine von ihnen, Wilhelm Egon von Fürstenberg, welcher den Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln, einen baierischen Prinzen, ganz in seiner Gewalt hatte, beredete diesen, daß er im Januar 1672, als alle Rheinlande von den Franzosen bedroht waren, mit dem König Ludwig ein Angriffs- und Vertheidigungs-Bündniß schloß, in welchem er sein Vaterland an die Franzosen verkaufte. Die Vertrags-Urkunde enthielt nämlich außer drei öffentlichen Artikeln noch einen geheimen, welcher allein Geltung haben sollte, während die

anderen nur zum Schein gemacht waren, und vermöge dieses geheimen Artikels räumte der Kurfürst für viermalhunderttausend Livres den Franzosen seine Festung Nuys ein, oder mit anderen Worten, er gab ihnen sein Land und seine Unterthanen preis. Ebenso, wie Wilhelm Egon, arbeiteten auch seine beiden Brüder, Franz, Bischof von Straßburg, und Hermann, geheimer Rath des Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern, für die Franzosen. Am meisten that dies der Letztere; er war nämlich bei seinem Herrn, welcher ebenfalls Jahrgelder von Ludwig XIV. erhielt, ebenso vielvermögend, als sein Bruder Wilhelm Egon bei dem Vatersbrudersohn desselben, dem Kurfürsten von Köln.

Seinen nächsten Eroberungsplan richtete der französische König gegen die sieben Provinzen der Niederlande, an deren Grenzen damals Vauban die kurz vorher von Spanien erhaltenen Plätze in unüberwindliche Festungen verwandelte, während der Kriegs-Minister Louvois das Heer und die Kriegs-Materialien vermehrte. Ludwig ward besonders von Crequi und Türenne, welche schon den Abschluß des Aachener Friedens widerrathen hatten, sowie von einer großen Zahl anderer Oberanführer bestürmt, den Krieg mit den Niederlanden zu beginnen, weil damals Holland und Seeland mit einander in offenen Zwist geriethen, und zu derselben Zeit König Karl II. von England ein geheimes Ministerium einrichtete. Was die Zwietracht der Niederländer betrifft, so entzog die Mutter des Prinzen Wilhelm III. von Oranien plötzlich ihren Sohn, den die Staaten von Seeland schon 1660 zum ersten Edeln ihrer Provinz ernannt hatten, der bisherigen Aufsicht der Holländer, schickte ihn von Breda nach Seeland, und erklärte ihn für majorenn und für fähig, sein Eigenthum ohne Vormund zu verwalten. Man erwartete daher jeden Tag, daß die Staaten von Seeland den Prinzen zu ihrem Statthalter ernennen würden. Der Pensionarius de Witt war unvorsichtig genug, die oranische Partei noch dadurch zu reizen, daß er in Holland den Beschluß fassen ließ, es dürfe kein Statthalter einer Provinz im Staatsrathe sitzen.

Ehe Ludwig den Krieg begann, mußte er zuerst England und Schweden von der Triple-Allianz losmachen, und den englischen König zu einer Verbindung gegen Holland bewegen. Das Erstere hatte de Witt selbst ihm dadurch erleichtert, daß er nicht zugegeben

hatte, die Triple-Allianz permanent zu machen. Die Einleitung zu einer Verbindung England's und Frankreich's gegen Holland traf der Herzog von Buckingham, welcher im Ministerium Karl's II. saß und jeden ehrlichen und gesitteten Mann aus demselben verdrängte, bis 1672 das ganze Ministerium aus Leuten ohne Ehre, ohne Gewissen und ohne Sitten bestand. Die Mitglieder dieses Ministeriums waren Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale. Man hat dasselbe das Cabal-Ministerium genannt, weil die Anfangsbuchstaben der Namen seiner Mitglieder das Wort Cabal (Kabale) bilden. Wie unvorsichtig Karl verfuhr, als er ein solches Ministerium bestellte, kann man schon aus dem Umstande abnehmen, daß kein einziger Anglikaner in demselben war; denn Ashley und Buckingham verspotteten jede Religion, Clifford und Arlington waren katholisch und Lauderdale Presbyterianer. Buckingham suchte den König Karl auf jede Weise gegen die Holländer und besonders gegen de Witt zu erbittern, welcher fortfuhr, Wilhelm von Oranien nebst seiner ganzen Partei zu kränken und zu verfolgen. Er hatte zu diesem Zwecke schon gleich nach dem Abschlusse des Aachener Friedens eine Correspondenz mit der Herzogin Henriette Marie von Orleans, einer Schwester Karl's, eröffnet, welche viel über ihren Bruder vermochte. Puffendorf, damals schwedischer Gesandter in Frankreich, warnte auf seiner Durchreise durch Holland den Pensionarius vergebens vor den Engländern; de Witt wagte nicht zu rüsten, damit Ludwig nicht erbittert werde.

Um diese Zeit (1669) warf der Bruder des Königs Karl II., der Herzog von York (Jakob II.), trotz der bestehenden Gesetze die Maske der Anhänglichkeit an die National-Religion ab, und erklärte öffentlich seinen Übertritt zum Katholicismus. Karl zeigte sich bereit, dem Beispiele desselben zu folgen. Er schickte sogar zwei Gesandte (den Grafen Arundel und Richard Bellings) nach Paris, um von Ludwig eine bedeutende Summe erbetteln zu lassen, weil er sich wegen seines Übertrittes und wegen des gegen Holland zu beginnenden Krieges mit Gefahren und Kosten bedroht sah. Er zeigte aber unmittelbar darauf auch in Betreff seines Religions-Wechsels seine gewohnte Unzuverlässigkeit. Er hörte nämlich nicht allein ganz auf, seine Neigung zu papistischen Ceremonien (denn

die eigentliche Religion war ihm immer lächerlich) ferner merken zu lassen, sondern er hinderte auch das Parlament nicht, gegen die Katholiken eine Bill zu erlassen, welche früher oder später auch seinem Bruder verderblich werden mußte. Ja, er wirkte sogar selbst dahin, daß dieselbe durchging (Mai 1670). Diese gegen alle Non-Conformisten (Nicht-Anglikaner) erlassene Bill verordnete Geldstrafen gegen alle Geistlichen, welche einen von dem anglikanischen verschiedenen Gottesdienst halten, und gegen alle über sechszehn Jahre alte Personen, die demselben beiwohnen würden, sowie gegen diejenigen, in deren Häusern ein solcher Gottesdienst würde gehalten werden, und gegen alle Friedensrichter, welche versäumen würden, diese gesetzlichen Vorschriften in Ausführung zu bringen.

Die Unzuverlässigkeit und Leichtfertigkeit, welche Karl II. bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, bewogen den König von Frankreich, sich in Hinsicht auf den Bund gegen Holland seiner durch das einzige Band, das ihn fesseln konnte, durch eine Maitresse, zu versichern. Ludwig ließ nämlich die ihrer Schönheit wegen berühmte Herzogin von Orleans im Mai 1670 nach England reisen, vorgeblich um ihren Bruder, den König Karl, zu besuchen, in Wahrheit aber, um ein Bündniß gegen Holland zu Stande zu bringen. Zugleich gesellte er ihr eine Dame, das Fräulein Querouailles, zu, welche nach Karl's Geschmack ausgesucht worden war. Diese nahm den leichtsinnigen König bald so sehr für sich ein, daß sie die vielen Dirnen und Damen in seiner Umgebung ganz verdunkelte. Sie ward später von Karl zur Herzogin von Portsmouth erhoben, und spielte gleich den Maitressen, welche Ludwig XIV., wiewohl ohne Scandal, nach einander hegte, die Haupt-Figur am Hofe. Karl und seine Minister hätten gern gesehen, daß Ludwig vor dem Beginne des holländischen Krieges ihnen behülflich sei, die absolute Monarchie in England einzuführen. Davon brachte jedoch die Herzogin von Orleans ihren Bruder und dessen Minister ganz zurück. Sie versprach ihm dagegen in Ludwig's Namen, daß er, sobald man mit Holland fertig sei, die nöthigen Truppen und Geldsummen erhalten solle, um die katholische Religion in England, Schottland und Irland wiederherzustellen und ihn vom Parlament unabhängig zu machen. Zehn Tage verweilte die Herzogin in England. Sie starb unmittelbar nach ihrer Rückkehr. Übrigens

gibt uns über die schändliche Treulosigkeit, mit der sich König Karl, als er seine Flotte für die Franzosen ausrüsten ließ, gegen Holland und sogar gegen seinen eigenen Gesandten benahm, Arlington in seinen Briefen ganz genauen Aufschluß.

Die von England und Frankreich her drohende Gefahr traf die Holländer ohne Landheer und ohne Bundesgenossen. Es gab nämlich zwar ein holländisches Heer; dieses verdiente aber nicht den Namen einer Armee. Ganze Regimenter hatte man unvollzählig gelassen, und die Soldaten waren weder eingeübt, noch an Disciplin gewöhnt, weil die Obersten und Hauptleute sich dadurch bereicherten, daß sie den Sold für die fehlende Mannschaft einsteckten, und weil man den Soldaten erlaubte, irgend ein Geschäft oder Gewerbe neben dem Dienste zu treiben. Überdies hatte man die Officiere ohne alle Rücksicht auf Fähigkeit aus den Verwandten und Schützlingen der Mitglieder der herrschenden Partei gewählt. Bundesgenossen hatten sich zwar die Generalstaaten verschafft; Ludwig sorgte aber dafür, daß dieselben ihnen nichts nützen konnten. Diese Verbündeten der Holländer waren der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, und Herzog Franz von Lothringen. Sie hatten sich durch einen zu Mainz geschlossenen Vertrag verbindlich gemacht, ein von Holland zu bezahlendes Heer, welches dreizehntausend Mann stark sein sollte, zwischen Rhein und Maas aufzustellen. Dies verhinderte aber König Ludwig, welcher ebenso wenig, wie in neuester Zeit Bonaparte, von einem Rechte des Schwächeren gegen den Stärkeren etwas wissen wollte. Er ließ im September 1671 durch den Marschall Crequi das ganze Herzogthum Lothringen so schnell besetzen, daß der unglückliche Herzog Franz sich kaum der Gefangenschaft durch die Flucht entziehen konnte.

Ludwig selbst wußte durch sein Geld sich Bundesgenossen zu verschaffen. Zu diesen gehörte außer dem Könige von England die schwedische Regierung, welche für ihn leicht zu gewinnen war, weil die vornehmsten der in Schweden herrschenden Aristokraten einen Aufwand machten, der sich mit ihrem Vermögen allein nicht bestreiten ließ. Nach Rühs hatten manche Edelleute des armen schwedischen Reiches in jener verhältnißmäßig armen Zeit jährlich sechszig- bis siebenzigtausend Thaler nöthig; sie mußten also schlechterdings fremde Unterstützung annehmen. Ludwig schickte im August

1671 seinen Minister Pomponne nach Schweden, und dieser brachte durch diplomatische Künste und durch freigebig ausgetheilte Gaben den schwedischen Reichsrath zum Abschlusse eines Bundesvertrages. Schweden übernahm in demselben auf drei Jahre die Verpflichtung, jeden deutschen Reichsfürsten zu bekriegen, der in Ludwig's holländischem Kriege den Generalstaaten Beistand leisten würde; dagegen versprach Frankreich, nicht nur der schwedischen Regierung eine jährliche Subsidie von sechsmalhunderttausend Thalern zu bezahlen, sondern sie auch für jeden Verlust, den sie durch ihre Hülfe erleiden würde, schadlos zu halten. Dieser Vertrag, welcher hauptsächlich gegen den Kurfürsten von Brandenburg gerichtet war, wurde im April 1672 unterzeichnet, in demselben Augenblicke, als Ludwig sein Kriegs-Manifest gegen die Niederländer erließ. Welche Mittel man angewandt hatte, um die schwedische Regierung zum Abschlusse des Vertrages zu bewegen, kann daraus ersehen werden, daß die Gemahlin des Reichsrathes Steen Bielke, welcher in Verbindung mit seinem Collegen de la Gardie denselben zu Stande gebracht hatte, für ihren Antheil daran eine mit Diamanten besetzte goldene Dose, viertausend Thaler an Werth, erhielt.

Auch die kaiserlichen Minister Lobkowitz, Auersberg und Lamberg, welche theils zu gleicher Zeit, theils nach einander den frommen und gelehrten Kaiser Leopold I. unbedingt leiteten, verkauften ihren Herrn fast um dieselbe Zeit, als die schwedischen Reichsräthe sich durch Geld bestechen ließen. Sie bewogen den Kaiser zu einem im November 1671 geschlossenen geheimen Vertrage mit Frankreich, in welchem er sich für den Fall, daß Ludwig mit England, Schweden oder den Niederlanden in Krieg gerathen sollte, verpflichtete, keinen dieser Staaten zu unterstützen. Einen Monat früher hatte Ludwig mit dem zwanzig Jahre zuvor katholisch gewordenen Herzog Johann Friedrich von Hannover und mit dessen Bruder, dem evangelischen Bischof Ernst August von Osnabrück, ein Bündniß geschlossen. Auch der Bischof Bernhard von Münster hatte ein Heer aufgestellt, um gleich den Franzosen in die Niederlande einzufallen.

Die für Diplomaten sehr wichtige Geschichte des Heeres von Diplomaten, durch welches König Ludwig überall die Fürsten und Fürstendiener bearbeiten und bestechen ließ, übergehen wir ganz,

weil wir nicht für Diplomaten schreiben. Ebenso wenig gedenken wir der zahlreichen Unterhandlungen, welche der große Kurfürst betreiben, und der Verträge, die er schließen ließ. Der Kurfürst welcher übrigens seine Agenten und Creaturen sehr viel schlechter bezahlte, als König Ludwig die seinigen, brach ohne Bedenken jeden Vertrag, wenn es sein Vortheil erheischte. Man hat ihn darüber mit Unrecht gescholten, da unter Diplomaten der Grundsatz gilt, mit welchem Dante sich vertheidigt („Mit den Frommen in der Kirche, mit den Säufern in der Schenke"). Der König von Frankreich verwendete, einem holländischen Schriftsteller zufolge, in dem Augenblicke, als er Holland angriff, über sechs Millionen Gulden, um den elenden König Karl von England und dessen nichtswürdige Minister von ihrer Pflicht zu entfernen. Auch Straßburg, Münster und Köln erhielten bedeutende Summen von Ludwig. Dagegen wies de Witt, was man ihm in Frankreich sogar übel nahm, die hunderttausend Gulden, welche Ludwig ihm anbot, schnöde zurück, obgleich er für seine unschätzbaren Verdienste um die Niederlande nur zweitausend Gulden jährlich bezog.

De Witt gehörte eigentlich nicht zu den Diplomaten; denn er zeigte sich sogar noch im letzten Augenblicke nicht als einen großen Staatsmann, sondern als das Haupt der von Wilhelm II. tödtlich beleidigten aristokratischen Partei. Man kam nämlich in Holland 1672, als die Flotten von Frankreich und England und Ludwig's unüberwindliche Heere Holland bedrohten, zu der Erkenntniß, daß die bisherigen Ober-Generale, Johann Moritz von Nassau und der Schwede Würz, nicht Gewicht genug haben würden, um die in ihrer Existenz bedrohte Republik zu retten; und es ward deshalb endlich beschlossen, Wilhelm III. zum General-Kapitain zu ernennen. De Witt und seine Partei erfanden aber jetzt neue Chikanen. Zuerst hielten sie Wilhelm's Einsetzung unter dem Vorwande zurück, daß ihm noch einige Monate an dem zur Bekleidung der Stelle erforderlichen Alter von zweiundzwanzig Jahren fehlten. Dann verschwendeten sie viele Zeit für die Berathung der ihm zu ertheilenden Instruction. Diese selbst fiel so beschränkend aus, daß Wilhelm's Ernennung entweder unfruchtbar bleiben, oder, wie nachher geschah, revolutionär geändert werden mußte. Der Prinz sollte nämlich nach derselben weder die Militär-Stellen vergeben, noch

auch nur den Marsch der Truppen bestimmen dürfen. Er würde also namentlich keinen ausgezeichneten Officier haben belohnen können, und zugleich den Ruhm, den er später durch seine großen Eigenschaften im Kabinet und im Felde erwarb, mit den drei allen Admiralen und Generalen damals beigeordneten Deputirten der Generalstaaten haben theilen müssen. Als Wilhelm endlich ein Heer bei Arnheim sammelte, waren ihm durch die drei Commissäre der Generalstaaten die Hände gebunden, während das Heer selbst, wie schon oben gezeigt ward, sich in einem solchen Zustande befand, daß es kaum zu gebrauchen war. Zwar hatte der Kurfürst von Brandenburg zwanzigtausend Mann gegen Subsidien angeboten; der Abschluß des Vertrages darüber wurde aber von der in Holland herrschenden Partei verzögert, und zwar blos aus dem Grunde, weil der Kurfürst des Prinzen Wilhelm Oheim war.

Karl II. und Ludwig XIV. erließen an einem und demselben Tage, am 7. (17.) April 1672, Kriegserklärungen gegen die Niederlande. Karl II. begründete die seinige damit, daß die Niederländer erlaubt hätten, in ihrem Gebiete Denkmünzen und Schriften zu verbreiten, durch welche seine Person und seine königliche Würde beschimpft worden seien. König Ludwig suchte den Angriff der Niederlande sogar mit der Erklärung zu rechtfertigen, das Benehmen der Generalstaaten sei von der Art gewesen, daß seine Würde nicht erlaube, es ferner zu dulden. Bald darauf erklärten auch der Kurfürst von Köln und der Bischof von Münster den Holländern den Krieg.

8. Ludwig's XIV. holländischer Krieg bis zum Frieden von Vossem und die inneren Angelegenheiten Deutschland's und der Niederlande während dieser Zeit.

Gleich nachdem die Kriegserklärung erlassen worden war, zog ein französisches Heer von hundertundzwanzigtausend Mann unter Türenne und Condé an den Rhein und die Maas, um in das Herz von Hollaud selbst einzubrechen. Bei diesem Heere befanden sich nicht nur der Kriegs-Minister Louvois und der Meister des Festungskrieges, Vauban, sondern auch König Ludwig XIV. selbst. Da von allen festen Plätzen der Holländer Maastricht allein gegen einen Angriff gerüstet war, so ließen die

Franzosen diese Stadt seitwärts liegen, und brachen nach der Besetzung von Orsoy, Rheinberg, Buderich und Wesel in die Provinz Geldern ein. Ihr Unternehmen ward durch die im Jahre 1672 herrschende Trockenheit begünstigt, weil die Flüsse so wenig Wasser hatten, daß der Rhein sogar an drei Stellen leicht zu durchwaden war. Sie zogen anfangs an die Waal, setzten aber, da ihnen der Übergang über dieselbe nicht leicht möglich zu sein schien, am 9. Juni bei Wesel wieder auf das rechte Ufer über. Nachher wurde ihnen von Geldern'schen Gutsbesitzern, die sich hatten gewinnen lassen, eine Furth im Rhein verrathen. Diese Furth war bei Tollhuys unweit Huyssen. Vergebens suchte Prinz Wilhelm das französische Heer dort vom Übergange über das linke Rhein-Ufer abzuhalten. Diesen Übergang bei Tollhuys (12. Juni) haben die Franzosen auf ihre declamatorische Weise gepriesen und ihrem Könige zu Ehren durch Denkmünzen verewigt; die Würdigung von Kriegsthaten ist aber unsere Sache nicht. Noch vor Ende Juni hatten die Franzosen nicht nur den westlichen Theil von Geldern, Drenthe und Utrecht, sondern auch drei Städte der Provinz Holland besetzt. Sogar der Flecken Muyden, bei welchem die Schleusen sind, durch deren Öffnung das Land hätte unter Wasser gesetzt und der Marsch der Franzosen nach Amsterdam unmöglich gemacht werden können, wäre wie Amersfort in die Gewalt derselben gekommen, wenn nicht der Graf von Rochefort, welcher Naarden durch Überfall genommen hatte, sich in dieser Stadt zwei Tage lang aufgehalten hätte. Dadurch gewann Johann Moritz von Nassau Zeit, sich mit einer Abtheilung des holländischen Heeres in die Stadt Muyden zu werfen.

Den kühnen Vorschlag des Prinzen von Condé, mit sechstausend Mann Amsterdam zu überfallen, misbilligten Louvois und Türenne. Der Letztere hielt sich nachher mit der Belagerung und Einnahme von Städten so lange auf, bis das Herbstwetter eintrat. Die Stadt Amsterdam machte zwar fast unglaubliche Anstalten zur Gegenwehr; allein die republikanische Partei der Niederländer, welche lieber die Franzosen, als einen Prinzen von Oranien begünstigen wollte, und in den Generalstaaten die Oberhand hatte, trieb die Letzteren zu dem Entschlusse, mit Aufopferung aller Besatzungen und Festungen und durch Bezahlung unerschwinglicher

Geldsummen einen Frieden von den Franzosen zu erkaufen. Glücklicher Weise machte jedoch König Ludwig auf den Rath seines Kriegs-Ministers Forderungen, durch welche die Holländer zur verzweifelten Gegenwehr getrieben wurden.

Um dieselbe Zeit, als die Franzosen und ihre geistlichen deutschen Verbündeten drei der sieben Provinzen besetzt hatten und in Holland tief eingedrungen waren, traf der Admiral Ruyter die von d'Estrées befehligte englische und französische Flotte ganz unerwartet im Hafen von Solebay. Er würde dieselbe dort besiegt haben, wenn er sie sogleich hätte angreifen können. Dies ward jedoch durch Cornelius de Witt verhindert, der sich als Deputirter der Generalstaaten bei Ruyter befand und auf einem Kriegsrathe bestand. Darüber ging viele Zeit verloren, und diese ward von den Engländern benutzt, um ihre Schlachtordnung zu bilden. Am 7. Juni kam es bei Solebay zwischen beiden Flotten zu einer Schlacht, welche von sieben Uhr Morgens bis zur Abenddämmerung dauerte, aber unentschieden blieb. Die französische Flotte hatte fast gar keinen Antheil am Kampfe genommen; und man gab ihrer Regierung Schuld, daß sie dem Admiral d'Estrées befohlen habe, sich am Kampfe nicht zu betheiligen, damit die beiden Seemächte einander aufrieben.

Vom Juni an begannen die Anhänger des Hauses Oranien in Seeland und Holland das Volk aufzuregen und gegen die Republikaner Gewalt zu üben so daß Johann de Witt und sein Bruder ihres Lebens nicht mehr sicher waren. Am 22. Juni wurde der Erstere sogar von vier Meuchelmördern, unter denen sich die zwei Söhne eines Mitgliedes des Hofes von Holland, van der Graaf, befanden, angefallen. Er rettete sich nur durch seine herzhafte Gegenwehr, erhielt aber mehrere Wunden, an denen er dann bis in den Juli hinein krank danieder lag. Von den Mördern war der eine van der Graaf ergriffen worden; die anderen hatten sich in das Lager des Prinzen Wilhelm geflüchtet, der sie freundlich aufnahm und ihnen sogar eine Pension gab. De Witt ließ dem Verhafteten den Proceß machen, und ihn, als er zum Tode verurtheilt worden war, ohne Gnade hinrichten. Die Pfarrer (dominees), deren Einfluß in Holland unbegrenzt war, priesen jedoch von der Kanzel herab die Meuchelmörder als Märtyrer, und

einer von ihnen schilderte in einer Flugschrift das Ende des Hingerichteten mit so rührenden Worten, daß das Leben der Gegner des Prinzen Wilhelm überall in Gefahr war. Gleich darauf (Anfang Juli) wurde in allen Städten von Seeland die oranische Partei an die Regierung gebracht. In den holländischen Städten mußte man sich, um der Volksstimme zu genügen, ebenfalls dazu verstehen. Am 3. Juli hob man in beiden Provinzen das sogenannte ewige Edict (s. S. 439 f.) auf. Am 8. aber wurde Prinz Wilhelm in ganz Holland als Statthalter und General-Kapitain unter lautem Jubel anerkannt. Der Admiral Cornelius de Witt, Bürgermeister von Dordrecht, weigerte sich zwar, diese Ernennung durch seine Unterschrift anzuerkennen, und beharrte sogar dann noch auf seinem Widerstande, als alle übrigen Staatsräthe ihre Unterschrift bereits ertheilt hatten; man hetzte aber den Pöbel gegen ihn auf. Dieser stürmte sein Haus, in welchem er krank danieder lag. Er wollte trotz der Lebensgefahr, in der er schwebte, nicht nachgeben, und ließ sich endlich nur durch die Thränen seiner Gattin dazu bewegen; doch setzte er seiner Unterschrift die Buchstaben v. c. (vi coactus d. i. durch die Gewalt genöthigt) bei. Die oranische Partei gedachte nachher, wie die Constitutionellen pflegen, aller der gewaltsamen Handlungen, welche Wilhelm's Anhang begangen, aller der unerlaubten Mittel, deren sich derselbe bedient hatte, nicht weiter. Man übersah alle diese Frevel, weil Wilhelm als Freund des Volkes und der Freiheit handelte. Wilhelm war übrigens, was große Feldherren selten zu sein pflegen, ein Beschützer der Rechte des Volkes, und ward dafür von diesem bis an sein Ende dankbar vergöttert. Die Stellung des Prinzen war allerdings sehr bedenklich; denn drei ganze Provinzen befanden sich in der Gewalt der Feinde, und in zwei anderen war der Graf von Nassau-Diez Statthalter.

Was den Verlauf des Landkrieges betrifft, so trafen die Holländer damals alle Anstalten zu einer verzweifelten Gegenwehr. Die Bevölkerung von Amsterdam stellte Tausende von wohlgerüsteten Bürgern ins Feld, und diese befestigten ihre Stadt furchtbar. Die Amsterdamer drohten sogar die ganze Umgegend unter Wasser zu setzen, und waren entschlossen, sich lieber mit Weib und Kind und mit ihrer Habe einzuschiffen und nach Batavia überzusiedeln, als die harten Bedingungen des despotischen Königs von Frankreich an-

zunehmen. Wilhelm selbst erklärte, er wolle eine Schanze nach der anderen vertheidigen und lieber in der letzten derselben sterben, oder ebenfalls nach Batavia auswandern, als den Übermuth der Franzosen ertragen.

Das Opfer der herrschenden Volksstimmung wurden die beiden Männer, denen die Niederlande während der letzten dreißig Jahre ihren Glanz und ihre Größe verdankt hatten. Prinz Wilhelm war an den Grausamkeiten, welche damals gegen die beiden nach Art der alten römischen Senatoren stoischen Patrioten begangen wurden, nur zum Theil schuldig; aber er ließ dieselben geschehen, weil jene Männer ihm im Wege standen. Man griff den Pensionarius, dessen erste Tugend Uneigennützigkeit war, zuerst damit an, daß man ihn beschuldigte, er habe Gelder unterschlagen. Johann de Witt schrieb sogleich an den Prinzen Wilhelm und bat um eine Untersuchung; er erhielt aber eine ausweichende Antwort. Er bewies indessen durch das Zeugniß aller Mitglieder des committirten Rathes (s. S. 429), daß er niemals die kleinste Summe in Händen gehabt habe. Seinen Bruder Cornelius klagte man wegen seines Benehmens auf der Flotte an; auch er wurde aber durch Ruyter's Zeugniß völlig gerechtfertigt. Hierauf bediente man sich eines elenden Menschen, um ihn zu verderben. Der Barbier Tichelaar machte die Anzeige, daß Cornelius de Witt ihn zur Ermordung des Prinzen Wilhelm habe dingen wollen. Das Zeugniß dieses niederträchtigen Menschen ward vom Hofe von Holland, welcher das Verfahren gegen van der Graaf noch nicht vergessen hatte, für hinreichend angesehen, um den Bürgermeister von Dordrecht, den er den Gesetzen nach gar nicht vorladen durfte, vor sein Gericht zu stellen und verhaften zu lassen. Ein Fehler, welchen Cornelius de Witt gleich darauf beging, ward zum weiteren Verfahren gegen ihn benutzt. Der Ankläger hatte nämlich einmal den Admiral in seinem Hause aufgesucht; der Letztere läugnete aber in der Verwirrung des Verhöres, denselben jemals gesehen zu haben, und dies wurde dann für genügend erachtet, um nach dem grausamen Kriminal-Rechte jener Zeit die Richter zur Anwendung der Folter zu berechtigen. Cornelius ertrug jedoch die Folter-Qualen mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit, so daß er nicht verurtheilt werden konnte. Jetzt hetzte man den wüthenden Pöbel gegen seine Richter

auf, und ließ diese mit der Zerstörung ihrer Häuser und mit dem Tode bedrohen, wenn sie ihn freisprächen. Die Richter halfen sich damit, daß sie das Beispiel des Pilatus nachahmten, welcher in gleicher Lage mit ihnen gewesen war. Sie opferten den Angeklagten dem aufgehetzten Volke auf, ohne ihn gerade zum Tode zu verdammen. Er wurde nämlich aller seiner Stellen verlustig erklärt, für immer aus der Provinz Holland verbannt und zur Tragung aller Proceß-Kosten verurtheilt; man erklärte aber in diesem Urtheilsspruche nicht, welches Verbrechens er schuldig sei. Der Pöbel umgab hierauf Tag und Nacht lärmend das Gefängniß, in welchem Cornelius festgehalten wurde, und schrie: „Oranje boven!" und: „Nieder mit Cornelius de Witt!" Um auch den Bruder des Verurtheilten, welcher nach der Verhaftung desselben seine Stellen niedergelegt hatte (31. Juli 1672), zu verderben, ließ einer seiner Feinde ihn durch den Gefangenwärter im Namen seines Bruders ersuchen, diesen im Gefängnisse zu besuchen. Johann de Witt folgte, ohne etwas Schlimmes zu ahnen, der Aufforderung. Beim Eintritt in den Kerker rief Cornelius ihm erschrocken zu: „Bruder, was willst du hier?" Als Johann ihm sagte, er habe ihn ja rufen lassen, und Cornelius dies verneinte, sagte jener sogleich: „Dann sind wir Beide verloren." Wirklich erschien unmittelbar darauf Tichelaar, von einem der Richter ermuntert, bei der tobenden Volksmasse, betheuerte, daß Cornelius schuldig sei, und forderte den Pöbel zur Ermordung desselben auf. Vergebens boten die Staaten von Holland die Bürgermacht und drei Compagnieen Reiter zum Schutze des Gefängnisses auf. Die Letzteren, welche der Graf Tilly commandirte, thaten zwar ihre Schuldigkeit; dagegen machten aber die Bürger gemeine Sache mit dem Pöbel. Die Feinde der beiden Brüder würden dessenungeachtet ihre Absicht nicht erreicht haben, wenn nicht während des Gefechtes das Gerücht verbreitet worden wäre, daß die Bauern in die Stadt eindringen wollten und in Folge davon die Staaten sich hätten bereden lassen, dem Grafen den Befehl zum Abzuge aus der Stadt zu ertheilen. Tilly gehorchte anfangs dieser Weisung nicht, sondern forderte einen schriftlichen Befehl. Als er diesen erhalten hatte, zog er mit dem Ausrufe ab: „Das ist das Todesurtheil der beiden Brüder." In der That wurden gleich darauf die Thüren des Gefängnisses eingeschlagen,

und der Admiral ohne Rücksicht auf seinen kranken Zustand gezwungen, die Treppe herabzugehen. Sein Bruder führte ihn. Noch ehe Cornelius hinabgestiegen war, fiel der Pöbel über ihn her, stürzte ihn durch einen Schlag auf den Kopf hinunter und trat ihn dann zu Tode. Sein Bruder ward auf eine noch grausamere Weise ermordet. Die Leichname wurden durch die Straßen geschleppt und zerrissen.

Der Krieg nahm nach dem Sturze der republikanischen Partei eine für Holland günstigere Wendung. Schon vorher (6. Mai) hatte der große Kurfürst den Holländern in einem förmlichen Vertrage versprochen, zwanzigtausend Mann zu ihrer Hülfe nach Westphalen zu schicken. Ihn leitete dabei freilich nur die Rücksicht auf seinen Neffen, den Prinzen Wilhelm von Oranien; nichtsdestoweniger aber bewies er allein von allen deutschen Fürsten, daß er von der Wahrheit jenes alten lateinischen Sprüchwortes durchdrungen sei, das eigene Haus schwebe in Gefahr, wenn das des Nachbarn brenne *). Die Holländer räumten den Brandenburgen die vorher von ihnen besetzten clevischen Festungen Gennep und Emmerich ein; diese wurden aber gleich darauf von den Franzosen erobert, welche dann im ganzen Herzogthum Cleve wie Räuber und Mörder hausten. Der Kurfürst blieb vorerst mit den Holländern verbunden, und brachte es endlich auch beim Kaiser dahin, daß dieser versprach, ein Heer unter dem besten seiner Generale, dem italiänischen Grafen Montecuculi, zu den brandenburgischen Truppen stoßen zu lassen. Er ward jedoch durch die italiänische und jesuitische Politik des östreichischen Kabinets getäuscht, welches bekanntlich schon einen Vertrag mit Frankreich über die Theilung des Raubes geschlossen hatte.

Gleich nach der Ermordung der beiden de Witt nöthigte der Kurfürst durch eine Diversion, die er machte, den König Ludwig, Türenne mit einem Heere aus den Niederlanden an den Rhein zu schicken und also sein Heer in Holland zu schwächen. Dadurch wurde dann die Last des Krieges auf das von seinen Fürsten und seinem hohen Adel verrathene und verkaufte Deutschland gewälzt. Im September vereinigten sich die kaiserlichen Truppen bei Halber-

*) Tua res agitur, paries cum proximus ardet.

stadt mit den Brandenburgern; Montecuculi hatte aber vom Oberkammerherrn Lobkowitz und anderen kaiserlichen Ministern den geheimen Auftrag erhalten, den Kurfürsten irre zu leiten. Dieser wurde, als er am Nieder-Rhein die auf das rechte Ufer übergesetzten Franzosen unter Türenne angreifen wollte, von Montecuculi bewogen, nach dem Ober-Rhein zu ziehen, wo die deutschen Fürsten und ihre hochadeligen Minister, welche theils Schutz gegen ihren eigenen Kaiser und gegen das Recht, theils Pensionen und Geschenke vom König Ludwig suchten und erhielten, den Vorwand der Neutralität benutzten, um die Sache des Vaterlandes zu verrathen. Der Kurfürst war nachher der Einzige, der auch dann noch beim kaiserlichen Heere blieb, als im Oktober 1672 Lobkowitz dem General Montecuculi ausdrücklich hatte verbieten lassen, mit ihm bei Nierstein über den Rhein zu gehen. Nachdem jedoch Türenne, durch Kölnische und Münsterische Truppen verstärkt, den Rhein herabgezogen war, mußte auch der Kurfürst im harten Winter bis in den rauhen Westerwald zurückweichen, wobei er und die Kaiserlichen einen sehr bedeutenden Verlust an Menschen erlitten. Den Holländern hatte Friedrich Wilhelm durch seinen Zug Erleichterung verschafft; denn nur der Marschall von Luxembourg war, als der König selbst nach Paris zurückgereist und Türenne an den Nieder-Rhein, Condé in den Elsaß geschickt worden war, in Holland zurückgeblieben, um die Eroberung dieser Provinz zu vollenden. Die beiden Bischöfe von Münster und Köln aber konnten weder Gröningen erobern, noch auch Ober-Yssel behaupten.

In diesem Kriege ward die Schwäche des Habsburgischen Hauses und der armselige Zustand eines Reiches, wie das deutsche war, aufs neue aller Welt kund. Deutschland war kein Kaiserthum mehr, sondern ein Bundesstaat von Fürsten, Pfaffen und Rittern, die sich und das Land jenen Rechts-Pedanten überließen, welche, wie auch in unseren Tagen, nie handelten, sondern stets nur redeten, für jede Ungerechtigkeit einen sophistischen Grund fanden, und für Geld, Titel und Orden heute Gott, morgen dem Teufel mit gleicher Treue dienten. Damit dies nicht übertrieben scheine, wollen wir von vielen Beispielen, welche angeführt werden könnten, nur einige wenige angeben. Die vier rheinischen Kurfürsten, Mainz, Trier, Köln und Pfalz, verweigerten dem verbündeten branden-

burgisch-kaiserlichen Heere den Übergang über den Rhein, den sie den Franzosen nicht verweigern durften. Als jenes Heer bei Oppenheim übersetzen wollte, ließ König Ludwig dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz anzeigen, er werde, wenn dies geschehe, Oppenheim besetzen; und Karl Ludwig verwehrte hierauf seinen Landsleuten den Übergang mit der Erklärung, er könne denselben nicht erlauben, weil ja überall tiefer Frieden sei. Zu den drei Brüdern Fürstenberg, die wir oben als Verräther bezeichnet haben, kam noch ein vierter, Wilhelm von Fürstenberg, hinzu. Dieser war Oberst im französischen Dienst, und sagte offen heraus, er sei der jüngere Sohn (cadet) einer hohen Familie und müsse sich auf jede Weise eine standesmäßige (das unglücklichste deutsche Beiwort!) Versorgung suchen. Er war es, der als Gesandter des Kölnischen Kurfürsten, des baierischen Prinzen Maximilian Heinrich, welcher unter allen am wenigsten Rücksicht auf Recht und Schicklichkeit nahm, den Mainzer Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn im französischen Interesse bearbeitete. In Mainz gab er einst seinen völligen Mangel an Patriotismus auf eine höchst schamlose Weise zu erkennen. Als nämlich das deutsche Heer den Franzosen, welche Seligenstadt geplündert und Aschaffenburg besetzt hatten, gegenüber lag, ließ der Kurfürst von Mainz eines Tages die deutschen und französischen Generale zu einem Gastmahle einladen. Bei diesem Mahle wurde nach der diplomatischen Sitte jener Zeit viehisch getrunken und auch ein großer Becher mit Wein herumgereicht, um auf die Gesundheit des Kaisers ausgeleert zu werden. Als der Becher an den Obersten von Fürstenberg kam, goß dieser den Wein auf den Boden. Ein Graf Hatzfeld zog sogleich den Säbel gegen ihn; er wurde zwar von den Anderen zurückgehalten, als aber nachher der Becher für die Gesundheit des Königs von Frankreich herumgereicht wurde, warf Hatzfeld denselben dem Obersten Fürstenberg ins Gesicht. Sogar am kaiserlichen Hofe wurde der Verrath offen getrieben. Lobkowitz und die anderen Minister setzten den französischen General von jeder Bewegung, welche dem kaiserlichen Heere vorgeschrieben ward, in Kenntniß. Dies konnte selbst Montecuculi nicht ertragen, der doch vorher, als der Kurfürst über den Rhein gehen wollte, auf Befehl der kaiserlichen Minister sich geweigert hatte, die Franzosen anzugreifen, welche diesseit und jenseit des

Rheins das deutsche Land verheerten. Er nahm seinen Abschied, indem er zugleich erklärte, die Minister möchten doch ihre Befehle künftig lieber direct ins feindliche Lager schicken. Als er zurücktrat, erhielten Bournonville und de Souches den Oberbefehl; diese waren aber weder besser daran, als er, noch zuverlässiger und redlicher. Kaiser Leopold I. selbst war, was wir Deutschen, weil unsere Natur einmal keinen Sinn für das Große hat, stets rühmen, ein guter und frommer, das heißt, ein schwacher, indolenter und mittelmäßig begabter Mann. Dazu kam noch, daß er, was bei einem Regenten sehr schlimm ist, ein gelehrter Mann war. Er vertraute alle seine Geheimnisse seinem italiänischen Secretär an, welcher an den französischen Gesandten verkauft war, und die deutschen Befehle des Kaisers italiänisch niederschrieb. Daß Leopold sich wenig um die Regierung bekümmerte und von Ministern und Jesuiten misbraucht ward, geht am deutlichsten aus einem Billet hervor, das er später an Lobkowitz schrieb, als Spanien, welches er schonen mußte, auf die Entfernung des nichtswürdigen Ministers drang. Der Kaiser erklärte in diesem Billet seinem Minister: „er (Lobkowitz) sei, wie es heiße, französisch gesinnt, und beachte die Sache Spanien's und seines eigenen Fürsten Sache nicht recht; er möge sich in Acht nehmen.“ Lobkowitz ging sogar soweit, daß er einst, im Vertrauen auf den Beichtvater des Kaisers, den Pater Emmerich, den an Montecuculi geschickten Befehl, die Franzosen anzugreifen, geradezu unterdrückte. Ebenso munterte er den Kurfürsten von Mainz auf, auch ferner noch die Franzosen zu unterstützen und zu verhindern, daß der Krieg erklärt werde, was von Seiten des Kaisers erst im Juli 1673, vom Reiche sogar erst im März 1674 geschah.

Während das deutsche Reich von allen Seiten her verrathen wurde, gab es doch auch einige Fürsten, welche nicht wie die von Köln und Baiern dachten und handelten. Der Kurfürst von Trier, Karl Kaspar von der Leyen, öffnete seine Festungen den Kaiserlichen, und wurde daher von den Franzosen vertrieben. Der Nachfolger des Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, Lothar Friedrich von Metternich, war ebenfalls besser gesinnt, als sein Vorgänger. Als ferner Schweden, welches zu Gunsten der Franzosen den Kurfürsten von Brandenburg bekriegen wollte, den Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen vom Kaiser zu ent-

fernen suchte, antwortete dieser: seinen letzten Blutstropfen wolle er für sein Vaterland geben; seines Kaisers Feind sei auch sein Feind.

In Holland erwarb sich Wilhelm III. von Oranien, nachdem er auf dieselbe Weise, wie man neulich in Frankreich gethan hat, sich der Republikaner entledigt hatte, große Verdienste im Felde und im Kabinet. Wir scheuen uns jedoch, seine Verdienste zu preisen, weil er bei der Vertilgung der Gegner seiner Statthalterschaft nach Machiavelli's Grundsätzen verfuhr, obgleich er es mit den edelsten Männern seiner Nation zu thun hatte, nicht, wie Napoleon III., mit dem Abschaum derselben und mit den eiteln und egoistischen Constitutionellen der Zeit Ludwig Philipp's. Wilhelm hegte die Genossen van der Graaf's bei sich und belohnte sie für ihren Mordversuch. Er gab dem elenden Tichelaar eine Pension. Er belohnte diejenigen, welche die beiden Brüder de Witt zum Tode geführt und zum Theil beim Morde selbst Hand angelegt hatten. Er entfernte überall alle die Personen von den Staatsämtern, welche republikanische Gesinnungen hatten. Er theilte aber dafür den Enthusiasmus des Volkes, welches von den Aristokraten verachtet wurde. Im Kampfe mit den Franzosen zeigte er sich zu Ende des Jahres 1672 als einen unternehmenden und kühnen Führer. Das Volk hatte im Herbst, ohne Rücksicht auf den unermeßlichen Schaden, den es dadurch erleiden mußte, die Schleusen geöffnet und Alles unter Wasser gesetzt. Prinz Wilhem, Graf Johann Moritz von Nassau, der Feldmarschall Würz und der Graf Hoorn hielten die Pässe nach Amsterdam besetzt, und waren bereit, sich jeden Augenblick mit einander zu vereinigen. Als Condé nach dem Elsaß zog und Türenne sich mit dem Kurfürsten von Köln gegen den Kaiser, gegen Trier und gegen Brandenburg verband, schritt Wilhelm, welcher durch die ihm vom spanischen Vice-König Monterey gewährte Unterstützung sein Heer auf einundzwanzigtausend Mann gebracht hatte, von dem Vertheidigungskampfe zum Angriffskriege. Zwar mislang ihm der Überfall der Städte Naarden und Woerden; um so glücklicher aber war er auf seinem kühnen Zuge über die Grenze hinaus. Er drang bis zu dem durch die Franzosen belagerten Maastricht vor, eroberte und schleifte das dortige Fort Valkenburg, welches den Vertheidigern dieser Stadt sehr lästig gewesen

war, und wagte sich dann auf das französische Gebiet selbst. Hier belagerte er Charleroi. Er konnte jedoch diese Stadt nicht erobern, theils weil der Winter ungewöhnlich früh und mit großer Strenge begann, theils weil der Herzog von Luxembourg, welcher mit einer französischen Heeresabtheilung in Utrecht lag, die Kälte benutzte, um die Generalstaaten im Haag zu überfallen. Das ganze mit Wasser bedeckte Land war, als der Herzog in der letzten Woche des Decembers 1672 diesen Versuch machte, mit einer so festen Eiskruste bedeckt, daß die französischen Truppen nicht nur auf den schmalen Dämmen marschiren konnten, sondern daß auch in den Niederungen das Eis für die Cavallerie fest genug war. Der Herzog gelangte mit den achttausend Mann, die er bei sich hatte, bis nach Swammerdam (etwa zwei Stunden von Leyden); hier aber machte ein plötzlich eintretendes Thauwetter das Land unwegsam, und die Franzosen konnten sich nur durch einen schnellen Rückzug vor dem Schicksale bewahren, welches einst einen unserer deutschen Kaiser in jenen Gegenden getroffen hatte (s. Th. VII., S. 410 f.). Sie wären völlig vernichtet worden, wenn nicht Graf Königsmark, dem die Vertheidigung jener Gegend übertragen war, sich von dem Passe an der neuen Brücke, wo ein schmaler Deich zu passiren war, zurückgezogen, und der von ihm zurückgelassene Oberst Pain et Vin sein Beispiel befolgt hätte. Wilhelm zeigte sich bei dieser Gelegenheit ebenso politisch und militärisch klug, aber auch ebenso gewissenlos und grausam, als bei der Vernichtung der Löwensteiner und ihres Anhanges; wir müssen es deshalb den Freunden der beiden Kaiser Napoleon überlassen, ihn dafür nach Verdienst zu preisen. Er ließ nämlich den Obersten, wie er verdiente, vor ein Kriegsgericht stellen, und als dieses ihn zum Verluste aller seiner Güter und zur ewigen Gefangenschaft verurtheilt hatte, gebot er, nicht zufrieden damit, dem Feldmarschall Würz, ein neues Kriegsgericht zu bestellen. Ja, er ließ sogar, als dieses die Strafe verschärft hatte, noch ein drittes Kriegsgericht halten, in welchem er selbst den Vorsitz führte. Der Angeklagte wurde durch dasselbe zum Tode verurtheilt und am 23. Januar 1673 hingerichtet.

Die wiedererwachte alte Gesinnung der Niederländer, lieber unterzugehen, als eine französische Provinz zu werden, sowie Wilhelm's vortreffliche Leitung des Krieges und sein gesunder Ver-

stand, welcher alle Anerbietungen Ludwig's, ihm zur absoluten Gewalt zu verhelfen, verschmähte, befreite im folgenden Jahre (1673) Holland aus der Gewalt der Franzosen. Köln und Münster hatten sowohl Gröningen, als Geldern aufgeben müssen, um ihr eigenes Land zu vertheidigen; und Türenne hob die Belagerung von Herzogenbusch auf, weil er eilen mußte, das Gebiet von Köln und Münster gegen die kaiserlichen und brandenburgischen Truppen zu schützen. Was die Unternehmungen der Letzteren betrifft, so befolgte Bournonville, gleich seinem Vorgänger, nicht die Befehle des Kaisers, sondern die geheimen Instructionen, welche Lobkowitz ihm ertheilte. Er verhinderte, als Friedrich Wilhelm erkannte, daß Türenne's Stellung in der Nähe von Soest unhaltbar sei, und eine Schlacht liefern wollte, dieses voraussichtlich vortheilhafte Unternehmen, obgleich die vorzüglichsten kaiserlichen Generale, Caprara, Herzog Karl von Lothringen und Käferstein, der Meinung des Kurfürsten beigepflichtet hatten. Die Franzosen und Deutschen blieben daher während des Winters in Westphalen. Die brandenburgischen Besitzungen wurden hart mitgenommen; die Holländer zahlten, weil sie keine Truppen erhielten, auch die versprochenen Subsidien nicht, und der Kurfürst erhielt endlich von dem geheimen Vertrage Kunde, welcher im Namen des Kaisers mit Frankreich geschlossen worden war, und sowohl Montecuculi, als Bournonville gefesselt hatte. Als daher zugleich Schweden und Pfalz-Neuburg dem Kurfürsten ihre Vermittelung anboten, begann dieser im Februar 1673 mit den Franzosen zu unterhandeln, und schickte schon im April einen Gesandten an König Ludwig, welcher zu seinem jetzt gegen Flandern bestimmten Heere zurückgekehrt war. Er ersuchte zugleich den diesseit des Rheines liegenden Marschall Türenne, die Feindseligkeiten einzustellen und keine Contributionen mehr in den westphälischen Besitzungen Brandenburg's auszuschreiben. Dies that zwar Türenne; auf das linke Rhein-Ufer kehrte er aber nicht zurück. Während der Unterhandlungen des Kurfürsten mit dem Könige verwüsteten die Bischöfe von Köln und von Münster in Verbindung mit den Franzosen das Land bis in das Fuldaische hinein. Im Juni 1673 wurden endlich im französischen Lager zu Vossem, einem Dorfe unweit Antwerpen, die Präliminarien eines Friedens zwischen Brandenburg und Frankreich unterzeichnet. Durch diesen

Vertrag erhielt der Kurfürst seine Besitzungen wieder, jedoch mit Ausnahme von Rees und Wesel, welche Orte vorerst in der Gewalt der Franzosen blieben. Zugleich zahlte ihm Ludwig nicht nur achtmalhunderttausend Livres baar, sondern er übernahm es auch, den Kurfürsten gegen die Generalstaaten zu schützen, welche ihr Geld für die Truppen zurückforderten, die er ihnen nicht geschickt, sondern in Deutschland zurückgehalten hatte. Übrigens ward bei diesem Vertrage, wie bei allen Friedensschlüssen deutscher Fürsten mit fremden Mächten, der Fall ausdrücklich ausgenommen, daß das Reich den Krieg erkläre.

9. Der holländische Krieg Ludwig's XIV. vom Frieden zu Vossem an bis zur Schlacht bei Fehrbellin und die damaligen Zustände England's und Deutschland's.

England, welches in diesem Kriege eine traurige Rolle spielte, war bekanntlich durch König Karl II. und dessen Ministerium förmlich an Frankreich verkauft worden. Dies hatte nachher in Verbindung mit dem Umstande, daß Karl und seine Minister ihr Volk mit fremder Hülfe katholisch zu machen und unter eine absolut-monarchische Regierung zu bringen suchten, die wichtige Folge, daß das Verhältniß des Parlaments zu dem Herrscher völlig umgestaltet wurde. Das Parlament zog nämlich nach und nach neben der Gesetzgebung auch die ganze Regierung und Verwaltung des Reiches an sich, und es ward auf diese Weise unter einem Monarchen, welcher nur an kindische und verächtliche, dabei aber äußerst kostspielige Vergnügungen dachte, die jetzige plutokratisch-aristokratische Verfassung in England gegründet. Die Hauptveranlassung zur ganz veränderten Stimmung des bis dahin dem Könige blindlings ergebenen Parlaments war das schändliche Verhältniß Karl's und seiner Minister zum Könige von Frankreich, sowie die Besorgniß, daß der Papismus in England eingeführt werden möchte, weil unter den Ministern zwei Katholiken waren und zwei andere gleich dem Könige weder Religion noch moralische Grundsätze hatten.

Von den Mitgliedern des Cabal-Ministeriums arbeitete der Herzog von Buckingham gegen den muthmaßlichen Thron-

erben, den Herzog von York. Er setzte nämlich einem in Frankreich erzogenen Nebensohne des Königs, den dieser sehr liebte und zum Herzoge von Monmouth gemacht hatte (s. S. 249), den unglücklichen Gedanken in den Kopf, daß er den Herzog von York von der Nachfolge verdrängen und dieselbe an sich bringen könne. Buckingham konnte freilich, weil er nachher allgemein verachtet ward, die Sache nicht durchsetzen; er stiftete aber doch dadurch viel Unheil an. Ein anderer Minister, der von Karl zum Grafen von Shaftesbury erhobene Ashley, welcher später den König schändlich im Stiche ließ, ward zum Kanzler gemacht, und wagte als solcher nicht nur die schon mehrmals aufgeschobenen Zahlungen noch einmal durch Verordnung aufzuschieben, sondern er rief auch durch sein Verfahren bei den Ergänzungswahlen des Parlaments in der ganzen Nation den größten Unwillen hervor. Seit 1640 hatte nämlich das Parlament außer vielem Anderen, was dem Könige nach und nach entzogen wurde, auch das Recht an sich gebracht, daß bei Erledigung einer Parlaments-Stelle nicht mehr der Kanzler, sondern der Sprecher des Unterhauses den Wahlbefehl ausfertigen solle. Shaftesbury stellte aber, ohne Rücksicht darauf, wieder Wahlbriefe zu Gunsten der Personen aus, die er gewählt haben wollte. Dies geschah fast gerade zu derselben Zeit, als die Engländer nur mit Mühe einem Ruyter, Tromp und anderen holländischen Admiralen das Gleichgewicht zu halten vermochten. In demselben unglücklichen Augenblicke erließ der König eine Declaration, welche den Non-Conformisten Erleichterungen gewährte. Diese Erklärung erbitterte, gerade weil sie tolerant war, das fanatisch anglikanische Parlament, und erregte im Volke eine solche Bewegung, daß 1673 ein neuer bürgerlicher Krieg von den Einen gehofft, von den Anderen gefürchtet ward. Das Parlament cassirte hierauf im Februar 1673 nicht nur alle durch des Kanzlers Wahlbriefe hervorgerufenen Wahlen, sondern es verzögerte auch die Zahlung der dem Könige bestimmten Summe von einer Million zweimalhundertsechszigtausend Pfund auf so lange, bis man wegen der königlichen Declaration und namentlich wegen des vom Könige in Anspruch genommenen Rechtes, die über Dissidenten und besonders über Katholiken verhängten Strafen zu erlassen oder zu mildern, einig geworden sei. Der König war mit Recht unwillig darüber, daß

man ihm, dem Haupte der anglikanischen Kirche, die Befugniß streitig machen wollte, von den im geistlichen Gesetze bestimmten Strafen zu dispensiren. Er hatte zwar, obgleich man ihm schon einmal drei Millionen und ein anderes Mal dritthalb Millionen zugestanden hatte, die ihm bedingungsweise bewilligten dreizehnmalhunderttausend Pfund sehr nöthig, weil er tief verschuldet war; dessenungeachtet wollte er aber nicht nachgeben. Der Streit ward so heftig, daß sogar dem nichtswürdigen Kanzler Shaftesbury, welcher Alles veranlaßt hatte, bange wurde. Dieser suchte sich aus der Sache zu ziehen; er erklärte sogar, daß er als Privatmann ganz anders rede, als wenn er amtlich auftrete. Der Zwist zwischen König und Parlament nahm eine immer üblere Wendung, bis endlich der König auf Ludwig's XIV. Rath nachgab. Dieser hatte ihm durch seinen Gesandten insgeheim sagen lassen, Karl möge während des Krieges nachgeben, später wolle er ihm mit Geld und Truppen dazu behülflich sein, über das Parlament Herr zu werden. Der König hob nicht blos die von ihm erlassene Declaration auf, sondern er stand auch sogar dem Parlament zu Gefallen von seinem Vorzugsrechte ab. Er ließ nämlich beiden Häusern verkündigen, daß das, was durch die Declaration in Rücksicht der durch das Gesetz angedrohten Strafen geschehen sei, nie auf künftige Fälle angewandt werden solle (should never be drawn in consequence).

Die Nachgiebigkeit des Königs bei einem so wichtigen Punkte nöthigte ihn unvermeidlicher Weise zu neuen Zugeständnissen, besonders in Bezug auf die Kirche, weil er selbst verdächtig war und seines Bruders Übertritt nach und nach im Volke bekannt wurde. Damals ließ auch Shaftesbury den König auf beleidigende Weise öffentlich im Stich, und wechselte zu aller Welt Erstaunen ganz plötzlich die Partei. Arlington hatte nämlich einen Plan, wie man sich des Unterhauses entledigen könne, ausgedacht und die Rede, die er in dieser Beziehung im Oberhause halten wollte, seinem Collegen Shaftesbury zweimal vorgelesen. Dieser hatte Alles gebilligt; als jedoch Arlington im Parlament seine Rede hielt, trat Shaftesbury gegen ihn auf und widerlegte in Anwesenheit des Königs und des Herzogs von York Satz für Satz seinen Vortrag. Der König entließ ihn nicht gleich nach diesem Schritte aus dem Ministerium, sondern erst etwas später (November 1673). Jetzt trat Shaftesbury

an die Spitze der Opposition, und ward als Haupt derselben durch seine Talente, seine Kenntnisse, seine Beredsamkeit, Bosheit und Gewissenlosigkeit dem Könige verderblich.

Von dieser Zeit an änderte sich die Stimmung im Lande völlig, und es ward, wie das zu geschehen pflegt, jetzt ebenso heftig gegen jede Handlung des Königs geschrieen, als man früher blind für ihn eingenommen gewesen war. Die Opposition galt zunächst vorzugsweise den Katholiken und dem Herzoge von York, welcher den Papismus auf thörichte Weise zur Schau trug; und das Geschrei gegen diesen und seine Glaubensgenossen ward um so mehr bedenklich, da auch der Krieg mit Holland durch die Schuld des Königs, welcher die ihm gewährten Gelder auf die leichtsinnigste Weise verschwendete, der Nation nicht Ruhm, sondern Schande brachte. Der Herzog war um so mehr verhaßt, weil er nicht blos seine erste Gemahlin zum römischen Glauben gebracht hatte, sondern auch nach dem Tode derselben um eine ganz papistische Prinzessin von Modena anhielt, mit der er sich später (im November 1673) auch vermählte. Um ihn zur Niederlegung der Stelle eines Reichs-Admirals zu nöthigen, setzte man im Parlament, wie es heißt, auf geheimes Betreiben des Ministers Arlington, welcher selbst Katholik war, das unter dem Namen der Test-Acte berühmt gewordene Gesetz durch, das erst in unseren Tagen wieder aufgehoben worden ist. Dieses Gesetz verordnete, daß jeder, der sich weigere den Eid des Gehorsams gegen den König als Oberhaupt der Kirche (the oath of allegiance and supremacy) zu leisten und das heil. Abendmahl nach dem Glauben und Gebrauche der anglikanischen Kirche zu nehmen, weder ein bürgerliches noch ein militärisches Staatsamt in England bekleiden könne. Die Minister widersetzten sich demselben nicht, weil sie unter einander entzweit waren und keine Möglichkeit sahen, die Annahme eines Gesetzes, welches die Auflösung des Ministeriums herbeiführen mußte, zu hintertreiben. Sie suchten nur noch eine andere Verordnung zu erlangen, durch welche sie gegen Verfolgung wegen dessen, was früher geschehen war, gesichert würden. Diese erhielten sie am 25. März 1673. Noch in demselben Monat mußte der Herzog von York alle seine Stellen niederlegen, und bald nachher auch Clifford, welcher Katholik war, aus dem Ministerium treten. Von diesem Augenblicke an

ward ein neuer Sturm auf den König, seine Minister und seine Umgebungen gerichtet, der sich nur dadurch beschwichtigen ließ, daß König Karl der aristokratischen Kammer Rechte einräumte, die sie nie gehabt hatte. Die Opposition blieb übrigens bei der Test-Acte nicht stehen, sondern auf ihren Betrieb wurde auch noch jedes Mitglied des Parlaments und jeder, der ein höheres Amt übernahm, bei Strafe von fünfhundert Pfund zur Ausstellung eines Reverses darüber verpflichtet, daß er an die Brod- und Wein-Verwandlung im Abendmahl nicht glaube und die Anbetung der Heiligen für Götzendienst halte. Im Jahre 1674 mußten endlich auch von drei noch übrigen Mitgliedern des Cabal-Ministeriums, Buckingham, Arlington und Lauderdale, die beiden Ersteren dem Unwillen des Volkes weichen und aus dem Ministerium treten.

Während dieser inneren Streitigkeiten ward der Krieg gegen Holland auch im Jahre 1673 zu Wasser und zu Lande ganz zum Vortheile der Franzosen und zum großen Nachtheile des Königs Karl, gegen den jetzt endlich auch sein Parlament karg wurde, fortgesetzt. Die holländische Flotte unter Tromp und Ruyter ward, nachdem sie vergebens die Mündung der Themse durch versenkte Schiffe unfahrbar zu machen gesucht hatte, von der französischen und englischen Flotte an ihrer eigenen Küste aufgesucht. Am 7. Juni 1673 trafen die drei Flotten auf einander, und diesmal segelte die französische Flotte der englischen voraus, weil man sie beschuldigt hatte, daß sie im Treffen bei Solebay (s. S. 452) sich absichtlich außer Schuß gehalten habe. Das Treffen blieb unentschieden, weil Ruyter, als er Tromp heftig bedrängt sah, die errungenen Vortheile nicht weiter verfolgte, um edelmüthig seinem Nebenbuhler zu Hülfe zu eilen. Nach einem zweiten Treffen am 14. Juni zogen sich die Engländer an ihre Küste zurück; Ruyter folgte ihnen aber nicht, weil er die Sache für eine Kriegslist hielt. Es genügte ihm, in zwei Treffen bewiesen zu haben, daß die holländische Flotte der vereinigten französischen und englischen gewachsen sei. Nachher sah sich König Karl durch sein Verhältniß zum Parlament und zur Nation, um nicht ganz zu sinken, zu einer großen Anstrengung für den Seekrieg genöthigt. Er ließ eine Flotte von hundertundfünfzig Schiffen ausrüsten und nach der holländischen Küste absegeln. Zum Befehlshaber derselben ward,

weil der Herzog von York seine Stellen hatte niederlegen müssen, der bekannte Prinz Ruprecht ernannt. Auf der Flotte wurden zugleich englische Landtruppen unter dem Oberbefehl des Pfälzers Friedrich von Schönburg oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Schomberg eingeschifft, um an der in neuester Zeit den Engländern schimpflich und schädlich gewordenen Landspitze des Helder ans Land gesetzt zu werden. Als die englische Flotte zugleich mit der französischen im Texel erschien, führte Ruyter ihr die seinige entgegen. Er traf am 21. August in geringer Entfernung vom Helder auf die feindliche Seemacht, und es kam zu einem Treffen, in welchem der Führer der Franzosen, d'Estrées, den Kampf wieder den Engländern allein überließ, weil er Befehl hatte, dafür zu sorgen, daß die Engländer und Holländer einander gegenseitig vernichteten. Das Treffen war hartnäckig und blutig, und beide Theile rühmten sich nachher des Sieges; die Engländer waren aber nicht im Stande gewesen, auch nur ein einziges holländisches Kriegsschiff zu erobern. Vor diesem Treffen hatte Prinz Ruprecht den Anführer des englischen Landheeres, Schomberg, so empfindlich beleidigt, daß derselbe sogleich seinen Abschied nahm und aufs neue in französische Dienste trat. Er ward, obgleich er Protestant war, von Ludwig XIV. bald nachher zum Marschall ernannt. Später verließ er Frankreich wieder, weil er nicht, wie Türenne that und jetzt so viele Deutsche thun, seine Überzeugung opfern wollte, um am Hofe besser gelitten zu sein *).

Daß König Ludwig und die ersten Männer einer geistreichen militärischen Nation, welche gerade damals den höchsten Punkt ihrer Bildung erreicht hatte, siegten und glänzten, wird nicht befremden können, weil die Könige, Minister und Feldherren, mit welchen Ludwig zu thun hatte, ebenso erbärmlich waren, als diejenigen, welche Napoleon Bonaparte unter seine Füße legte. Wir übergehen aus gutem Grunde alle diplomatischen Unterhandlungen und Ver-

---

*) Schomberg hatte zuerst unter den Franzosen, dann im dreißigjährigen Kriege unter den Schweden, hierauf in Holland unter Friedrich Heinrich und Wilhelm II., nachher in England gedient. Als französischer General war er früher auch nach Portugal geschickt worden, um an der Spitze des portugiesischen Heeres gegen die Spanier zu kämpfen. Wir haben eine ausführliche Lebensbeschreibung Schomberg's von Kazner.

träge, welche in dieser Zeit zum Vortheile der in Frankreich's Solde stehenden Diplomaten und zahlreichen Verräther an allen Höfen geschlossen wurden, um zu bemerken, daß im Laufe des Jahres 1673 auch der Kaiser und Spanien in den Krieg verwickelt wurden, und daß damals der Kampf der Franzosen mit Holland sich in einen Krieg mit jenen beiden Mächten, sowie im folgenden Jahre in einen Krieg mit dem deutschen Reiche und mit Brandenburg verwandelte.

Das deutsche Reich ward in Folge davon zu derselben Zeit, als die Holländer ihrer Feinde entledigt wurden, den unmenschlichen Verwüstungen und Erpressungen der Franzosen preisgegeben, welche Louvois anordnete und Türenne ausführte. Dabei waren, als endlich das Reich im März 1674 den Krieg beschloß, die getroffenen Anstalten, die Wahl der Befehlshaber und der Streit über Rang und Commando, welche nach Religion und Herkommen, nicht nach Geschick und Tüchtigkeit ertheilt wurden, ebenso lächerlich und abgeschmackt, wie in unseren Tagen die Debatten des Frankfurter Reichstages von 1848 und 1849. Wie in Frankfurt die kaiserlich östreichischen Beauftragten und der preußische ultramontane Redner im Geheimen arbeiteten, so waren im Jahre 1673 die Creaturen der Franzosen und der ihnen verkauften Fürsten thätig. Türenne zog verwüstend und raubend in Franken und sogar in Schwaben umher, ohne Widerstand zu finden. Als der Kurfürst von Trier eine kaiserliche Besatzung in Ehrenbreitstein aufnahm, besetzten die Franzosen mitten im Frieden seine Hauptstadt und verwüsteten sein Land. Auch die Pfalzgrafschaft Zweibrücken verheerte Türenne. Die Unterthanen des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz zwang er die Wege zu bahnen und an den Befestigungen der Brücke bei Oppenheim zu frohnden. Als endlich der Kaiser den Krieg erklärt hatte, machte Türenne die Pfalz unter unerhörten Erpressungen zum Sammelplatze aller seiner wilden Miethlinge, welche keinen Unterschied zwischen Kaiser und Reich machten und also in Feindes Land zu sein glaubten. Karl Ludwig wandte sich an den Kaiser, erhielt aber nur leere Versprechungen; er wandte sich an den schwäbischen und fränkischen Kreis, und diese schickten fünfzehnhundert Mann zu Fuß und fünfhundert Reiter, mit welchen natürlich nichts zu machen war. Louvois behandelte daher auch den Kurfürsten,

als dieser sich beklagte, mit jenem Übermuthe, den die an Phrasen reichen Franzosen, wenn sie im Glück sind, militärisches National-Gefühl nennen. Louvois erwiderte dem Kurfürsten, er wisse nicht, wie ein so kleiner Fürst einem so großen Könige, wie der seinige sei, mit Klagen beschwerlich fallen oder ihm Hindernisse in den Weg legen könne. Von den beiden französischen Generalen, welche die gleich den Mongolen Alles verheerenden Truppen commandirten, Rochefort und Vaubrün, antwortete der Eine auf die Vorstellungen des Kurfürsten gar nicht, der Andere ließ ihm sagen: er habe die Ehre, als Franzose und als Unterthan des größten Königs von der Welt geboren zu sein, er sei daher auch diesem allein Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig.

Ludwig behandelte schon im Jahre 1673 das Reich wie ein Land ohne Regenten. Er ließ der ganz neutralen Reichsstadt Straßburg ihre Brücke abbrennen, damit die kaiserlichen Truppen dort nicht über den Rhein gehen könnten. Er unterwarf alle zehn Reichsstädte des Elsasses, denen ebenso wie der Stadt Straßburg ihre Freiheit und ihre Verbindung mit dem Reiche im westphälischen Frieden gesichert worden war (s. Th. XIV., S. 498), und verleibte sie seinem Reiche ein. Seine Heere brandschatzten diesseit und jenseit des Rheins. Er drohte sogar, mit dreißigtausend Mann in die kaiserlichen Erblande einzufallen. Dagegen thaten die deutschen Fürsten und Stände nichts Anderes, als was sie bei drohender Gefahr immer zu thun pflegten: sie berathschlagten viel in Regensburg, ihre Juristen dictirten dort Vieles zu Protokoll, und ihre Diplomaten schrieben und redeten viel über Contingente, über Rüsten und Mobilisiren; zum Handeln aber kam es am Ende doch nicht. Der Kaiser schickte damals ein starkes Heer unter Montecuculi durch die Ober-Pfalz an den Main und Rhein. Montecuculi wollte dem Marschall Türenne, welcher aus Westphalen nach Franken gedrungen war, ein Treffen liefern; dies erlaubten ihm jedoch des Lobkowitz verrätherische Instructionen nicht, und Türenne kehrte in Folge davon glücklich über den Rhein zurück. Dort peinigte er nicht nur die armen Pfälzer durch Frohnden bei der Befestigung von Philippsburg, sondern er ließ auch rauben, morden und brennen. Montecuculi marschirte nachher an den Nieder-Rhein, vereinigte sich dort mit dem Prinzen von Oranien, und eroberte im

November das von den Franzosen besetzte Bonn. Die Letzteren begannen damals das holländische Gebiet ganz zu räumen, so daß sie im Frühling 1674 auf demselben nur noch die Städte Maastricht und Grave inne hatten. Sie gaben auch dem Kurfürsten von Brandenburg, den sie dadurch vergebens von Kaiser und Reich abzuziehen suchten, Schenkenschanz, Wesel und Rees zurück, und räumten im Frühjahr 1674 auch das Clevische. Im April 1674 söhnte sich der Bischof von Münster mit den Generalstaaten aus, und nachdem im Mai 1674 das Reich endlich den Franzosen den Krieg erklärt hatte, schloß auch der Kurfürst von Köln Frieden mit denselben.

Die schwedische Regierung ward durch die Kriegserklärung des deutschen Reiches, dem es als mächtiger Reichsstand angehörte, in große Verlegenheit gebracht. Sie hatte daher schon früher einen Friedens-Kongreß veranlaßt, welcher Ende Juni 1673 zu Köln eröffnet worden war, ohne daß man darum die Kriegsrüstungen einstellte. Diesem Kongresse wohnte auch der bekannte Wilhelm von Fürstenberg, welcher ein Regiment in französischen Diensten commandirte, als kur-kölnischer Gesandter bei, obgleich er sein Creditiv nie überreichte. Er benutzte seinen Titel eines kölnischen Geheimenrathes, um für die Franzosen mit den deutschen Fürsten zu intriguiren und wo möglich die Kriegserklärung des Reiches zu hintertreiben. Der Kaiser ließ ihn daher am 14. Februar 1674 durch dreihundert Mann des in der Nähe von Köln liegenden italiänischen Regiments Grana, welchem dabei zwei Officiere niedergeschossen wurden, auf offener Straße aufheben, als er eben von der Gräfin von der Mark zurückkam. Er wurde nach Bonn gebracht, und man hatte große Mühe, den sonst guten Kaiser Leopold davon abzuhalten, daß er ihn als Landesverräther hinrichten lasse. Diese Wegelagerung, welche kaiserliche Soldaten in der Hauptstadt des Kurfürsten von Köln gegen dessen Geheimenrath und Gesandten am hellen Tage ausgeführt hatten, reizte den unerhörten Stolz Ludwig's XIV. und seiner Minister, und führte die Auflösung des Kongresses herbei. Nachher verabredeten zwar drei französische Gesandte, Courtin, Barillon und der Herzog von Chaulnes, mit der schwedischen Regierung, welche zu vermitteln suchte, Friedens-Präliminarien (Juli 1674); dies war jedoch ebenfalls vergeblich, weil der Kaiser sich

nicht zur Freilassung Fürstenberg's verstehen wollte, welche König Ludwig zur ersten Bedingung des Friedens gemacht hatte. Flassan hat daher auch in seiner Geschichte der französischen Diplomatie der Geschichte Fürstenberg's eine ausführliche Behandlung gewidmet.

Während dieser Friedensverhandlungen dauerte der Krieg fort. Die Franzosen hatten 1674 drei Heere im Felde. Das eine stand unter Türenne's Commando am Ober-Rhein; das zweite ward von Condé gegen Wilhelm III. von Oranien geführt, welcher als Oberbefehlshaber der vereinigten spanischen und niederländischen Truppen in Brabant stand; an der Spitze des dritten entriß König Ludwig selbst den Spaniern innerhalb weniger Wochen die ganze Franche Comté. Die furchtbarsten Gegner der Franzosen blieben Wilhelm III. von Oranien und der große Kurfürst, weil sie ernste und tüchtige Männer waren, welche nicht, gleich allen anderen Fürsten, sich und das Volk einem hohen Adel oder pedantischen Juristen preisgaben. Wilhelm III. war, nachdem die Franzosen im Februar 1674 Holland und Seeland geräumt hatten, Erbstatthalter und General-Kapitain beider Provinzen und, als bald darauf die Franzosen aus Utrecht abgezogen waren, auch Erbstatthalter dieser Provinz geworden. Im folgenden Jahre bot Geldern ihm sogar die Souverainität an; er war aber zu klug, um diese anzunehmen, stellte vielmehr in Geldern und Over-Yssel die Staaten wieder her, trug aber dort, wie überall, Sorge dafür, daß nur seine Anhänger in denselben einen Sitz erhielten. Als im Sommer des Jahres 1674 Condé gegen ihn heranzog, lieferte er demselben am 11. August mit dem vereinigten spanischen und niederländischen Heere ein Treffen, während dessen er auch die kaiserlichen Truppen unter de Souches an sich zog. In diesem unweit Löwen beim Dorfe Seneffe gelieferten Treffen konnte Wilhelm jedoch nichts ausrichten, weil ihm ein General, wie der alte Condé war, gegenüberstand, und weil de Souches ebenso wenig Eifer zeigte, wie Bournonville. Das blutige Treffen blieb ohne Entscheidung, obgleich die Franzosen, welche mehr Beute und Gefangene als ihre Gegner machten, sich des Sieges rühmten. Souches zog nach demselben vor Grave, Wilhelm vor Huy; die Franzosen erhielten aber bald darauf sehr bedeutende Verstärkungen.

Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg stand damals am Ober-Rhein den Truppen Türenne's gegenüber, und hatte an diesem einen ihm völlig gewachsenen Gegner. Er hatte den Frieden von Vossem treulich bewahrt, bis das Reich den Krieg erklärte. Erst im Anfang des Juli 1674 hatte er mit dem Kaiser, den Generalstaaten und Spanien ein Schutz- und Trutz-Bündniß geschlossen und, gleich dem Könige von Dänemark und den Herzögen Georg Wilhelm und Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, gegen gute Bezahlung ein Heer für den Reichskrieg gestellt. Schweden, welches trotz seiner Pflicht als eines Reichsstandes neutral blieb, wandte alles Mögliche an, um den Kurfürsten vom Marsch an den Rhein abzuhalten; Friedrich Wilhelm ließ sich aber nicht irre machen, sondern zog über Heilbronn in den Elsaß, wo damals Türenne mit der Befestigung von Zabern beschäftigt war. Aus dem Verfahren der Schweden kann man sich einen Begriff von dem traurigen Zustande des deutschen Reiches machen, besonders wenn man dabei noch bedenkt, daß auch Bournonville und Souches an der Spitze der kaiserlichen Heere sich sehr zweideutig benahmen, und daß Herzog Johann Friedrich von Hannover innig mit Ludwig verbunden blieb. Türenne war auf die Nachricht, daß Bournonville, anstatt den Kurfürsten zu erwarten, gegen ihn marschire, wieder über den Rhein gegangen, hatte am 16. Juni bei Sinsheim ein kaiserliches Heer unter dem Herzoge von Lothringen geschlagen und während des Juni und Juli die Pfalz, trotz der aufgebotenen Reichs-Armee, auf eine gräßliche Weise verwüstet. Der Kurfürst Karl Ludwig hatte von seinem Schlosse in Heidelberg herab mit ansehen müssen, wie die Franzosen Städte und Dörfer niederbrannten und muthwillig den Wohlstand zerstörten, den er väterlich sorgend seit dem dreißigjährigen Kriege geschaffen hatte. Er wurde dadurch so sehr erbittert, daß er den Barbaren Türenne in einem vortrefflich geschriebenen Briefe, den dieser ablehnend beantwortete, zum Zweikampfe aufforderte*).

---

*) Der vortreffliche Brief des Kurfürsten und die kurze, aber sehr artige Antwort des Vicomte de Türenne sind zum ersten Male unter einer Masse von Papieren gedruckt worden, welche der Abbé Raguenet und der Herr von Ramsay 1782 unter dem Titel Collection des lettres et mémoires trouvés dans les portefeuilles de Mr. de Turenne herausgegeben haben. Sie stehen aber

Die Reste des bei Sinsheim geschlagenen Heeres vereinigten sich mit anderen kaiserlichen Truppen und mit der Reichs-Armee, zu welcher nachher auch achttausend Soldaten des Bischofs von Münster stießen. Der General Dünewald machte damals einen allgemein bewunderten Marsch von Darmstadt die ganze Bergstraße herauf nach Mannheim, wo man über den Rhein setzen wollte. In Heilbronn wurde am 11. September ein Kriegsrath gehalten, dem auch Kurfürst Friedrich Wilhelm beiwohnte. Da aber Bournonville ein Verräther war, und von den Mitgliedern des Kriegsrathes jeder befehlen, keiner gehorchen wollte, so war nicht daran zu denken, daß man einem General wie Türenne, welcher bei seinen Truppen ein unbedingtes Ansehen hatte, die Spitze hätte bieten können. Obgleich im Rathe zu Heilbronn niemand einer Schlacht gedacht hatte, so lieferte doch Bournonville, anstatt das heranziehende brandenburgische Heer zu erwarten, welches nachher schon am 11. Oktober eintraf, am 3. Oktober bei Ensisheim unweit Straßburg ein Treffen. Er wurde in demselben geschlagen. Wenige Tage darauf setzte Friedrich Wilhelm bei Straßburg über den Rhein; er fand jedoch dort bei Bournonville so wenig Neigung, dem großen feindlichen Feldherrn eine entscheidende Schlacht zu liefern, daß dieser sich nach einigen blutigen Gefechten an der Saar heraufziehen und in Lothringen die Winter-Quartiere beziehen konnte. Von hier aus benutzte Türenne die Zwietracht und Unordnung, welche im feindlichen Heere herrschten, zu einem plötzlichen Überfalle. Bournonville hatte, woraus man ihm nachher vor dem Kriegsgerichte einen Vorwurf machte, die Bewohner des oberen Elsasses, in welchem seine Truppen lagen, so sehr gepeinigt, daß überall Mangel entstanden war, und daß man dadurch genöthigt gewesen war, die Truppen weit aus einander zu legen. Die Quartiere des kaiserlichen Heeres erstreckten sich von Ensisheim bis nach Mümpelgard und Basel, die der Brandenburger von Kolmar bis nach Malmünster, die der Lüneburger von Schlettstadt bis nach Straßburg. Da diese Stellungen noch dazu schlecht bewacht wurden, so war es für Türenne, welchen Condé mit zehntausend Mann verstärkt hatte, sehr leicht, die Feinde

---

auch in Gaillard's Histoire de la rivalité de la France et de l'Espagne, vol. VIII, p. 37. Beide Briefe sind von demselben Datum (dem 27. Juli 1674).

bei Mühlhausen unvermuthet zu überfallen und ihnen einen bedeutenden Verlust beizubringen. Sie sammelten sich zwar bei Kolmar wieder; aber ihre Anführer waren und blieben nicht nur in stetem Zwist, sondern sie waren auch zum Theil verkauft, oder verfolgten ihre besonderen politischen Zwecke, nicht die militärischen der Gesammtheit. Türenne griff daher am 13. Januar 1675 die Deutschen, die sich wieder über den Plan der Schlacht heftig zankten, bei Türkheim an. Es erfolgte eine blutige Schlacht, und in dieser verloren zwar nach den deutschen Berichten die Franzosen viele Leute, ihre Gegner wagten aber dessen ungeachtet nicht, jenseit des Rheins zu bleiben, sondern kehrten schon am 11. Januar auf das rechte Ufer zurück.

Über den Verrath Bournonville's kann kein Zweifel sein; die Generale Caprara und Dünewald weigerten sich sogar, ferner mit ihm zu dienen. Er wurde daher auch vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen. Einige der Fragen, die man bei dieser Gelegenheit ihm vorlegte, können beweisen, daß es damals mit der östreichischen Aristokratie nicht besser stand, als jetzt mit der englischen. Man fragte ihn z. B., warum er seine im Sundgau zerstreuten Leute nicht sogleich gesammelt habe; warum er elf Tage nach erhaltener Nachricht von Türenne's Marsch sich gar nicht gerührt habe; warum er gerade im entscheidenden Augenblicke zum Kurfürsten von Brandenburg nach Colmar gereist sei, ohne diesem etwas zu sagen, was er ihm nicht auch durch einen Dritten hätte mittheilen lassen können u. s. w. Nachher erhielt übrigens Bournonville wieder ein Commando in Catalonien. Sein Gönner Lobkowitz war im Oktober 1674 gestürzt worden, nachdem man zuvor den geheimen Secretär desselben verhaftet und aus den bei diesem gefundenen Papieren den Beweis erhalten hatte, daß Beide die öffentliche Sache verrathen hatten. Doch hatte es erst noch der Hülfe der Kaiserin bedurft, um Lobkowitz ganz zu entfernen. Dies geschah am 16. Oktober, an welchem Tage der Kaiser ohne ihn mit Schwarzenberg, Zinzendorf und Lamberg eine Rathssitzung hielt. Am nächsten Morgen wurde Lobkowitz verhaftet; er speiste aber auch an diesem Tage noch allein mit dem Pater Emmerich. Nachher erklärte man ihn seiner Ämter und Ehren verlustig, und zog seine Güter ein. Nach seinem Sturze wurde das Kabinet von dem

Kanzler Paul Hocher, einem persönlichen Feinde des Kurfürsten von Brandenburg, geleitet. An Bournonville's Stelle aber erhielt Montecuculi den Oberbefehl des Heeres.

Während Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, von welchen Beweggründen er dabei auch geleitet sein mochte, mit dem Erbfeinde des Reiches für die deutsche Ehre und für einen Kaiser kämpfte, dessen hochgeborene Minister und Generale ihn betrogen und verriethen, bereitete die feile und in Üppigkeit versunkene schwedische Aristokratie ihm die Gelegenheit, zu beweisen, daß die Eigenschaften, welche Gustav Adolf ausgezeichnet hatten, auf ihn und die Tüchtigkeit des schwedischen Heeres auf das seinige übergegangen seien. Ein Theil des schwedischen Reichsrathes war bekanntlich ganz an Frankreich verkauft, wünschte aber die Subsidien des französischen Königs fort zu beziehen, ohne daß man sich öffentlich gegen die Feinde desselben erklären müsse. Dies war im Sommer 1674, als das deutsche Reich den Franzosen den Krieg erklärt und Dänemark sich ihm angeschlossen hatte, nicht länger möglich geschienen, weil Ludwig gefordert hatte, daß Schweden wenigstens den Kurfürst von Brandenburg abhalten solle, dem Bunde seiner Feinde beizutreten. Man hatte daher den Kurfürsten durch den schwedischen Gesandten auf jede Weise bearbeiten lassen, damit er am Reichskriege keinen Theil nehme. Als diese Bemühungen fruchtlos geblieben und der Kurfürst mit seinem Heere nach dem Elsaß aufgebrochen war, hatte nicht nur der schwedische Gesandte am 10. Oktober 1674 das brandenburgische Lager verlassen, sondern es waren auch schwedische Truppen unter dem alten Feldmarschall Karl Gustav Wrangel als Verbündete der Franzosen nach Deutschland übergesetzt worden, die dann im Januar 1675 in die Mark Brandenburg einbrachen und sich dort einquartierten. Diese Truppen übten zwar vorerst keine Feindseligkeiten; ihr Führer erklärte aber ausdrücklich, daß Schweden die völlige Vertreibung der Franzosen aus Deutschland nicht zugeben könne. Den wahren Grund davon, nämlich die Furcht, nicht länger französische Subsidien zu erhalten, hütete sich Wrangel auszusprechen; er versteckte vielmehr nach der Art frommer Leute die wahre Absicht hinter die heuchlerische Erklärung, die Vertreibung der Franzosen aus Deutschland würde den Untergang der Evangelischen zur Folge haben.

Der Kurfürst von Brandenburg blieb, obgleich die Schweden sich in seinem Lande einquartiert hatten, bei seinem Heere in Franken, und leistete gerade damals dem Vaterlande die Dienste, welche zu leisten der Kaiser durch seinen Kanzler gehindert wurde. Er beschäftigte nämlich nicht allein den Marschall Türenne am Ober-Rhein so lange, bis endlich der Kaiser im Mai zwei Heere unter Spork und Montecuculi dahin schickte, sondern er war auch den deutschen Truppen, welche Türenne im Januar über den Rhein zurückgedrängt hatte, behülflich, ein Unterkommen zu finden. Als nämlich dieselben in Schwaben Quartier nehmen wollten, verbat sich dies der Herzog von Würtemberg, weil er es mit dem mächtigen Nachbarn, von dem er ein Jahrgeld bezog, und der seine Unterthanen peinigen ließ, nicht verderben wollte. Auch in Franken wurde, als die deutschen Truppen dort Quartier suchten, dagegen protestirt, und der Kaiser selbst weigerte sich, als Reichsoberhaupt an die Stände des Kreises darüber zu schreiben. Der Kurfürst dagegen reiste bei den angesehensten Reichsständen Franken's umher und beredete sie, ihre Landsleute bei sich aufzunehmen. Ganz reiner Patriotismus (wer wird den erwarten?) war dies freilich nicht; denn der Kurfürst wußte recht gut, wie sehr der prahlende und prunkende schwedische Adel die vortreffliche Kriegsmacht Gustav Adolf's und Karl's X. habe verfallen lassen, und hatte schon vorausgesagt, daß die Schweden ihm jetzt einen Vorwand geben würden, Pommern wieder zu erlangen. Er rechnete nämlich darauf, daß die Generalstaaten bei einem Angriffe der Schweden auf ihn diesen vermöge der bestehenden Verträge ebenfalls den Krieg erklären und eine Flotte in die Ostsee schicken würden. Er knüpfte damals, was bei den Holländern, bei dem Kaiser und bei allen deutschen Fürsten mit Recht Mistrauen erregte, überall Unterhandlungen an, um eine Kriegserklärung gegen Schweden zu bewirken, und machte zu diesem Zwecke sogar selbst eine Reise nach Holland. Seine Bemühungen waren aber erfolglos, und er blieb auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Dies gereichte ihm nachher zum größten Vortheile; denn er erhielt dadurch Gelegenheit, sich als einen ausgezeichneten Feldherrn zu beweisen und der Welt zu zeigen, was sich mit einem zwar kleinen, aber gut organisirten und von tüchtigen Männern angeführten Heere leisten lasse.

Die Schweden hatten anfangs im Ganzen gute Mannszucht gehalten; bald nachher aber fuhren sie da fort, wo sie im dreißigjährigen Kriege stehen geblieben waren. Wrangel erhob nämlich nicht nur, ohne daß er mit dem Kurfürsten im Kriege sein wollte, die landesherrlichen Steuern für schwedische Rechnung, schrieb schwere Contributionen aus und befestigte viele haltbare Punkte, wie Stargard und Landsberg, sondern er ließ auch Heerden von Vieh wegtreiben, errichtete Magazine von requirirtem Getraide, warb im fremden Lande u. dgl. m. Doch hielt er immer noch eine leidliche Disciplin; als er aber erkrankte und sein Stiefbruder, der Generallieutenant Waldemar Wrangel, das Commando erhielt, übten die verwahrlosten und nicht bezahlten Soldaten den schändlichsten Unfug. Zugleich bedrohten die Schweden damals die Festung Spandau und eroberten Havelberg. Sie hatten dabei überall mit dem Landvolke zu kämpfen, welches sie auch hinderte, bei Werben über die Elbe zu gehen. Jetzt eilte der Kurfürst zur Rettung seines Landes herbei.

Niemand ahnte, daß der Kurfürst von Franken her plötzlich erscheinen könne, als er auf einmal nach Magdeburg kam. Dort ließ er sogleich die Thore schließen, um zu verhindern, daß die Schweden von seinem unbegreiflich schnellen Marsche Nachricht erhielten, weil er ihre einzeln stehenden Heerhaufen überfallen wollte, ehe sie sich vereinigen könnten. Am 23. Juni 1675 brach er, von den Generalen Derfflinger, Görzke, Lütke und dem Landgrafen von Hessen-Homburg begleitet, mit fünftausendsechshundert Reitern, tausend Musketieren, drei Zwölfpfündnern und zehn Regiments-Stücken von Magdeburg nach Rathenau auf. Unterwegs erfuhr er, daß der Anführer des dort einquartierten schwedischen Regiments nichts von seiner Annäherung wisse oder ahne. Er nahm, als er am 25. Rathenau überfiel, dieses Regiment nebst seinem Obersten und seinen Officieren gefangen. Von Rathenau aus drängte er sich zwischen den Feldmarschall Karl Gustav Wrangel, welcher mit dreitausend Mann bei Havelberg lag, und den General Waldemar Wrangel, der mit dem übrigen Heere bei Brandenburg stand. Eine Schlacht wollte der Kurfürst erst dann liefern, wenn sein Fußvolk, das ihm von Magdeburg her nachfolgte, angekommen wäre; als er jedoch erfuhr, daß die beiden

schwedischen Heere, welche von seinem Herannahen Kunde erhalten halten, sich nicht mehr über Nauen, sondern auf einem Umwege über Fehrbellin vereinigen würden, beschloß er, sie eilig anzugreifen, ehe sie in Ordnung wären.

Er that dies, obgleich er nur etwa siebentausend Mann *) bei sich hatte und das von ihm angegriffene schwedische Heer elftausend Mann stark war, am 28. Juni 1675 in der Nähe von Fehrbellin, und trug einen vollständigen Sieg davon. Man erzählt, daß in dem Treffen der Kurfürst selbst, weil er den Feinden durch sein Pferd kennbar war, das Leben verloren haben würde, wenn nicht sein Stallmeister Froben, welcher merkte, daß auf den Kurfürsten gezielt werde, ihm sein Pferd gegeben und dadurch die Kugel auf sich gezogen hätte. Weil uns aber alle romantischen Geschichten aus dem Gewühle der Schlacht verdächtig sind, so wollen wir lieber mit Stenzel erzählen, daß die Kugel über den Hals des kurfürstlichen Pferdes hinweg flog und nur zwei Schritte entfernt den Stallmeister traf. Die Schweden verloren übrigens bei Fehrbellin zwar nur viertausend Mann; ihr Heer löste sich aber nach der Schlacht fast gänzlich auf, da es größtentheils aus geworbenen Deutschen bestand und diese jetzt andere Dienste nahmen. Das wichtigste Ergebniß der Schlacht bei Fehrbellin bestand darin, daß durch den Sieg über das schwedische Heer, welches bis dahin für das Beste in Europa gegolten hatte, der Ruhm des brandenburgischen oder des nachherigen preußischen Heeres und durch dieses eine neue Militär-Macht ohne Nationalität gegründet wurde. Nach dem Siege des Kurfürsten wagte endlich auch der deutsche Reichstag die Schweden für Reichsfeinde zu erklären. Dänemark und Brandenburg aber besetzten diejenigen deutschen Provinzen Schweden's, auf welche sie alte Ansprüche hatten oder zu haben glaubten. König Ludwig XIV. rächte jedoch an den Spaniern und an den schwachen deutschen Fürsten das, was seine Verbündeten erlitten, und nöthigte nachher die Besieger der Schweden, im Frieden Alles wieder herauszugeben, was sie im Kriege gewonnen hatten.

Die Hauptunternehmungen der Franzosen in dem Jahre 1675 und den folgenden waren gegen die Spanier und die Deutschen gerichtet. Ludwig's Feldherren erfochten damals die Siege, wegen

*) Friedrich der Große sagt in den Mémoires de Brandenbourg 6500.

deren er selbst in Paris noch immer in akademischer poetischer Prosa, sowie in Versen von gleicher Art gepriesen wird. Den Spaniern wurde 1675 einerseits die Franche Comté wieder entrissen, und König Ludwig, welcher scheinbar unter Condé als Freiwilliger diente, eroberte Dinant, Huy und Limburg. Andererseits ward Schomberg, welcher im Jahre 1673 bis zum Februar 1674 zwischen der Maas und der Sambre an der Spitze eines Heeres gestanden hatte, mit dem schlechteren Theile des Heeres an die Pyrenäen geschickt, und bedrängte die Spanier von Roussillon aus. Schomberg führte dort den Krieg mit solchem Ruhm, daß er wegen dieses Feldzuges den Marschalls-Stab erhielt. Am Rhein standen sich 1675 Montecuculi und Türenne gegenüber, nachdem der Marquis Vaubrün seit April 1675 am linken Rhein-Ufer seine Unmenschlichkeiten aufs neue geübt, und unter Andern Wiesloch, Bruchsal, St. Remy und Gernsheim niedergebrannt hatte. Jedermann freute sich, als dieser mordbrennerische General nach einem von Montecuculi gewonnenen Treffen getödtet wurde; man ahnte aber nicht, daß außer ihm noch Hunderte von anderen Raubmördern im französischen Heere commandirten. Türenne selbst verlor um jene Zeit ebenfalls das Leben. Er war über den Rhein gesetzt, um eine Stelle zu suchen, an welcher er dem Heere Montecuculi's mit Vortheil ein Treffen liefern könne, als er am 27. Juli bei Sasbach unweit Achern von einer Falkonet-Kugel getödtet ward. Die Franzosen gingen hierauf über den Rhein zurück, und wurden am 1. August bei Altenheim von Montecuculi geschlagen. De Lorges, welcher nach Türenne's Tode dessen Commando eine Zeitlang führte, konnte den Grafen Montecuculi nicht hindern, gegen Hagenau vorzudringen. Als jedoch Condé das Commando am Ober-Rhein übernommen hatte, wendete Montecuculi sich wieder um, und bezog schon im September theils im Elsaß und Breisgau, theils in Schwaben und Franken die Winter-Quartiere. Beide Feldherren, Montecuculi und Condé, beendigten damals ihre militärische Laufbahn; sie zogen sich am Ende des Jahres 1675 ins Privat-Leben zurück, und starben der Eine 1680, der Andere 1686. Übrigens hatte 1675 ein anderes Reichsheer, unter der Führung Karl's III. von Lothringen und der Herzöge Georg Wilhelm und Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, im August den

Herzog von Crequi bei Saarbrück geschlagen, Trier erobert und Crequi selbst gefangen genommen.

Im Jahre 1676 war Wilhelm III. von Oranien trotz seiner Anstrengungen nicht im Stande, die von König Ludwig angegriffenen spanischen Festungen Bouchain und Condé zu retten. Die Franzosen eroberten die Erstere sogar im Angesichte eines Heeres von fünfzigtausend Mann, welches unter Wilhelm III. in der Nähe lag. Wilhelm wollte nachher den Verlust von Bouchain durch die Einnahme von Maastricht rächen, der einzigen holländischen Festung, die sich noch in Gewalt der Feinde befand; er mußte aber, nachdem er sich schon in der Contrescarpe dieses Platzes festgesetzt hatte, die Belagerung wieder aufheben, weil Schomberg mit einem Heere zum Entsatze heranrückte. Zu gleicher Zeit ward auch im mittelländischen Meere zwischen den Franzosen und Holländern gekämpft. Es war nämlich eine französische Kriegsflotte, welche Colbert seinem Könige neben der Handels-Marine geschaffen hatte, an den Küsten von Neapel und Sicilien erschienen, und dies hatte die Holländer bewogen, ihren Ruyter in das mittelländische Meer zu schicken. Ruyter lieferte dem französischen Admiral Düquesne im April 1676 ein Treffen, in welchem er selbst das Leben verlor. Der Tod dieses Helden, der sich durch seine Fähigkeiten und seine Unerschrockenheit vom niedrigsten Stande emporgeschwungen hatte und ein Muster aller Tugenden, besonders der Demuth und Bescheidenheit, war, ward von Freunden und Feinden beklagt.

Am Ober-Rhein commandirte 1676 der ungestaltete und bequeme Herzog von Luxembourg die Franzosen, sowie Herzog Karl IV. von Lothringen, ein Sohn des Herzogs Franz, dessen Oheim, Karl III., kurz vorher gestorben war, das deutsche Reichsheer. Es galt dem Besitze der damaligen Reichsfestung Philippsburg, welche ein Eigenthum Frankreich's war und vom Herzog Karl angegriffen wurde. Der Herzog von Luxembourg bot Alles auf, um sie zu entsetzen. Er zog zu diesem Zwecke zuerst am linken Rhein-Ufer her, und setzte dann am 23. August über den Fluß; der Herzog von Lothringen aber, der sich ihm bei Offenburg entgegenstellte, verhinderte den Entsatz der Festung, und die französischen Truppen in Philippsburg wurden am 9. September genöthigt zu capituliren. Da Luxembourg sich im Breisgau nicht halten

konnte, so kehrte er über den Rhein zurück und bemächtigte sich der Stadt Mümpelgard, die einer würtembergischen Nebenlinie gehörte.

Den Verlust von Philippsburg ersetzte Ludwig im Jahre 1677 reichlich durch die Eroberung aller noch nicht genommenen Orte an der Nordgrenze von Frankreich, welche er nachher unüberwindlich machen ließ. Ludwig hatte im Anfange des Jahres eine ungeheuere Zahl von Truppen zwischen Valenciennes, Cambray und St. Omer gesammelt, und man wußte lange nicht, welche von diesen Städten er zunächst anzugreifen gedenke; die Festungswerke von allen waren aber in gleichem Grade vernachlässigt. Schon im März 1677 wurde nach einer Belagerung von nur sieben Tagen Valenciennes genommen. Gleich im Anfang April fiel Cambray mit Ausnahme der Citadelle. Unterdessen hatte der Herzog von Orleans die Belagerung von St. Omer schon begonnen. Prinz Wilhelm wollte diesem Platze Entsatz bringen, wurde aber, nachdem der Herzog von Luxembourg mit einem neuen Heere erschienen war, am 11. April bei Montcassel zu einem Treffen genöthigt und in demselben geschlagen. Doch erwarb er sich damals durch einen meisterhaften Rückzug in ganz Europa großen Ruhm. St. Omer ward hierauf von den Franzosen eingenommen, und nun ergab sich ihnen auch die Citadelle von Cambray. Wilhelm versuchte nachher vergebens durch einen kühnen Marsch ins französische Gebiet Charleroi zu nehmen; der Herzog von Luxembourg zwang ihn, die Belagerung dieser Stadt alsbald wieder aufzuheben. Wilhelm III. hatte überhaupt den großen Generalen Ludwig's XIV. gegenüber selten Glück; er war aber stets nach einem verlorenen Treffen in kurzer Zeit wieder ebenso mächtig oder gar noch mächtiger, als vorher. Er erhielt daher auch während des Krieges in den sieben Provinzen, wo das Volk ihn als einen ächten, klugen, zähen, kalten, stets besonnenen Holländer anbetete, immer mehr Einfluß, und wünschte die Fortdauer des Krieges, welcher ihn groß machte, während seine Gegner, die Aristokraten, nach einer raschen Vollendung desselben strebten, weil sie sein monarchisch-militärisches Ansehen fürchteten. Aus diesem Grunde unternahm Wilhelm sogar noch dann, als der Frieden bereits geschlossen war, einen Kriegszug. Die in Köln unterbrochenen Friedensunterhandlungen (s. S. 471 f.) waren seit 1675 in Nymwegen fortgesetzt worden, ohne daß man sich hatte einigen

können; im Jahre 1677 aber, als die Franzosen einerseits Freiburg und das Breisgau genommen, und andererseits in den spanischen Niederlanden alle Städte außer Namür und Mons (Bergen) im Westen und außer Nieuport und Ostende im Norden erobert hatten, waren sie zum Frieden geneigter. Auch die Generalstaaten wünschten die Beendigung des Krieges; Wilhelm aber suchte dieselbe dadurch abzuwenden, daß er sogar im August 1678, als er schon wußte, daß Frieden geschlossen sei, dem Herzoge von Luxembourg mit Erfolg ein blutiges Treffen lieferte, um dadurch wo möglich den Frieden zu stören.

10. Ende von Ludwig's XIV. holländischem Kriege.

Ludwig XIV. war ebenso wenig zum Frieden geneigt, als Wilhelm III.; allein seine Minister, welche ebenso ausgezeichnet im Kabinet waren, wie seine Generale im Felde und seine Akademiker in der Wissenschaft, der Kunst und der Literatur, erkannten, daß eine Veränderung eingetreten war, die den Unternehmungen der Franzosen nachtheilig werden mußte. Die Lage des Königs Karl II. von England war nämlich fast unhaltbar geworden, und da das Parlament ihm schon 1673 alle ferneren Subsidien zu einem Kriege, den er als Verbündeter Ludwig's führte, versagt hatte, so war er genöthigt gewesen, Frieden mit Holland zu schließen. Dieser Frieden war durch die Vermittelung des spanischen Gesandten in den Niederlanden, Don Pedro Velasco, Marquis von Fresne, zu Stande gekommen und im Februar 1674 zu Westminster unterzeichnet worden. In Folge davon mußte Ludwig, welcher noch immer ein kleines englisches Hülfs-Corps in seinem Heere hatte, besorgen, daß König Karl durch sein Parlament werde gedrängt werden, sich mit Holland gegen ihn zu verbünden. Er war also jetzt geneigt, auch seinerseits mit den Holländern Frieden zu schließen. Der englische König schickte damals den Lord Temple, welcher das volle Zutrauen der Holländer besaß und früher die Triple-Allianz gestiftet hatte (s. S. 440 f.), nach dem Haag, um die Generalstaaten zu einem Separat-Frieden mit Frankreich zu bewegen. Temple brachte es in der That dahin, daß beschlossen wurde, Friedensunterhandlungen in Nymwegen zu eröffnen. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich König Karl II. wieder als einen unerhört leichtsinnigen und ge-

wissenlosen Regenten. Er fuhr fort, von Ludwig XIV. Gelder anzunehmen und sich dagegen zu verpflichten, daß er nicht die von seiner Nation, sondern die von Ludwig gewünschte Politik befolgen wolle. Zu gleicher Zeit setzte er den Kampf mit dem Parlament fort, welches er meistens gleich nach seinem Zusammentritte wieder entließ. Er berief dasselbe sogar, als er es im November 1675 vertagt hatte, erst nach fünfzehn Monaten (Februar 1677) wieder ein, und veranlaßte dadurch das Geschrei, daß er die Verfassung verletzt habe, weil nach einem Statut, welches einst Eduard III. erlassen hatte, das Parlament jedes Jahr versammelt werden müsse (s. S. 56). Karl hatte, wenn irgend etwas Schlechtes ausgeführt werden sollte, an seinen Ministern Danby und Lauderdale stets willige Werkzeuge. Doch verweigerten sogar diese ihre Unterschrift, als Karl im Februar 1676 sich in einem neuen Vertrage mit Ludwig XIV. verpflichtete, demselben gegen eine Summe Geldes von allen Berathschlagungen und Verhandlungen Nachricht zu geben. Karl half sich damit, daß er die beiden Minister ihrer Mitwirkung enthob, und den Vertrag allein unterzeichnete und siegelte.

Die Eröffnung der Friedensunterhandlungen in Nymwegen verzögerte sich, weil Kaiser Leopold den verhafteten französischen Obersten von Fürstenberg (s. S. 471 f.) nicht wieder freigeben wollte, und König Ludwig sich weigerte, auf Unterhandlungen einzugehen, ehe dies geschehen sei. Ludwig war sogar dann noch nicht zum Nachgeben zu bewegen, als Fürstenberg selbst erklärte, daß er bis zum Abschlusse des Friedens in des Kaisers Haft bleiben wolle. Obgleich auch der Bischof von Straßburg, Franz von Fürstenberg, den König dringend bat, in Betreff dieses Punktes nachzugeben, so that er es doch erst im Jahre 1676. Auf solche Weise ward durch Ludwig's Stolz sogar der bloße Beginn der Friedensunterhandlungen verzögert, und das Elend der von den Franzosen mishandelten Deutschen und Lothringer verlängert. Als Ludwig 1676 seine Gesandten, d'Estrades, d'Avaux und Colbert de Croissy, nach Nymwegen geschickt hatte, dauerte es noch einige Zeit, bis auch die Gesandten des deutschen Kaisers, des Königs von Spanien und der übrigen Mächte eingetroffen waren. Nachher wurden die Unterhandlungen durch eine lange Reihe von höchst lächerlichen und kindischen Streitigkeiten über Etikette, Titulaturen, Formeln und andere

Nebensachen sehr in die Länge gezogen, wobei die Franzosen ihren Übermuth auf eine recht auffallende Weise an den Tag legten. Als Beispiel mag dienen, daß, als man übereingekommen war, in den engen Gassen von Nymwegen nur zweispännig zu fahren, die französischen Minister auf Pomponne's Befehl dies als der Würde ihres Königs unangemessen ablehnten. Sie wollten ferner nicht zugeben, daß die Kurfürsten zwei Gesandten beim Kongreß halten dürften, weil dies nur Königen vergönnt sei. Als man dagegen einwandte, daß der Kaiser selbst den Kurfürsten königliche Rechte zugestehe, erhielten die französischen Gesandten von ihren Ministern den Befehl, sich dieser Gelegenheit zu bedienen, um zu zeigen, daß ihr König zwar Vorschriften gebe, aber von keinem Menschen annehme. Auch Gesandte des Herzogs von Lothringen wollte Ludwig auf dem Kongreß nicht zulassen, weil dieser kein unabhängiger Fürst mehr sei.

Der Abschluß eines Separat-Friedens zwischen Frankreich und Holland wurde durch Wilhelm's III. Vermählung mit einer englischen Prinzessin gefördert. Schon 1674 hatte Karl's II. Lord-Schatzmeister, der von ihm zum Grafen von Danby erhobene Osborne, dem Prinzen von Oranien die Hand der Tochter von Karl's Bruder Jakob antragen lassen; Wilhelm war jedoch nicht darauf eingegangen, weil er jenem Minister nicht traute. Im Jahre 1677 reiste er selbst wegen dieser Sache nach England, und jetzt kam die Heirath zu Stande. Jakob hatte von seiner ersten Gemahlin, der Tochter Clarendon's, zwei Töchter, Maria und Anna, und diese waren, obgleich er ihre Mutter zum katholischen Glauben bekehrt hatte, protestantisch erzogen worden. Wilhelm bewarb sich um die ältere, Maria, und erreichte seinen Zweck, weil Maria gleich anfangs eine leidenschaftliche Zuneigung zu ihm faßte, die sich auf einen fast unglaublich hohen Grad steigerte und ihr nachher jedes Opfer leicht machte. Er ward bei seiner Bewerbung durch den Grafen Danby und durch den englischen Gesandten im Haag unterstützt; dagegen war nicht nur der Vater der Prinzessin, sondern auch König Karl einer Heirath abgeneigt, welche voraussichtlich dem Ersteren verderblich werden mußte. Doch ließ sich der König durch Danby und Temple bereden, seine Einwilligung zu ertheilen; und die Vermählung ward, nachdem Monate lang über die Sache verhandelt worden war, schon

im November 1677 vollzogen, obgleich Karl sie bis nach dem Frieden hatte verschoben haben wollen.

Von diesem Augenblick an war und blieb Wilhelm der geheime Führer desjenigen Theiles der englischen Aristokratie, welcher überzeugt war, daß der Herzog von York wegen seiner pfäffischen Natur und wegen der Abneigung des Volkes gegen den Papismus nicht zum Beherrscher von England tauge. Dies fühlte auf der anderen Seite auch des Herzogs Bruder, der König; er hoffte aber durch französisches Geld und durch ein stehendes Heer der Nation trotzen zu können. Daß er so dachte, beweist der berüchtigte Brief, den er noch am 25. März 1678 schreiben ließ, und welcher später dem Grafen Danby eine Anklage auf Hochverrath (impeachment) zuzog, weil er von diesem aufgesetzt worden war, obgleich der König selbst noch eine Art Nachschrift beigefügt hatte. In diesem Briefe erbot sich Karl gegen den König von Frankreich, den größten Theil des Heeres, welches mit dem vom Parlament reichlich zugestandenen Gelde geworben worden war, zu entlassen und innerhalb sechs Monaten kein Parlament einzuberufen, wenn Ludwig ihm sechs Millionen Livres geben wolle. König Ludwig ging freilich auf Karl's Anerbieten nicht ein; unmöglich konnte aber doch die Niederträchtigkeit des Königs von England und der gewissenlosen Männer, denen er die Leitung der Staatsgeschäfte anvertraut hatte, verborgen bleiben. Um den allgemeinen Unwillen über seine enge Verbindung mit Ludwig XIV., soviel er konnte, zu besänftigen, zog Karl seine Truppen ganz vom französischen Heere zurück, nahm, obgleich er immer noch mit Ludwig in geheimer Verbindung blieb, die Miene an, als ob er der großen Allianz beitreten wolle, und spielte in Nymwegen die Rolle eines Vermittlers.

Die Bedingungen des Friedens, welche Ludwig anbot, schienen dem Kaiser und Reich, dem Kurfürsten von Brandenburg, dem Herzoge von Lothringen, dem Könige von Dänemark, den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg und dem Bischof von Münster so hart, daß keiner von ihnen darauf eingehen wollte. Nur die Niederländer, denen Ludwig die Rückgabe von Maastricht angeboten hatte, waren geneigt, Frieden zu schließen. Das ohnmächtige Spanien hatte sich anfangs ebenfalls gegen die von den Franzosen vorgelegten Bedingungen gesträubt; es mußte sich aber, um nicht ganz allein zu stehen, gefallen lassen, daß die

Generalstaaten auch die Unterhandlungen für Spanien führten. In England drängte das Parlament und besonders das Volk den König, den Abschluß eines Friedens auf jede Weise zu Stande zu bringen. Im Anfange des Januar 1678 wurde daher zwischen England und Holland ein Vertrag geschlossen, durch welchen die Friedensbedingungen bestimmt wurden; und das Parlament bewilligte eine Million Pfund, um nöthigenfalls den Frieden zu erzwingen. Im März kam sogar zwischen England und Holland ein Vertrag inniger Verbindung und wechselseitiger Verbürgung ihrer Besitzungen zu Stande, der für Holland im siebenzehnten Jahrhundert vortheilhaft war, im achtzehnten aber der Republik verderblich geworden ist.

Bei den Verhandlungen in Nymwegen hatten unterdessen die französischen Minister, von welchen Pomponne der höflichste und mildeste, Colbert hart und grob, Louvois grausam und hochmüthig war, gegen das Reich, Lothringen, Brandenburg und Dänemark einen Stolz und Trotz gezeigt, wie man ihn früher nur von Seiten der Perser, Türken und Mongolen gewohnt war. Die Unterhandlungen selbst wurden 1676 und 1677 ebenso systematisch langsam geführt, wie der Krieg. Am 10. August 1678 aber schloß endlich Frankreich einen Separat-Frieden mit Holland und dem diesem verbündeten Spanien, weil man dadurch die übrigen Mächte zu isoliren und zur Annahme der härtesten Bedingungen zu zwingen hoffte. Diese Absicht der französischen Regierung gelang vollständig. Doch würde König Ludwig den Holländern nicht so viel nachgegeben haben, als er that, wenn nicht seit 1676 die Dinge in England eine Wendung genommen hätten, welche dort den Ausbruch einer neuen Revolution befürchten ließ. Übrigens war der Friedensvertrag zwischen Holland und Frankreich so eingerichtet worden, daß Ersteres alle Vortheile erntete, alle Nachtheile dagegen auf Spanien gewälzt wurden. Holland erhielt nämlich nicht blos Maastricht, sondern auch alle von den Franzosen besetzten Städte und Herrschaften wieder; auch ward dem Prinzen Wilhelm sein Fürstenthum Orange zurückgegeben. Spanien dagegen, welches jedoch erst am 18. September 1678 diesen Frieden annahm, erhielt zwar von Frankreich die eroberten Städte Charleroi, Binche, Oudenarde, Ath und Cortryk, Stadt und Herzogthum Limburg, das Land jenseit der Maas, die Stadt Gent, das Fort Rodenhus, die Landschaft

Waes, die Städte Leuve und St. Guilain, sowie die Stadt Puycerda in Catalonien zurück; es mußte aber an Frankreich die ganze Franche Comté, Valenciennes, Bouchain, Condé, Cambray und die Landschaft Cambresis, Aire, St. Omer, Ypern, Warwick, Warneton, Poperingen, Bailleul, Cassel, Bavai und Maubeuge abtreten.

Nachdem Holland und Spanien Frieden gemacht hatten, war für das deutsche Reich kein Grund mehr vorhanden, den Krieg fortzusetzen; dieses beschloß daher, Frieden zu schließen, und überließ diesmal dem Kaiser, die Sache in seinem Auftrage und Namen zu Ende zu bringen. Dem Kaiser lag theils wenig am Reich, theils hatte ihm Ludwig durch die Schaaren von kabalirenden Diplomaten und Verräthern, die in seinem Solde standen, so viele Händel in Ungarn und Siebenbürgen und mit den Türken erweckt, daß er sich Alles gefallen ließ. Die französischen Gesandten trieben den Übermuth so weit, daß sie erklärten, wenn der Kaiser nicht vor Ende des Jahres 1678 die ihm vorgeschriebenen Bedingungen annehme, so würden sie noch ganz andere machen. Der Kaiser unterschrieb daher, nachdem er den Obersten von Fürstenberg längst in Freiheit gesetzt hatte, schon am 5. Februar 1679.

In diesem von Kaiser und Reich mit Frankreich und Schweden geschlossenen Nymwegener Friedensvertrage mußten sich die Ersteren und ihre Verbündeten Alles gefallen lassen, was Ludwig's übermüthige Botschafter ihnen vorschrieben. Der westphälische Frieden wurde zwar im Allgemeinen bestätigt; aber von den Rechten der durch diesen dem Reiche vorbehaltenen zehn Städte und der unmittelbaren Reichsritterschaft des Elsasses, welche Ludwig gewaltsam unterdrückt hatte, war ebenso wenig die Rede, als von denen der Äbbte von Lüre und Murbach und der Unterthanen des Bischofs von Basel. Auch das der Stadt Straßburg entrissene Gebiet ward nicht zurückgegeben. Das eroberte Freiburg im Breisgau blieb den Franzosen, welche dagegen dem Reiche das von dessen Truppen eroberte Philippsburg ließen. Allen denen, welche dem französischen Könige mit Gewalt oder Verrath Hülfe geleistet hatten, ward das Verlorene zurückgegeben. Die Fürstenberge mußten in alle ihre Güter und Rechte wieder eingesetzt, alle gegen sie erlassenen Straf-Edicte zurückgenommen werden. Der Kaiser mußte, im Fall Dänemark oder Brandenburg die Herausgabe der auf Kosten Schwe-

den's gemachten Eroberungen verweigerten, das Versprechen geben, nicht zu erlauben, daß die Truppen beider Staaten irgendwo im Reiche Quartiere bezögen, während den Franzosen vergönnt ward, Huy, Verviers, Aachen, Düren, Limnich, Nuys und Zons so lange besetzt zu behalten, bis Schweden alles Verlorene wieder erhalten habe. Dem Herzog Karl IV. von Lothringen wurde der Besitz seines Landes nur unter Bedingungen zugestanden, welche so demüthigend waren, daß er sie ausschlug und lieber seines Landes beraubt blieb. Erst durch den Frieden von Ryswick ward Lothringen wieder seinem rechtmäßigen Herrn zurückgegeben; dieser war, da Karl damals nicht mehr lebte, sein Sohn Leopold. Die erwähnten Bedingungen bestanden darin, daß Karl den Franzosen nicht blos vier Militär-Straßen durch sein Land in die Franche Comté und ins Elsaß gestatten müsse, sondern daß auch gleichlaufend mit denselben ein Strich Landes in der Breite einer halben Meile seiner Herrschaft entzogen und an Frankreich abgetreten werden solle, sowie daß er seine Hauptstadt Nancy gegen Toul austauschen müsse. Während die mächtigeren Verbündeten des Kaisers am härtesten büßen mußten, kamen dagegen die schwächeren besser davon, weil sie sich am frühesten in ihr Schicksal ergaben. Wir meinen unter diesen besonders den Nachfolger des im Herbst 1678 gestorbenen streitbaren Bischofs Bernhard von Münster und die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, von welchen der eine, der katholisch gewordene Johann Friedrich, ganz Franzose war und sich auch im Kriege als französischer Verbündeter verdient gemacht hatte (s. S. 448 u. 473). Der Bischof von Münster, welcher am 29. März einen besonderen Frieden mit Frankreich und Schweden schloß, mußte zwar den Schweden die Orte, deren er sich bemächtigt hatte, zurückgeben; er erhielt aber dafür von ihnen hunderttausend Thaler als Ersatz der auf Befestigungen verwendeten Kosten, sowie eine ebenso große Summe von König Ludwig. Die Herzöge vou Braunschweig-Lüneburg schlossen an demselben Tage, an welchem der Nymwegener Vertrag unterzeichnet wurde (5. Februar 1679) zu Celle einen Frieden mit Frankreich und Schweden. Ludwig bestand in demselben nicht strenge darauf, daß die Herzöge unbedingt Alles, was sie besetzt hatten, den Schweden zurückgeben sollten. Dies geschah, wie wir vermuthen, den beiden Herzögen

Georg Wilhelm und Johann Friedrich zu Gefallen, welche mehr mit Franzosen und Italiänern als mit Deutschen verkehrten. Die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg mußten freilich Bremen und Verden wieder herausgeben, sie behielten aber doch alle Einkünfte, die sie während des Besitzes aus denselben gezogen hatten. Überdies durften sie nicht nur alle Renten und Einkünfte, die sie vor dem westphälischen Frieden aus den Stiftern gezogen hatten, sondern auch die beiden ansehnlichen Ämter Thedinghausen und Dovern behalten, und es wurden ihnen außerdem noch alle von ihrem Gebiete umschlossenen Stücke, sowie eine Summe von dreimalhunderttausend Thalern gegeben.

Auch die beiden mächtigsten von den zum Reiche gehörenden Staaten, die sich an den Bund gegen Ludwig's Anmaßungen angeschlossen hatten, Dänemark und Brandenburg, machten besondere Friedensschlüsse. Diese müssen hier etwas ausführlicher erwähnt werden, weil dabei gelegentlich noch einige Punkte der Kriegsgeschichte hervorzuheben sind.

In Dänemark hatte Friedrich III. fast gegen seinen Willen eine von jeder Theilnahme des Volkes und des Adels freie Regierung erlangt, und sein Minister Schuhmacher, den er zum Grafen von Greifenfeld machte, hatte eine despotische Regierung geführt, welche Alles gegen ihn erbitterte (s. S. 187—199). Greifenfeld hatte den alten Adel dadurch zu vernichten gesucht, daß er ihn bewog, seine Güter zu veräußern und in anderen Gegenden Grafschaften und Baronieen zu kaufen. Er hatte seine Absicht so schnell erreicht, daß es schon 1663 vierzehn Grafen in Dänemark und zwei in Norwegen, sowie im ersteren Lande fünfzehn Barone gab, während man hier wie dort bisher weder von Grafen noch Baronen etwas gewußt hatte. Unter Friedrich's III. Sohn und Nachfolger, Christian V., ward der allmächtige Minister das Opfer der Rachgier seiner Gegner und einer Verbindung, welche dieselben mit dem brandenburgischen Gesandten Brandt geschlossen hatten. Keiner unter ihnen war jedoch dem gestürzten Minister an Fähigkeiten und Kenntnissen gleich, und der junge König selbst erklärte, daß unter seinen Räthen sich keiner befinde, welcher den als groben Verbrecher von den rachsüchtigen Dänen verfolgten und bestraften Greifenfeld ersetzen könne.

Während der Regierung Friedrich's III. und auch unter seinem Nachfolger Christian V. waren die Dänen in stetem Streite mit den Herzögen von Holstein=Gottorp, welche durch den Krieg Karl's X. von Schweden mit Dänemark die Souveränität in den Herzogthümern erlangt hatten (s. S. 172). Man war wegen der Theilung der gemeinschaftlichen Einkünfte von Schleswig, sowie wegen des Lübeckischen Bisthums in Zwist. Nachher kam noch ein Streit über die Beerbung des letzten Grafen von Oldenburg, Anton Günther, hinzu, welchem sowohl der Herzog von Holstein, als der König von Dänemark verwandt war. Diese Streitigkeiten führten auch Verwicklungen mit Schweden herbei, dessen König Karl XI. durch Bündniß und Verwandtschaft mit Holstein=Gottorp verknüpft war. Als daher der große Bund gegen Ludwig XIV. und seine Verbündeten, zu denen die Schweden gehörten, geschlossen wurde, versprach Christian V. demselben seinen Beistand; er wagte sich aber erst 1675, als der Kurfürst von Brandenburg den glänzenden Sieg bei Fehrbellin erfochten hatte, ins Feld. Dies geschah sonderbar genug zu derselben Zeit (im Juni 1675), als Christian's V. Schwester, Ulrike Eleonore, mit dem jungen Könige von Schweden verlobt ward.

Der erste Schlag der Dänen traf den Herzog Christian Albert von Holstein. Es ward, noch ehe der Krieg erklärt worden war, ein dänisches Heer in Holstein versammelt, und der Graf von Greifenfeld, der damals noch in Ehren und Würden war, bewies bei dieser Gelegenheit durch einen Gewaltstreich, von welcher Art seine vielgepriesene und mit Gütern, Ehren und Titeln, sogar auch vom Kaiser, übermäßig belohnte Staatsweisheit sei. Doch war es nach den besten Nachrichten nicht er, sondern der Kurfürst von Brandenburg, der den dänischen König zu demselben bewog. Die verwittwete Königin von Dänemark lockte nämlich ihre Tochter, die Herzogin von Holstein, nach Kopenhagen; und als dies geschehen war, lud König Christian V., indem er sich von dem Herzoge von Holstein in Gottorp hatte bewirthen lassen, denselben zu sich auf seine Festung Rendsburg ein, um ihn dort zu seinem Gefangenen zu machen (25. Juni). Der in Haft genommene Herzog fügte sich schon nach fünf Tagen in den sogenannten Rendsburger Vertrag, den man ihm vorlegte, und der die härtesten Bedin=

gungen enthielt. Seine Minister verweigerten zwar ihre Zustimmung; er selbst gab aber in Allem nach, weil seine Gemahlin sich noch in Kopenhagen befand und sein Land von den dänischen Truppen besetzt war. Zufolge dieses erzwungenen Vertrages wurden alle Städte den Dänen geöffnet, die holsteinischen Truppen in dänische Dienste gegeben, Alles auf den Zustand vor dem Roeskilder Frieden zurückgeführt, und nicht nur das Amt Schwabstedt, sondern auch die Urkunde, durch welche Friedrich III. den Herzog für souverain in Schleswig erklärt hatte, zurückgegeben.

Von diesem Augenblicke an führte Christian V., in Verbindung mit dem Kurfürsten von Brandenburg und unterstützt von einer kleinen holländischen Flotte, den Krieg mit Schweden zu Wasser und zu Lande. Schon Mitte December 1675 nahmen die Dänen Wismar, sowie gleich nachher auch Rostock, Ribnitz und Damgarten ein. Im Anfange des folgenden Jahres eroberten dreitausend Mann Dänen, mit denen sich brandenburgische, lüneburgische und münsterische Truppen vereinigt hatten, die Herzogthümer Bremen und Verden, welche dann unter die Verbündeten getheilt wurden. In demselben Jahre erlangte König Christian auch den Besitz der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, da der Herzog von Plön, dem die Hälfte dieser Erbschaft gebührte, sich mit dem Herzogthum Norburg abfinden ließ. Dagegen retteten sich der Herzog von Holstein-Gottorp und dessen Bruder, der Bischof von Lübeck, durch die Flucht nach Hamburg aus dem Bereiche der Dänen, und protestirten von dort aus gegen den erzwungenen Vertrag von Rendsburg. Im weiteren Fortgange des Krieges erfocht 1676 der dänische Admiral Juel einen ebenso entscheidenden Sieg über die Schweden, als derjenige war, welchen der große Kurfürst ein Jahr früher bei Fehrbellin erfochten hatte. Dagegen mislang der Versuch der Dänen, in das innere Schweden tiefer einzudringen; denn sie wurden, als sie in Halland erschienen, bei Halmstadt geschlagen. Im December erschien auch König Karl XI. an der Spitze seiner Schweden in Schoonen, und lieferte den von ihrem Könige angeführten Dänen in der Nähe von Lunden, der alten Hauptstadt von Schoonen, ein Treffen, dessen Ausgang jedoch unentschieden blieb. In diesem Jahre (1676) ward zum Unglück für Dänemark der Graf von Greifenfeld durch eine Kabale gestürzt, weil man ihn

beschuldigte, er wolle, was ihm als Staatsmann zur Ehre gereicht, Dänemark von der deutschen Ohnmacht losreißen und mit der französischen Übermacht verbinden. Greifenfeld allein würde vielleicht, als gleich nachher in Nymwegen unterhandelt wurde, den König aus der Verlegenheit gezogen haben, so daß derselbe nicht alle Vortheile eines für sein Land sehr drückenden Eroberungskrieges eingebüßt hätte.

Der Kurfürst von Brandenburg und der König von Dänemark schlossen noch am Ende des Jahres 1676 einen neuen gegen Schweden gerichteten Bund, und setzten, während man in Nymwegen ernstlich unterhandelte, den Krieg so eifrig fort, daß 1678 alle deutschen Länder der Schweden in ihrer oder ihrer Verbündeten Gewalt waren. Auch erhielt der Kurfürst gerade in dem Augenblicke, als die Franzosen um den Beginn des Jahres 1679 in seinen westphälischen Besitzungen zwar langsam, aber systematisch vorrückten, und durch eine Heeresabtheilung dem Könige von Dänemark Oldenburg und Delmenhorst wegzunehmen trachteten, noch einmal Gelegenheit zu beweisen, daß er und das von ihm gebildete Heer dem schwedischen Heere und dessen Anführern ebenso überlegen sei, als dieses unter Karl X. den Dänen überlegen gewesen war. Es waren nämlich, während der Kurfürst nach der Eroberung von Stettin, Greifswalde und Stralsund sich im sicheren Besitze von ganz Pommern glaubte, sechszehntausend Schweden aus Liefland in Preußen eingefallen und bis nach Insterburg vorgedrungen. Der Kurfürst befand sich zwar, als er im December 1678 diese Nachricht erhielt, weit von Preußen entfernt in Westphalen, und kränkelte noch dazu; allein er besann sich keinen Augenblick, trotz der härtesten Kälte und obgleich gerade damals die Franzosen ganz Cleve besetzten, sogleich gegen die Schweden aufzubrechen. Die Letzteren, welche von Insterburg noch weiter vordrangen, hatten bei ihrem Einfalle in Preußen darauf gerechnet, daß die dort herrschende Unzufriedenheit über Friedrich Wilhelm's monarchischen Despotismus, welcher Recht, Herkommen und Gerechtigkeit verachtete, ihnen die Unterstützung der Einwohner verschaffen werde; und der Kurfürst sah sich deshalb auch genöthigt, den General Görzke mit dreitausend Mann nach der Stadt Königsberg vorauszuschicken, welche besonders ungerecht und grausam behandelt worden war, und zwar mehr, um dort die

Ruhe zu erhalten, als um die Schweden anzugreifen. Er selbst brach im Anfange des Jahres 1679 mit einem auserlesenen Heere von nicht ganz viertausend Mann zu Fuß und sechstausend Reitern auf, und marschirte während einer gräßlichen Kälte mit solcher Eile, daß er täglich sechs bis sieben Meilen und am letzten Tage sogar zwölf Meilen zurücklegte. Erst in Marienwerder, wo er am 21. Januar ankam, hielt er zwei Rasttage. Seine Absicht war, den Schweden, sobald er sie ereilt habe, ein Treffen zu liefern; diese hatten aber seine Annäherung erfahren und sich zurückgezogen, wobei sie durch Kälte und Ermüdung, sowie durch Kämpfe mit den Bauern mehrere tausend Mann verloren. Sie wurden von Görzke verfolgt, und auch der Kurfürst bot Alles auf, um sie einzuholen. Er ließ von weit und breit her Schlitten zusammenbringen und auf denselben sein Fußvolk über Preußisch-Mark, Holland und Heiligenbeil, sowie nachher sieben Meilen weit über das zugefrorene frische Haff nach Königsberg fahren. Auch hier verweilte er nicht, weil er erfuhr, daß die Schweden schon Tilsit erreicht hätten. Während Görzke und die ihm als Verstärkung nachgeschickten Reiter den Weg einschlugen, welcher im Bogen um das kurische Haff herum führt, wagte der Kurfürst selbst mit dem Fußvolke, dem Geschütze und dreitausend Reitern den drei Meilen langen geraden Weg über das Eis des kurischen Haffs bis zur Mündung der Gilge. Er holte die Schweden, nachdem dieselben schon durch die vorausgeschickten Truppen in der Nähe von Tilsit geschlagen worden waren, auf ihrem Rückzuge nach Liefland bei dem eine halbe Meile von Tilsit entfernten Dorfe Splitter ein, brachte ihnen eine völlige Niederlage bei, und verfolgte sie dann noch bis Bauske, acht Meilen von Riga. Sie leisteten zwar dem Feinde, dem Mangel und der Kälte heldenmüthigen Widerstand, erlitten aber die größten Verluste. Ihr Anführer Horn wurde gefangen, und von sechszehntausend Mann kamen höchstens fünfzehnhundert nach Riga zurück.

Die Siege und Eroberungen der Brandenburger und Dänen waren und blieben nicht allein für diese fruchtlos, sondern sie führten sogar den König von Frankreich auf den Gipfel der Macht. Sie gewährten nämlich dem stolzen Könige die Gelegenheit, dem gesammten Europa zu beweisen, daß er allein im Stande sei, seine

Freunde zu retten und seine Feinde zu verderben. Vergebens protestirte der Kurfürst von Brandenburg, als er den schlimmen Gang der Friedensverhandlungen in Nymwegen sah, bei Kaiser und Reich gegen den Abfall seiner Verbündeten; vergebens suchte er durch demüthigende Bitten seines Gesandten Meinders den Grafen d'Avaux ru rühren. Er mußte, wie der dänische König, sich nach Paris selbst wenden. Hier wurde ihm mit großem Übermuth begegnet, und zwar nicht blos von Ludwig selbst und von dem grausamen, unmenschlichen Louvois. Auch Colbert behandelte den Kurfürsten und seinen Gesandten auf hochmüthige Weise; denn von allen Ministern Ludwig's war nur Pomponne nie brutal, weshalb dieser auch misfiel und später entfernt wurde. Louvois und der König selbst erklärten den von Brandenburg und Dänemark nach Paris geschickten Gesandten, es sei für Frankreich ein Ehrenpunkt, nicht zuzugeben, daß Schweden auf irgend eine Weise geschmälert werde. Nur mit Mühe erhielt der Kurfürst im April 1679 einen Waffenstillstand auf vier Wochen. Das Clevische war unterdessen ganz ausgesogen worden, die Franzosen gingen über den Rhein, und Lippstadt und Wesel wurden ihnen als Pfand für eine Verlängerung von vierzehn Tagen eingeräumt. Der Kurfürst mußte über jedes einzelne Stück seiner Eroberungen unterhandeln. Er schrieb Anfang Juni 1679 an den König die Worte, die ihm gewiß sehr weh thaten: er lege ja in des Königs Hände den besten Theil seiner auf rechtmäßige Weise, mit vielem Blute und mit der Verwüstung seines Landes gemachten Eroberungen, dafür bitte er aber, ihm doch den Überrest zu lassen. Alles war aber vergeblich. Er mußte am 29. Juni den Frieden von St. Germain schließen, der ihn zur Herausgabe aller seiner Eroberungen verpflichtete, mit alleiniger Ausnahme von Golnow in Pommern, welches er als ein mit fünfzigtausend Thaler lösbares Pfand behalten durfte. König Ludwig versprach ihm für den Fall, daß er sein früheres Bündniß mit Frankreich erneuere, dreimalhunderttausend Thaler Entschädigung für den von französischen Truppen verübten Schaden. Der Kurfürst bestätigte zwar den Friedensvertrag augenblicklich; dessenungeachtet räumten aber die Franzosen erst im Oktober 1679 seine Besitzungen in Westphalen und erst im Februar 1680 die Stadt Wesel.

Der König von Dänemark mußte sich, als französische Truppen unter dem Marschall von Crequi die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst besetzten, ebenfalls zur Unterwerfung unter Ludwig's Willen bequemen. Er schloß am 10. August den Frieden von Fontainebleau, in welchem er versprach, den Herzog von Holstein-Gottorp wieder einzusetzen und alle Eroberungen an Schweden zurückzugeben. Am 26. September schlossen hierauf Dänemark und Schweden, unter französischer und kursächsischer Vermittelung, den Friedensvertrag von Lunden. Schweden erhielt damals freilich alles Verlorene wieder; allein die französischen Subsidien, welche seine Oligarchie verpraßte, waren ein schlechter Ersatz für den im Kriege erlittenen Schaden. Es hatte nicht weniger als fünfzig Millionen Thaler, vierzig große Kriegsschiffe und hunderttausend Menschen verloren.

XII. Letzte Zeit des siebenzehnten Jahrhunderts.

1. Wiederherstellung der schwedischen Monarchie und Kriegsmacht durch Karl XI. und politische Verhältnisse Dänemark's unter Christian V.

Der Misbrauch, welchen der schwedische Adel seit Karl's X. Tode mit dem ausschließlichen Besitze der Regierung getrieben hatte, erreichte mit dem Frieden zu Lunden sein Ende, weil unmittelbar nachher drei Stände dem Könige, als er die Nation wieder aufzurichten und den hohen Adel niederzudrücken suchte, eine Art von Dictatur einräumten. Der Reichsrath, dessen Oligarchie bisher das Fett des Landes verzehrt und alle Stellen seinen Creaturen und Verwandten ertheilt hatte, war nur durch die vereinigten Bemühungen des Königs und der Stände vom Ruder zu entfernen; diese Entfernung des blos vom Adel unterstützten Reichsrathes wurde aber unmittelbar nach dem Kriege nicht nur vom Könige, sondern auch von den drei anderen Ständen für durchaus nothwendig erkannt. Die Finanzen waren ganz zu Grunde gerichtet; alle Kassen waren leer, so daß den Beamten und sogar den Gesandten in Nymwegen Jahre lang ihr Gehalt nicht ausgezahlt ward; und doch hatte man seit Karl's Tode einundzwanzig Tonnen Goldes Schulden gemacht. Die auf den Juli 1680 einberufene Ständeversammlung mußte deshalb gebraucht werden, um eine völlige Reform zu bewirken. Dies war aber nur dadurch möglich, daß man, ohne gerade die Verfassung aufzuheben oder wesentlich zu verletzen, dem Könige eine dictatorische oder mit anderen Worten eine despotische Gewalt ertheilte. Dazu sollte das Heer dienen, welches der König angeführt hatte, und von dem er angebetet ward; und die vielen

Liefländer, welche im Kriege gedient hatten und von den schwedischen Adeligen im Heere beeinträchtigt wurden, waren bereit, dabei behülflich zu sein.

Schon zur Zeit der Königin Christina hatte man die sogenannte Reduction oder die gesetzliche Wiedereinziehung der vom Adel verschleuderten oder usurpirten Güter und Einkünfte der Krone als das einzige Mittel erkannt, dem Reiche aufzuhelfen. Unter Karl X. war dieselbe aufs neue angeregt worden. Weil jedoch mit einer solchen Maßregel eine völlige Umänderung aller Verhältnisse und das Verderben der angesehensten Familien verbunden sein mußte, so war damals die Reduction nur zum kleinsten Theile ausgeführt worden (s. S. 148 f.). Jetzt verlangten zuerst die Geistlichen und die Bauern, dann aber (im Oktober 1680) mit ihnen vereinigt auch der Bürgerstand eine strenge Ausführung der Reduction, weil sonst die Staats-Maschine ins Stocken gerathen werde. Der Adel bot Alles auf, um die Sache zu hintertreiben; allein er scheiterte an dem Charakter des Königs, welcher entschlossen, vorsichtig und, wenn es nöthig war, unerbittlich hart war. Karl entfernte den verschwenderischen und hochmüthigen Kanzler Magnus de la Gardie, sowie alle anderen Beamten, denen er zutraute, daß sie dem Reichsrathe mehr anhingen als ihm. Er übertrug das Kanzleramt an Bengt Oxenstierna; und dieser leitete nachher in Verbindung mit seinem Freunde, dem Staats-Secretär Akerhielm, die Veränderungen so, daß Beide sogar nach dem Eingeständnisse ihrer Gegner sich als höchst patriotische Männer bewiesen. Nachdem man Alles gehörig vorbereitet hatte, wurden die Vorschläge des Königs an besondere geheime Ausschüsse gebracht, und zugleich das Ritterhaus unter dem Vorwande einer Ehrenwache durch Soldaten ganz eingeschlossen. Dann faßten die drei niederen Stände einen Beschluß, durch welchen eine ganz absolute Gewalt in die Hände des Königs gelegt ward (9. December 1680). Dieser Beschluß, dem weder der Reichsrath, noch die Ritter zu widerstreben vermochten, bestand in der Erklärung, daß der König an keine Regierungsform gebunden sei, daß er wegen der Maßregeln, die er in Betreff der Reichsverwaltung ergreife, keinem Menschen Rechenschaft schuldig sei, und daß er sogar durch Testament über die Verfassung und die Art der Regierung Verfügung treffen könne. Zugleich versprachen

die drei Stände, sich Allem, was der König auf diese Weise verordnen werde, willig zu fügen. Ja, sie wurden sogar nur mit Mühe abgehalten, dem Könige auch die letzte Entscheidung über Krieg und Frieden, sowie über das Ausschreiben von Steuern zu überlassen. Als der Reichstag diese Beschlüsse faßte, trugen die Theologen, deren Einfluß in Schweden ebenso groß war, als in England, dafür Sorge, daß die damals durch die calvinistischen Theologen von Oxford gepredigte Lehre von der Verpflichtung der Unterthanen zum unbedingten Gehorsam auch auf den Kanzeln und in den Beichtstühlen des lutherischen Landes Schweden eingeschärft werde. Der Adel sah sich gezwungen, die Beschlüsse der anderen Stände anzunehmen. Auf solche Weise ward in Schweden eine Revolution durchgeführt, deren hauptsächlichstes Ergebniß darin bestand, daß die Verwaltung nicht mehr wie früher vom Könige und dem Reichsrathe, sondern vom Könige allein geleitet wurde. Dies sprach auch der König in der Antwort, welche er den Ständen ertheilte, aus. Die gesetzgebende und constituirende Gewalt, heißt es in derselben ausdrücklich, stehe zwar allein dem Könige zu, doch könne er sie nur in Verbindung mit den Reichsständen ausüben. Diesen von dem Adel und der Ritterschaft angenommenen Bestimmungen gemäß ward aus dem Reichsrathe ein königlicher Staatsrath.

Im Oktober 1682 wurde ein neuer Reichstag eröffnet, welcher bis zum Januar 1683 versammelt blieb; und auf diesem wurde, während die drohende Einziehung aller jemals veräußerten Güter, Renten und Einkünfte der Krone den ganzen Adel, besonders aber die Reichsraths-Familien, in Schrecken hielt, schon behauptet, der König brauche eigentlich die Stände nicht zu berufen, es sei nur eine Gnade, wenn er sie zu Rathe ziehe. Zu gleicher Zeit ward gerichtlich ausgesprochen, daß alle Mitglieder der vormundschaftlichen Regierung, welche an der Finanz-Verwaltung Theil genommen hätten, verpflichtet seien, dem Reiche den während ihrer Verwaltung erlittenen Schaden zu ersetzen. Dieser Urtheilsspruch wurde, allen gegen ihn erhobenen Einwendungen zum Trotze, durch die Reichsstände bestätigt und damit das Vermögen aller reichen Adelsfamilien von der Gnade des Königs abhängig gemacht. Jetzt wurden auch die fünf hohen Reichsämter (s. S. 185 f.) nicht mehr besetzt, und der König hatte fortan einen Staatsrath neben sich und einen Hof um

sich, den er selbst wählte und der nur von ihm abhing. Außerdem ward auch die auf die Reichstagsbeschlüsse von 1650, 1655, 1660, 1672 und 1675 gegründete Reduction vorgenommen, zu deren strenger Durchsetzung ein eisernes Gemüth, wie Karl XI. es hatte, gehörte. Der König bestellte eine Commission, welche die Sache ordnen und durch die Landeshauptleute ausführen lassen sollte. Bei dieser Reduction ging man bis auf das Jahr 1632 zurück, und es wurden nicht blos alle verschenkten und verschleuderten, sondern auch die verpfändeten Güter wieder eingezogen. Die Pfand- oder Kaufsummen sollten zwar zurückgezahlt werden; dagegen sollte aber der bisherige Inhaber auch alle Einkünfte, welche den wahren Werth überstiegen, an die Krone zurückerstatten, so daß er froh sein konnte, wenn er nicht noch zusetzen mußte. Die Reduction wurde auch auf alle zum Reiche gehörenden Nebenländer ausgedehnt. In Liefland sollte sie mit der Zeit der Heermeister beginnen und Alles in sich begreifen, was damals dem Erzbischofe, dem Orden oder der Geistlichkeit gehört hatte. In Esthland wurde Alles, was der König sich und der Krone damals vorbehalten hatte zurückgefordert. In Ingermannland galt es den von Gustav Adolf für unveräußerlich erklärten Kirchspielen, in Kerholm allen Grafschaften und Freiherrnschaften, mochten sie nun vertheilt und vertauscht sein oder nicht. In Bremen und Verden forderte man alle bischöflichen und erzbischöflichen Tafelgüter, die Prälaten- und Kloster-Güter und die im oberen und unteren Stifte gelegenen Domkapitel-Güter, in Mecklenburg und Pommern, sowie auf der Insel Rügen die Tafelgüter zurück. In Schoonen, Halland und Blekingen erstreckte sich die Reduction auf alle Vergebungen und auf die für Bornholm erhaltene Entschädigung, in ganz Jemtland und Herjedalen aber auf alle Güter, welche jemals zur Krone gehört hatten. Zugleich wurde erklärt, daß die eingezogenen Güter auf ewige Zeiten mit der Krone unzertrennlich verbunden sein sollten.

Da Alles mit Härte, ja mit Grausamkeit ausgeführt wurde, so verarmten gerade die reichsten und vornehmsten Familien, die Oxenstierna und Brahe etwa ausgenommen, am ersten. Die Geistlichkeit, welche nach einem Antrage des Bauernstandes jetzt Steuern entrichten mußte, litt ebenfalls. Die einzelnen Stände waren unter sich entzweit, sie suchten jeder den König zu gewinnen, und dieser

ward dadurch mächtiger mit den Ständen, als er ohne dieselben hätte sein können. Er trieb die Sorge für seine Kammer freilich sehr weit, ließ den inneren Werth der Münze verschlechtern, zahlte dann die ihm in gutem Gelde geliehenen Kapitalien in schlechtem zurück, setzte willkürlich die zu acht Procent geliehenen Gelder auf den Zinsfuß von fünf herab, und gab gleich dem König Friedrich II. von Preußen allen seinen Leuten eine so geringe Besoldung, daß man ihm den schlechten Witz in den Mund legte, er wisse nicht, ob seine Leute selig würden, reich würden sie aber gewiß nicht. Dabei muß man aber eingestehen, daß er auch in Beziehung auf sich und seine Familie sehr sparsam war, daß er mit den großen Summen, welche er aus den Händen ihrer langjährigen Besitzer wieder in die Staatskasse brachte, den Staat und besonders das Heerwesen desselben neu gründete, und daß in Folge davon seines Nachfolgers (Karl's XII.) Kriegsmacht furchtbarer wurde, als sie unter Gustav Adolf und Karl X. gewesen war. Zu diesem letzteren Zwecke bestimmte Karl aus der großen Masse der wieder eingezogenen Krongüter zuerst viertausendfünfhundert Kronhemmans-Bostellen zu Wohngütern für Kriegsleute und für einige Staatsbeamte, denen dies als Besoldung angerechnet ward. Der Zustand dieser Güter ward in einem Inventar genau aufgezeichnet, weil sie nach dem Tode des Inhabers wieder abgeliefert werden mußten. Der Inhaber konnte das Gut verpachten; nur mußte es alle Jahre besichtigt werden. Jeder Ober-Officier hatte, wenn es irgend möglich war, sein Gut da, wo rund umher die Unter-Officiere und Gemeinen seines Regiments angesiedelt waren. Jeder Edelmann, welcher fünfhundert bis fünfhundertachtzig Mark Einkünfte hatte, mußte e i n e n Mann und in demselben Verhältnisse, als er mehr Einnahme hatte, auch mehr Soldaten stellen und unterhalten. Starb der Soldat, so blieb es dem Edelmanne überlassen, entweder einen anderen Mann zu halten, oder soviel Geld zu hinterlegen, daß davon ein Mann gestellt werden konnte. Der Bauer oder mehrere zusammen mußten auf gleiche Weise einen Mann stellen, beschäftigen und ernähren; der König lieferte aber die Montur für denselben. Die Soldaten hatten alle Jahre zweimal Waffenübung. Jeder Soldat erhielt Feld, Garten und Wohnung entweder für sich allein, oder bei seinem Bauer, für welchen er gegen Tagelohn arbeitete. Hatte er

einmal den Dienst angenommen, so mußte er in demselben aushalten; Deserteure wurden mit dem Tode bestraft. Auf diese Weise schuf Karl XI. jenes Heer, welches nachher unter seinem Sohne Wunder that, weil es nicht, wie damals alle anderen Heere, aus Miethlingen, sondern aus dem Kern des Volkes bestand und gleich diesem fromm und tapfer war. Es wuchs nach und nach bis auf siebenzehntausend Reiter, fünfunddreißigtausend Mann zu Fuß und zweitausend Mann Garden an. Dazu kamen noch sechs Regimenter von je tausend Mann in den deutschen Provinzen.

Wer nur die Art und Weise betrachtet, wie Karl XI. die ihm von den Ständen gewissermaßen aufgedrungene absolute Königsgewalt gebrauchte, wird mit Rühs eingestehen müssen, daß diese eine Wiedergeburt der Reichsmacht bewirkte, während sie alles öffentliche Leben erstickte. Karl XI. schuf nämlich neben dem Landheere, das er wieder auf vierundfünfzigtausend Mann brachte, auch die Seemacht ganz neu, und ließ seit 1679 den vortrefflichen Seehafen von Karlskrona ganz neu anlegen. Die Kriegsflotte, für welche dieser Hafen ausschließend bestimmt wurde, bestand unter ihm wieder aus dreiunddreißig Schiffen von fünfzig bis hundertundacht Kanonen, aus vier von sechsundvierzig und aus acht von sechszehn bis sechsunddreißig. Ungeachtet der Verbesserung des Kriegswesens und der Vergrößerung des Heeres nahm Karl sich sehr in Acht, diese neu erworbene Macht unvorsichtig rasch zu gebrauchen, oder die Dankbarkeit gegen Ludwig XIV., welchem Schweden zuerst den Verlust und dann die Wiedererlangung seiner alten Besitzungen verdankte, soweit zu treiben, als sein Nachbar Christian V. von Dänemark das Vertrauen auf die neu erworbene Gunst Ludwig's XIV. trieb.

Christian V. ließ sich 1682 für die gegen das deutsche Reich gerichteten Pläne Ludwig's XIV. gewinnen, und übte in Vertrauen auf Frankreich gegen das dem schwedischen Könige nahe verwandte Haus Holstein-Gottorp auf dänische Weise brutale Gewalt. Karl XI. dagegen hütete sich, durch Unvorsichtigkeiten dem Reiche neue Wunden zu verursachen, ehe die alten Wunden geheilt seien. Christian Albert von Holstein-Gottorp, welcher erst 1694 starb, war, wie wir oben (S. 491 f.) berichtet haben, von Christian V. nicht blos ganz unterdrückt und erst nach dem Frieden von Nymwegen wieder eingesetzt, sondern auch in der Erbschaft der Grafschaft

Oldenburg beeinträchtigt worden. In Rücksicht des letzteren Punktes ging Christian sogar so weit, daß er die Herrschaft Jever, welche ein Privat-Eigenthum der Tochter des letzten oldenburgischen Grafen war, von Ludwig XIV. als burgundisches Lehen annahm, weil im sechszehnten Jahrhundert einmal die Tochter eines Häuptlings den Schutz des Herzogthums Burgund gesucht hatte und dieses gegenwärtig in Ludwig's Gewalt war. Als sich in späterer Zeit Christian an die Franzosen anschloß, Karl XI. aber dem Bunde gegen Frankreich beitrat, erneute der Erstere die Gewaltthätigkeiten gegen Holstein, die er früher auf Ludwig's Befehl hatte aufgeben müssen. Die Geschichte Christian Albert's von Holstein ist daher für die Geschichte von ganz Europa merkwürdig; denn sie hängt mit dem Ausbruche des nordischen Krieges, welchen Karl's XI. Sohn, Karl XII., im achtzehnten Jahrhundert führte, enge zusammen. Die Feindschaft der Dänen war nämlich nicht nur gegen Christian Albert, sondern auch gegen dessen ältesten Sohn Friedrich IV. unversöhnlich, obgleich der Erstere Christian's V. Schwager und der Letztere sein Neffe war. Friedrich ward im achtzehnten Jahrhundert der Freund und Genosse des tapferen, aber tollkühnen Karl XII., dessen Ebenbild er war. Zu Lebzeiten Karl's XI. ließ sich Schweden um Holstein's willen nicht in Krieg verwickeln. Als Christian V. vom Herzoge dieses Landes forderte, daß er dem Rechte Steuern auszuschreiben entsage, keine Festung anlege oder ausbessere und nur eine Compagnie Soldaten halte, entschuldigte sich Karl XI. ebenso, wie alle anderen Mächte, welche die Bestimmungen des Nymwegener Friedens verbürgt hatten, mit der Erklärung, daß es sich um einen Hauszwist handele. Christian Albert ward also in dem Vertrauen, welches er auf das deutsche Reich und auf Schweden setzte, getäuscht. Niemand regte sich, als Christian seine Dänen zur Execution nach Holstein schickte, und nicht blos dort Erpressungen üben ließ, sondern auch in Lübeck, Mecklenburg und Lauenburg unter dem Vorwande, daß ihm früher im Kriege mit Schweden vom Kaiser Quartier-Gelder zugestanden worden wären, mitten im Frieden bedeutende Summen erpreßte. Der dänische König ward nachher in demselben Grade immer dreister, als die Lage von ganz Europa sich änderte, und Ludwig XIV. den Verfall des deutschen Reiches und die Verlegenheiten

des von ungarischen Rebellen und von den Türken bedrohten Kaisers benutzte, um mitten im Frieden neue Eroberungen zu machen. Im Jahr 1682 verkaufte sich Christian V. sogar förmlich den Franzosen. Er schloß nämlich am 21. April dieses Jahres mit Ludwig XIV. ein Bündniß, in welchem er gegen eine jährliche Subsidie von achtmalhunderttausend Thalern ein Corps von zwölftausend Mann zu Ludwig's Diensten bereit zu halten versprach, und dafür von Ludwig die Zusicherung erhielt, daß Frankreich seine Absichten auf Holstein, Lübeck und Hamburg in jeder Weise fördern werde.

Christian hatte, als er seine Truppen in Holstein einrücken ließ, die Absicht, die Erneuerung des Rendsburger Vertrages (s. S. 491 f.) zu erzwingen. Er ließ, ohne den Herzog zu fragen oder einen Landtag zu berufen, die von Prälaten und Ritterschaft zu zahlenden Steuern für sich erheben, und eignete sich sogar die von Städten und Ämtern zu leistenden Zahlungen zu, welche dem Herzoge allein gebührten. Auch die Befestigung von Tönningen hinderte er. Der Herzog wandte sich an den Kaiser; dieser ertheilte allerlei Befehle, an welche sich, wie es längst hergebracht war, der dänische König um so weniger kehrte, weil die vom Kaiser angeordnete Commission auch auf Schleswig ausgedehnt worden war, wo des Kaisers Befehle nicht galten. Der Herzog entfloh, als er in seinem Lande nicht mehr sicher war, nach Hamburg, und nun rückte der König mit seinen Truppen auch in den holsteinischen Antheil von Schleswig ein, indem er im Mai die Erklärung erließ, daß der Vertrag von Fontainebleau (s. S. 496) durch die Flucht des Herzogs nichtig geworden sei, daß also alle diesem in Gemeinschaft mit ihm zustehenden Rechte von Dänemark nicht mehr anerkannt würden. Dies Alles ward an der Spitze von zweiundzwanzigtausend Mann durchgesetzt, Helgoland erobert und der Antheil des Herzogs an Schleswig für verfallen erklärt. Doch gab der Graf von Ahlefeld, welcher an der Spitze seines geheimen Rathes oder Ministeriums stand, dem dänischen Könige den weisen Rath, seine Heftigkeit in Hinsicht auf die deutsche Provinz zu mäßigen und die herzogliche Linie vorerst nur von Schleswig auszuschließen. Kaiser Leopold hatte nämlich an Sachsen und Brandenburg, sowie an die Herzöge von Celle und Wolfenbüttel den Schutz des Herzogs überlassen,

und Schweden wartete nur, bis der mit Frankreich drohende Reichskrieg ausgebrochen sei, um den Dänen Schranken zu setzen; aus diesem Grunde warnte Ahlefeld den heftigen König und rieth ihm, sich an Schleswig zu halten. Christian bestellte hierauf ein eigenes, blos von ihm abhängiges Obergericht in Schleswig, trennte im April 1685 die schleswigische Ritterschaft von der holsteinischen, und ließ sich von derselben die urkundliche Erklärung geben, daß sie dem dänischen Reiche angehöre und keinen anderen Oberherrn anerkenne, als den König von Dänemark. Soweit war Alles unter dem Grafen Ahlefeld glücklich gegangen; als aber der geheime Rath unter der Leitung Konrad's von Reventlow die diplomatische Erfahrung, welche er unter Ahlefeld bewiesen hatte, aus den Augen verlor und auf des Königs Plane einging, wurde Alles vereitelt.

Die Stadt Hamburg war damals durch Streitigkeiten beunruhigt, welche der Senat, die Oberalten und die Bürgerschaft über Verfassung und Regierung mit einander hatten. Sie war noch unlängst von Holstein abhängig gewesen, und hatte dem König Christian, als er schon 1679 sie zu besetzen versuchte, zweimalhunderttausend Mark bezahlt, um in Ruhe gelassen zu werden. Jetzt (1686), da Christian ein Heer in Holstein hatte, ließ dieser sich mit zwei Hamburger Demagogen, Schnitger und Jastram, ein, welche ihm zum Besitze der Stadt zu verhelfen versprachen. Diese beiden Demagogen hatten großen Einfluß erlangt und denselben auch dann noch behalten, als der Kaiser dem Herzog Georg Wilhelm von Celle und der Stadt Bremen die Vermittelung übertragen hatte. Sie neckten den Herzog von Celle, verzögerten die Aussöhnung der Bürger mit dem Senat, und brachten den Letzteren dahin, daß er dem Herzoge entgegen wirkte. König Christian unterstützte die beiden Demagogen zuerst nur insgeheim, dann aber ganz öffentlich. Er machte in Altona ungeheuere Rüstungen, um in Verbindung mit Jastram in die Stadt zu dringen; er erschien an der Spitze von sechszehntausend Mann vor derselben, und forderte nicht blos aufs neue eine Summe Geldes als Entschädigung für verlorene Rechte, sondern er verlangte auch von der ansehnlichsten freien Reichsstadt die Erbhuldigung (August 1686). Jetzt besannen sich jedoch die Bürgerschaft und der Rath eines Besseren, und zugleich zeigten die deutschen Fürsten endlich Ernst. Die Bürgerschaft,

welche die eigentlichen Absichten der Unruhestifter erkannte, söhnte sich mit dem Rathe aus; und dieser gab seine Feindschaft gegen den Herzog von Celle auf, dessen Truppen hierauf in die Stadt eingelassen wurden. Zu derselben Zeit nahm sich nicht nur der Kurfürst von Brandenburg der Hamburger an, sondern die Dänen wurden auch von Schweden her bedroht. Der Kurfürst, welcher damals gerade auf einer Reise in seine westphälischen Besitzungen begriffen war, begab sich, als er erfuhr, daß Jastram die Dänen in Hamburg einzuführen versprochen habe, selbst nach Celle zum Herzoge; der schwedische König Karl XI. aber machte ernstliche Anstalten zum Kriege, und erließ, statt daß er bisher stets zum Frieden gerathen hatte, die drohende Erklärung, daß er die Sache des Herzogs von Holstein als die seinige betrachte und Alles aufbieten werde, um demselben Recht und Genugthuung zu verschaffen. Christian sah sich daher, nachdem seine Truppen eines der Hauptwerke von Hamburg, die Sternschanze, vergebens zu erstürmen versucht hatten, genöthigt, seinen Kriegszug gegen Hamburg aufzugeben und von Gottorp aus eine Erklärung bekannt zu machen, durch welche er seine Forderungen an die Stadt wieder fallen ließ. In Hamburg dauerte der Verfassungsstreit, auch nachdem Jastram und Schnitger verhaftet und als Landesverräther hingerichtet worden waren, noch bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein fort; die Geschichte desselben gehört jedoch nicht in dieses Werk.

Die Bekriegung des Herzogs von Holstein-Gottorp setzte Christian auch nachher noch fort. Doch verstand er sich endlich dazu, daß die Sache einem in Altona zu haltenden Kongresse verschiedener Mächte überlassen werden solle. Dieser Kongreß begann im Mai 1687; Christian benutzte ihn aber blos, um die Geduld des Kurfürsten von Brandenburg und des schwedischen Königs zu ermüden. Er hoffte nämlich, einer von Beiden werde endlich Schleswig angreifen, in welchem Falle ihm durch seinen Vertrag mit Ludwig XIV. dreißigtausend Mann Franzosen als Hülfsheer versprochen worden waren. Er täuschte sich jedoch in dieser Hoffnung, weil beide Mächte die Zeit abwarteten, wo Ludwig der veränderten Umstände wegen kein Heer mehr in den Norden schicken konnte oder wollte. Der Kongreß vermochte keine Einigung zu Stande zu bringen, da Christian auf seinen Forderungen bestand und sogar Oldeslohe in

eine bedeutende Festung umwandeln wollte. Der Herzog von Holstein-Gottorp blieb daher anderthalb Jahr außerhalb seines Landes, und die Dänen übten unterdessen Druck und Erpressung in demselben. Im April des Jahres 1688 starb der große Kurfürst, und nun glaubte Christian der Erreichung seines Zweckes ganz sicher zu sein. Allein der schwedische König wußte damals gewiß, daß Ludwig XIV., der sich für einen neuen Krieg am Rhein rüstete, nicht zugleich ein starkes Heer in den Norden werde schicken können. Er zog daher drohend fünfundzwanzigtausend Mann in Schoonen zusammen, rüstete zugleich seine Flotte aus, und ließ die Besatzungen im Bremischen verstärken. Außerdem stellten auch die mit Karl XI. verbündeten Herzöge von Braunschweig ein Heer an der Elbe auf. Christian sah sich sogar noch von den beiden Seemächten England und Holland bedroht, welche, um den französischen König mit allem Nachdruck bekämpfen zu könnnen, den Ausbruch des im Norden drohenden Krieges zu verhindern suchten. Jetzt war daher Christian gezwungen nachzugeben. Er unterzeichnete am 20. Juni 1689 den Altonaer Vertrag, in welchem er das von ihm besetzte Herzogthum Schleswig nebst der Insel Femern zurückgab, und den Herzog von Holstein, welcher seinerseits jedem Anspruche an Schadenersatz entsagte, in alle seine Gerechtsame, namentlich in das Recht, Soldaten zu halten, Festungen zu bauen und Steuern auszuschreiben, wieder einsetzte. Dieser Vertrag wurde gehalten, bis nach Karl's XI. Tode (1697) theils die Übereilungen des Herzogs von Holstein-Gottorp, theils die geringe Meinung, welche die Beherrscher Dänemark's, Polen's und Rußland's von Karl's XI. Nachfolger, Karl XII., hatten, und ihre Verbindung mit einander in dem jungen Könige von Schweden den schlafenden Löwen weckten, und so der nordische Krieg ausbrach, um dessentwillen wir hier etwas länger bei der schwedischen und dänischen Geschichte verweilen mußten.

2. England in der letzten Zeit Karl's II.

König Karl II. hatte, wie früher berichtet worden ist, den englischen Thron bestiegen, ohne daß man ihm irgend eine besondere Verpflichtung und Bedingung auferlegt hatte. Auch war er in der ersten Zeit seiner Regierung vom Volke und vom Parlament auf ganz unbegreifliche Weise begünstigt worden. Schon nach sechs

Jahren hatte er sich jedoch durch das von ihm in Rücksicht auf Politik und Religion befolgte System und durch die verächtlichen Menschen, welche nicht blos seine Umgebung, sondern auch sein Ministerium bildeten, bei der Nation verhaßt gemacht. Die seit dieser Zeit in England herrschende Aufregung hatte von Jahr zu Jahr zugenommen. Sie war zuletzt besonders dadurch gesteigert worden, daß Karl's Bruder und künftiger Nachfolger, Jakob, Herzog von York, im Jahre 1669 zur katholischen Religion übertrat. Jakob gab sogar nachher durch die Unvorsichtigkeit, mit welcher er und seine Umgebung sich benahmen, der allgemeinen Unzufriedenheit stets aufs neue Nahrung. Gegen ihn und gegen den Papismus richtete daher auch in der letzten Zeit von Karl's II. Regierung die Opposition ihre Hauptangriffe.

Diese Stimmung benutzte im Jahre 1678 ein gemeiner Mensch, um durch Erdichtung einer sogenannten papistischen Verschwörung das ganze Reich in Aufregung zu bringen. Es trat nämlich damals Titus Oates, welcher in zwei auswärtigen Jesuiten-Collegien Aufnahme gefunden hatte, aber aus Beiden wieder ausgestoßen worden war, als Denunciant auf, und klagte die Jesuiten sowie die Katholiken überhaupt eines Complots (popish plot) an, an welchem auch der Herzog von York Theil genommen haben sollte. Ja, sogar die Königin ward in die Sache verwickelt. Die Geschichte dieses angeblichen Complots wurde ebenso romantisch ausgeschmückt, wie die des Kaspar Hauser von den zum genialen Roman-Glauben sehr geneigten Franken, und ebenso steif und fest für wahr gehalten, wie die von einem berühmten Juristen unterstützte Geschichte des fränkischen Landstreichers. Wir wollen den Zusammenhang der Sache nicht prüfen, sondern nur summarisch berichten. Lingard hat bewiesen, daß das Ganze von Schurken erdichtet und erfunden worden ist; und Hallam behauptet mit Recht, daß bei dem furchtbaren Toben der Anglikaner gegen Papismus und Papisten die Letzteren wohl allerdings auf eine Hülfe von Ludwig's Fanatismus hofften, aber nie eigentlich conspirirten. Die Anklage, daß die Verschworenen das Leben des Königs bedrohten, fand im geheimen Rathe, welcher den Herzog von York fürchtete und haßte, Glauben, und veranlaßte viele Berathschlagungen, so unzufrieden auch der König darüber war. Oates hatte einen Journalisten Tonge und

einen Abenteurer Bedloe an sich gezogen, welche vor dem geheimen Rathe verhört wurden und Zeugnisse ablegten, um auch die Königin in das Complot zu verwickeln. Die Sache lautete fabelhaft und abenteuerlich, bis man die Papiere Coleman's, des Secretärs der Herzogin von York, in Beschlag nahm und aus denselben ersah, daß dieser mit Ludwig's XIV. Beichtvater, dem Pater La Chaise, über Religions-Angelegenheiten und über die Ansichten, welche Ludwig in Betreff derselben hatte, correspondirt habe. Gewiß war, daß die Jesuiten wegen ihrer Ordens-Angelegenheiten Versammlungen im Palaste des Herzogs von York hielten; Thorheit und Übertreibung aber war es, daß man der Königin Schuld gab, nach dem Leben ihres Gemahles zu trachten, und daß man auf einer förmlichen gerichtlichen Anklage derselben bestand. Das Vorgeben einer papistischen Verschwörung ward hauptsächlich auf eine zahlreich besuchte Versammlung gestützt, welche die Jesuiten im Juli 1678 zur Wahl eines Procurators ihres Ordens gehalten hatten. Die Sache wurde dem Friedensrichter Godfrey, vor welchem auch Titus Oates seine eidliche Anzeige gemacht hatte (taken his affidavit), zur Voruntersuchung übergeben. Godfrey wurde aber bald nachher (17. Oktober) ermordet gefunden, und dies verlieh dann dem Roman den Schein der Wahrheit. Lingard und viele Andere behaupten, Godfrey habe sich selbst getödtet. Dies gibt jedoch Hallam nicht zu, welcher vielmehr behauptet, es gehe aus einer gerichtlichen Untersuchung, die 1682 vor dem achtbarsten unter den damaligen Richtern (Pemberton) gehalten worden, einleuchtend hervor, daß Godfrey wirklich ermordet worden sei. Wir können hierüber um so weniger eine Untersuchung anstellen, als wir nie gewagt haben, den vielen Herren und vornehmen Damen zu widersprechen, die uns Kaspar Hauser's Tod als Beweis für die Wahrheit des fränkischen Romans von ihm anführten.

Dem englischen Volke erging es damals, wie es dem deutschen jetzt alle Tage ergeht: es wollte durchaus glauben, weil der Glaube seinen Vorurtheilen mehr zusagte, als das Wissen. Die Demagogen in England benutzten den Glauben meisterhaft, um das Volk in seiner Fieberhitze zu erhalten; und als das Parlament sich gegen Ende Oktober wieder versammelte, beschäftigten sich beide Häuser, vor welche eigentlich die Sache gar nicht gehörte, vorzugsweise mit

dem, was Oates und Tonge vorbrachten, sowie die Gerichte mit der Ausforschung aller derer, die man eines entfernten Antheiles an Godfrey's Ermordung beschuldigen konnte. Die herrschende Partei misbrauchte auf eine unglaubliche Weise die künstlich erregte Angst vor einem Complot, welches nicht vorhanden war, um vermöge der damals noch grausamen und blutigen Kriminal-Justiz die Katholiken oder vielmehr alle die, welche die Wuth des Volkes nicht theilten, in den Kerker zu werfen oder aus der Stadt zu vertreiben. Der König, welcher gleich anfangs erkannte, worauf es bei dieser Sache abgesehen sei, blieb ruhig. Er wurde aber eben deshalb von allen Seiten her mit Adressen und Petitionen gegen seinen Bruder und gegen die Katholiken überhaupt bestürmt. Es sollen damals, wiewohl wir unsererseits die Richtigkeit der Zahlen nicht verbürgen wollen, gegen zweitausend Katholiken verhaftet und dreißigtausend aus London gewiesen worden sein. Das Geschrei gegen den Herzog von York ward zuletzt so heftig, daß er auf den Rath seines Bruders im Parlament erklärte, er habe keinen Antheil mehr an der Verwaltung, oder mit anderen Worten, er sei nicht mehr Mitglied des geheimen Rathes. Nichtsdestoweniger benutzte man die durch das erdichtete Complot bewirkte Aufregung, um im November 1678 die Test-Acte so zu verschärfen, daß kein Katholik mehr mit gutem Gewissen im Parlament sitzen konnte, und die katholischen Pairs ihres Stimmrechtes im Oberhause beraubt wurden. Übrigens fügte doch das Parlament damals eine Clausel (Proviso) bei, welche aussprach, daß sich die Wirksamkeit der Test-Acte nicht auf den Herzog von York erstrecken solle. Auch die Königin würde auf die Aussage des elenden Oates hin, den man, um Zeuge sein zu können, erst von der Strafe für seine früheren Vergehungen hatte frei erklären müssen, vor Gericht gestellt worden sein, wenn sich nicht das Oberhaus geweigert hätte, den Fanatismus des Unterhauses zu theilen. Die Verfolgungen und die gerichtlichen Grausamkeiten wurden endlich so arg, daß man auch den Grafen von Danby verhaftete und des Hochverrathes anklagte.

Jetzt endlich erkannte Karl, daß unter seines ehemaligen Kanzlers Shaftesbury's Leitung das Parlament, das sich in seiner ersten Zeit und auch noch später für alle schlechten Zwecke hatte gebrauchen lassen, und deshalb siebenzehn Jahre lang beibehalten worden war,

in die Gewalt der Gegen-Partei gefallen sei. Er wagte also, als an diesem Parlament für ihn nichts mehr zu verlieren war, dasselbe aufzulösen und ein neues Parlament zu berufen (Januar 1679). Zugleich ward auf eine sehr schlaue Weise Alles versucht, um eine andere Stimmung im Volke hervorzubringen. Dabei leistete Danby, dessen Leben durch eine Anklage bedroht war, als Minister die beste Hülfe; denn er war Meister aller schlechten Künste, und kannte die Veränderlichkeit der öffentlichen Meinung sehr wohl. Er erschrack daher auch nicht, als er das neue Parlament anfangs fast noch wüthender fand, als das vorige zuletzt gewesen war. Er gab nur dem Könige den Rath, seinen Bruder und dessen Gemahlin auf einige Zeit aus den Augen der Schreier zu entfernen. Dies geschah denn auch. Jakob begab sich zunächst nach Brüssel. Danby selbst wurde durch die Begnadigung, welche Karl den Muth hatte für ihn auszusprechen und durchzusetzen, der Anklage auf Hochverrath entzogen. Doch mußte er aus dem Ministerium treten. Von Danby verlassen zog König Karl den Lord Temple zu Rath, welcher seit seinen letzten diplomatischen Sendungen (s. S. 440 u. S. 483) sich einer gewissen Popularität erfreute. Dieser rieth ihm, den bisherigen geheimen Rath von fünfzig Personen abzuschaffen und einen anderen von dreißig zu ernennen, welcher zugleich berathend und ausführend und durch das Gesammtvermögen seiner Mitglieder angesehen sei. Leider ward Shaftesbury Vorsitzer, sowie William Russel und seine republikanisch gesinnten Genossen Mitglieder dieses Rathes. Die neue Einrichtung würde daher keinen Bestand gehabt haben, wenn nicht Temple, welcher vorher das Amt eines Ministers abgelehnt hatte, sich dazu verstanden hätte, zugleich mit dem Grafen Essex, dem Viscount Halifax und dem Grafen Sunderland neben dem geheimen Rathe wieder ein eigentliches Ministerium zu bilden. Die leitenden Männer dieses Ministeriums waren, was man mit einem Namen, welcher ursprünglich ein Spottnamen für rebellische Covenanters war, damals aber sonderbarer Weise zur Bezeichnung einer politischen Partei in Gebrauch kam, Whigs nannte, oder mit anderen Worten, sie leiteten die königliche Macht nicht von Gott, sondern vom Volkswillen her, statt daß ihre Gegner, welche mit dem ursprünglich für raubende Irländer gebräuchlichen Spottnamen Tory

belegt wurden, strenge Legitimisten waren. Die Rathschläge des Viscount Halifax waren sowohl dem Könige, als der Mehrzahl der Mitglieder des geheimen Rathes nicht angenehm; diese, besonders Shaftesbury, erneuerten daher das Geschrei gegen Papismus, und drangen auf ein Gesetz, durch welches Jakob von der Nachfolge ausgeschlossen würde. Das Unterhaus war im Begriffe, seine Einwilligung zu einem solchen Gesetze zu geben, als sich der König, ohne seinen Rath zu befragen, am 27. Mai 1679 in das Parlament verfügte und dasselbe auf zehn Wochen vertagte. Er gab bei dieser Gelegenheit zugleich der vom Parlament angenommenen sogenannten Habeas-Corpus-Acte seine Zustimmung, vermöge deren jeder Verhaftete fordern kann, sogleich vor Gericht gestellt zu werden, damit über die Gesetzmäßigkeit seiner Verhaftung entschieden werde.

Der Sohn der lüderlichen Lucy Walters, welchen Karl als seinen Sohn anerkannt, zum Herzoge von Monmouth ernannt und an die Spitze des Heeres gestellt hatte (s. S. 249 und S. 464), ließ damals ausstreuen, Karl sei mit seiner Mutter in rechtmäßiger Ehe vermählt gewesen; und Shaftesbury bewirkte, daß derselbe mit einem Heere gegen rebellische Covenanters und Republikaner in Schottland geschickt ward. Monmouth war in dem Kriege, den er dort zu führen hatte, glücklich, und wurde, als er nach England zurückkam, mit Titeln und Ehrenbezeugungen überhäuft, so daß die Legitimisten endlich wirklich glaubten, Karl wolle ihn seinem Bruder und dessen protestantischen Töchtern vorziehen. Dies schien um so mehr glaubhaft, da Monmouth's Hauptbeschützer, der Graf von Shaftesbury, welcher die Ausschließung des Herzogs von York von der Nachfolge am meisten betrieb, Präsident des geheimen Rathes war und die Erdichtung verbreiten ließ, daß die Mutter des Herzogs von Monmouth rechtmäßige Gemahlin des Königs gewesen sei. Der König fand indessen bald, daß Shaftesbury und Genossen, welche im Parlament die Ausschließung seines Bruders durchsetzen wollten, einen solchen Einfluß hätten, daß er auch das erst vor kurzem berufene Parlament wieder auflösen müsse. Er erklärte daher in der Mitte des Jahres 1679, ohne der getroffenen Abrede gemäß seinen geheimen Rath zu fragen, das Parlament für aufgelöst, und berief ein neues auf den

17. Oktober. Dadurch wurden Shaftesbury und sogar Lord Temple mit seinen Freunden so sehr gekränkt, daß sie im September ihre Stellen niederlegten. Dieser Schritt setzte den König in den Stand, ein Ministerium zu bilden, welches nicht absolut seinem Bruder entgegen war. Die Lords Halifax und Sunderland, denen Shaftesbury's revolutionäres Treiben verhaßt war, blieben im Amt, und der König gesellte ihnen Hyde, den zweiten Sohn des ehemaligen Kanzlers Clarendon, sowie Sidney Godolphin zu, welcher im Anfange des folgenden Jahrhunderts als Mitglied des von Marlborough geleiteten Whig-Ministeriums (s. Th. XVI., S. 9—26) eine bedeutende Rolle spielte. Diese Männer waren es, welche dann eine allmälige Änderung in der Stimmung des Volkes herbeiführten. Im September kehrte der Herzog von York, von seinem Bruder dazu aufgefordert, nach England zurück. Da jedoch das Toben gegen die Papisten fortdauerte und Karl mit Adressen und Petitionen bestürmt ward, während die Geschworenen und Richter eine kannibalische Justiz übten, so fand der König nöthig, seinen Bruder nach Schottland zu schicken, wo derselbe dann den Folterungen und Hinrichtungen, denen er hätte steuern sollen, präsidirte. Monmouth mußte auf Befehl des Königs seine Stelle niederlegen und für einige Zeit das Land verlassen. Auch ließ Karl officiell erklären, daß er mit dessen Mutter nie ehelich verbunden gewesen sei.

Das auf den 17. Oktober 1679 berufene Parlament, das sich am 24. dieses Monats versammelte, wurde zu jedermanns Erstaunen wieder vertagt, und zwar anfangs auf wenige Wochen, dann aber, was unerhört war, auf zwölf Monate. Shaftesbury rief daher den Herzog von Monmouth wieder nach England zurück, und das ganze Land gerieth in die heftigste Bewegung. Der König ward mit Petitionen und Adressen gegen die Vertagung des Parlaments bestürmt, und es schien, als wenn sich die Auftritte von 1640 erneuen würden. Jetzt erhob sich aber auch die andere Partei, und setzte den Petitionen der Whigs andere entgegen, in welchen der König ersucht ward, sein Recht zur Vertagung des Parlaments zu behaupten. Ganze Grafschaften, einzelne Collegien und Kapitel traten in Adressen gegen die Anhänger Shaftesbury's und des

Herzogs von Monmouth auf *). Dies geschah in Essex, Middlessex, Surrey, Somersetshire, Shropshire und Norfolk. Man dankte sogar für die Zurückrufung des Herzogs von York. Wie feindlich sich damals die Vertheidiger der absolut monarchischen Gewalt, an deren Spitze der Herzog von York stand, und die Freunde einer aristokratisch-monarchischen Regierung gegenüber standen, geht schon aus der gebräuchlich gewordenen Bezeichnung beider Parteien mit Namen, welche ursprünglich einen ganz verächtlichen Begriff hatten, hervor (s. S. 511 f.). Als endlich das Parlament im Oktober 1680 wieder zusammentrat, erklärte sich die Mehrheit desselben sogleich für die Annahme einer Bill, durch welche der Herzog von York von der Nachfolge ausgeschlossen werden sollte. Bei der Abstimmung über dieselbe (im November) blieben von den Ministern nur Hyde im Unterhause und Halifax im Oberhause dem Grundsatze der Legitimität getreu; Sunderland und Godolphin dagegen, welche längst mit Wilhelm von Oranien in enger Verbindung standen, stimmten für die Ausschließung des Herzogs von York. Die Bill ging im Unterhause mit großer Mehrheit durch; sie wurde aber durch die außerordentliche Anstrengung des Grafen Halifax im Oberhause verworfen.

Die liberale Partei beging die Unvorsichtigkeit, aufs neue gegen die Papisten und gegen die erdichtete Verschwörung derselben zu wüthen. Das Unterhaus verfolgte und verschrie im November und December, obgleich gerade damals mehrere der Genossen des Titus Oates gerichtlich entlarvt wurden, jeden Verdächtigen oder Angeklagten, besonders aber den Bruder des Königs und auch die Königin. Die einzelnen Grausamkeiten der gerichtlichen Verfolgungen in England und Schottland müssen jedoch hier, wo Alles, was der Special-Geschichte angehört, unberührt bleibt, ebenso übergangen werden, wie die diplomatischen Schurkereien des französischen Kabinets, welches auf der einen Seite den König und die Papisten

---

*) Dies drückt Hallam (II. p. 311 ed. in 4to) folgendermaßen aus: The efforts of the Whigs were met by addresses from most of the grand juries, from the magistrates of quarter sessions and from many corporations, expressing not only their of the petitions for assembling of parliament; a term which had been casually used in one petition become the watch word of the whole party.

am Nachgeben hinderte und mit Geld unterstützte, auf der anderen aber das Feuer der Zwietracht auf jede Weise schürte. In den zehn ersten Tagen des Jahres 1681 ging das Unterhaus so weit, daß alle nur einigermaßen gemäßigten Engländer zu der Erkenntniß kamen, das Parlament misbrauche seine Rechte und treibe ein schnödes Spiel mit dem Könige. Das Unterhaus erklärte Karl's geheime Räthe Halifax, Clarendon und den Grafen von Feversham für Begünstiger des Pabstthums; es verlangte, daß Worcester, Feversham, Lawrence, Hyde und Seymour aus dem geheimen Rathe entfernt würden; es machte sogar jeden, der dem Könige auf seine Einkünfte Geld leihe, dafür verantwortlich. Der König beschloß, auch dieses dritte Parlament aufzulösen Die Mitglieder desselben erhielten jedoch von seinem Vorhaben einen Wink. Sie geriethen darüber in eine solche Wuth, daß sie Beschlüsse faßten durch welche sie in den Augen des Volkes des Republikanismus verdächtig werden mußten. Das Unterhaus erklärte nämlich diejenigen, welche dem Könige zur Vertagung des Parlaments gerathen hätten, für Verräther an König, Religion und Vaterland, die für Frankreich's Vortheil arbeiteten und von Frankreich bezahlt würden. Die leitenden Whigs gingen sogar bis zum Jahre 1666 zurück, und bewogen das Unterhaus zu dem Ausspruche, daß der große Brand, welcher damals die Stadt London vernichtet hatte *), ein Werk der Papisten gewesen sei, um Papismus und willkürliche Regierung in England einzuführen. Zugleich wurde vom Unterhause beschlossen, daß der König durch eine Adresse ersucht werden solle, dem Herzoge von Monmouth alle die Stellen wiederzugeben, deren er durch den Einfluß des Herzogs von York jüngst beraubt worden sei. Auch ward die strenge Ausführung der Gesetze, welche gegen die nicht zur englischen Kirche gehörenden Protestanten (die Dissenters) gerichtet waren, für eine Beförderung des Papismus erklärt.

Vergebens machte die Stadt London den Versuch, einen Aufschub der Vertagung des Parlaments herbeizuführen. Dieses ward vielmehr unmittelbar darauf (18. Januar 1681) aufgelöst und zugleich ein neues berufen, das sich innerhalb zweier Monate versammeln

*) Es waren 13200 Häuser und 89 Kirchen eingeäschert worden.

sollte, und zwar nicht in London, sondern in Oxford. Der Herzog von York wurde damals von allen Seiten her bestürmt, dem Toben gegen seine Person und gegen die Katholiken dadurch ein Ende zu machen, daß er die vom Gesetze geforderten Eide schwöre; dies erlaubte ihm jedoch sein enges Gewissen nicht. Er blieb daher der Stein des Anstoßes. Sein Bruder, der König, erwartete mit Recht auch von dem nach Oxford berufenen neuen Parlament nichts Gutes; er sah sich daher in der Überzeugung, daß er dasselbe ebenfalls werde auflösen müssen, nach anderen Geldquellen um. Er wandte sich wieder an Ludwig XIV. von Frankreich, und dieser benutzte die dargebotene Gelegenheit, um den englischen König nach und nach vom Bunde mit Spanien abzuziehen. Im März 1681, an demselben Tage, an welchem Karl sich nach Oxford begab, wurde ein geheimer Vertrag geschlossen, in welchem Ludwig XIV. dem Könige von England zwei Millionen Livres für das laufende Jahr und eine halbe Million Kronen für die beiden folgenden zu zahlen versprach, und dagegen dieser sich verpflichtete, das spanische Reich dem Schicksale zu überlassen, welches Ludwig ihm damals bereitete. Übrigens wurde dieser Vertrag blos mündlich geschlossen. Auch wurden von den beiden Königen nur die beiden Minister Hyde und Barillon in das Geheimniß desselben eingeweiht. Die Aussicht auf französische Subsidien machte den König fähig, in dem Parlament zu Oxford dreist den Whigs entgegenzutreten, welche noch immer die Mehrzahl der Stimmen hatten. Er bot jedoch denselben vorher ein Auskunftsmittel an, welches darin bestand, daß bei seinem Tode der Herzog von York, ohne deshalb den Königs-Titel zu verlieren, verbannt und die Regierung in dessen Namen von seiner älteren Tochter, der Gemahlin Wilhelm's III., und dann von deren Schwester Anna geführt werden solle. Die Versammlung war blind genug, auch noch nach diesem Vorschlage auf der unbedingten Ausschließung des Herzogs von der Nachfolge zu bestehen. Karl entschloß sich daher, auch dieses Parlament, welches ganz einem polnischen Reichstage glich, aufzulösen, nachdem es nur acht Tage versammelt gewesen war. Ohne etwas von seinem Vorhaben merken zu lassen, führte er dieses am 27. März ganz unerwartet aus. Er begab sich in einer Sänfte, der eine zweite mit dem königlichen Ornat folgte, in das Oberhaus,

ließ durch den Parlaments-Diener das Unterhaus ebendahin rufen, und ertheilte ihm dann zu Aller Erstaunen vom Throne herab den Befehl, sich aufzulösen.

Auf diese Weise endigte das letzte von Karl berufene Parlament. Der König machte wenige Tage nachher der Nation die Gründe seines Verfahrens in einer Erklärung bekannt. Diese Erklärung wurde auf allen Kanzeln verlesen, und die orthodoxen Oxforder Theologen sorgten dafür, daß dieselbe jedermann bekannt wurde. Zu gleicher Zeit kam auch in allen Processen, bei welchen die Erfinder des papistischen Complots, ein Titus Oates und Andere, entweder als Ankläger oder als Zeugen aufgetreten waren, gerichtlich ans Licht, daß diese bloße Werkzeuge einer Partei gewesen waren; und da einerseits die Geistlichkeit sich der Sache des Königs annahm und andererseits die Landjunker vor einer Wiederkehr der Republik erschracken, so ward die Stimmung im Lande dem Könige günstiger. Dies wußte Halifax, welcher auch die königliche Erklärung abgefaßt hatte, meisterhaft zu benutzen. Er ward in seinen Bemühungen von den Männern im Rathe unterstützt, welche nach dem Austritte Shaftesbury's, Sunderland's, Essex und Temple's die angesehensten Mitglieder desselben waren, nämlich von dem Lord-Kanzler, dem Lord-Präsidenten, den Secretairen Jenkins und Conway, dem Sprecher des letzten Parlaments, Seymour, und von Hyde, den der König zum Viscount erhoben hatte. Man gebrauchte jetzt, um die Gegner des Königs gerichtlich zu verderben, dieselben ungerechten Mittel und zum Theil dieselben Menschen, deren sich Karl's Feinde früher gegen ihn bedient hatten. Zuerst ernannte der Kanzler lauter Leute zu Friedensrichtern, welche der Sache des Königs mit Entschiedenheit zugethan waren. Dann wurden die Stadträthe und Volksobrigkeiten von den Bürgerschaften aus den royalistischen Bürgern gewählt. Nachher klagte man die Haupt-Rädelsführer wegen des Sturmes gegen Jakob und seine Freunde gerichtlich an. Dies widerfuhr auch dem Grafen Shaftesbury; er entging aber durch den Spruch der Geschworenen der Verurtheilung. Die officielle Zeitung (Gazette) war unaufhörlich mit Adressen gefüllt, in welchen die rebellische Natur der drei letzten Parlamente beleuchtet wurde.

Jetzt glaubte der König auch seinen Bruder, den Herzog von York, zurückrufen zu können. Die Rückkehr desselben (im Mai

1682) veranlaßte eine Verschwörung der Anhänger des Herzogs von Monmouth; diese führte jedoch gerade das herbei, was die Verschworenen zu hindern gesucht hatten, weil die Verschwörung in eine Zeit fiel, wo Alles sich zu Gunsten der königlichen Macht umgestaltet hatte. Die oben genannten Minister und Rathgeber des Königs waren Männer von Talent, Erfahrung und Kenntniß des Rechtes; sie hatten schon längst dafür gesorgt, daß die Stellen der Sherifs, welche die Listen der Geschworenen zu verfertigen haben, mit heftigen Tories besetzt wurden, die nur Leute ihrer Farbe wählten. Der Richter selbst war man längst sicher. Außerdem wurde auch die Stadt London, sowie gleich darauf fast alle anderen Städte des Reiches durch einen jener rabulistischen Kniffe, welche in England vor Gericht nur zu oft angewandt werden, ganz in die Gewalt der Minister gebracht. Schlaue Juristen, sagt Hallam (Th. II., S. 323), behaupteten, eine gerichtliche Klage gegen den Stadtrath von London wegen Überschreitung seiner Berechtigung (a judgement of forfeiture obtained) würde das beste Mittel sein, nicht blos das Bollwerk der Demokratie, die Bürgerschaft von London und ihren Gemeinderath, ganz unschädlich zu machen, sondern auch die städtischen Corporationen des Reiches überhaupt, welche damals weit mehr als jetzt Einfluß auf die Parlaments-Wahlen hatten, in Schrecken zu setzen. Man leitete also gegen den Stadtrath von London beim Kingsbench das sogenannte Verfahren auf quo warranto ein, oder mit anderen Worten man klagte ihn der Überschreitung seiner Amtsgewalt an. Diese Anklage wurde darauf gegründet, daß der Stadtrath nicht blos lange Zeit hindurch, ohne die Erlaubniß des Königs dazu nachzusuchen, auf die zu Markt gebrachten Waaren eine Steuer gelegt hatte, sondern daß er auch in einer Petition, durch welche der König im December 1679 um die Haltung eines Parlaments angegangen wurde, sich eines beleidigenden Tones bedient hatte. Das Gericht erkannte die Klage für begründet, und erklärte die Stadt London zur Strafe ihrer Privilegien für verlustig. Die Stadt erhielt jedoch die ihr entzogenen Rechte sogleich wieder zurück, als sie Rathsherren und einen Lordmayor nach dem Sinne des Königs bestellte. Derselbe Kniff ward hierauf auch in anderen Städten angewandt, da die Juristen des Königs überall eine Ursache zur Klage zu finden

wußten; er hatte auch dort die Folge, daß die Magistrate sich fast überall in den Willen des Königs fügten.

Unter den angegebenen Umständen war die Verschwörung, welche damals die Whigs machten, eine große Thorheit. Macaulay bemerkt ganz richtig, gewissenlose Hitzköpfe unter den Whigs hätten dem Strom der Reaction entgegenzuarbeiten gesucht, und die verständigeren Männer der Partei hätten ihnen Gehör geschenkt. An der Spitze standen die in den gelehrten Schulen England's gebildeten, mit den bekannten Declamationen über römische Freiheit und römischen Senat genährten englischen Junker, ein Essex, ein Grey, ein William Russel, der Graf Leicester und dessen Bruder, Algernon Sidney. Auch der Enkel von Cromwell's Freund Hampden hatte sich angeschlossen, und Graf Howard d'Escrick hatte die Verschworenen mit dem Herzoge von Monmouth in Verbindung gesetzt; der eigentliche Leiter aber war Shaftesbury. Die Verschwörung ging also, was in England schon allein Verbrechen beschönigt, von Männern der ersten Familien aus, und wird von den Engländern, welche dem Junkerthum mehr gewogen und für eine römische Senatoren-Herrschaft mehr eingenommen sind als wir, gepriesen oder doch entschuldigt. Ihr Ziel war die Erregung eines allgemeinen Aufstandes in England und in dem höchst unzufriedenen presbyterianischen Schottland. Da man jedoch, um überall zu einer und derselben Zeit das Volk in Aufstand zu bringen, einer großen Zahl von Mitwissenden bedurfte, so wurde die Verschwörung noch vor ihrem Ausbruche verrathen. Shaftesbury, Walcot, Ferguson und andere Verschworene retteten sich hierauf sogleich (Oktober 1682) nach Holland, wo dann der Erstere schon im Januar des nächsten Jahres starb; Walcot und Ferguson kehrten gleich nachher insgeheim nach England zurück. Dort bestand noch ein anderes Complot, welches mit der Verschwörung für einen allgemeinen Aufstand nur in so entfernter Verbindung stand, daß man behauptet, die Russel, Leicester und Algernon Sidney hätten von ihm nichts gewußt. Während nämlich die Mitglieder der erwähnten Verschwörung nicht an Mord, sondern nur an eine allgemeine Empörung gedacht haben sollen, glaubte Walcot, welcher einst bei Cromwell's blutigem Zuge nach Irland unter diesem gedient hatte, sowie Rumsey, ein militärischer Abenteurer, Ferguson, ein Prediger

der fanatischen schottischen Independenten, und West, ein verdorbener Jurist, durch Ermordung des Königs und seines Bruders Jakob den Zweck der Verschwörung auf dem kürzesten Wege erreichen zu können. Diese neue Verschwörung nannte man das Complot von Rye-house, weil man an dem nahe bei London gelegenen Pachthofe Rye-house, der einem der Mitverschworenen gehörte, und an welchem der König und sein Bruder auf der Rückreise von Newmarket oft vorbeikamen, Beiden hatte auflauern wollen, um sie zu ermorden. Die Ausführung der blutigen That wurde zuerst vom November 1682 auf den 22. März 1683 und nachher noch auf einen anderen Termin verschoben. Während dieser Zeit ward jedoch die Verschwörung der Regierung verrathen (Ende Mai 1683). Diese ließ sogleich William Russel und Algernon Sidney, dessen Geschichte Macaulay als Advokat in der Manier der neueren französischen und deutschen Sophistik in wohlgesetzten Phrasen, Lingard dagegen als Geschichtschreiber behandelt hat, verhaften und gleich den Urhebern des Mordplanes vor Gericht stellen. Russel ward schon am 21. Juli enthauptet, nachdem der König das Anerbieten von fünfzigtausend oder nach Anderen sogar von hunderttausend Pfund für die von ihm nachgesuchte Begnadigung ausgeschlagen hatte. Algernon Sidney erlitt den Tod erst im December. Er starb wie ein Held. Wir können jedoch in Betreff der äußeren Ruhe und Haltung, die er auf dem Schafot zeigte, in die Bewunderung der Engländer nicht einstimmen, weil dies durchaus von der physischen Constitution abhängt.

Der Herzog von Monmouth, der jedoch vielleicht von dem Anschlage der niederen Verschwörer nichts gewußt hatte, erhielt auf Lord Halifax Verwendung vom Könige, welcher noch immer viel Zuneigung zu ihm hatte, Vergebung; er mußte aber seinen Vater und den Herzog von York demüthig und fußfällig darum bitten. Monmouth war niederträchtig genug, die Leute anzuzeigen, welche um seinetwillen Alles gewagt hatten, und sich gegen sie gebrauchen zu lassen. Er war ein Mann ohne Charakter. Er hatte daher auch kaum die mit dem großen Siegel versehene Acte, durch welche er in den vorigen Stand wiedereingesetzt wurde, empfangen, als er, der Denunciant und Verräther seiner Freunde, laut behauptete, er habe durchaus nichts gesagt, was irgend jemandem nachtheilig

werden könne. Der König nöthigte ihn hierauf, ein schriftliches Bekenntniß in derjenigen Form auszustellen, welche er selbst vorschrieb. Auch dieses Bekenntniß forderte Monmouth unmittelbar nachher wieder zurück, obgleich der König ihm versprach, daß von demselben kein gerichtlicher Gebrauch gegen seine Freunde gemacht werden solle. Er wurde daher aus der Residenz verbannt.

Die gerichtlichen Verfolgungen hörten mit der Vernichtung der Häupter der Verschwörung nicht auf; sie wurden vielmehr immer häufiger. Sunderland hatte, obgleich er schon damals, wie viele seiner Collegen, in inniger Verbindung mit Wilhelm III. stand, dafür gesorgt, daß bereits vor dem Beginne von Algernon Sidney's Proceß an die Spitze der Gerichte ein Mann gekommen war, welcher der in den letzten Zeiten bei den Franzosen und Deutschen so zahlreich gewordenen Klasse von Juristen angehörte, die das Recht und die Gerechtigkeit weit weniger berücksichtigt, als die Gunst der Höfe. Auf seine Empfehlung war nämlich Georg Jeffereys zum Lord-Oberrichter ernannt worden, obgleich der König lange Bedenken getragen hatte, diesen mittelmäßigen Juristen anderen verdienteren Männern vorzuziehen. Der Charakter des neuen Oberrichters und sein Benehmen gegen die Angeklagten sind von Macaulay mit großer Ausführlichkeit geschildert worden. Wir müssen in Betreff seiner auf diesen Geschichtschreiber verweisen, weil unser Zweck und unsere Methode keine dramatischen Schilderungen und keine poetisch-rhetorischen Darstellungen von Charakteren gestatten, sondern wir nur belehren, nicht unterhalten wollen. Für unseren Zweck genügt die kurze Bemerkung, daß Jeffereys in den vielen Kriminal-Processen sein Richteramt auf eine äußerst grausame Weise verwaltete, und dadurch gleich dem Kriminalisten der französischen Schreckenszeit, Fouquier Tinville, unsterblich geworden ist. Während dieser Jurist durch Grausamkeiten und Confiscationen sich, wie man jetzt sagt, um das monarchische Princip verdient machte, wollten auch die orthodoxen Theologen von Oxford nicht zurückbleiben. Sie machten an demselben Tage, an welchem Lord Russel wegen seiner standhaften Vertheidigung des Grundsatzes, daß die Unterthanen einem Regenten, welcher Eid und Pflicht gegen sie verletze, nicht länger Gehorsam schuldig seien, hingerichtet ward, ihr berüchtigtes Edict von der kirchlichen Verpflichtung zum passiven

Gehorsam bekannt. In dieser Erklärung ward ausgesprochen, es sei ganz gegen die christliche Theologie, wenn jemand behaupte, daß die weltliche Regierung nicht auf einem göttlichen Rechte des Regenten, sondern auf irgend einer zwischen Volk und Fürst geschlossenen Übereinkunft (compact) beruhe, oder daß vermöge eines entweder stillschweigend bestehenden oder ausdrücklich geschlossenen Vertrages der Regent, wenn er nicht so regiere, wie er nach göttlichem und menschlichem Gesetze verpflichtet sei, das Recht verliere, welches er bisher gehabt habe. Alle Diener der Kirche, Katechisten und Kinderlehrer wurden von den geistlichen Herren ermahnt, diesen Satz vom göttlichen Rechte der Regenten, welcher eine höchst nothwendige Kirchenlehre der anglikanischen Kirche (badge and character of the church of England) sei, ihren Schülern ja recht sorgfältig und gründlich einzuprägen. Die gerichtlichen Verfolgungen wurden immer ärger, und eine Stadt nach der anderen mußte ihre Privilegien einliefern und dagegen andere aus Karl's Hand annehmen. In allen Ecken und Enden wurden Ströme von Blut vergossen, und Jefferey's führte noch dazu gegen alle diejenigen, die er grausam schlachten ließ, eine empörende Sprache. Dieser schreckliche Oberrichter bereicherte zugleich den Fiscus durch die hohen Geldbußen, welche er eintrieb, und durch die von ihm ungesetzlicher Weise verhängte Einziehung des Vermögens der Verurtheilten.

Karl's Bruder Jakob war bisher ohne Antheil an der Verwaltung geblieben; jetzt aber, wo die Tories herrschten und alle diejenigen, welche von Verfassung redeten, mit gerichtlicher Verfolgung bedroht waren oder auch ein Opfer derselben wurden, hob Karl ihn wieder empor. Jakob erhielt seine frühere Stelle eines Groß-Admirals von England, und nahm wieder Theil an den Berathungen des Kabinets (des geheimen Rathes). König Karl selbst begünstigte in seiner letzten Zeit unter dem Vorwande der Toleranz den Papismus und die Jesuiten, welche für denselben arbeiteten. Er hätte der Verfassung gemäß, als nach der Auflösung des Oxforder Parlaments drei Jahre verflossen waren, ein anderes berufen müssen; er that es aber nicht. Zugleich ließ er Schottland durch seinen Bruder Jakob ärger tyrannisiren, als dessen Vorgänger, der alte unbarmherzige Lauderdale, gethan hatte; denn dieser hatte die in Schottland bei Staatsverbrechen noch erlaubte Folter weit seltener und weniger

grausam angewandt. Mit Jakob's Rückkehr nach England waren die Hoffnungen des Herzogs von Monmouth wieder erwacht, da Halifax ein Gegner des Ersteren war und sich mit dem Letzteren einließ. Monmouth war, als Karl ihn aus seiner Nähe verbannt hatte, nach Brüssel und dann in den Haag gegangen, wo er vom Prinzen Wilhelm mit großer Freundlichkeit behandelt wurde. Halifax bewirkte nachher, daß er insgeheim und auf kurze Zeit nach England zurückkehren durfte, und dort von seinem Vater die besten Versprechungen erhielt. Karl spielte nämlich die der Philosophie eines Buckingham und Hobbes würdige Rolle, die er bisher stets gespielt hatte, bis an das Ende seiner Tage fort. Er täuschte zugleich seinen Bruder und Halifax, ermunterte Monmouth, und schickte doch seinen Bruder nach Schottland, um dort in seinem Auftrage mit königlichem Glanze ein Parlament zu halten. Er hatte gar keine Religion; er stellte sich aber, als wenn er der orthodox-protestantischen anglikanischen Kirche aufrichtig angehöre, und nahm noch auf dem Todbette den papistischen Glauben an. Er starb in der ersten Woche des Monats Februar 1685.

3. Jakob II. als Beherrscher von England.

Nach Karl's II. Tode gelangte sein Bruder, Jakob II., ohne irgend einen Widerspruch in den Besitz des englischen Thrones. Der neue König merkte nicht, daß die Männer, welche ihm am nächsten standen, Halifax, Godolphin, Sunderland und der noch von Karl zum Grafen von Rochester ernannte Hyde, nicht sowohl in seinen Diensten, als vielmehr in denen seines Schwiegersohnes Wilhelm waren. Da er jedoch gleich fanatischen Weibern und Convertiten nur darauf bedacht war, mit Recht oder Unrecht die Zahl der Bekenner seines Glaubens und den Einfluß derselben zu vermehren, so konnte er des Rathes verständiger Männer ganz entbehren, und hatte eine Camarilla um sich, die ihn in seinem bigotten Eifer bestärkte. Überdies waren die genannten protestantischen Minister unter sich entzweit. Sunderland war mit Wilhelm III. verbunden; Halifax begünstigte den Herzog von Monmouth. Der Letztere hatte außerdem den Grafen Rochester nicht nur um die Stelle eines Schatzmeisters gebracht, sondern er machte auch Kabalen, um denselben ganz zu

stürzen; gerade Rochester aber wurde von König Jakob begünstigt, welcher sehr hartnäckig und von sich selbst im höchsten Grade eingenommen war, ohne jedoch dabei, wie sein Bruder, lüderlich oder verschwenderisch zu sein. Rochester ward daher wieder Schatzmeister und als solcher Präsident des Ministeriums. Sunderland blieb Siegelbewahrer. Godolphin, welcher das Schatzmeister-Amt hatte aufgeben müssen, blieb als Kammerherr der Königin im Kabinet, in welchem vorerst auch Halifax, Guilford und Ormond ihre Sitze behielten. Rochester's älterer Bruder, der Graf von Clarendon, erhielt das geheime Siegel, welches Halifax aufgeben mußte. Der Letztere wurde dagegen Präsident des Rathes, was im Grunde eine bloße Ehrenstelle war. Guilford ward Kanzler, mußte aber in gerichtlichen Dingen den Oberrichter Jeffereys zum Beisitzer nehmen. Dieser von einem Kuppler des Königs Karl förmlich für den Hof gedungene Jurist paßte ganz zum harten und grausamen Gemüthe Jakob's. Daß von ihm Algernon Sidney gerichtlich gemordet worden war, wagen wir nicht mit Macaulay zu behaupten; dagegen opferte er aber unstreitig sehr viele andere Menschen der Härte und unversöhnlichen Rachsucht Jakob's. Dieser machte ihn dafür zum Pair und gab ihm einen Siz im Kabinet.

Jakob wagte gleich nach seiner Thronbesteigung, die Messe zu besuchen, mit königlichem Pomp öffentlich in die katholische Kirche zu ziehen und alle diejenigen freizulassen, welche als Recusanten, d. h. als Leute, die sich von der Staatskirche getrennt hatten, nach den bestehenden Gesetzen ins Gefängniß geworfen worden waren. Von Ludwig XIV. erbettelten seine Minister für ihn durch den französischen Gesandten Barillon auf eine ganz niederträchtige Weise Summen. Diese fielen sehr unbedeutend aus; Jakob und seine Minister dankten aber wie Bettler dafür. Dessenungeachtet gedachten diese elenden Seelen, was Ludwig auch erkannte, den König von Frankreich zu betrügen; denn Jakob söhnte sich mit seinem Schwiegersohn Wilhelm aus, und erneuerte die von seinem Bruder mit den Generalstaaten geschlossenen Verträge, welche dem Könige von Frankreich verhaßt waren.

Im Mai 1685 berief Jakob das Parlament ein. Dieses bestand, weil in den beiden letzten Jahren Karl's die Intriguen der Republikaner und Liberalen an den Tag gekommen waren und ein

Schrecken auf dem Reiche ruhte, aus royalistischen Mitgliedern. Als daher die Rede von dem Budget, und besonders von den dem Könige persönlich zu gewährenden Summen die Rede war, erhielt der sparsame König mehr, als er gefordert und sein Bruder in den letzten Jahren je erhalten hatte. Auf Wein, Essig und Zucker wurde für fünf Jahre, auf fremde Leinwand für neun Jahre eine erhöhte Steuer gelegt. Auch als im Juni der Herzog von Monmouth, welcher nach seinem Besuche bei Karl in den Haag zurückgekehrt war, zur höchst ungelegenen Zeit an der Küste von Dorsetshire erschien, um seine eingebildeten Rechte mit Waffengewalt geltend zu machen, zeigte das Parlament vielen Eifer für den König. Es gewährte diesem nicht allein viermalhunderttausend Pfund, sondern es erklärte auch den Herzog für einen Hochverräther, setzte einen Preis auf seinen Kopf, und traf besondere Verfügungen zur Sicherheit der Person des Königs.

Der Aufstandsversuch, welchen Monmouth zu gleicher Zeit mit einer in Schottland ausbrechenden Empörung machte, ging von den Flüchtlingen aus, die sich theils in Folge der vielen Conspirationen unter Karl II., theils wegen der furchtbaren, ganz willkürlichen Strafen, mit welchen in der letzten Zeit alle Freigesinnten bedroht wurden, aus England gerettet hatten. Alle Provinzen der Niederlande wimmelten damals von englischen Emigranten, welche schon unter Karl II. die Stadt Rotterdam zu ihrem Sammelplatze gemacht hatten. Sie glaubten steif und fest an alle die Lügen, welche Titus Oates, Bedloe und Consorten dem englischen Parlament verkauften, und haßten die Papisten tödtlich. Als Karl gestorben war, lebten sie der festen Überzeugung, sie dürften nur bewaffnet in England erscheinen, um mit offenen Armen aufgenommen zu werden und die Papisten aus dem Lande treiben zu können. Die Schotten unter ihnen wandten sich an den Herzog von Argyle, welcher seit dem Mislingen seiner Unternehmungen in Schottlaud zu Loewaarden ganz zurückgezogen lebte. Die Engländer dagegen baten den Herzog von Monmouth, sich an ihre Spitze zu stellen. Argyle bedachte sich längere Zeit, ob er dem Rufe der Emigranten folgen solle. Auch Monmouth, der im Haag vom Prinzen Wilhelm und dessen Gemahlin mit großer Aufmerksamkeit behandelt worden war und dort im höchsten Glanze gelebt hatte, würde abgelehnt

haben, wenn er nicht von Wilhelm seinem Schwiegervater zu Gefallen aus dem Haag weggeschickt worden wäre, und sich zu Brüssel in einer unbehaglichen Lage befunden hätte. Er eilte sogleich nach Rotterdam. Argyle dagegen begab sich, obgleich er schon nach Amsterdam gegangen war und dort von seinen Anhängern eine Geldsumme zur Ausrüstung erhalten hatte, ungern nach Rotterdam. Er traf dort mit dem Herzoge von Monmouth zusammen. Da er diesem nicht nachstehen wollte, so vereinigten sich Beide dahin, daß Monmouth in England, Argyle in Schottland sein Glück versuchen sollte. Beide erließen hierauf ein heftiges Manifest gegen Jakob.

Argyle eilte voraus, und landete schon in der ersten Woche des Mai mit einigen hundert Mann auf den Orkney-Inseln und dann an verschiedenen anderen Punkten der Nordküste. Er fand sich jedoch in seinen Erwartungen getäuscht. Der Rath zu Edinburg hatte im Voraus alle nöthigen Maßregeln getroffen, um Argyle's Marsch aufzuhalten, und zugleich Schiffe ausgerüstet, die sich alsbald der von ihm in Holland gekauften Fahrzeuge und der auf ihnen befindlichen Kriegs-Materialien bemächtigten. Schon am 17. Juni ward Argyle mit der kleinen Schaar, welche damals noch bei ihm war, so enge eingeschlossen, daß er in Begleitung Follarton's sich durch die Flucht zu retten suchte. Er gerieth auf derselben in Gefangenschaft, und zwei Tage nachher wurde auch der kleine Rest seiner Begleiter gänzlich zerstreut. Da er schon 1681 zum Tode verurtheilt worden war, so bedurfte es, um ihn hinrichten zu können, nur der königlichen Erlaubniß zur Vollziehung des früheren Urtheiles. Diese Erlaubniß ertheilte der hartherzige, keines Erbarmens fähige Jakob mit Vergnügen, und am 20. Juni ward Argyle hingerichtet.

Das Unternehmen des Herzogs von Monmouth in England war ebenso leichtsinnig begonnen worden und endigte ebenso traurig, als Argyle's Abenteuer in Schottland. Er landete am 11. Juni 1685 mit einem Kriegsschiffe von zweiunddreißig Kanonen und vier kleinen Fahrzeugen in dem Hafen Lyme in Dorsetshire. Er war nur von achtzig Emigranten und von ebenso vielen Dienern und persönlichen Anhängern begleitet; allein er rechnete auf die Protestanten England's, sowie auf den Anspruch an die Krone, den er von seiner früheren Legitimation durch Karl II. (s. S. 512)

herleitete, und hatte deshalb auch die vollständige Ausrüstung für fünftausend Reiter und Fußgänger mitgebracht. Unmittelbar nach seiner Landung erließ er ein Manifest, in welchem er erklärte, daß er das Recht, das er als Königssohn an den Thron habe, dem Ansehen, der Weisheit und Gerechtigkeit des Parlaments anheimstelle, und daher vorerst nur als General-Kapitain der protestantischen Heeresmacht in England auftrete. Da in Dorsetshire und dem benachbarten Devonshire die Zahl der Republikaner sehr groß war, so hätten sich vielleicht, wenn er seiner Erklärung treu geblieben wäre, viele Leute um ihn gesammelt; allein er brach schon sechs Tage nachher das öffentlich gegebene Versprechen, nur auf den Rang eines Generals Anspruch zu machen. Zu diesem Schritte ließ er sich durch die ihn umgebenden Schmeichler und durch die glänzende Aufnahme bewegen, die er in der Stadt Taunton fand. Er nannte sich als König Jakob II.; seine Anhänger aber gaben ihm, um Misverständnisse zu vermeiden, den sonderbaren Namen König Monmouth. Von Taunton marschirte er nach Bridgewater, wo er ebenfalls freudig aufgenommen wurde, weil dort nicht, wie in den meisten anderen Städten (s. S. 518 f.), der Magistrat nach dem Belieben des Königs Karl geändert worden war. Als er von Bridgewater weiter zog, hatten sich zwar etwa sechstausend Mann um ihn gesammelt; die mitgebrachten Waffen reichten aber für diese Zahl nicht aus, und die Leute mußten sich zum Theil mit Piken und Sensen bewaffnen. Monmouth's Schaar konnte es unmöglich mit der regelmäßigen Landwehr, welche von allen Seiten gegen sie herangeführt wurde, aufnehmen, noch viel weniger aber mit den schon unter Karl II. errichteten stehenden Truppen, welche von Churchill (dem nachherigen Herzoge von Marlborough) und von Feversham befehligt wurden. Monmouth ward, als er weiter marschirte, weder in Bristol noch in Bath eingelassen. Er zog darauf einige Zeit hin und her, bis ihn das königliche Heer ereilte und am 6. Juli bei Sedgemoor angriff. Seine Schaar wurde geschlagen, er selbst nebst seinem Unterbefehlshaber Lord Grey gefangen genommen und nach London gebracht.

Monmouth war, wie man sagt, auf dem Schlachtfelde nicht feige gewesen; in der Gefangenschaft dagegen bewies er sich, wie er stets gethan hatte, niederträchtig und verächtlich. Er schrieb gleich

anfangs einen erbärmlichen Brief an den König, der ihn tödtlich haßte, bat um Gnade, schob alle Schuld auf seine Freunde, und versprach, wenn er eine Audienz erhalte, diese zu verrathen. Jakob war niederträchtig genug, diese Audienz zu gewähren, obgleich er im Voraus entschlossen war, den Herzog nicht zu begnadigen. Vergebens warf dieser sich zweimal dem Könige zu Füßen und flehte mit Thränen um Gnade; Jakob entließ ihn mit dem Bescheid, daß er durch die Annahme des Königs-Titels die Begnadigung unmöglich gemacht habe. Bekehrt hätte er ihn gern. Er erinnerte ihn deshalb auch daran, daß er seinen ersten Unterricht bei den Vätern des Oratorium's in Paris erhalten habe, und fragte ihn, ob er nicht, um katholisch zu sterben, den Beistand eines katholischen Priesters wünsche; Monmouth wollte sich aber nur unter der Bedingung, daß er begnadigt werde, bekehren lassen. Auch Lord Grey hatte eine Audienz beim Könige. Er zeigte sich fest und männlich, ohne grob zu sein, denuncirte niemand und bat nicht um Gnade. Er ward dem Gerichte übergeben und von diesem zum Tode verurtheilt, erhielt aber vom Könige Begnadigung. Monmouth war schon früher vom Parlament als Hochverräther verurtheilt worden; der König hatte also nur den Befehl zu ertheilen, daß dieses Urtheil innerhalb zweimal vier und zwanzig Stunden vollzogen werden solle. Monmouth's Hinrichtung war durch die Ungeschicklichkeit des Scharfrichters so gräßlich, daß dieser nur mit Mühe aus den Händen der erbitterten Volksmasse gerettet werden konnte, und daß seit jener Zeit der Namen des ungeschickten Scharfrichters (John Ketch), welcher früher auch dem Lord William Russel ein grausames Ende bereitet hatte, ein Beinamen aller Henker geworden ist. Übrigens soll Monmouth selbst den Scharfrichter dadurch außer Fassung gebracht haben, daß er, als er sein Haupt auf den Block legte, ihm zurief, er möge ihn nicht wie einst den Lord Russel zerfleischen.

Jakob hatte gleich nach seiner Thronbesteigung das dreifache Glück, daß er ein sehr gefälliges Parlament erhielt, daß zwei seiner Hauptgegner ihm muthwilliger Weise Gelegenheit gaben, seine Feinde zu vernichten, und daß sowohl das Parlament als die Gerichte einen eben solchen allgemeinen Schrecken über das ganze Reich verbreiteten, wie er in Frankreich zur Schreckenszeit verbreitet

war. Was das Letztere betrifft, so wollen wir dem Oberrichter Jeffereys nicht auf seinen unerhört grausamen und brutalen gerichtlichen Zügen folgen, und ebenso wenig die Grausamkeiten des ihm ganz ähnlichen Obersten Kirk berichten, welcher als Commandant von Tanger und unter Afrikanern zum Barbaren geworden war, und die Executionen im Westen leitete, wo man das Martial-Gesetz verkündigt und Kriegsgerichte errichtet hatte. Jeffereys, jetzt Oberrichter, Kanzler und Groß-Siegelbewahrer, übertraf den Obersten Kirk noch an Grausamkeit, Grobheit und Härte. Dies wird schon aus der bloßen Anzeige hervorleuchten, daß er auf einer einzigen Rundreise, die er zur Haltung von Assissen machte, dreihundert oder, wie Burnet behauptet, sogar sechshundert zum Theil angesehene Personen hinrichten ließ. Viele andere Menschen erlitten grausame Peitschungen, oder wurden deportirt. Die Zahl derer, welche zur Deportation verurtheilt wurden, soll sechshundertfünfundfünfzig betragen haben. Ihre Strafe bestand darin, daß man sie auf die westindischen Inseln brachte und dort als Sklaven verkaufte. In Schottland wurden besonders die Puritaner verfolgt; und zwar geschah dies mehr auf militärische, als auf gerichtliche Weise, während in England auch der grausamste Richter an eine feste Regel gebunden war. Jakob haßte die Puritaner tödtlich, und suchte sie auszurotten. Sie wurden daher auf jede Art verfolgt und gequält. Dagegen begünstigte Jakob neben den Katholiken die ganz entgegengesetzte Religions-Partei der Quäker, weil ihr damaliges Oberhaupt, der sanfte und milde William Penn, ein vortrefflicher Hofmann war und, wie im folgenden Jahrhundert der Gründer der nordamerikanischen Republik, vermittelst der seiner Secte eigenen frommen Schlauheit zugleich mit Gott und mit dem Teufel (dem Mammon) in gutem Verhältnisse zu stehen verstand, wiewohl wir Penn's Tugenden ebenso wenig leugnen können und dürfen, als die Verdienste Benjamin Franklin's. William Penn hatte gegen das Ende von Karl's Regierung, zur Tilgung einer alten Schuld des Staates an seine Familie, einen sehr großen Strich Landes in Nordamerika, das nach ihm benannte Pennsylvanien, erhalten. In dieses Land, welches damals nur noch von Jägern bewohnt war, hatte Penn schon früher seine überall verfolgten Glaubensgenossen als Colonisten eingeladen. Die

Zahl derer, welche seinem Rufe folgten, war unter Karl's Regierung noch nicht bedeutend gewesen; unter Jakob dagegen vermehrte sie sich ungemein, weil Penn bei dem grausamen und blutgierigen Tyrannen in ganz besonderer Gunst stand und zugleich unermeßlich reich war. Penn war ein so guter Hofmann, daß die Freunde constitutioneller Formen, deren Verbesserung nach seiner und Seinesgleichen Meinung nur durch Beten und Singen, nicht durch Widerstand gegen die Tyrannen erlangt werden darf, ihn einen Katholiken oder gar Jesuiten schalten, da durch seinen Einfluß allerdings das weltstürmende Princip der ersten Quäker ganz verschwand. Auf Penn's Verwendung erhielten gleich nach Jakob's Thronbesteigung mehr als fünfzehnhundert Quäker, welche ihres Glaubens wegen eingekerkert worden waren, ihre Freiheit wieder, und diese bevölkerten dann mit vielen anderen ihrer Glaubensgenossen das Land Pennsylvanien. Da Penn's Bemühungen sich nicht auf seine eigenen Glaubensgenossen beschränkt, sondern auf alle ihrer religiösen Ansichten wegen Verhafteten erstreckt hatten, und daher in Folge derselben ebenso viele Katholiken befreit worden waren, so schalt man ihn einen frommen Achselträger. Das Geschlecht solcher Leute ist bekanntlich in bewegten Zeiten, wie die damaligen waren und die unserigen sind, am allerschädlichsten. Dies wird genügend durch die Geschichte unserer Tage bewiesen, in welcher Leute, die den Umständen dienen, so zahlreich sind.

Das Parlament kam dem König Jakob vom ersten Augenblicke an auf jede Weise entgegen. Es gewährte ihm große Summen Geldes; es leistete ihm Beistand gegen die Whigs; es erließ Beschlüsse gegen die ihm Widerstrebenden, und billigte alle grausamen Verfolgungen. Jakob glaubte daher so sicher auf dasselbe rechnen zu können, daß er selbst sagte, mit Ausnahme von etwa vierzig Mitgliedern bestehe das Unterhaus aus lauter Männern, die er, wenn er die Wahl gehabt hätte, selbst gewählt haben würde. Dabei gewährten die damals bestehenden Gesetze ihm noch den Vortheil, daß er dieses gefällige Parlament bis ans Ende seiner Regierung beibehalten durfte. Dasselbe Parlament war jedoch durchaus nicht Willens, die drei Punkte zu gewähren, die dem Könige am meisten am Herzen lagen. Diese Punkte waren: das, was wir jetzt eine Civil-Liste auf Lebenszeit nennen, die Zulassung von Katholiken zu

allen Stellen oder mit anderen Worten die Aufhebung der Test-Acte und endlich der Widerruf der Habeas-Corpus-Acte. Jakob misbrauchte, als er nach Argyle's und Monmouth's Besiegung und nach den gegen viele seiner Unterthanen geübten Grausamkeiten und Willkürlichkeiten den Gipfel der Macht erreicht hatte, die in seinen Händen ruhende Gewalt auf eine ganz unüberlegte Weise, und stürzte sich dadurch ebenso ins Verderben, wie ein ähnliches Streben in unserer Zeit den Sturz Karl's X. von Frankreich herbeigeführt hat. An die Aufhebung der Test-Acte und der Habeas-Corpus-Acte war durchaus nicht zu denken. Ebenso wenig war das Parlament geneigt, dem Könige die größeren Geldsummen zu gewähren, deren er besonders zur Bezahlung der nach der Unterdrückung der Aufstände beibehaltenen Truppen bedurfte. Der Wunsch, ein stehendes Heer zu halten, war allerdings bei der damaligen Lage Europa's ganz natürlich. Schon Karl II. hatte in seiner letzten Zeit einige Regimenter werben lassen und dadurch, daß er mit denselben die Besatzung von Tanger, welche dort nicht mehr nöthig war, vereinigen ließ, ein Heer von sechstausend Mann auf die Beine gebracht. Jakob selbst würde ein stehendes Heer, wenn es nicht gar zu stark war, auch ohne die Mitwirkung des Parlaments haben unterhalten können, weil er sparsam war, und weil Jeffereys den Fiscus durch Confiscationen und unerhört hohe Geldstrafen sehr bereichert hatte. Allein er hatte gleich anfangs innerhalb weniger Monate das Heer bis auf zwanzigtausend Mann vermehrt, und diese erforderten, wie Macaulay auf Barillon's Zeugniß gestützt behauptet, jährlich sechsmalhunderttausend Pfund, während Karl für sein Heer nur halb soviel gebraucht hatte. Eine solche Ausgabe war ohne neue Geldbewilligungen nicht zu bestreiten; zu diesen würde sich aber das Parlament nie verstanden haben. Jakob mußte daher, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, die Vertreter der Nation zu umgehen suchen. Daß dies seine Absicht sei, kündigte er selbst im November 1685 seinem wieder versammelten Parlament an, als er ihm erklärte, daß er zur Unterhaltung des Heeres, das er vergrößert habe, mehr Geld fordern werde, und daß er in demselben katholische Officiere angestellt habe, welche den Test-Eid nicht geleistet hätten. Diese Erklärung hatte die unmittelbare Folge, daß in dem Parlament, welches dem Könige bisher

ganz ergeben gewesen war, eine Oppositions-Partei entstand. Zu gleicher Zeit erregte Jakob durch seine Unbesonnenheit sowohl bei seinen eigenen Beamten, als auch bei den ihm gewogenen fremden Regierungen Bedenklichkeiten und Unwillen. Die protestantischen Junker verließen seinen Dienst, und sogar Leute, wie Halifax war, entsagten ihren Stellen. Ludwig XIV. und selbst der Pabst Innocenz XI. wurden über Jakob's thörichten Eifer, seinen Papismus unnöthiger Weise öffentlich kund zu geben, unwillig, da er nicht nur den päbstlichen Nuntius an seinem Hofe (d'Adda) mit auffallender Auszeichnung behandelte, sondern auch dem englischen Gesandten am päbstlichen Hofe den Befehl ertheilte, seinen Einzug in Rom mit großem Pomp zu halten. Jakob ließ sich jedoch weder durch die Bedenken des Pabstes, noch durch die Vorschläge Ludwig's von neuen unüberlegten Schritten zurückhalten, und kümmerte sich ebenso wenig um die veränderte Stimmung eines Parlaments, in welchem nach seinem eigenen Geständnisse noch um die Mitte des Jahres 1685 elf Zwölftheile ihm unbedingt ergeben gewesen waren.

In Rücksicht des stehenden Heeres gab das Unterhaus seine Misbilligung dadurch zu erkennen, daß es nur die Hälfte der Summe gewährte, welche Jakob für dasselbe gefordert hatte. Die Ankündigung, daß katholische Ober-Officiere ernannt seien, ward durch eine Protestation und durch eine Adresse beantwortet, in welcher das Parlament um die Beseitigung aller gesetzwidrigen Anstellungen bat. Jakob war unvorsichtig genug, gleich seinem Großvater das Unterhaus deshalb königlich zu schelten. Dieses beharrte jedoch auf seinem Widerstande. Selbst im Oberhause erhoben sich Stimmen gegen die bedenklichen Schritte, durch welche der König das Parlament zum Mitschuldigen seiner Verfassungs-Verletzung machen wollte. Jakob gab daher die Hoffnung auf, das Parlament zu gewinnen, und vertagte dasselbe vom November 1685 auf den Mai 1686. Dann suchte er nach dem Rathe einiger an Chikanen reichen Juristen seinen Zweck auf einem anderen Wege zu erreichen. Da er dabei den Widerstand des Parlaments fürchtete, so vertagte er dieses im Mai noch einmal bis zum November. Der erwähnte Rath, den man ihm gegeben hatte, bestand darin, daß er zwei bis dahin nicht genau begrenzte und in ihrer Anwendung

beschränkte Rechte der englischen Könige, das kirchliche Supremat und die Befugniß, von den auf gewisse Vergehungen gesetzten Strafen zu dispensiren, für seine Zwecke in Anwendung bringen solle. Jakob befolgte diesen Rath und zeigte dem Kabinet an, daß er zwar nicht, wie ehemals das Cabal-Ministerium gethan hatte, den Katholiken eine allgemeine Befreiung von den Gesetzen, durch welche sie von allen Ämtern ausgeschlossen wurden, gewähren, wohl aber allen denen, die er für ein Amt bestimme, die auf die Annahme desselben gesetzten Strafen erlassen werde. Diese Ausdehnung des königlichen Dispensations-Rechtes sollte durch die Oberrichter von England förmlich anerkannt werden. Die Mehrzahl derselben erklärte jedoch, als die Sache in öffentlicher Gerichtssitzung gründlich geprüft wurde, des Königs Behauptung für unhaltbar. Jakob war hierauf unvorsichtig genug, diese Mehrzahl zu entfernen und an ihre Stelle Leute einzusetzen, welche ihm Recht gaben. Dadurch ward die Unzufriedenheit des Volkes vermehrt und zugleich die Junkerschaft der Tories, die ihm bisher so treu zur Seite gestanden hatte, aufs äußerste erbittert.

Sobald der König ein ihm ergebenes Tribunal von zwölf Richtern hatte, ward die Anklage eines von ihm dispensirten katholischen Officiers in der ausdrücklichen Absicht veranlaßt, das Ansehen jenes Gerichtes für die Rechtmäßigkeit der königlichen Dispensationen anführen zu können. Dann ging Jakob auf seinem Wege rasch weiter voran, und übte auch das Supremat nach seinem Sinn. Er vergabte Pfründen und Bisthümer der anglikanischen Kirche an Katholiken. Er ernannte unter dem Vorsitze seines groben und grausamen Kanzlers Jeffereys eine sogenannte hohe Commission, um Bischöfe und Prälaten, die des katholischen Königs Verfügungen in der protestantischen Kirche nicht anerkennen wollten, zur Verantwortung zu ziehen und zu strafen. Diese Commission, zu welcher auch Jeffereys gehörte, lud den Bischof von London vor. Er wurde von ihr, nachdem Jeffereys ihn hart angefahren hatte, abgesetzt, und die Verwaltung seines großen Sprengels zwei Mitgliedern der sauberen Commission übertragen. Doch durfte er den bischöflichen Palast und die Einkünfte seines Bisthums behalten. Nachher wurden Katholiken auch zu Mitgliedern des geheimen Rathes ernannt. Jesuiten, Franziskaner und andere Ordensbrüder,

denen gesetzlich der Eintritt ins Reich versagt war, zeigten sich überall und ließen Kirchen und Kapellen bauen. Mitten in der Hauptstadt, an der Stelle, an welcher früher das Johannis-Kloster gestanden hatte, wurde ein neues Kloster erbaut. Außerdem erhielten die Franziskaner ein Kloster in Lincolns-Inn-Fields, sowie die Karmeliter in der Altstadt (city) und die Benedictiner im St. James-Palaste. Auch den Jesuiten ward ein Collegium (Kirche und Schule) in dem Savoy-Gebäude gegeben.

Gleich darauf ward auch in Schottland eine willkürliche Regierung eingeführt, sowie Clarendon als Statthalter von Irland entlassen und durch Tyrconnel ersetzt, welcher dann die protestantischen Officiere verabschiedete und ein katholisches Heer bildete, das man in England gebrauchen wollte. Die entlassenen Officiere suchten und fanden in den Niederlanden bei Wilhelm Aufnahme. Zu derselben Zeit, als Clarendon und seine ganze Familie, welche mit Jakob von seiner ersten Gemahlin her verwandt war, in Ungnade fielen, wurde auch Rochester entlassen; und der König war fortan nur noch von Männern umgeben, welche entweder als Katholiken im ganzen Lande gehaßt und gefürchtet wurden, oder, wie Sunderland und Godolphin, ihn bereits verrathen und verkauft hatten.

4. Ludwig's XIV. despotisches Verfahren gegen den Pabst, die Jansenisten und die Hugenotten.

Da wir uns überall auf die bloße Zusammenstellung der Thatsachen beschränken und keine andere Absicht haben, als die Leser bescheiden und ohne allen Anspruch auf Genialität und Darstellungskunst zu belehren, so haben wir über Ludwig XIV. kein allgemeines Urtheil zu fällen. Ludwig war eigentlich nur ein König des hohen Adels und der Höfe, nicht des Volkes; dieses wurde vielmehr der Größe geopfert, nach welcher Ludwig strebte, und die noch jetzt das Ideal der Franzosen ist. Mögen wir daher auch über ihn und sein Prahlen denken, wie wir wollen, er war und blieb das Muster absoluter Regenten. Seine Einrichtungen und Anstalten, seine Etikette, seine Pracht, seine Art, Wissenschaft, Kunst und sogar Poesie auf dieselbe Weise wie diplomatische Fähigkeiten und militärische Verdienste zu belohnen, sein und seines Hofes Geschmack in Hausrath, Kleidung und Wohnung leben ja in unseren Zeiten

wieder auf. Sein Grundsatz, daß Heeresmacht, Gewalt und großer Reichthum Quelle des Rechtes und des Guten seien, herrscht in ganz Europa. Seine Art, über Religion und Kirche zu denken und zu schalten, ist jetzt sogar von protestantischen Regenten und Prälaten angenommen worden. Wer könnte wagen zu behaupten, daß Ludwig und die englische Aristokratie, Beide auf ihre Art, das beste Muster einer Regierung sind, welche den Völkern gefällt und dauernden Ruhm verleiht? Sogar gegen den Pabst und gegen die philosophischen Theologen seiner Zeit machte Ludwig oder vielmehr sein ihm schmeichelndes Ministerium die monarchische Gewaltherrschaft auf eine brutale Weise geltend.

Ludwig XIV. ließ mehrere Päbste seine Willkür und despotische Laune fühlen. Der erste von diesen war Alexander VII (Fabio Chigi), welcher als Pabst auch dadurch merkwürdig ist, daß er den Jesuiten zu Gefallen das mit furchtbaren Drohungen begleitete Verbot erließ, an der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria, von der wir neulich wieder soviel gehört haben, zu zweifeln. Ludwig's Streit mit ihm, welcher von 1662 bis 1664 dauerte, hatte durchaus keine Beziehung zum Kirchlichen, sondern der Beherrscher von Frankreich ließ nur den Fürsten des Kirchenstaates empfinden, daß er, gleich allen kleineren Regenten Europa's, den großen König als seinen Richter anerkennen müsse, auch wenn er in seiner eigenen Sache Recht spreche. An und für sich war der Streit mit Alexander nur eine Folge des lächerlichen Stolzes, welchen der französische Gesandte in Rom, der Herzog von Crequi, und der Bruder des Pabstes, der Kardinal Mario Chigi, gegen einander zeigten; und es ist schwer zu sagen, wer sich dabei am insolentesten benahm, der Franzose oder der Italiäner. Der Pabst selbst hatte früher als Nuntius bei den Unterhandlungen über den westphälischen Frieden, soviel er konnte, für Spanien gearbeitet und die französischen Plane vereitelt; und um Rache dafür zu nehmen, hatte Ludwig den sehr hochmüthigen, unleidlichen Herzog von Crequi als Gesandten nach Rom geschickt. Die Dienerschaft dieses Gesandten gerieth alsbald mit Soldaten der aus Korsen bestehenden Leibwache des Pabstes in Händel. Am 20. August 1662 kam es sogar zu einem förmlichen Kampfe zwischen den Franzosen und den Korsen. Die Letzteren unterlagen in diesem Kampfe; sie

erhielten aber bald Verstärkung von ihren Landsleuten, stürmten hierauf Crequi's Palast, zerschlugen die Fenster desselben, und schossen sogar nach dem Herzoge, als dieser auf dem Balkon erschien. Da die päbstliche Polizei zögerte, die Sache strenge zu bestrafen, so reiste der Gesandte von Rom ab und begab sich nach Pisa; König Ludwig aber ließ den päbstlichen Nuntius an seinem Hofe unter militärischer Bedeckung an die Grenze von Savoyen bringen. Zugleich bat Ludwig den König von Spanien, einem französischen Heere von achtzehntausend Mann den Durchmarsch durch das Mailändische zu gestatten. Er wolle, erklärte er, Castro, Ronciglione und die Thäler von Comacchio den Herzögen von Parma und Modena, denen sie von den Päbsten entrissen worden waren, wieder verschaffen und die Anstifter der seinem Gesandten angethanen Beleidigung aus Rom jagen. Außerdem mußte noch das Parlament von Provence dem Pabste als Herrn von Avignon und Venaissin den Proceß machen und ihn dieser Herrschaften verlustig erklären. Da weder der Kaiser, noch der König von Spanien sich des Pabstes annehmen wollte oder konnte, so mußte dieser im Februar 1664 einen Vertrag unterschreiben, welcher der gerühmten Großmuth Ludwig's wenig Ehre macht. Alexander ward nämlich zuerst zu dem Versprechen gezwungen, daß er die Herzöge von Parma und Modena abfinden wolle. Außerdem mußte er den Korsen in Rom eine Schandsäule setzen lassen, und sie für unfähig erklären, dem Pabste je wieder zu dienen. Endlich mußte noch sein Bruder, der Kardinal Mario Chigi, nicht nur schriftlich erklären, daß er an Allem, was seit dem Monat August 1662 in Rom geschehen sei, keinen Antheil gehabt habe, sondern er mußte auch zugleich mit dem Kardinal Imperiali nach Paris reisen, und dort mit einer ihm vorgeschriebenen Formel um Verzeihung bitten.

Ernstlicher und bedeutender war Ludwig's Streit mit Innocenz XI. (Benedict Odeschalchi), Alexander's drittem Nachfolger; denn dieser Streit ward die Veranlassung, daß derselbe König, der sich durch seine Maitressen und seinen Beichtvater zu unerhörten Verfolgungen gegen die Protestanten und gegen die frömmsten und gelehrtesten Katholiken (die Jansenisten) treiben ließ, mit dem Haupte seiner Kirche gänzlich zerfiel. Innocenz XI. war

ein edeler und würdiger Mann, welchem, sobald er 1676 zum Pabste gewählt worden war, die Abstellung der in der Kirche herrschenden Misbräuche sehr am Herzen lag. Dies würde sogleich einleuchten, wenn wir seinem verdienten Lobe durch Anführung der Thatsachen hier einen Platz einräumen dürften. Wir begnügen uns mit der einfachen Bemerkung, daß sein fester und edeler Charakter unbiegsam und hartnäckig ward, wenn man ihm in dem, was er für sein Recht hielt, entgegen trat. Mit einem solchen Manne mußte ein kirchlich frommer Fürst und grausamer Verfolger aller derer, welche nicht an Pabst und Jesuiten glaubten, einen sehr harten Stand haben.

Ludwig's Streit mit Innocenz betraf anfangs nur das Recht der Regale, führte aber einen Zwist über die Grenzen der königlichen und päbstlichen Gewalt in Kirchensachen herbei. Gemäß jenes Rechtes ließen nämlich die französischen Könige bei der Erledigung von Bisthümern die Einkünfte derselben bis zu ihrer Wiederbesetzung verwalten, und vergabten zugleich erledigte Pfründen nach ihrer Willkür, oder vielmehr sie verkauften oder verschenkten sie an unwürdige Clienten und Lieblinge. Sie beriefen sich dabei auf ihr unbestrittenes Recht, alle Pfründen, mit welchen keine Seelsorge verbunden sei, ohne vorhergehende Anzeige beim Pabste zu vergeben. Dieses Recht der Regale war den französischen Königen durch einen Artikel der Lyoner Conciliums-Beschlüsse von 1274 zuerkannt worden, mit Ausnahme vieler Kirchen von Provence, Languedoc, Guyenne und Dauphiné. Ludwig XIV. kehrte sich jedoch an diese Beschränkung nicht, sondern verordnete in zwei Edicten von 1673 und 1675, daß das Regale in allen Kirchen von Frankreich auf gleiche Weise gelten solle. Darüber beschwerten sich besonders die Bischöfe von Alet und Pamiers bei Innocenz XI., und dieser nahm sich der Sache an. Die Parlamente dagegen, in welchen viele theologische Juristen saßen und ein anderes Kirchenrecht als das päbstliche geltend zu machen suchten, registrirten die Edicte nicht blos, sondern sie erließen auch zum Behuf ihrer Aufrechthaltung besondere Decrete. Der Pabst behauptete jedoch, die französischen Tribunale hätten kein Recht, in dieser Sache eine Entscheidung zu geben. Er ging endlich so weit, daß er in einem bei Gelegenheit des Processes eines Klosters erlassenen Breve ein

Urtheil des Pariser Parlaments nicht nur aufhob (supprimoit), sondern auch die bloße Lesung desselben bei Strafe des Kirchenbannes verbot, und den Bischöfen den Befehl ertheilte, diesen Urtheilsspruch überall, wo sie ihn fänden, zu verbrennen.

Die Minister Colbert und Le Tellier ließen dies nicht ungeahndet, und führten dadurch die Sache auf den Punkt, daß der Streit über das Regale sich in einen Streit über die Rechte des Pabstes gegenüber den Rechten des Königs und seiner Minister umwandelte. Es wurde nämlich durch eine am 2. Juli 1680 erlassene königliche Verordnung verboten, irgend eine Bulle, ein Breve, ein Rescript des Pabstes oder seines Nuntius auszuführen, wenn man nicht durch ein Patent des Staats-Secretärs unter dem großen Siegel dazu berechtigt worden sei. Zugleich erkannte eine Versammlung der französischen Geistlichkeit, welche in St. Germain en Laye gehalten wurde, des Königs Verfahren als im Rechte begründet an. Daraus entstand in den Provinzen, welche das Regale nie anerkannt hatten, ein Streit zwischen den Parlamenten und den höheren Geistlichen, welche für den König waren, einerseits, und der niederen Geistlichkeit, welche die Verordnungen des Pabstes anerkannte, andererseits; und mehr als achtzig Pfarrer der Diöcese von Toulouse wurden auf Befehl des Parlaments ins Gefängniß geworfen oder verbannt. Als der Pabst wegen dieses Verfahrens im Januar 1681 ein neues Breve erließ, in welchem selbst der Erzbischof von Toulouse bedroht wurde, nahm das Parlament von Paris den Letzteren in Schutz, erklärte die Ächtheit der Bulle für ungewiß und verbot, sie zu lesen.

Um ganz sicher zu gehen, berief nachher der König eine neue Versammlung der Geistlichkeit ein, die aber nur aus den Erzbischöfen, zwei Bischöfen eines jeden erzbischöflichen Sprengels und wenigen Deputirten des niederen Klerus bestand. Diese Versammlung, in welcher Colbert, der Kanzler Le Tellier und dessen Bruder, der Erzbischof von Rheims, den Haupteinfluß hatten, ward durch die Macht des Königs und seiner Minister so eingeschreckt, sowie durch dessen Glanz und die Bedeutung der Hofgunst so geblendet, daß die Minister den Muth faßten, dem Könige diejenigen Rechte und Vortheile zuzuerkennen, die sein Vorfahr Ludwig der Heilige besessen, Franz I. aber aufgeopfert hatte. Sie thaten dies, weil der

König und seine Minister damals das französische Volk ausmachten, weil also die Rechte, welche diesem zuerkannt wurden, ihnen selbst zu Gute kamen. Bei dieser Gelegenheit mußte Bossüet, Bischof von Meaux, so sehr er sich auch sträubte, seine Talente aufbieten, um gegen die Anmaßungen der römischen Kirche das alte Kirchenrecht zu vertheidigen. Dieser dem Könige und seinem Hofe ganz ergebene Geistliche faßte nämlich eine Declaration ab, welche unter dem Scheine, das alte Kirchenrecht wiederherzustellen, einen Theil des bisher vom Pabste als Recht geübten Unrechtes an den König bringen sollte. Bossüet's Talente zu rühmen, würde hier nicht passend sein. Auch haben ja die Franzosen, welche größere Liebhaber von tönenden Phrasen sind als wir, seine Declaration so oft und so viel gerühmt, daß wir uns darauf nicht einzulassen brauchen. Der Bischof Bossüet faßte das, was er unter den Artikeln der gallikanischen Kirche verstand, in folgende vier kurze Sätze zusammen: 1) Dem Pabste und der Kirche ist von Gott die Gewalt über alle geistlichen und auf die ewige Seligkeit Bezug habenden Dinge, nicht aber über die bürgerlichen und weltlichen übertragen worden. In diesen sind die Könige und Fürsten keiner kirchlichen Gewalt durch Gottes Anordnung unterworfen, und die Kirchengewalt kann weder sie selbst mittelbar oder unmittelbar absetzen, noch ihre Unterthanen der Treue oder des Gehorsams entbinden. 2) Der heilige Stuhl und die Nachfolger Petri besitzen die volle Gewalt über geistliche Dinge auf solche Weise, daß dabei die von der gallikanischen Kirche gewissenhaft festgehaltenen Decrete des Constanzer Conciliums in Rücksicht des Satzes, daß ein allgemeines Concilium über dem Pabste stehe, fest und unabänderlich bestehen. 3) Der Pabst ist an das geistliche Recht gebunden. 4) Auch in Glaubensfragen hat der Pabst die bedeutendste Stimme, und seine Dekrete beziehen sich auf jede Kirche; jedoch ist sein Urtheil nicht unabänderlich, falls nicht die Beistimmung der Kirche hinzugekommen ist.

Diese vier Artikel wurden durch ein königliches Edict zum Reichsgesetze gemacht, und mußten von allen Collegien und Universitäten unterschrieben und beschworen werden. Der Pabst wagte zwar nicht, eine Verdammung der Artikel auszusprechen; er hielt sich aber an die französische Geistlichkeit. Dieser machte er den Vorwurf der Feigheit, weil niemand aus ihrer Mitte den Muth

gehabt habe, den König zu ermahnen und zu warnen. Zugleich weigerte er sich, den vom Könige ernannten Bischöfen die Bestätigungsbulle zu ertheilen, ohne welche sie keine bischöflichen Amtshandlungen vornehmen konnten. Es wurde zwar viel mit ihm unterhandelt; er erklärte aber immer, er werde sich nicht eher auf etwas einlassen, als bis die Artikel von den Rechten der gallikanischen Kirche aufgehoben seien. Frankreich befand sich also damals dem Pabste gegenüber fast in derselben Lage, wie unter Bonaparte, und Ludwig benutzte jede Gelegenheit, den Pabst zu kränken.

Anlaß zu neuem Streite war eine durchaus weltliche Angelegenheit, die sogenannte Quartier-Freiheit der Gesandten am päbstlichen Hofe. In dieser Sache war das Recht offenbar ganz auf Seiten des Pabstes; die Art aber, wie König Ludwig sich dabei gegen ihn benahm, konnte allen Fürsten zeigen, was ihnen drohe, wenn Ludwig das Übergewicht in Europa behaupte, welches er gleich nach dem Nymwegener Frieden erlangt hatte. In Rom bestand damals noch der Misbrauch, daß alle Gesandten im Umkreise ihrer Wohnungen eine von der päbstlichen unabhängige Gerichtsbarkeit hatten, und jeden Menschen ohne Ausnahme dort aufnehmen konnten. Diese sogenannten Gesandtschafts-Quartiere (franchizze) waren in Folge davon die Zufluchtsstätten des flüchtigen Gesindels aller Nationen geworden. Innocenz XI. hatte aber das edele Streben, dem Banditen-Wesen im Kirchenstaate zu steuern, eine Polizei in Rom möglich zu machen und überhaupt die hergebrachten Misbräuche auszurotten. Er erklärte daher, er werde keinen Gesandten mehr annehmen, der nicht dem Rechte der Quartier-Freiheit entsage. Dies thaten dann auch die Gesandten des Kaisers, Spanien's, Polen's, England's und Venedig's; Frankreich dagegen widersetzte sich dem gerechten Verlangen des Pabstes auf eine beleidigende Weise. Als nämlich 1687 der französische Gesandte d'Estrées gestorben war, mußte dessen Nachfolger, Lavardin, auf Ludwig's Befehl die Fortdauer der Quartier-Freiheit verlangen. Der Pabst erklärte dagegen jeden für excommunicirt, der auf diesem Rechte bestehen werde. Trotz dieser Erklärung hielt Lavardin am 16. November 1687 seinen Einzug im Rom auf eine solche Weise, daß es schien, als wenn er die Stadt militärisch besetzen wolle; denn er zog an der Spitze von

achthundert Mann französischer Soldaten in Rom ein, und besetzte den französischen Gesandtschafts-Palast, den Palast Farnese, nebst dem ganzen Bezirke umher. Als hierauf der Pabst ihm die Audienz verweigerte, ritt Lavardin an der Spitze von zweihundert Reitern durch die Stadt, und stellte Wachen um seinen Palast herum auf, wie wenn er überfallen zu werden fürchte. Der Pabst ließ sich durch alles dies nicht einschüchtern. Er belegte vielmehr, als Lavardin zur Weihnachtszeit in der französischen Kirche des heiligen Ludwig das Abendmahl genommen hatte, diese Kirche mit dem Interdict, weil der Pfarrer den französischen Gesandten zum Gottesdienste zugelassen habe.

Dadurch wurde König Ludwig aufs höchste erbittert. Er ließ am 22. Januar 1688 durch den General-Procurator des Pariser Parlaments Lavardin's Excommunication für eine an und in sich nichtige Handlung erklären, und zugleich vom Ausspruche des Pabstes an ein bald zu haltendes Concilium appelliren. Der General-Advokat Omer Talon erlaubte sich sogar die heftigsten Äußerungen in Betreff dieser Sache, und das Parlament selbst erließ ein Decret, in welchem das ganze Verfahren desselben gebilligt, die königliche Appellation (als appel comme d'abus) angenommen und der König gebeten wurde, gegen den Pabst mit allem Nachdrucke einzuschreiten. Das Letztere geschah jedoch nicht, weil Ludwig des Pabstes in der Angelegenheit des Kölnischen Wahlstreits bedurfte. Im Sommer 1688 war nämlich Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln, ein baierischer Prinz, gestorben, und Ludwig wünschte die Nachfolge desselben dem Grafen Wilhelm von Fürstenberg, welcher einer ihm ganz ergebenen und alle Deutschheit verleugnenden Familie angehörte (s. S. 443 und 471), zu verschaffen. Bei der Wahl fielen jedoch nur vierzehn Stimmen auf Fürstenberg, die anderen neun auf Joseph Clemens, den Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern, und der Erstere war also, da zu einer vollgültigen Wahl zwei Drittel der Stimmen erforderlich waren, nur postulirt (s. Th. XIV., S. 200), oder mit anderen Worten er bedurfte, um Erzbischof von Köln zu werden, noch der Einwilligung des Pabstes. Diese glaubte König Ludwig um so mehr erwarten zu dürfen, da Joseph Clemens von Baiern als siebenzehnjähriger junger Mann das gesetzliche Alter nicht hatte, und folglich noch einer besonderen päbstlichen Dis-

pensation (der venia aetatis) bedurfte. Innocenz gewährte jedoch die Letztere und entschied die streitige Wahl zu Gunsten des baierischen Prinzen. Ludwig ließ hierauf wegen seiner Händel mit dem Pabste dessen Fürstenthum Avignon wieder besetzen. Nach dem Tode Innocenz XI. (1689) gab er dieses jedoch wieder heraus, und mit dessen zweitem Nachfolger, Innocenz XII., einigte er sich auch in Betreff der Quartier-Freiheit und der Rechte der gallikanischen Kirche.

Der Streit, welchen Ludwig XIV. mit den Jansenisten seines Reiches hatte, kann hier nur im Vorbeigehen berührt werden, so wichtig er auch für die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und besonders für die der französischen Revolution ist, weil wir nicht auf jansenistische Philosophie oder Theologie eingehen können. Jansenius, ein im Jahre 1636 gestorbener niederländischer Bischof, hatte in einem Buche, welches Augustinus betitelt war, durch angeführte Stellen dieses Kirchenvaters bewiesen, daß derselbe über Gnade, freien Willen und göttliche Vorherbestimmung etwas ganz Anderes gelehrt habe, als was in den Schulen, auch in denen der Jesuiten, für seine Lehre ausgegeben werde (s. Th. IV., S. 587—589). Ein großer Theil der katholischen Geistlichkeit Frankreich's nahm die von Jansenius ausgesprochene Ansicht an, und vertheidigte also die ächte Lehre Augustin's von der Gnade und der Vorherbestimmung Gottes gegen den Semi-Pelagianismus, welcher durch den Mönch Cassianus in die Kirche gebracht worden war und seit dieser Zeit ein Lehrsatz derselben geblieben ist. Die Jesuiten dagegen bearbeiteten den Pabst Innocenz X., damit er über einen Punkt, welcher so weit vom Leben und vom Verständnisse aller derer entfernt ist, die nicht aus dem Grübeln ein Geschäft machen, durch eine positive Entscheidung festsetze, was der Kirchenvater gelehrt habe, und was die anderen Theologen lehren dürften. Da die Jesuiten in Rom den Haupteinfluß hatten, so ging der Pabst, ohne sich lange zu bedenken, auf ihr Verlangen ein. Er untersuchte nicht einmal, ob die fünf Sätze, welche Jansen's Gegner zum Beweise seiner ketzerischen Ansicht aus dessen Buche gezogen hatten, auch wirklich in demselben enthalten seien. Er verdammte vielmehr ohne Weiteres die fünf Sätze als ketzerisch. Jansenius selbst und sein Buch wurden jedoch erst von dem folgenden Pabste, Alexander VII., verdammt (Oktober 1656).

Von dieser Zeit an bildete sich in Frankreich, gegenüber den jesuitisch-päbstlichen Schulen der Theologie, eine Schule philosophischer, ascetischer und catonisch strenger Gottesgelehrter; und diese ward, was damals wegen des geistlichen Rechtes möglich war, eine theologisch-juristische Schule, welche bald in den Parlamenten das Übergewicht erhielt. Die ausgezeichnetsten Männer dieser französischen Jansenisten hatten in dem Kloster Port Royal bei Paris eine Anstalt für strenge Erziehung, Bildung, strenge Bußübung und gründliche Gelehrsamkeit geschaffen, und zum großen Ärger der Jesuiten die beste Logik, Rhetorik und Poetik der Franzosen geschrieben. Nichtsdestoweniger ließ König Ludwig den Jesuiten zu Gefallen alle aus dieser Schule hervorgegangenen Männer grausam verfolgen und sogar das Kloster Port Royal zerstören. Diese Verfolgung der Jansenisten, eines Arnauld d'Andilly, eines Quesnel, Nicole Pascal, dü Verger de Hauranne, Abbts von St. Cyran oder Sisteron, hängen leider ebenso, wie die grausame Verfolgung und Vertreibung der Protestanten aus Frankreich, enge mit der Geschichte der Maitressen zusammen, denen Ludwig eine königliche Existenz am Hofe gab, und die er mit fürstlichen Besitzungen und Reichthümern begabte. Wir müssen daher auch über diese einige Worte sagen.

Die französischen Geschichten und Denkwürdigkeiten enthalten ganze Bände über die Privat-Geschichte des Königs und der Personen seines Hofes, sowie über die Liebschaften und Abenteuer der angesehenen Personen und königlichen Geliebten. Dies Alles muß ein Franzose wissen, weil es in die Literatur und in die Conversation der Salons übergegangen ist. Ein Deutscher dagegen könnte nur durch Neugier dazu getrieben werden. Da wir diese nicht nähren wollen, so können wir uns kurz fassen. Schon als Jüngling faßte Ludwig eine so leidenschaftliche Liebe für eine der Nichten des Kardinals Mazarin, die Maria Mancini (s. S. 367), daß er nur mit Mühe abgehalten werden konnte, eine rechtmäßige Ehe mit derselben zu schließen. Nach dieser mehr idealen Verbindung lebte er in realen und sinnlichen Verhältnissen, zuerst mit Elisabeth Tarneaux und dann nach einander mit der La Vallière (s. S. 376), der La Motte d'Argencourt, der Montespan und der Fontanges. Alle diese Damen

hatten nach einander Wohnung, Rang und Hofstaat, wie wenn sie Königinnen wären. Weiter als Alle brachte es die Wittwe des durch komische Romane und Gedichte berühmten Scarron, welche unter dem ihr ertheilten Titel einer Marquise von Maintenon ebenso berühmt geworden ist, wie der König selbst. Ihr Großvater war der geistreiche d'Aubigné; sie selbst ward in der Kindheit so lange geplagt, bis sie von dem Protestantismus, dessen edelster und geschicktester Geschichtschreiber ihr Großvater gewesen war, zur katholischen Lehre übertrat. Daß sie in ihrer Jugend außerordentlich schön und liebenswürdig war, berichten alle Zeitgenossen. Sie war jedoch so arm gewesen, daß sie, um leben zu können, den kranken und durch Gicht ganz verzogenen Scarron geheirathet hatte. Sie pflegte denselben bis an sein Ende mit unbeschreiblicher Treue. Diese Sorgfalt für ihren Gatten, die Leiden, die sie erduldet hatte, und ihr streng keusches Leben in einer lüderlichen Zeit lassen uns glauben, daß sie wirklich alle die Tugenden besessen habe, welche von ihr gerühmt werden. Doch glauben wir zugleich, daß sie im vertrauten Umgange mit der Ninon de Lenclos, die wir in unserer Manier eine weltberühmte Dirne nennen würden, eine für ihren nachherigen Beruf sehr passende Bildung erhielt. Zu diesem Berufe gelangte sie durch die damalige erklärte Maitresse des Königs, die Frau von Montespan, der sie empfohlen worden war, und die ihr die Sorge für ihre dem Könige geborenen Kinder übertrug. Da sie schön, außerordentlich geistreich und jesuitisch fromm war, so ward Ludwig bald durch ihre Unterhaltung gefesselt, und die Montespan mußte ihr weichen. Sie bemächtigte sich des Königs gänzlich, hielt sich aber, selbst als 1683 die Königin gestorben war und Ludwig sie ganz wie seine Gemahlin behandelte, durchaus in den Schranken des Anstandes, und nahm öffentlich keinen Vorrang in Anspruch. Dagegen genoß sie in ihren Zimmern und in denen des Königs aller der Auszeichnungen und Ehren, welche einer Königin gebührten. Daß sie und Ludwig später, als Beide eine ganz besondere Kirchlichkeit affectirten, durch den Erzbischof von Paris, dü Harlay, in einem Kabinet des Königs in Gegenwart des königlichen Beichtvaters, des Pater La Chaise, förmlich getraut wurden, und daß Montchevreuil, der Ritter Forbin und Bontemps dieser Handlung als Zeugen beiwohnten, ist ausgemacht; die Zeit

aber, wann die Trauung Statt fand, wagen wir nicht anzugeben. Die Maintenon leitete die Minister und die Staatsangelegenheiten nicht, gleich vielen Dirnen unter der Regentschaft und unter Ludwig XV., unmittelbar; aber der König arbeitete mit den Ministern in ihrem Zimmer, ihre Zuneigungen und Abneigungen waren bekannt, es wurde daher nichts beschlossen, was ihr entgegen sein konnte. Ihre Freigebigkeit und kirchliche Frömmigkeit wurden im ganzen Lande gepriesen; es war jedoch, wie dies jetzt bei reichen und vornehmen Frauen so oft der Fall ist, sehr zweifelhaft, ob die von Pfaffen und schwachen, aber eingebildeten Weibern gepriesene Tugend von der rechten Art sei. Heuchler und Jesuiten, schwache Naturen und Schurken hatten fortan bei dem frömmelnden und alternden Könige leichtes Spiel. Männer wie Vendome und wie Catinat, der Cato der Zeit Ludwig's XIV., mußten zurückstehen, und galant schmeichelnde und frömmelnde Leute wie Villeroi wurden immer wieder gebraucht, so oft sie auch ihre Unfähigkeit bewiesen hatten.

Wir haben des Charakters der Maintenon erwähnen müssen, damit man begreifen könne, wie es möglich war, daß eine Frau von so glänzenden und zum Theil ganz soliden Vorzügen, ohne daß sie es dabei im Geringsten übel meinte, blos durch die mit jeder Weiblichkeit verbundenen Eigenschaften, in Gemeinschaft mit ihrem und des Königs Beichtvater, dem französischen Reiche tiefere Wunden schlug, als demselben in unseren Tagen die Revolution geschlagen hat. Wir beziehen dies besonders darauf, daß sie den König bewog, den Zweck der Jesuiten zu fördern, welche glaubten und noch glauben, die Erde würde zum Paradies werden, wenn die Protestanten und der Protestantismus mit der Wurzel ausgerottet wären. Man hätte denken sollen, die Jesuiten hätten die Wirkung der Ausführung dieses ihres einzigen Ordens-Zweckes an dem Erfolge der Rathschläge erkennen können, die sie Philipp dem Zweiten von Spanien gegeben hatten, und welche von diesem im größten Maßstabe ausgeführt worden waren. Allein Leute, welche wie sie im Namen Gottes reden und es dabei gut meinen, sind nicht zu belehren, und die Menge lebt, wie wir 1848 und 1849 erfahren haben, stets des Glaubens, daß derjenige Recht habe, welcher am lautesten und dreistesten redet und am ärgsten schimpft. Unter den Ministern des Königs war nur einer, Pomponne, der Sohn des großen Haup-

tes der Jansenisten von Port Royal, d'Andilly', im Stande, den unbesonnenen Eifer des Königs zu mäßigen; er verlor aber theils als Jansenist, theils weil er bei jeder Gelegenheit den despotischen Maßregeln seiner Collegen entgegen trat, seit der Zeit der beginnenden Herrschaft der Maintenon allen Einfluß, und wurde bald nachher ganz entfernt. Von den übrigen Personen, welche die Regierung leiteten, waren weder Colbert und sein Sohn, der Marquis von Seignelay, noch der Pater La Chaise und am allerwenigsten die Maintenon hart und grausam; sie freuten sich aber, wenn sie ihres Herrn Willen, daß nur Ein Herrscher und nur Eine Religion im Reiche sein solle, auf jede Weise fördern konnten. Sie meinten es in dem gewöhnlichen Sinne dieses Ausdruckes gut, wußten aber nicht oder wollten nicht wissen, welche empörenden Grausamkeiten um des Glaubens willen geübt wurden. Der Staats-Secretär Le Tellier dagegen, welcher ein Bruder des Erzbischofs von Rheims war und 1677 Kanzler ward, freute sich ebenso, wie der durch Härte, Grausamkeit und Unbarmherzigkeit unsterblich gewordene Kriegs-Minister Louvois, des Unterganges der Protestanten, deren Fleiß, Gewerbsthätigkeit, Reichthum, Handel und Wissenschaft Colbert ungern aus dem Reiche getrieben sah.

Die Ausführung des Planes, den reformirten Glauben in Frankreich ganz auszurotten, begann mit einer stillschweigenden Umgehung des Edicts von Nantes (s. Th. XIV., S. 11 f.) und des Gnaden-Edicts von Nismes (s. Th. XIV., S. 389). Vom Hofe ermuntert, erlaubten sich nämlich Beamte, Parlamente und Priester alle möglichen Mittel, die Zahl der Katholiken zu vermehren. Man entzog protestantischen Wittwen die Sorge für ihre Kinder; man nahm ihnen die Kinder mit Gewalt weg; man lockte Leute ohne Gewissen durch Geld in den Schooß der alten Kirche; man setzte die Protestanten bei Anstellungen und am Hofe zurück, und begünstigte dagegen Katholiken und Convertiten. Im Jahre 1671 ward eine förmliche Bekehrungskasse mit einem bestimmten jährlichen Einkommen errichtet. Als aber 1675 der Pater La Chaise Beichtvater des Königs geworden war, vereinigten sich mit ihm die Minister und Maitressen gegen alle diejenigen, welche von irgend einer Art Freiheit redeten. Im Jahr 1679 wurde der vorher schon bestrafte Rücktritt eines Bekehrten in seine frühere Kirche mit noch schwereren

Strafen belegt. Den Hebammen wurde befohlen, reformirten Kindern die katholische Taufe geben zu lassen, katholischen Franzosen der Übertritt zur protestantischen Religion bei Lebensstrafe untersagt, und Heirathen zwischen Protestanten und Katholiken verboten. Keinem Protestanten sollte ferner ein Staatsamt oder eine Einnehmerstelle gegeben werden, und auch den Vasallen, welche Gerichtsbarkeit hatten, ward untersagt, Protestanten anzustellen. Sogar städtische Ämter sollten künftig nur mit Katholiken besetzt werden. Einem protestantischen Orte nach dem anderen wurde die Erlaubniß der freien Religions-Übung entzogen, so daß 1680 schon dreihundert Orte derselben beraubt waren. Die über die Widerspenstigen verhängten Plagen veranlaßten in Vivarais, in der Dauphiné und in den Cevennen bedeutende Unruhen, welche nachher grausam bestraft wurden und Hunderte von Pfarrern auf die Galeeren brachten. Im August 1684 bediente sich Foucauld der Soldaten, die ihm zu einem Einfalle in Spanien anvertraut worden waren, um in Bearn den reformirten Gottesdienst, den man schon vorher auf fünf Orte beschränkt hatte, ganz auszurotten und die sämmtlichen Bewohner bis auf sehr wenige zur Unterschreibung des katholischen Glaubensbekenntnisses, denn diese genügte, militärisch zu zwingen. Dieses Verfahren, für welches Foucauld von Louvois und dem Könige gelobt wurde, gab Veranlassung, daß der grausame Kriegs-Minister, wiewohl ohne Wissen des Königs, das unter dem Namen der Dragonaden bekannte militärische Zwangsmittel anwenden ließ. Es wurden also im Süden, wo die Zahl der Protestanten groß war, diese auf dieselbe Weise zum Papismus gezwungen, wie Philipp II. von Spanien die Mohammedaner zum Christenthum gezwungen hatte (s. Th. XIII., S. 18 ff.). Languedoc, Guyenne, Angoumois, Saintonge und Poitou wurden der Willkür der Soldaten preisgegeben, bis die reformirten Einwohner ein katholisches Glaubensbekenntniß unterschrieben hatten; und wenn sie dann nicht die katholischen Ceremonien mitmachten, so fielen sie der unerhört grausamen Kriminal-Justiz der fanatischen Parlamente anheim.

Am 22. Oktober 1685 ward endlich ein Edict vom Könige erlassen und vom Pariser Parlament registrirt, welches die ganze Betriebsamkeit von Frankreich nach Holland und England, sowie nach Brandenburg und in andere Gegenden von Deutschland trieb. In diesem

Edict erklärte der König: „Da seine vielen Bemühungen, die Abtrünnigen wieder zur Kirche zurückzubringen, einen so guten Erfolg gehabt hätten, daß der größte und beste Theil seiner Unterthanen bereits zur Kirche zurückgekehrt wäre, so sei die Ausführung des Edicts von Nantes und alles dessen, was früher zu Gunsten der reformirten Religion verordnet worden wäre, unnöthig. Er widerrufe daher alle durch Edicte, Declarationen und Verfügungen den Reformirten gemachten Zugeständnisse, und gebiete diesem Widerrufe gemäß, daß alle reformirten Kirchen im Reiche unverzüglich zerstört werden sollten." Den Reformirten wurde bei Todesstrafe und unter Androhung der Einziehung des Vermögens jede Art von gemeinsamer Religions-Übung, sogar in Privathäusern, verboten. Den Predigern, welche ihre Religion nicht abschwören wollten, wurde bei Galeeren-Strafe befohlen, binnen vierzehn Tagen Frankreich zu verlassen; denen von ihnen aber, die sich bekehren wollten, ward ein lebenslängliche Pension zugesagt, welche um ein Drittel höher sein sollte, als ihr seitheriges Gehalt gewesen war. Außerdem sollten die Wittwen der Letzteren, so lange sie unverheirathet blieben, die Hälfte der Pension erhalten.

Von dem Augenblicke der Aufhebung des Edicts von Nantes an wurden bis zur Zeit der Revolution durch Soldaten und durch fanatische Obrigkeiten, besonders durch die theologischen Juristen der Parlamente, die grausamsten Verfolgungen über alle Protestanten verhängt. Diesen war sogar verboten worden, das Land zu verlassen. Sie retteten sich gleichwohl durch die Flucht, und am Ende des Jahrhunderts hatte Frankreich etwa viermalhunderttausend fleißige und tüchtige Bewohner verloren.

Wir haben diese Verfolgungen und Grausamkeiten etwas ausführlicher angegeben, um zu zeigen, welche unsägliche Tyrannei der von seinen Landsleuten als glänzender und großer Herrscher und als Muster aller Monarchen gepriesene, jetzt auch in Deutschland wieder bewunderte und nachgeahmte König aus lauter Gottesfurcht im Inneren seines Reiches übte. Wir würden sogleich hinzusetzen, wie frevelhaft und offenbar gottlos seine Minister zu derselben Zeit Raub und Treubruch gegen alle benachbarten Staaten übten, wenn nicht vorher angegeben werden müßte, durch welche Umstände Östreich abgehalten wurde, dem Trotz und Frevel der Franzosen Schranken zu setzen.

5. Türkische und ungarische Händel bis zum Waffenstillstande von Vasvar (1664).

Die türkische Geschichte ist bereits bis zum Ende von Selim's II. Regierung im Zusammenhange erzählt worden (s. Th. IX., S. 8—124, Th. XI., S. 115 ff., Th. XII., S. 80—125 und Th. XIII., S. 70—84). Auch haben wir schon angegeben, wie durch die Türken der größte Theil von Ungarn erobert und zugleich Siebenbürgen der Herrschaft des Kaisers nach und nach entrissen und türkischen Vasallen unterworfen ward (s. Th. XIII, S. 334—343 und Th. XIV., S. 72 und 99). Beim Beginne des dreißigjährigen Krieges herrschte im letzteren Lande Bethlen Gabor als Vasall des türkischen Sultans (s. Th. XIV., S. 99, 120—124 und 187—191). Nach seinem Tode (1629) stritten sein Bruder Stephan und seine Wittwe längere Zeit um den Besitz des Fürstenthums, bis Beide dasselbe endlich dem von den Siebenbürgern erwählten Georg Ragoczy I. überließen. Dieser wurde 1631 von den Türken als ihr Vasall förmlich mit der Fürstenwürde belehnt. Er ließ sich später, als Torstenson bis nach Mähren vordrang, mit diesem in Verbindung ein, um auch die Herrschaft von Ungarn zu erlangen (s. Th. XIV., S. 437—449). Da er dies ohne Erlaubniß der Türken, über welche damals der ganz unfähige, wollüstige und grausame Ibrahim herrschte, nicht thun konnte, so verständigte er sich mit dem Groß-Vezier desselben dahin, daß er einen neuen Tribut von fünfundzwanzigtausend Thalern und, je nachdem er entweder ganz Ober-Ungarn oder blos sieben Gespanschaften im Frieden behalten werde, vierzig- oder zwanzigtausend Thaler jährlich bezahlen wolle. Der Kaiser, Ferdinand III., war im Kriege nicht glücklich. Er mußte, um 1645 eine Verlängerung des Waffenstillstands von dem Sultan zu erhalten, ihm durch seinen Gesandten so lange schmeicheln lassen, bis Ibrahim seinem Vasallen Ragoczy gebot, ihn in Ruhe zu lassen. Wir wollen die von dem Geschichtschreiber der Türken mitgetheilten Worte, durch welche dies geschah, anführen, um das Verhältniß der türkischen Diplomatie zur kaiserlichen zu bezeichnen. „Schreibe Deinem Herrn, fuhr Ibrahim den Gesandten Ragoczy's an, daß er sich nicht auf meinen Krieg mit Venedig verlasse; denn ich werde ihm doch über den Hals kommen und einen anderen Fürsten in Siebenbürgen einsetzen.

Er soll Frieden halten mit meinem Bruder, dem Kaiser! Hast Du's gehört? Hast Du's gehört? Hast Du's gehört?" Ungeachtet dieses Befehles mußte der Kaiser, als am 8. August 1645 der Waffenstillstand verlängert wurde, dem Fürsten von Siebenbürgen außer vielen anderen Vortheilen sieben ganze Gespanschaften nebst Tokay und anderen bedeutenden Orten abtreten. Mit den bisher von den Jesuiten gepeinigten und verfolgten protestantischen Ungarn schloß der Kaiser im folgenden Monat (September 1645) zu Linz einen Friedensvertrag, durch welchen sie völlige Religions-Freiheit erhielten. Dieser Vertrag war den Jesuiten ein arger Gräuel, und ward deshalb unter Ferdinand's III. Nachfolger, dem ursprünglich zum Bischof bestimmten und mönchisch erzogenen Leopold I., Ursache eines beständigen Treubruches.

Als Ragoczy starb, folgte ihm sein Sohn, Georg Ragoczy II., als Fürst von Siebenbürgen nach. Dieser verschmähte die Anerbietungen des durch Karl Gustav von Schweden hart bedrängten Königs Johann Kasimir von Polen, und ließ sich dagegen durch die Franzosen bereden, mit den Schweden und Kosaken, als dieselben 1655 und 1656 Polen besetzten, einen Bund zu schließen (s. S. 155 und 161 f.). Er erschien am 29. Februar 1657 mit einem Heere bei Jaroslav. Zu seinem Unglücke starb jedoch damals Ferdinand III., der sich gescheut hatte, die Schweden anzugreifen, und der Ketzerfeind Leopold I. ward König von Ungarn. Dieser schickte, als Karl Gustav wieder aus Polen abziehen mußte, vierzigtausend Mann nach Polen (s. S. 162), während zugleich die Tataren von der anderen Seite her heranrückten, und in Podolien ein von Johann Kemeny befehligtes siebenbürgisches Heer enge einschlossen. Ragoczy wurde, als er fliehend sich in die Marmaroscher Gespanschaft zurückziehen wollte, von den Polen bei Czarny Ostrow eingeholt, und sah sich gezwungen, die Erlaubniß zum Abmarsch durch einen schimpflichen Frieden zu erkaufen, welchen sein Kanzler Michael Mikis am 22. Juli 1657 abschloß. Er mußte in Folge dieses Friedensvertrages Krakau und Brzesk räumen, allen polnischen Flüchtlingen den Aufenthalt in Siebenbürgen verbieten, einen Schadenersatz von hundertundzwanzigtausend Gulden versprechen, und als Geißel für denselben zwei der angesehensten Männer in den Händen der Polen lassen, deren Truppen ihn bis an die Grenze seines Landes

geleiten sollten. Sein General Kemeny hatte ein härteres Schicksal. Er mußte sich Ende Juli den Tataren gefangen geben, und seine Leute wurden in die Sklaverei geschleppt. Später fielen die Polen in Ungarn ein, und verheerten oder zerstörten über dreihundert Dörfer. Ragoczy gerieth damals in eine äußerst schlimme Lage. Die Siebenbürger verlangten von ihm, daß er ihre von den Tataren zu Sklaven gemachten Landsleute mit seinem eigenen Gelde loskaufe. Zu gleicher Zeit war der Sultan über ihn wegen des Kriegszuges nach Polen so sehr aufgebracht, daß er ihn absetzte und sich durch keine Art von Demüthigungen besänftigen ließ. Die Siebenbürger erwählten hierauf nach einander die Magnaten Rhedei und Barksay an Ragoczy's Stelle. Diese versprachen ihrem Vorgänger, ihn aufs neue als Fürsten anzuerkennen, wenn die Türken sich mit ihm aussöhnten. Der Sultan wies jedoch alle Bitten Ragoczy's zurück. Ragoczy beschloß daher 1658, die Türken mit den Mitteln seiner Erbgüter in Ungarn und Siebenbürgen zu bekriegen, nachdem er sich vergebens sowohl an die Stände von Siebenbürgen, als auch an Kaiser Leopold um Hülfe gewandt hatte.

Diese Begebenheiten fanden in einer Zeit Statt, in welcher die Sultane zwar nur ihren Lüsten lebten, dabei aber das Glück hatten, daß zwei Groß-Veziere, Mohammed Köprili und sein Sohn Ahmed Köprili, nach einander im Kabinet und im Felde den Nationalsinn ihres Volkes neu belebten. Der ältere dieser beiden Veziere, Mohammed Köprili, hatte das Glück gehabt, sowohl die blutbefleckte Herrschaft des wollüstigen Tyrannen Murad IV., unter welchem Aufruhr und Verwirrung das Reich schwächten, als auch die mit Schändlichkeiten angefüllte Regierung des elenden Ibrahim zu überleben. Unter dem erbärmlichen Nachfolger des Letzteren, Mohammed IV., wurde er von dessen Mutter, der sogenannten Valide, welche den größten Theil der Verwaltung in ihren Händen hatte, zum Retter des Reiches bestimmt. Er übernahm im September 1656 das Amt eines Groß-Veziers nicht eher, als bis die Valide und der Sultan selbst ihm eine fast ganz unabhängige Gewalt, wie sie etwa die Majordomus der letzten Merowinger besessen hatten (s. Th. V., S. 341 f.), übertragen und diese Übertragung mit einem feierlichen Eide bekräftigt hatten. Die Erwählung Mohammed Kö-

prili's, welcher damals schon über siebenzig Jahre alt war, überraschte jedermann, weil der neue Groß-Vezier durch keine ausgezeichnete That bekannt war; die Art aber, wie er sein Amt fünf Jahre lang verwaltete, setzte die ganze Welt in Staunen. Ein in der türkischen Geschichte einzige Erscheinung war dabei, daß er nicht allein sich bis zu seinem Tode im Amte behauptete, sondern auch die Macht und Gewalt, welche er besessen hatte, auf seinen Sohn vererbte. Das Letztere zeichnete ihn sogar vor dem Groß-Vezier Sökolli aus, der sich im vorhergehenden Jahrhundert unter drei Sultanen fünfzehn Jahre lang behauptet hatte. Seinen Ruhm verdankte Mohammed Köprili seiner auf ächt türkische Weise praktischen Natur; denn von Kenntnissen war bei ihm keine Rede, da er es nicht weiter als bis zu einer unvollkommenen Fertigkeit im Lesen und Schreiben gebracht hatte. Schon im ersten Jahre seiner Verwaltung hatte er das Ansehen des Sultans, den er auf allerlei Weise zu zerstreuen verstand, wieder hergestellt, mit den Venetianern einen glücklichen Krieg geführt, die Janitscharen und Sipahis gedemüthigt und zusammenhauen lassen, auch andere Rebellen bestraft, die Wallachen, Moldauer und Siebenbürger durch Hunderttausende von Tataren grausam gezüchtigt, und mit dem Kaiser Leopold Frieden und Freundschaft bewahrt.

Im Jahre 1658 rüstete Mohammed Köprili einen großen Reichs-Feldzug gegen die Siebenbürger und ihren Ragoczy. Zweimalhunderttausend Tataren und Kosaken (wer zählte sie? wir schreiben von Hammer's Worte ab) zogen gegen Ragoczy's Residenz Weissenburg (Alba Julia), und verwüsteten Stadt und Land. Anderthalbhunderttausend Christen, erzählt von Hammer, wurden theils zusammengehauen, theils zu Sklaven gemacht, und Barksay nur unter der Bedingung als türkischer Vasall anerkannt, daß er statt der früheren fünfzehntausend Dukaten vierzigtausend als jährlichen Tribut entrichte. Der Groß-Vezier würde damals, da auch Temeswar in den Händen der Türken war, und außer den Paschas von Silistria und Ofen noch zwölftausend Polen den Zug begleiteten, Ragoczy aus seinen ungarischen Besitzungen vertrieben haben, wenn nicht in Asien ein fast allgemeiner Aufstand ausgebrochen wäre. Die Art, wie er diesen furchtbaren Aufstand dämpfte, wagen wir nicht zu rühmen, weil wir dies berühmteren Schriftstellern überlassen müssen,

welche scharfsinnig und beredt zu beweisen pflegen, daß der Zweck die Mittel heilige, und daß jede Regierungs-Maßregel lobenswürdig sei, durch welche die Ruhe erhalten, der Genuß, der Handel, der Credit und die Börsen-Speculation vor Störung bewahrt werden. Durch Täuschung und Verrath wurden die Theilnehmer der Verschwörung und ihr Haupt (Abasa) nach Aleppo geladen, dort gastfreundlich bewirthet und gemordet. Dreißig Köpfe von Paschas und Begen, unter ihnen die des ehemaligen Pascha von Ofen und des Veziers Ahmed Pascha, wurden im Februar 1659 nach Constantinopel geschickt und vom Sultan als Beweis der Tüchtigkeit seines Ministers angenommen. Wir müssen den Lesern überlassen, aus dem umständlichen Berichte des Herrn von Hammer zu lernen, wie der furchtbare Vezier es weiter anfing, um den Ruhm seiner Verwaltung zu gründen und zugleich den Glanz des osmanischen Reiches durch dieselben Mittel wiederherzustellen, durch welche er von den ersten Sultanen geschaffen worden war. Die Seiten-langen Erzählungen von Grausamkeiten, Hinrichtungen, Verräthereien und Treulosigkeiten, die dem alten Minister, welcher über Türken auf türkische Weise herrschte, zur Ehre gerechnet werden, können und müssen hier übergangen werden, weil nicht die türkische, sondern nur die ungarische, siebenbürgische und die leider mit ihnen eng verbundene östreichische und deutsche Geschichte der Gegenstand unserer Erzählung ist.

Ragoczy hatte schon im Herbst 1659 die Abwesenheit der türkischen Hauptmacht benutzen wollen, um den türkischen Schützling Barksay aus Siebenbürgen zu vertreiben; der Groß-Vezier hatte aber den Sandschack von Erlau und den Statthalter von Ofen mit einem Heere zurückgelassen, welches ihm die Spitze bieten konnte. Von diesen beiden Heerführern wurde Ragoczy im Spätherbst bei Dewa geschlagen; doch rettete er sich durch die Flucht. Im Frühling 1660 zog er aufs neue nach Siebenbürgen und belagerte Hermanstadt. Ehe er diese Stadt erobern konnte, erhielt er die Nachricht, daß Sidi Ali, welcher in Adrianopel feierlich zum Sirdar oder Oberfeldherrn ernannt worden war, mit der ganzen türkischen Macht heranziehe. Er hob daher die Belagerung wieder auf und marschirte nach Klausenburg. Hier ward er zwischen dieser Stadt und Szamossalva am 24. Mai 1660 aufs neue geschlagen, und

erhielt im Kampfe eine Wunde, an welcher er achtzehn Tage später starb. Ein Umstand, der sich an diesen Sieg der Türken anschloß, kann zeigen, wie durch Mohammed Köprili's Rohheit und Energie die alten Zeiten, in denen die Sultane Pyramiden von Menschenköpfen auf den Schlachtfeldern errichteten, erneut wurden, und wie verzeihlich das Grausen und der Schauder ist, welche diese Kannibalen unter dem furchtbaren Mohammed Köprili der deutschen Nation einflößten, nach deren Grenzen sie jetzt immer näher heranrückten. Es wurden nämlich vom Schlachtfelde bei Klausenburg viertausend Köpfe dem Sultan und seinem Vezier überschickt, von Griechen und Arnauten vor Beiden hergetragen, nachher aber vor die Füße des Pferdes des Veziers geworfen und zuletzt den Hunden preisgegeben.

Kaiser Leopold, welcher dem Fürsten Ragoczy jede Unterstützung verweigert hatte, erschrack, als er vernahm, daß die Türken mit fünfzigtausend Mann Groß-Waradein belagerten; es fehlte ihm aber, wie gewöhnlich, an Geld und an uneigennützigen Rathgebern. Seine Minister haben wir schon früher geschildert (s. S. 448). Von seinen beiden vornehmsten Feldherren, Souches und Montecuculi, war der Eine ein Franzose, der Andere ein Italiäner. Wenn also auch Beide sich durch militärische Eigenschaften auszeichneten, so war doch bei ihnen ebenso wenig Treue und Glauben, als beim Kaiser und seinen Ministern Patriotismus zu finden. Leopold sandte zwar der Wittwe Ragoczy's den General Souches zu Hülfe, allein nur um diese und ihren ganz jungen Sohn der besten Besitzungen ihres verstorbenen Gemahles zu berauben. Als die meisten Güter der Familie Ragoczy in Ungarn von kaiserlichen Truppen besetzt waren, schien es für den Kaiser unmöglich, den Frieden mit den Türken zu bewahren, zumal da die protestantischen Ungarn der kaiserlichen Herrschaft die türkische vorzogen, unter welcher sie auf Duldung rechnen konnten, statt daß sie unter dem Kaiser auf unerhörte Weise von den Jesuiten bedrückt und bedrängt wurden. Dessenungeachtet wagten der Kaiser und seine Minister nicht, sich zum Kriege zu entschließen und die Umstände zu rechter Zeit zu benutzen. Der Graf Nikolaus Zriny belagerte die wichtige Stadt und Festung Groß-Waradein, und war nahe daran, sie zu erobern, als die Türken, welche gerade damals einen sehr

großen Zug gegen Siebenbürgen und Ungarn rüsteten, sich beschwerten, daß Zriny's Unternehmen den bestehenden Frieden störe. Des Kaisers Rathgeber schickten hierauf an Zriny sogleich den Befehl, die Belagerung aufzuheben. Zriny gehorchte, äußerte aber seinen Verdruß auf eine heftige und auffallende Weise, und legte an der Mur eine Stunde von Kanischa ein neues Bollwerk gegen die Türken an, das er nach seinem Namen Serinwar nannte. Darüber beschwerten sich dann die Türken noch weit mehr, als über Zriny's Zug gegen Groß-Waradein.

In Siebenbürgen hatte sich unterdessen Johann Kemeny neben Barksay und dessen Bruder als Herrscher aufgeworfen. Dieser hatte nicht blos die Türken, sondern, da er Ungar und Katholik war, auch die mehrentheils protestantischen Siebenbürger gegen sich. Er schloß sich daher seit Januar 1661 an Leopold an, und erhielt ein kaiserliches Hülfs-Corps unter der Führung Montecuculi's. Dieser, dem der Hof-Kriegsrath trotz seiner Bitten das Commando aufgezwungen hatte, beschwerte sich bitterlich über die Ungarn, und zwar, wie selbst Wagner in seiner lateinisch geschriebenen Geschichte Leopold's eingesteht, nicht mit Unrecht; denn die Türken besetzten Siebenbürgen, ehe er noch sein Heer beisammen hatte und dem Mangel abgeholfen war. Da Montecuculi nach seinen Instructionen die Türken nicht reizen durfte, so warf er blos eine Verstärkung in die Stadt Klausenburg und überließ Kemeny sich selbst. Dieser suchte sich, so gut er konnte, mit den beiden Brüdern Barksay auszusöhnen, die immer noch Anspruch auf das Fürstenthum machten, gerieth aber immer wieder in Streit mit ihnen, bis er endlich im Juni 1661 einen nach dem anderen hinrichten ließ. Kemeny verließ sich auf den Jesuiten, dessen er sich als Unterhändlers in Wien bediente; der alte Groß-Vezier war aber noch schlauer, als die Wiener Jesuiten. Er unterhielt fortwährend das gute Einvernehmen mit dem Kaiser, um diesen von Kriegsrüstungen abzuhalten, und versicherte zugleich, daß er zwar Kemeny nie als Fürsten von Siebenbürgen anerkennen werde, daß aber die siebenbürgischen Stände im Übrigen ganz freie Wahl haben sollten. Als die Türken im Juli heranzogen, dachte man in Wien wirklich an Krieg, und Montecuculi wurde nach Siebenbürgen geschickt; er hatte aber Wochen lang mit dem Hof-

Kriegsrath über den Plan des Feldzuges zu streiten, da die vornehmen Herren in Wien durchaus Alles besser wissen wollten, als er. In seinen lateinisch geschriebenen Denkwürdigkeiten erklärt er ausführlich, warum am Ende nichts zu Stande kam. Wir schließen jedoch aus dem, was wir aus anderen Quellen wissen, daß er geheimen Instructionen folgend Kemeny im Stiche ließ, damit der Kaiser im Trüben fischen könne.

Die Türken hatten nämlich, als von ihnen ganz Siebenbürgen besetzt und Kemeny nach Ungarn getrieben worden war, am 14. September 1661 Michael Apaffi von den Siebenbürgern zum Fürsten wählen lassen, und waren dann mit ihrer ganzen Kriegsmacht dem Heere Montecuculi's entgegen gezogen. Dieser hätte, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, den Türken mit ziemlich gleichen Kräften eine Schlacht liefern können. Davon läßt der schlaue jesuitische Italiäner freilich in seinen Denkwürdigkeiten nichts merken. Er behauptet vielmehr, er habe nur fünfzehntausend Mann beisammen gehabt, der Palatinus habe ihm blos hundertfünfzig Reiter zugeschickt, und Kemeny's Heer sei nur dreitausend Mann stark gewesen, so daß er es mit den Türken nicht habe aufnehmen können. Allein die Nachrichten, welche Engel im fünften Theile seiner ungarischen Geschichte beibringt, beweisen, daß Montecuculi sechsunddreißigtausend Mann nebst vierundfünfzig Kanonen und Kemeny elftausend Mann hatte. Gewiß ist, daß Montecuculi zurückwich, daß er bei Kemeny nur wenige Truppen zurückließ, und daß der türkische Feldherr ihn nicht verfolgte. Er ward sowohl von den Ungarn, als auch in Wien getadelt und seiner italiänischen Arglist wegen geschmäht, und legte hierauf das Commando der Ungarn nieder. Kemeny, der sich selbst überlassen war, faßte den Entschluß, das Äußerste zu wagen, und brach im Januar 1662 in Siebenbürgen ein, um seinen Nebenbuhler Apaffi niederzuwerfen, ehe die Türken demselben beistehen könnten. Diese kamen ihm jedoch zuvor, und lieferten ihm am 23. Januar 1662 ein Treffen, in welchem sein kleines Heer geschlagen und er selbst niederstürzend von den Pferden zertreten ward.

Der alte Mohammed Köprili war damals nicht mehr am Leben. Er hatte bis an sein Ende den Frieden mit dem Kaiser bewahrt, obgleich die Deutschen und Türken sich oft als Verbündete der

Ungarn oder Siebenbürger im Felde gegenüber gestanden hatten. Sein junger Nachfolger im Amte dagegen war von Anfang an zum Kriege entschlossen. Der schreckliche alte Vezier hatte das osmanische Reich wieder aufgerichtet, und noch im vorletzten oder achtzigsten Jahre seines Lebens, außer den angeführten Zügen nach Ungarn und Siebenbürgen, auch die Macht der Tataren im südlichen Rußland furchtbar erschüttert. Er hatte außerdem, während der fünf Jahre seiner Verwaltung, einerseits die Dardanellen durch Anlegung der sogenannten neuen Schlösser befestigt und gegen einen Einbruch von Süden her gesichert, andererseits aber auch an der Mündung des Don, sowie am Ausflusse des Dniepr zwei Schlösser erbauen lassen. Überdies hatte er im Hafen von Kaffa eine bedeutende Flotte liegen. Schwieriger, als die glücklichen Kriege, die er in Ungarn, Siebenbürgen, der Moldau, der Wallachei und dem zwischen Don und Wolga gelegenen Tataren-Lande durch Andere führen ließ, war sein Kampf mit den Weibern, mit dem entarteten Hofe und mit den wilden Sipahis und Janitscharen; er blieb jedoch auch in diesem Kampfe Sieger. Wie theuer die fünf Jahre der Regierung des Wiederherstellers der osmanischen Größe den Osmanen selbst zu stehen kamen, berichten wir schaudernd mit den Worten des Geschichtschreibers der Türken. „Binnen den fünf Jahren seiner Groß-Vezierschaft, sagt dieser, sollen über sechsunddreißigtausend Menschen eines gewaltsamen Todes gestorben sein: eine Zahl, die nicht zu übertrieben ist, wenn man das Bekenntniß des Aga, der allein viertausend aus dem Wege geräumt, die Halebinische Vesper und die durch ein ganzes Jahr fast täglich erneuerten zwanzig bis dreißig Köpfe erwägt."

Mohommed Köprili starb am 1. November 1661, und vererbte, was im Orient unerhört ist, seine Stelle seinem Sohne Ahmed Köprili, den er von Jugend auf wissenschaftlich hatte unterrichten lassen. Unerhört war es nicht blos, daß sich, wie einst bei den Merowingern, die absolute Gewalt über das Reich und dessen Beherrscher vom Vater auf den Sohn vererbte, sondern namentlich auch, daß gegen die Sitte des Orients ein junger Mann von einunddreißig Jahren erster Minister ward, und sich dann fünfzehn Jahre lang in dieser Stelle behauptete. Ahmed Köprili fand das Reich im Kriege mit Venedig, sowie in einem Streite mit dem

Kaiser über Siebenbürgen, welcher unfehlbar zu einem Kriege mit Ungarn und Deutschland führen mußte.

Der Kaiser schickte 1662 Montecuculi den Siebenbürgern und Ungarn zu Hülfe, unterhandelte aber zugleich mit den Türken, welche, nicht damit zufrieden, Apaffi als ihren tributpflichtigen Vasallen in Siebenbürgen einzusetzen, dieses Fürstenthum ganz einziehen und in ein türkisches Paschalik verwandeln wollten. Der Kaiser fand weder die Deutschen, noch die Ungarn geneigt, ihm gegen die Türken beizustehen. Auch warnte ihn sein Liebling, der Graf und nachherige Reichsfürst Johann Ferdinand von Portia, sowie der spanische Minister vor jeder Rüstung gegen die Türken. Die protestantischen Ungarn wollten nicht einmal kaiserliche Truppen in ihrem Lande dulden, weil dieselben gebraucht wurden, um die katholischen Landherren bei ihren Bedrückungen protestantischer Unterthanen und bei der Zerstörung protestantischer Kirchen zu unterstützen. Von dem Italiäner Montecuculi wollten sie gar nichts wissen; man klagte ihn des Fanatismus, des übeln Willens und böser Ränke an. Es waren daher noch immer keine ordentlichen Anstalten getroffen, als der Vezier, nachdem er unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten vom Sultan zum Seraskier ernannt worden war, am 19. März 1663 von Adrianopel nach Belgrad aufbrach. Hier wurde eine Unterhandlung angeknüpft; die Türken benahmen sich aber gegen Leopold's Bevollmächtigte auf brutale Weise, und verwiesen sie zuletzt auf eine neue Conferenz in Essek. Im Mai kam auch der deutsche Reichstag zusammen, und bewilligte dem Kaiser ein Reichsheer, welches an Zahl etwa dem dritten Theile des türkischen entsprach. Diese Truppen waren jedoch noch nicht zusammengebracht, geschweige denn an der Grenze aufgestellt, als im Juli den kaiserlichen Gesandten Anträge gemacht wurden, die sie unmöglich annehmen konnten. Die Türken zogen hierauf gegen die Festung Neuhäusel, nachdem sie den Commandanten derselben, den Grafen Forgatsch, bei Barkan geschlagen und von den in diesem Treffen gemachten Gefangenen auf Befehl des Veziers siebenhundert theils zusammengehauen, theils mit Messern förmlich wie Mastvieh geschlachtet hatten. Die Festung ward durch den Grafen Forgatsch und den Marchese Pio von Mitte August bis Ende September tapfer vertheidigt, mußte aber dann übergeben werden,

weil die beiden Commandanten von den Ungarn und Deutschen unter ihren Truppen zum Capituliren gezwungen wurden. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit allen militärischen Ehren. Auch Neutra, Novigrad, Lewenz und Freistädtl wurden erobert. Zugleich streiften zahlreiche Horden wilder Tataren in Nieder-Ungarn und in Mähren umher, und diese schleppten noch in demselben Jahre etwa hunderttausend Ungarn in die Sklaverei.

Montecuculi suchte seinen Ruhm im bloßen Manövriren, das er allerdings vortrefflich verstand. Dagegen war Nikolaus Zriny der einzige Mann, welcher den Türken mit Heldenmuth entgegentrat. Dieser machte sein Schloß Serinwar zum Sammelplatz der ungarischen National-Macht, an deren Spitze er selbst als Ban von Kroatien und als Generalissimus der Ungarn stand. Neben ihm befehligte Graf Batthyani eine andere Abtheilung von Ungarn. Der General-Wachtmeister Prichard aber führte zwölftausend Baiern und Graf Leslie siebenhundert Fußgänger nebst sechs Fähnlein Piccolominischer Reiter. Das ganze Heer war dreiundzwanzigtausend Mann stark. Auch das ungarische Aufgebot war aufgesessen; es bestand aber aus solchem Gesindel, daß man sich genöthigt sah, es wieder nach Hause zu schicken. Übrigens findet man eine Schilderung des kaiserlichen Heeres bei dem Biographen Leopold's, auf welchen wir verweisen *). Am Schlusse des Jahres 1663 hatte endlich auch der deutsche Reichstag, auf welchen der Kaiser selbst gekommen war, sich geregt und die Aufstellung eines Reichsheeres, sowie dreifache sogenannte Römer-Monate als Beisteuer beschlossen. Die Aussichten auf Erfolg waren jedoch so schlecht, daß der Kurfürst von Brandenburg den ihm angetragenen Oberbefehl des Reichsheeres ablehnte. Doch hatte er aus Patriotismus schon früher zweitausend Mann tüchtiger Truppen nach Ungarn geschickt, welche in Verbindung mit der vom Kurfürsten von Sachsen gesendeten Hülfe bereits im vorigen Jahre bei Lewenz unter Souches rühmlich gekämpft hatten. Den Oberbefehl des Reichsheeres erhielt Markgraf Leopold Wilhelm von Baden, welcher kaiserlicher Feldmarschall war **). Über die demselben anzuweisende

*) Wagner, historia Leopoldi Magni, Caesaris Augusti, vol. I. pag. 122.

**) Er war General-Feldmarschall. Graf Georg Friedrich von Waldeck ward Feldmarschall-Lieutenant, Herzog Ulrich von Würtemberg General der

Besoldung wurde auf dem Reichstage, nach löblicher deutscher Sitte, so lange gestritten, bis der Markgraf der Sache durch die edele Erklärung ein Ende machte, die Ehre werde ihm Besoldung sein. Dabei versahen die deutschen Reichsstände nicht nur die Reichs-Junkerschaft reichlich mit Stellen in ihrem Heere, welches noch gar nicht existirte, sondern sie bestellten auch, als wenn nicht schon der kaiserliche Hof-Kriegsrath Hemmniß genug wäre, aus Eifersucht auf den Kaiser einen Reichs-Kriegsrath, welcher in Wien residiren sollte. Es ward jedoch nichts aus der Sache, weil die Männer, die man zu Kriegsräthen ernannt hatte, der Bischof Bernhard von Münster, der Markgraf Friedrich von Baden und vier andere Herren, zwar gemein genug waren, eine monatliche Besoldung von achthundert Reichsthalern für die beiden Präsidenten und von dreihundert Reichsthalern für die Beisitzer zu beziehen, zum Rathen aber zu spät kamen.

Außer dem deutschen Reiche gewährten auch andere Staaten und Fürsten dem Kaiser oder vielmehr der von den Barbaren bedrängten Christenheit ihren Beistand. Ludwig XIV., welchem Ahmed Köprili die Genugthuung für eine grobe Beleidigung seines Gesandten versagt hatte, schickte sechstausend Mann auserlesener Truppen unter dem Grafen Coligny. Pabst Alexander VII. versprach siebenmalhunderttausend, die Republik Genua zweimalhunderttausend Dukaten. Auch Florenz und Mantua schickten Geldsummen und freiwillige Streiter. Der König von Schweden sandte außer dem, was er als deutscher Reichsfürst zu leisten hatte, noch zweitausendfünfhundert Mann, während Friedrich III. von Dänemark sich mit dem letzten erschöpfenden Kriege entschuldigte. Dagegen zeigte sich bei dieser Gelegenheit deutlich, welche Völker Europa's trotz ihres Köhlerglaubens Geld und Handel höher schätzten, als Christenthum und Civilisation. Die Krämer Europa's nämlich, also die reichsten christlichen Völker, die Engländer und Holländer, entschuldigten sich, daß sie es ihres Handels wegen mit den Türken nicht verderben dürften.

Das Hauptheer der Türken sollte im Herbst 1663 an der Donau her nach Belgrad und dann im Frühjahr 1664 über die einst von Suleiman dem Großen über den Morast gebaute Brücke bei Esseck

Reiterei. Graf Wolfgang Julius von Hohenlohe commandirte das schon 1663 nach Steiermark geschickte Corps des rheinischen Bundes.

ziehen. Um den Feind daran zu verhindern, zog Zriny im harten Winter zuerst scheinbar gegen Sziget, dann an jene Brücke, welche fünfzehnhundertfünfundsechszig Schritte lang, siebenzig breit war und auf der Seite, woher Zriny kam, einen Brückenkopf zu ihrer Vertheidigung hatte. Zriny erstürmte Ende Januar 1664 den Brückenkopf und verbrannte die ganze Brücke in zwei Tagen. Diese wurde aber, als der Groß-Vezier im Frühjahr von Belgrad aus an die Mur und nach Steiermark zog, in drei Monaten wieder aufgebaut. Im Mai marschirte das türkische Heer, nachdem es Kanischa entsetzt hatte, gegen Serinwar, welches Zriny und Strozzi tapfer zu vertheidigen entschlossen waren. Der Letztere blieb am 6. Juni in einem für ihn sehr rühmlichen Gefechte. Der Kaiser schickte damals, weil er den protestantischen Ungarn und ihrem Führer Zriny nicht traute, seinen Italiäner Montecuculi zur Übernahme des Oberbefehles. Dadurch ward die Zwietracht und Verwirrung doppelt groß, nachdem schon vorher Zriny, Strozzi und Graf Wolfgang Julius von Hohenlohe, welcher im Herbste des vorigen Jahres mit einigen Reichstruppen eingetroffen war, stets Streit mit einander gehabt hatten. Montecuculi und Zriny wurden tödtlich entzweit, als jener Serinwar aufgeben, dieser aber es um jeden Preis behaupten wollte, und darüber die Stadt Ende Juni den Türken in die Hände fiel. Aus diesen Misverhältnissen und aus dem zum Zaudern und Manövriren, nicht zum Wagen und Schlagen geneigten Charakter des schriftstellernden Italiäners muß man es sich erklären, daß der Kaiser nachher, ungeachtet seine Truppen zwei rühmliche Treffen gewannen, sich mit einem Waffenstillstande begnügte, der für die Türken vortheilhafter war, als für ihn.

Das erste jener beiden Treffen fand bei Lewenz in Ober-Ungarn Statt, wo unmittelbar nach Hohenlohe's Eintreffen an der Mur ebenfalls Reichstruppen erschienen waren. Mit diesen stellte sich Souches den Türken an der Gran, drittehalb Meilen oberhalb Lewenz, entgegen, und erfocht mit leichter Mühe einen Sieg, da die Tataren gleich anfangs davon liefen. Sechs- bis achttausend Feinde wurden erschlagen, hundert Fahnen erobert und tausend Wagen weggenommen, auf welche die überall plündernden und brennenden Türken den Raub aus Hunderten von Dörfern und

Städten Siebenbürgen's und Ungarn's geladen hatten, nachdem dieselben geplündert und niedergebrannt und ihre Einwohner zu Sklaven gemacht worden waren. Es ist daher leicht glaublich, wenn man uns erzählt, daß mancher Soldat des siegenden Heeres mehr als vierhundert Gulden Beute gemacht habe. Übrigens schrieb man diesen Sieg besonders dem Talent des Herzogs August von Holstein und der Generale Caprara und Heister, sowie der Tapferkeit der Heidelberger Kürassiere und des Heister'schen Regiments zu.

Das zweite Treffen ward zwischen Körmend an der Raab und dem Kloster St. Gotthard, nach welchem dasselbe benannt wird, geliefert. Montecuculi war eine Zeitlang, und zwar diesmal aus guten strategischen Gründen, zögernd und manövrirend dem Heere des Groß-Veziers ausgewichen. Erst nachdem die Reichstruppen, sowie die italiänischen und zahlreiche andere Hülfsvölker nach und nach bei ihm eingetroffen waren, und nachdem er den zweimaligen Versuch der Türken, über die Raab zu gehen, vereitelt hatte, entschloß er sich, dem Groß-Vezier ein entscheidendes Treffen zu liefern. Die Türken hatten, als Montecuculi sie am 1. August 1664 bei St. Gotthard angriff, den Kern der französischen, deutschen, italiänischen und spanischen Ritterschaft gegen sich, und diese beeiferten sich, ihrer Ahnen würdig zu sein. Beide Heere waren, wenn man den ungeheueren Troß und das Gesindel, welche türkischen Heeren folgen, abrechnet, ungefähr gleich stark. Unter dem Groß-Vezier commandirten die Paschas von Aleppo, Damascus, Armenien und Bosnien. Man kämpfte von neun Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags, da sich die Janitscharen lieber in den Bauernhäusern verbrennen ließen, als daß sie sich ergeben hätten. Die beiden französischen Befehlshaber, Coligny und La Feuillade, zeichneten sich ebenso sehr aus, als die deutschen Reichstruppen sich ungeschickt benahmen. Doch bewiesen einzelne Fürsten und Herren der Letzteren große Tapferkeit. Der Markgraf von Baden hatte, obgleich er krank war, sein Pferd bestiegen, um am Kampfe Theil zu nehmen. Der junge Herzog Karl IV. von Lothringen, ein Neffe des aus der Geschichte Ludwig's XIII. und XIV. bekannten Herzogs Karl III., riß dem türkischen Standarten-Träger, der ihn mit der Spitze der Stange durchbohren wollte, die Standarte aus

der Hand, und erlegte den Anführer der Leibwache des Groß-Veziers. Der Sieg bei St. Gotthard oder eigentlich bei Moggendorf war der glänzendste, den die Christen seit dreihundert Jahren über die osmanischen Türken erfochten hatten, und unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände.

Schon vor der Schlacht bei St. Gotthard hatte Kaiser Leopold I. durch Renninger Friedensunterhandlungen anknüpfen lassen. Diese waren, da die Türken den kaiserlichen Bevollmächtigten gefangen von Ofen aus mitgenommen hatten, während der ganzen Dauer des Marsches beider Heere geführt worden; und schon am 10. August, wenige Tage nach der Schlacht bei St. Gotthard, kam zu Vasvar (Eisenburg) eine Übereinkunft zu Stande. Die Türken gewährten, da sie einen eigentlichen Frieden nie schlossen, dem Kaiser einen Waffenstillstand auf zwanzig Jahre. Er mußte aber dafür nicht blos versprechen, Geschenke im Werthe von zweimalhunderttausend Thalern nach Constantinopel zu schicken, sondern auch die Türken als Oberherren von Siebenbürgen, sowie ihren dortigen Vasallen Apaffi anerkennen, und noch dazu die ihm kürzlich entrissenen Festungen Novigrad, Groß-Waradein und sogar das in der Neutraer Gespanschaft wenige Meilen von Wien gelegene Neuhäusel in den Händen der Türken lassen. Die Annahme einer solchen Übereinkunft von Seiten des siegenden Theiles ist aus dem Umstande zu erklären, daß es dem kaiserlichen Heere an Pulver und Proviant, sowie dem Kaiser selbst an den zur Anschaffung von Beidem nöthigen Geldern fehlte. Nichtsdestoweniger würde, so elend auch das Kabinet des guten, höchst bigotten und gelehrten Kaisers beschaffen war, ein solcher Frieden nach zwei so glänzenden Siegen unerklärlich sein, wenn die Lage Europa's es nicht unmöglich gemacht hätte, das siegende Heer beisammen zu halten, oder auch je wieder auf dieselbe Weise zusammen zu bringen. Außerdem wollten die protestantischen Ungarn lieber den Druck der Türken dulden, als die Verfolgung der Jesuiten, welche der Kaiser, sein Pater Emerich und sein Günstling Fürst Portia ihnen aufdrangen. Das Letztere war es auch, was den tapferen Zriny, Ban von Kroatien, tödtlich mit Montecuculi entzweite, und die angesehensten der ungarischen Magnaten auf den Gedanken brachte, sich ganz von der östreichischen Herrschaft loszumachen.

6. Kaiser Leopold I., die Ungarn und die Türken vom Vasvarer Waffenstillstande an bis zum Karlowitzer Frieden (1699).

Zu der Zeit, als der Waffenstillstand von Vasvar geschlossen wurde, war neben Portia und Pater Emerich noch Lobkowitz, welcher seinen Herrn an Frankreich zu verkaufen pflegte, in Wien allmächtig. Dieser sollte auch 1665 eine nach Wien berufene Versammlung der ungarischen Prälaten, Barone und Räthe überzeugen, daß der mit den Türken geschlossene Vertrag dem Reiche vortheilhaft sei. Er hatte jedoch bei der Vollziehung des ihm ertheilten Auftrages so wenig Glück, daß die Versammlung oder vielmehr der Palatinus sogar eine Schrift einreichte, in welcher gerade das Gegentheil ausgesprochen war. Die Ungarn erklärten in derselben den geschlossenen Frieden für gesetzwidrig, und forderten die Zurückziehung aller deutschen Truppen aus ihrem Lande. Zugleich verlangten sie, daß die ungarische Krone von Wien nach Ungarn zurückgebracht werde. Anstatt ihnen zu willfahren, ließ der Wiener Hof die Herren ohne alle Antwort, und legte außerdem auch noch deutsche Besatzungen in die Orte, welche bisher keine gehabt hatten. Nikolaus Zriny kam um diese Zeit auf der Jagd ums Leben. Sein Bruder, Peter Zriny, welcher seinen Einfluß erbte, war unvorsichtiger als er, und zog seine jugendlichen Freunde in ein ganz abenteuerliches Complot. Dieses wurde sogar vom Groß-Vezier verlacht, den man zur Ausführung des tollen Planes hatte benutzen wollen. Zu den Verschworenen gehörte auch der junge Sohn des Fürsten Georg Ragoczy II., Franz Ragoczy, welchem die kaiserlichen Minister seines Vaters Erbtheil vorenthielten, und der sich 1666 mit Peter Zriny's Tochter Helena verlobte. Auch der Palatinus wußte um das Geheimniß der von den ersten Männern der Nation geschlossenen geheimen Verbindung. Es hieß sogar, was wir jedoch nicht näher untersucht haben, daß schon im December 1666, als Leopold seiner Braut Margaretha Theresia, der Tochter Philipp's IV. von Spanien, nach Schottwien entgegenfahren wollte, drei der Verschworenen, Zriny, Nadasdi und Stephan Tököli, einen Anschlag auf sein Leben hatten leiten sollen.

Diese gefährliche Verbindung der vornehmsten ungarischen Landherren ward mehr als vier Jahre geheim gehalten; oder vielmehr sie war zwar dem östreichischen Kabinet bekannt, man konnte aber ohne schriftliche Beweise und glaubhafte Zeugen gegen die ersten Männer der Nation, welche zum Theil fürstlichen Ranges waren, nicht einschreiten. Peter Zriny erhielt daher auch gerade in dieser Zeit die früher von seinem Bruder bekleidete Stelle eines Bans von Kroatien; und der Kaiser nahm die Miene an, als wenn er von den vielen Gesandtschaften an Apaffi und an die Türken nichts wisse, obgleich sowohl katholische als protestantische Magnaten nicht verhehlten, daß sie, um der deutschen Herrschaft entledigt zu werden, eine der siebenbürgischen ähnliche Regierung unter türkischem Schutze zu bilden suchten. Die Lage der Dinge in Ungarn war damals fast gerad so, wie sie jetzt in Italien ist.

Der eigentliche Kern der Verschworenen bestand aus Leuten, welche, wie die Frangipani, der Statthalter Tettenbach von Steiermark, Franz Ragoczy, Peter Zriny und Nadasdi, auch außerhalb Ungarn's bedeutende Besitzungen hatten. Tettenbach konnte sogar als Deutschmeister die Hülfe des deutschen Reiches gegen den Kaiser anrufen, als dieser gerichtliche Beweise gegen ihn erhielt. Zu dem Letzeren gab Tettenbach, welcher in seinem Wohnsitze Gratz lustig und üppig zu leben fortfuhr, selbst Veranlassung. Er hatte nämlich einen unwürdigen Vertrauten, der ihn auf solche Weise bestahl, daß er auf Tettenbach's Ansinnen in das Kriminal-Gefängniß geworfen wurde. Dies geschah gerade zu der Zeit, als Franz Ragoczy und dessen Schwiegervater Peter Zriny schon zu den Waffen gegriffen hatten. Der verhaftete Dieb ließ den Stadtrichter rufen, und lieferte demselben gegen die Zusicherung der Straflosigkeit Briefe und andere Schriften der Männer aus, deren gefährliche Plane man längst kannte, deren Namen man aber zum Theil nicht wußte, und gegen welche man keine Beweise in Händen hatte. Die von dem Verräther mitgetheilten Actenstücke wurden von dem Stadtrichter an den Kanzler Paul Hocher geschickt, welcher dann seinerseits das Nöthige insgeheim veranstaltete, während Lobkowitz als Präsident des Hof-Kriegsrathes die Truppen in Ungarn verstärkte, und den deutschen Generalen daselbst die nöthigen Befehle ertheilte. Da Tettenbach ganz sicher war, so

wurde er unversehens verhaftet. Man fand in seinem Hause sechstausend Flinten versteckt. Zriny und Frangipani retteten sich, nachdem ihre Truppen bis auf zweitausend Mann übergegangen waren, mit dem Reste derselben in das Fort Tschakathurn. Als sie dort enge eingeschlossen wurden, entflohen sie zu ihrem Freunde Keri, welchem sie erzählten, sie wären im Begriffe nach Wien zu reisen, um sich zu rechtfertigen. Dies ließ Keri in der Nacht vom 16/17. April 1670 dem Kaiser melden. Er erhielt sogleich den Befehl, die beiden Flüchtlinge nach Wien reisen, aber unterwegs genau beobachten zu lassen. Hierauf wurden Zriny und Frangipani von ihrem eigenen Gastfreund Keri nach Wien gebracht. Dort ließ man sie gleich nach ihrer Ankunft gefangen setzen, und begann dann einen Hochverraths-Proceß gegen die vier Häupter der Verschwörung, die Grafen Zriny, Nadasdi, Frangipani und Tettenbach. Franz Ragoczy hatte in Vertrauen auf die Verschworenen ebenfalls die Waffen ergriffen; als aber zweitausend seiner Reiter geschlagen worden waren, und er die Gefangennehmung der vier Herren erfahren hatte, wurde dem Muttersöhnchen bange. Er hob also die von ihm begonnene Belagerung von Tokay wieder auf, gab die Generale Rottal und Spork, die er gefangen genommen hatte, in die Hände von Stahremberg und Wallis, und hielt sich dann so lange versteckt, bis seine katholische Mutter ihm durch einen nach Wien gesandten Jesuiten Verzeihung ausgewirkt haben würde. Diese ward ihm jedoch nur unter sehr harten Bedingungen zu Theil. Er mußte dreimalhunderttausend Gulden zahlen, in alle ihm oder seiner Mutter gehörenden Burgen deutsche Besatzungen aufnehmen, Trentschin ganz abtreten, und die von den Deutschen besetzten Städte für dreißig- bis vierzigtausend Gulden, welche seine Mutter ihm leihen sollte, dieser übergeben. Gegen die Häupter der Verschwörung wurde ganz nach der Proceß-Ordnung jener Zeit verfahren, und die Acten und Urtheile an die Facultäten von Ingolstadt, Tübingen und Leipzig, ja sogar, weil auch Tettenbach in die Sache verwickelt war, auch an das Reichs-Kammergericht in Speier geschickt. Die vier Angeklagten wurden zum Tode verurtheilt, und drei von ihnen, Nadasdi, Frangipani und Zriny, schon im März 1671, theils in Wien, theils in Wienerisch-Neustadt, Tettenbach aber erst im December in seiner Residenz Gratz hingerichtet.

Gegen die Bestrafung von Leuten, welche an die Stelle einer freilich schlechten Monarchie eine noch schlechtere Aristokratie und an die Stelle einer Jesuiten-Regierung die eines türkischen Groß-Veziers setzen wollten, war nichts zu erinnern. Ganz unklug war es aber, daß man den niederen Adel, welcher in Ungarn ebenso wie in Polen durchaus abhängig war, auf grausame Weise gerichtlich verfolgte. Die harten Strafen, die Confiscationen, die Behandlung Ungarn's als eines eroberten Landes erbitterten das ganze Königreich, dessen Einwohner mit schweren Steuern belegt und mit deutscher Einquartierung geplagt waren. Alle Maßregeln deuteten darauf hin, daß man in Wien daran denke, den Protestantismus in Ungarn auszurotten und eine militärische Regierung einzuführen. Lobkowitz schaffte die Würde eines Palatinus förmlich ab, und stellte den Deutschmeister *Johann Kaspar von Ambringen* an die Spitze einer brutal militärischen, für die Protestanten ganz unerträglichen Regierung *). Ambringen beschäftigte sich nur mit Andachtsübungen, Processionen und dgl. m. Er war daher ohne Ansehen bei den Katholiken und für die Protestanten ein Gräuel. Er selbst war, zumal da er jede Arbeit als eine Last ansah, ebenso unzufrieden mit dem ihm aufgetragenen Geschäfte, wie es alle Welt mit ihm war. Er zog sich daher auch bald wieder zurück, und legte später auch das Deutschmeisterthum nieder.

Alle Nachbarländer, besonders aber Siebenbürgen, füllten sich mit Emigranten, unter welchen *Franz Ragoczy* und *Emerich Tököli* die vornehmsten waren. Diese Beiden machten schon 1672 den Versuch, mit Unterstützung des elenden Fürsten Apaffi von Siebenbürgen und an der Spitze eines schlecht oder auch gar nicht disciplinirten und bewaffneten Heeres ihren Landsleuten zu helfen; sie konnten es aber mit den regelmäßigen Truppen des Kaisers nicht aufnehmen. Sie machten vielmehr durch ihren Versuch das Übel nur noch ärger, da die Leichtigkeit, mit welcher sie bei Szathmar und bei Györke völlig besiegt wurden, das Selbstvertrauen der Kaiserlichen erhöhte und den Fürsten Apaffi mit Schrecken und Verzweiflung erfüllte.

---

*) Der sogenannte Locumtenens, welcher neben ihm stand, war freilich ein Ungar; allein er war ein Katholik und ohne Gewicht.

Von jetzt an galt es erst recht den Protestanten, da man sie der Theilnahme an einem förmlichen Abfalle beschuldigen konnte. Zur Entscheidung über Schuld oder Unschuld ward am 27. Februar 1673 ein sogenanntes Locumtenental-Gericht eingesetzt, welches einen Namen in Husaren-Latein erhielt (vicaria plenipotentiaria regia gubernatio). Präsident dieses Gerichtes war der grobe, rohe Ambringen. Er hatte zwar den Locumtenens zur Seite, stritt und zankte sich aber immer mit ihm. Nur in einer einzigen Sache, in der grausamen Verfolgung der Protestanten und ihrer Geistlichen, waren Beide einig. Die Verurtheilungen begannen mit den Predigern der Bergstädte. Es wurden zuerst zweiunddreißig lutherische und ein reformirter und gleich darauf alle übrigen Pfarrer, zweihundertfünfzig lutherische und siebenunddreißig reformirte, verdammt. Neunundzwanzig derselben brachte man auf die Galeeren von Triest, vierzig auf die von Neapel; zehn von ihnen starben aber unterwegs. Der holländische Admiral de Ruyter sorgte nachher, als er mit seiner Flotte nach Neapel kam, für die Befreiung der Geistlichen, welche von den dorthin gebrachten noch übrig waren. Es wurden überhaupt mehr als vierhundert Pfarrer eingezogen, von welchen jeder, der nicht seinem Amte auf immer entsagte und sich schuldig bekannte oder auch katholisch ward, auf die Galeeren geschmiedet ward. Der kaiserliche Commissär Kopp machte sich damals in Ungarn ebenso verhaßt, wie der Oberrichter Jeffereys in England (s. S. 521 u. 529). Die Verfolgungen dauerten auch dann noch fort, als Lobkowitz gestürzt worden war; denn dies geschah im Herbste des Jahres 1674, und die zur Galeeren-Strafe in Neapel verurtheilten Geistlichen wurden erst im März 1675 dahin gebracht.

Die Verfolgten flohen nach Siebenbürgen und sammelten sich in der Gegend von Groß-Waradein. Sie rächten sich, wie ihre Natur und Gewohnheit war, durch Streifereien und Verheerungen, bis endlich Kopp abgerufen und Strasoldo mit milderen Instructionen nach Kaschau geschickt ward. Da damals auch der Krieg am Rhein die Beilegung der Unruhen in Ungarn wünschenswerth machte, so verstand sich Kaiser Leopold am Anfange des Jahres 1676 dazu, eine große Rathsversammlung nach Wien zu berufen. Diese schlug ihm vor, die deutschen Truppen aus Ungarn zu entfernen, einen Reichstag zu berufen, wieder der Verfassung gemäß

einen Palatinus zu ernennen, die neu eingeführten Auflagen abzuschaffen und die Reichsämter nur an Inländer zu vergeben. Dazu konnte sich jedoch Leopold's Kanzler Paul Hocher nicht verstehen. Das Rauben und Plündern von Seiten der Insurgenten und der Türken hatte daher seinen Fortgang; und gerade um jene Zeit ereigneten sich in Ungarn und in Polen Veränderungen, welche den ungarischen Rebellen vortheilhaft waren. Im Juli 1676 starb Franz Ragoczy, dessen Wittwe nachher (1682) das Haupt der Insurgenten, Emerich Tököli, heirathete. Außerdem war im Jahre 1674 Johann Sobiesky, welcher eine Französin zur Gemahlin hatte, zum König von Polen gewählt worden, uud sein Schwager, der Marquis de Bethüne, welchen Ludwig XIV. als seinen Gesandten nach Polen schickte, erhielt Erlaubniß und Vollmacht, Tököli mit Geld und auf jede andere Weise zu unterstützen. Apaffi schickte hierauf drei Abgeordnete nach Warschau, und mit diesen schloß Bethüne am 27. Mai 1677 ein Bündniß, in welchem den ungarischen Insurgenten französisches Geld, sowie polnische und siebenbürgische Truppen versprochen wurden.

So lange der alte Vezier Ahmed Köprili lebte, scheiterten alle Bemühungen Ludwig's XIV., in Ungarn einen offenen Krieg zu erregen, damit er seinerseits mitten im Frieden neue Eroberungen machen könne. Als der friedliebende Vezier Ende Oktober 1676 gestorben und sein kriegerischer Schwager, Kara Mustapha, ihm im Amte gefolgt war, schloß Ludwig neue Verträge mit den Insurgenten. Er schickte zwei Gesandte an Tököli, der sich rühmte, daß er achttausend Mann habe; und diese versprachen demselben in einem besonderen Vertrage, ihn durch fünfzehntausend Siebenbürger, sowie durch fünftausend Polen, welche mit französischem Gelde geworben werden sollten, zu verstärken. Zum Glück für den Kaiser waren jedoch die ungarischen Magnaten unter sich eifersüchtig und mistrauisch, so daß sie im Jahre 1678, als sie Michael Teleki zum Oberfeldherrn ernannt hatten, demselben einen Kriegsrath von zwölf Personen zur Seite setzten. Auch ließen sie die Polen für die Dauer des Winters wieder nach Hause zurückkehren. Es war daher nicht möglich, etwas Bedeutendes zu unternehmen. Der neue Oberbefehlshaber Teleki konnte sich außerdem mit den Franzosen im Kriegsrathe nicht vertragen; er überließ also den Oberbefehl

dem jungen Emerich Tököli, und zog sich nach Siebenbürgen zurück, wo er an Apaffi einen Gönner hatte. Die ungarischen Angelegenheiten wurden damals französischer Seits von Christoph d'Allanday, Marquis von Boham, geleitet. Dieser hatte die Polen vorher nach Ungarn geführt, die Verbindung der Insurgenten mit den französischen Ministern angeknüpft, und über die von Paris empfangenen Gelder verfügt. Auch als die Türken endlich den Kaiser aufs neue angreifen und die Insurgenten mit einem furchtbaren Heere unterstützen wollten, unterhielt der Marquis die Correspondenz der Rebellen mit dem französischen Kabinet. Dies geschah auf eine verrätherische, das Völkerrecht verletzende Weise. Die französische Regierung schickte nämlich die Briefe und Wechsel für die Insurgenten unter der Adresse des französischen Gesandtschafts-Secretärs nach Wien, von wo sie dann an den Marquis und durch diesen an die Insurgenten gelangten. Die Sache ward entdeckt und der französische Gesandtschafts-Secretär verhaftet, worauf Ludwig auch den kaiserlichen in Paris einsperren ließ.

Die Insurgenten erlangten 1678 bedeutende Vortheile. Sie nahmen fast alle Bergstädte und machten in denselben sehr große Beute; in Kremnitz und Schemnitz erbeuteten sie nicht weniger als hundertundachtzigtausend Dukaten. Dort ließ der Marquis von Boham, während die Ungarn im Besitze der Münzstätten waren, zweierlei Dukaten schlagen, die einen mit dem Bilde Ludwig's XIV. und mit der Umschrift: „Beschützer der Ungarn", die anderen mit dem Bilde Tököli's als Fürsten der von ihm besetzten Theile Ungarn's und mit der Aufschrift: „Für Religion und Freiheit". Den Besitz jener Städte konnten jedoch die Insurgenten nur kurze Zeit behaupten, weil Tököli bald nachher von Dünewald und Wurm bei Heiligenkreuz geschlagen wurde. Leopold selbst hätte gern den Frieden wieder hergestellt, da das Morden, Sengen und Brennen in Ungarn nicht blos von Seiten der Ungarn, sondern auch von Seiten der türkischen Paschas in den Städten fortdauerte, und viele hundert Dörfer ganz niedergebrannt waren; allein mit seinem Kanzler Paul Hocher und seinen Jesuiten war nichts anzufangen. Auch als 1680 eine besondere Commission zur Aussöhnung bestellt worden war, konnte nichts zu Stande gebracht werden, weil einerseits Ludwig einen Akakia mit Geld und reichen Geschenken für

Tököli und Apaffi nach Siebenbürgen schickte, und andererseits der Groß-Vezier den Insurgenten mit der ganzen türkischen Kriegsmacht Hülfe zu leisten versprach. Tököli schickte sogar zu derselben Zeit, als er mit dem Kaiser unterhandelte, Gesandte nach Paris und Constantinopel, und setzte sein Mordbrennen fort.

Endlich versprach der Kaiser den Ungarn einen Reichstag, den sie lange gewünscht hatten, und Tököli schloß am 15. November 1680 im Lager von Jolava einen Waffenstillstand, welcher bis zum Juni 1682 dauern sollte. Hierauf wurde zu Oedenburg der Reichstag gehalten; allein Tököli erschien nicht auf demselben, so dringend man ihn auch eingeladen hatte. Dagegen schickte er an den Reichstag ein Schreiben, in welchem er als Haupt aller Insurgenten und im Vertrauen auf türkische Hülfe eine sehr dreiste Sprache führte. Er verlangte in demselben nicht nur die Wiederherstellung der vom Kaiser vernichteten Freiheit der Nation und des evangelischen Glaubens, sowie einen neuen Frieden mit den Türken, in welchen er eingeschlossen sei, sondern er sagte auch den ungarischen Ständen gerade heraus, daß ohne die Bürgschaft der Türken ihre National-Freiheit nie gesichert sein werde. Es ward auf jenem Reichstage ebenso, wie auf den deutschen Reichstagen, viel geredet und geschrieben, ohne daß es zu einem Resultat kam. Dagegen kündigte Tököli den Waffenstillstand wieder auf, und verwüstete mit seinen Ungarn, Siebenbürgern und Türken das unglückliche Land von neuem. Zum Glück für den Kaiser waren die Führer der Unzufriedenen unter einander und mit den Siebenbürgern stets uneinig. Apaffi und sein vertrauter Freund Teleki kehrten sogar, da sie gegen Tököli stets feindlich gesinnt blieben, schon im November 1681 nach Siebenbürgen zurück. Auch die Türken verließen das Land wieder, nachdem sie viele Städte gebrandschatzt hatten. Sie hofften jedoch durch Tököli sich des ganzen ungarischen Reiches bemächtigen zu können, und flößten daher ebenso, wie Ludwig XIV., ihm den falschen Ehrgeiz ein, als türkischer Vasall Herr von ganz Ungarn zu werden. Er verheirathete sich im Juli 1682 endlich mit Ragoczy's Wittwe, nachdem die katholische Sophia Bathori, die ihn als einen Protestanten haßte, die Heirath lange gehindert hatte. Durch diese Verbindung ward Tököli Herr des größten Theiles von Ungarn. Der Kaiser schickte noch in demselben Jahre

1682 den Grafen Albrecht von Caprara, den Bruder des Generals, als Gesandten nach Constantinopel, um einen neuen Frieden zu erbetteln oder zu erkaufen. Der Groß-Vezier verlangte jedoch, daß Leopold für einen auf zwanzig Jahre zu schließenden Frieden eine Million Dukaten zahlen, ganz Ungarn bis an die Theiß, sowie alles Land zwischen Neuhäusel und Trentschin abtreten, Leopoldstadt schleifen und alle Misvergnügten wieder in ihre Güter einsetzen sollte. Auf solche Forderungen konnte man freilich in Wien nicht eingehen. Der Groß-Vezier beschloß daher im folgenden Jahre (1683), durch einen nach Östreich zu unternehmenden Glaubenszug Tököli in Ungarn als türkischen Vasallen oder, wie die Türken sagten, als Kruczen-König einzusetzen. Ein besonderer Zufall war es dabei, daß gerade an demselben Tage (31. März 1683), an welchem der Groß-Vezier mit dem Reichsheere von Adrianopel auszog, um den Kaiser in seiner Residenz anzugreifen, dieser das Schutz- und Trutzbündniß mit dem polnischen Könige und Reiche unterzeichnete, durch welches nachher Wien gerettet wurde.

Das türkische Heer, das den Kaiser im Herzen seines Reiches angreifen sollte, ist von Wagner in seinem Leben Leopold's I nach dem Berichte Caprara's, welcher der Heerschau bei Belgrad zugesehen hatte, und nach den Listen, die man später im Zelte des Groß-Veziers fand, ausführlich beschrieben worden. Es betrug, was wir nicht ohne Bedenken nachschreiben, zweimalhundertunddreißigtausend Mann regulärer Truppen, ohne die zahlreichen Schaaren von Tataren, Wallachen, Moldauern, Siebenbürgern und Ungarn, welche dem Heerzuge folgten. Schon im Lager vor Filek ward dem Führer der Ungarn, Tököli, auf Befehl des Groß-Veziers Fahne, Schwert und Kalpak als Zeichen der ihm überlassenen Herrschaft über die vom Kaiser abgefallenen Ungarn (Kruczen) übergeben, da er den Titel König der Ungarn vorerst ablehnte. In Essek erschien Tököli persönlich vor dem Groß-Vezier und wurde mit allen möglichen Ehren empfangen. Er zog nachher mit seinen Ungarn stets dem türkischen Heere voran, um demselben die Wege nach Wien zu zeigen und zu bahnen. In Wien waren nur schwache Anstalten zur Vertheidigung gegen einen so furchtbaren Feind getroffen worden. Doch zogen die Kurfürsten von Sachsen und Baiern, Johann Georg III. und Ferdinand Maria's Sohn, Maximilian

Emanuel, für den Kaiser ins Feld, als dieser die ganze Christenheit aufforderte, seine Hauptstadt, das Bollwerk Deutschland's und der Christenheit, zu retten. Auch der große Kurfürst schickte den Fürsten von Anhalt-Dessau mit achttausend Mann nach Wien, und erbot sich, noch andere fünfzehntausend Mann zu senden; die Franzosen und die Jesuiten brachten es aber dahin, daß Paul Hocher seine Hülfe ablehnte, weil diese protestantischen Truppen bestimmt sein könnten, die schlesischen Herzogthümer zu besetzen, die der Kaiser seit dem dreißigjährigen Kriege dem Kurfürsten vorenthielt*). Auch eine Reichs-Armee war unter dem Befehle des Herzogs Karl IV. von Lothringen und des Markgrafen Hermann von Baden gegen die Türken ausgerückt; ihre beiden Führer waren aber nicht einig, und da überdies die Übermacht der Türken zu groß war, so zog sich das Reichsheer wieder zurück.

Schon am 7. Juli war Wien von den Tataren und den ungarischen Insurgenten von allen Seiten eingeschlossen, so daß der Kaiser nur mit großer Noth nach Passau entfliehen konnte. Dort und in der Umgegend durfte er sich, weil der durch die Jesuiten unterdrückte Protestantismus im Stillen fortlebte, nicht anders als verkleidet sehen lassen. Das Volk verfolgte ihn überall, wo er erkannt wurde, mit Schimpfwörtern und vergriff sich an seinen Begleitern. Sein Aberglauben und seine Begünstigung der Jesuiten hätten, hieß es, die Ungarn gereizt und die Protestanten erbittert. Viele von den ihn begleitenden Jesuiten wurden vom Landsturm erschlagen, anderen setzte man drohend die Flinte auf die Brust und fragte sie, ob sie Jesuiten wären.

Ein Glück war es, daß die mit unerhörtem Troß gegen Wien heranziehenden türkischen Heerschaaren äußerst langsam marschirten. Sie brauchten für den Weg von Raab nach Wien, den ein Reiter in Einem Tage zurücklegen kann, nicht weniger als vierzehn Tage. Man erhielt dadurch die nöthige Zeit, um ganz neue Befestigungen

*) Jägerndorf hatte 1621 dem Markgrafen Johann Georg, einem Oheim von des großen Kurfürsten Vater, gehört, und war vom Kaiser ohne Rücksicht auf die Agnaten eingezogen worden (s. Th. XIV. S. 133). Die Herzöge von Liegnitz, Brieg und Welau waren in Erbverbrüderung mit Brandenburg gewesen; der Kaiser hatte aber, als ihre Häuser nach einander ausstarben, den Erbverbrüderungs-Vertrag cassirt und die Lehen eingezogen, ohne daß er, wie man behauptete, das Recht dazu hatte.

anzulegen. Dies geschah innerhalb sechs Tagen, und der Herzog von Lothringen wußte dadurch, daß er selbst mitarbeitete, die ganze Bevölkerung zu begeistern und in Thätigkeit zu setzen. Er beobachtete außerdem das abgesonderte Heer, welches unter Tököli und dem Pascha von Ofen Preßburg besetzt hatte, so gut, daß er demselben am 29. Juli eine zweite Niederlage beibrachte, wodurch es genöthigt ward, Preßburg wieder zu verlassen und sich an die Waag zu ziehen. An der Spitze der Wiener Bürgerschaft stand Ernst Rüdiger von Stahremberg, welcher nachher der in der Stadt herrschenden Krankheit erlag. Die Bürger von Wien retteten damals durch einen Muth und eine Ausdauer, welche ganz Europa bewunderte, die vom Kaiser verlassene Stadt. Sie hatten die schwere Aufgabe, das zahllose türkische Heer so lange aufzuhalten, bis die polnische Volksmasse zum Beistande erschien. Es war nämlich in dem Schutz- und Trutzbündniß mit Johann Sobiesky bestimmt worden, daß dieser und der Kalser einander mit vierzigtausend Mann, im Falle aber Krakau oder Wien belagert werde, mit ihrer ganzen National-Macht beistehen sollten. Wien hatte eine Besatzung von nur zwölfhundert Mann, zu welchen am Tage vor dem Anfange der Belagerung noch zwölftausend Mann einzogen. Man übte zwar die jungen Kaufleute, die Hofdiener und die Handwerker zum Kampfe ein und bildete Regimenter aus ihnen; es waren aber nur etwa fünftausend Mann derselben militärisch brauchbar, und diese waren mit den Truppen nicht einig. Das Volk hielt übrigens strenge Polizei: wer im geringsten verdächtig oder nur fremd aussah, wurde verhaftet oder gar erschlagen.

Die Einschließung und Belagerung Wien's dauerte vom Anfange des Juli bis in den September hinein. Die Stadt wurde in dieser ganzen Zeit hart bedrängt und litt an Allem Mangel. Außerdem sollen die türkischen Raubschaaren während der beiden Monate der Belagerung mehr als viermalhunderttausend Menschen aus den kaiserlichen Landen in die Sklaverei geschleppt haben. Die Wiener Bürger wußten von den zu ihrem Entsatze gemachten Anstalten nichts, während sie durch Caprara, den der Groß-Vezier mit sich führte und gut behandeln ließ, Nachrichten und Rathschläge erhielten. Im letzten Augenblicke, als endlich der Kern der polnischen Armee dem großen Hauptheere vorauseilte, vereinigten sich die

Kaiserlichen unter Karl von Lothringen mit den Polen unter ihrem König Johann Sobiesky und mit den Deutschen unter den Reichs-Generalen, und beschlossen ein entscheidendes Treffen zu liefern. Das türkische Heer vor Wien zählte fünfzigtausend Mann weniger, als bei der Heerschau zu Belgrad. Das ganze christliche Heer, welches am 12. September 1683 zur Schlacht auszog, um die europäische Civilisation gegen den Einbruch asiatischer Barbarei zu schützen, wird auf vierundsechszigtausend Mann angegeben. Außer den Fremden, welche aus allen Ländern der Christenheit als Freiwillige herbeigeströmt waren, stritten diesmal auch die Fürsten und die Ritterschaft für Vaterland und Civilisation. Dies wird am besten einleuchten, wenn wir v. Hammer's Aufzählung der einzelnen Theile des christlichen Heeres hier einrücken. Die fünfzehntausend edeln Polen, welche der ritterliche, offene, großmüthige, persönlich tapfere König Johann Sobiesky herbeigeführt hatte, standen auf dem rechten Flügel. Den linken, welcher auf Nußdorf marschirte, commandirten der Herzog von Lothringen und unter ihm die Markgrafen Hermann und Ludwig von Baden, sowie die Generale Caprara und Leslie, der Feldmarschall-Lieutenant Fürst von Salm, zwei Herzöge von Croy, der Fürst Lubomirsky, die Generalmajors Grafen von Mercy und Taaffe. Auf diesem linken Flügel fochten nicht weniger als dreiunddreißig Prinzen mit, unter denen der große Eugen von Savoyen sich befand, welcher damals erst neunzehn Jahre alt war. Im Mitteltreffen standen unter ihren Kurfürsten die Baiern und Sachsen. Dort kämpften auch fünf pfälzische Prinzen, Brüder der Kaiserin. Außer den Sachsen und Baiern befanden sich auf dem linken Flügel auch die fränkischen Kreistruppen, commandirt von den Herzögen von Eisenach-Weißenfels, Sachsen-Lauenburg, Braunschweig-Lüneburg, Würtemberg, Holstein und Pfalz-Neuburg. Andere Führer des linken Flügels waren die Fürsten von Bayreuth und Waldeck, die Feldmarschälle Golz, Flemmingen, Rabatta, Dünewald, die Feldmarschall-Lieutenants Freiherren von der Leihe und Degenfeld, die General-Wachtmeister Bannau, Steinau, Thüngen, Runpel und Münster und die Generalmajors Gondola und Palffy.

Der Sieg blieb nach hartnäckigem Gefechte den Christen, Wien ward entsetzt, und das Lager des Groß-Veziers fiel nebst unermeßlicher Beute in die Gewalt der Sieger. Dreihundert Geschütze, fünfzehntausend Zelte, unter ihnen das des Groß-Veziers, mit allen Feldkassen und Kanzleien, sechshundert Beutel Piaster, das kostbare Reitzeug des Groß-Veziers, seine mit Juwelen besetzte Waffen, große Waffenvorräthe und viele Fahnen, jedoch nicht, wie man glaubte, die des Propheten, wurden erbeutet. Zehntausend Türken bedeckten das Schlachtfeld. Nach dem Siege wollten die Reichstruppen nicht weiter bleiben, bis neue Befehle kämen. Der Kurfürst von Sachsen, den man als Protestanten mit Kälte behandelt hatte, zog sogleich ab. Dagegen halfen die Baiern und die Polen den Sieg verfolgen. Bei dieser Gelegenheit ließ sich Sobiesky durch übereilte Hitze am 7. Oktober in einen Hinterhalt locken, in welchem er bedeutenden Verlust erlitt und sein Leben in Gefahr kam. Er rächte sich aber schon zwei Tage nachher durch eine Niederlage, welche er einem bei Parkany gelagerten feindlichen Corps von zwanzigtausend Mann beibrachte. Diese wurden, weil die Brücke zwischen Parkany und Gran brach, in die Donau gesprengt. Die Türken kehrten unter unglaublichen Verheerungen und Gräuelthaten durch Steiermark nach Belgrad zurück. Sultan Mohammed IV. selbst floh in größter Eile nach Adrianopel. Von dort schickte er den Befehl zur Hinrichtung des Groß-Veziers Kara Mustapha nach Belgrad, und dieser erlitt im December den Tod. Man machte dem Vezier den doppelten Vorwurf, daß er, um nicht die Beute der Stadt Wien mit dem Heere theilen zu müssen, die Erlaubniß zum Stürmen verweigert und nachher zugegeben habe, daß die Christen auf einer einzigen Brücke ungehindert und langsam die Donau überschritten und über den Kalenberg den Türken in den Rücken kamen.

In der kaiserlichen Residenz ging es, nachdem Leopold im September zurückgekehrt war, wieder gerade so, wie früher. Dagegen ward die Verwirrung, welche bei der gänzlichen Unfähigkeit des ausschweifenden und unmenschlich grausamen Sultans der Tod des Groß-Veziers im türkischen Reiche hervorbrachte, dem Kaiser sehr nützlich. Apaffi hatte schon längst gewünscht, sich der türkischen Sklaverei zu entziehen, zumal da er mit Tököli nie in gutem

Vernehmen gewesen war. Er wollte indessen mit dem Kaiser nicht eher förmlich unterhandeln, als bis den Türken, welche schon im Oktober das sehr feste Gran verloren hatten, auch Neuhäusel und Ofen entrissen wären. Im Jahre 1684 erfocht der Herzog von Lothringen zuerst zwei Siege über Abtheilungen des türkischen Heeres, und belagerte dann im Juli die Stadt Ofen; er verlor aber durch Krankheiten so viele Leute, daß er im November die Belagerung wieder aufheben mußte. Unterdessen hatten auch die Venetianer im Juli den Türken den Krieg erklärt, und ihr Doge Morosini machte an den Küsten eine Eroberung nach der anderen, während Sobiesky in die Moldau einbrach. Im folgenden Jahre (1685) eroberten die Venetianer Koron, Zermata, Kalamata, Chilesa, Passava, Gominizza, Navarino, Modon, Nauplia, Arkadien, Thermis, Sigu, Castelnuovo, Patras, Lepanto, Castel Tornese, Korinth, Misistra und Athen. Im Juli desselben Jahres erschien ein neues deutsches Kreuzheer, das aus baierischen, schwäbischen, hannöverischen und Celle'schen Truppen bestand, in Ungarn, und nun galt es der Festung Neuhäusel, welcher die kaiserlichen Generale Heister und Palffy schon im Winter durch leichte Truppen alle Zufuhr abgeschnitten hatten. Bei der Belagerung dieser Stadt zeichnete sich der Erbprinz von Hannover aus, und Markgraf Karl Gustav von Baden-Durlach eroberte die türkische Fahne, welche vor Neuhäusel aufgesteckt worden war. Die Türken suchten das kaiserliche Heer, bei dem sich auch Franzosen befanden, durch einen Angriff auf Gran von Neuhäusel abzuziehen; sie wurden aber vom Herzoge von Lothringen und einem Theile des deutschen Heeres geschlagen, und hierauf nahm Caprara am 16. August Neuhäusel mit Sturm.

Jetzt suchten endlich die Türken ernstlich Frieden; der Kaiser wollte sich aber auf nichts einlassen, bis Tököli besiegt sei. Dieser wurde gleich darauf von den Türken hinterlistiger Weise gefangen. Er hatte nämlich, als Caprara ihn in Ober-Ungarn bedrängte und Kaschau belagerte, den Pascha von Groß-Waradein um Beistand ersucht, und dieser hatte ihn, als er auf dessen Einladung nach Groß-Waradein gekommen war, in Ketten werfen lassen, obgleich er von siebentausend Mann geleitet erschienen war. Er wurde nach Constantinopel gebracht und erst im folgenden Jahre wieder

in Freiheit gesetzt. Dieses Verfahren beleidigte Tököli's Anhänger in Ungarn, und es fiel deshalb nicht nur Kaschau in die Gewalt des Herzogs von Lothringen, sondern einer der vornehmsten Generale Tököli's gab auch seinen Kameraden das Beispiel der Annahme einer Amnestie, welche der von besseren Rathgebern geleitete Kaiser damals bekannt machen ließ. Dagegen ward die Festung Munkatsch von Tököli's Gemahlin, der tapferen Amazone Helene Zriny, standhaft vertheidigt.

Im Jahre 1686 galt es der Stadt Ofen, dem Bollwerke der Türken im Lande der Christenheit. Zur Belagerung derselben strömte eine uns fast unglaubliche Zahl von Streitern aus allen Ländern der Christenheit zusammen *). Auch der Kurfürst von Brandenburg hatte achttausend Mann gesandt, nachdem er in Betreff seiner Ansprüche an Schlesien mit dem Schwibusser Kreise abgefunden worden war. Wäre es bei dem Übereinkommen geblieben, welches damals der Kaiser mit Brandenburg schloß, so würde Friedrich der Große 1740 keinerlei scheinbaren Grund gehabt haben, Östreich anzugreifen; allein der Kurprinz von Brandenburg hatte durch einen Revers die Zurückgabe des genannten Kreises beim Tode seines Vaters zusagen müssen, und er erfüllte nachher auch dieses Versprechen, damit nicht das Testament des Vaters zu Gunsten eines jüngeren Bruders durch den Kaiser Geltung erhalte. Dadurch wurde dann die Sache auf den früheren Stand zurückgeführt. Erst nach der Ankunft der achttausend Mann Brandenburger Kerntruppen ward im Juni 1686 die Belagerung von Ofen unter dem Oberbefehle des Herzogs von Lothringen ernstlich begonnen. Bei dieser Belagerung zeichneten sich Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern und der Franziskaner Pater Gabriel, welcher

*) Im Theatrum Europaeum Th. XII. S. 1002, wo man S. 812 auch die zum Verständnisse der Belagerung von Neuhäusel nöthigen Zeichnungen findet, werden die einzelnen Zahlen angegeben, die Regimenter einzeln aufgezählt, die Namen der vornehmen Herren, welche an der Belagerung Theil nahmen, genannt, und die Gesammtzahl des Heeres auf fünfundneunzigtausendsechshundert Mann angegeben. Aus Spanien allein waren vierhundert Mann erschienen, unter denen sich viele Granden, aber auch sechszig geringe Catalonier, meistentheils Handwerker, befanden. Sie forderten immer die gefährlichsten Posten, und waren mismuthig, wenn sie dieselben nicht erhielten. Die meisten von ihnen fielen vor Ofen. Ihr Anführer war Franz Astorgo, ein Officier aus Andalusien.

das Genie-Wesen und die Artillerie leitete, vor allen Anderen durch ihre Thätigkeit aus. Schon im Juli wurde viermal Sturm gelaufen; jedes Mal mußten aber die Belagerer, trotz ihrer glänzenden Tapferkeit, mit sehr großem Verluste wieder zurückweichen. Nachdem hierauf auch im August von beiden Seiten mit gleicher Erbitterung gekämpft und die Burg genommen worden war, wagten die Christen am 2. September einen neuen allgemeinen Sturm. Dieser gelang endlich, und die kaiserlichen und brandenburgischen Truppen waren die Ersten, welche die Mauern erstiegen. Der Triumph der Christenheit war unaussprechlich, als die Hauptstadt von Ungarn, welche mehr als hundert Jahre in der Gewalt der Ungläubigen gewesen war, der Christenheit wiedergegeben wurde.

Nach der Einnahme von Ofen drangen die kaiserlichen Truppen bis in die Nähe Siebenbürgen's vor. Der Fürst Ferdinand von Dietrichstein und Markgraf Hermann von Baden suchten damals als Commissäre des Kaisers eine Art Allianz mit Apaffi zu Stande zu bringen; dieser wollte aber, wie immer, zugleich mit den Türken in Freundschaft bleiben. Das kaiserliche Heer nahm unterdessen den Türken eine Stadt nach der anderen sowohl in Ungarn als in Kroatien; und so oft der Groß-Vezier, wie z. B. bei Szigeth, einem bedrohten Orte zu Hülfe eilen wollte, wurde er geschlagen. In Wien hatte man mittlerweile ein neues kräftiges und thätiges Ministerium gebildet, und Markgraf Ludwig von Baden, welcher damals sowie später sich um das kaiserliche Haus unsterblich verdient machte, war Präsident des Hof-Kriegsrathes geworden. Leider befand sich aber unter den siegenden Generalen des Kaisers auch der Neapolitaner Caraffa, welcher im kaiserlichen Kabinet an dem böhmischen Kanzler, Grafen Kinsky, eine Stütze hatte. Dieser grausame, harte und ganz papistische Mann, welcher zu Unterhandlungen mit dem Groß-Vezier Soliman gebraucht worden war, und nachher vor Ofen gute Dienste geleistet hatte, war nach der Einnahme von Ofen nach Ober-Ungarn geschickt worden, um dort die Reste der Insurgenten ganz auszurotten, und verfuhr dabei auf ähnliche Weise, wie man in unserer Zeit in Neapel zu verfahren pflegt. Es ward am 1. Februar 1687 zu Eperies ein Blutgericht errichtet, dessen Präsident der grausame Caraffa war, und welches ganz dem bekannten Blutrathe Philipp's II. zu vergleichen

war (s. Th. XIII., S. 8). Bei diesem Gerichte war es besonders auf die Protestanten in Ungarn abgesehen, welche, um Geständnisse von ihnen zu erpressen, mit unerhörten Foltern und Martern gepeinigt wurden. Engel gibt in seiner Geschichte von Ungarn die Namen von einigen dreißig bekannteren Personen an, welche ungerechter Weise hingerichtet, und deren Güter eingezogen wurden. Unzählige Andere traf dasselbe Schicksal. Das aus dreizehn Personen bestehende Blutgericht wüthete bis in den November. Schon gleich anfangs hatten sich bedeutende Stimmen gegen das Verfahren Caraffa's erhoben, welcher zuletzt aus dem Verfolgen ein förmliches Geldgeschäft gemacht hatte. Allein die jesuitisch-papistische Partei in Wien überwog, und der Markgraf Hermann von Baden, welcher am nachdrücklichsten gegen das grausame Gericht aufgetreten war, wurde, um ihn zu entfernen, als kaiserlicher Bevollmächtigter nach Regensburg geschickt.

Das Glück begünstigte unterdessen überall die kaiserlichen Waffen, obgleich Tököli's Gemahlin sich fortwährend in Munkatsch behauptete. Es galt im Jahre 1687 besonders der Eroberung von Essek, vor welchem im Juli das kaiserliche Heer erschien. Zur Rettung dieser Stadt zog der Groß-Vezier mit einem regelmäßigen Heere und zwanzigtausend Tataren herbei. Er stellte sich den vom Herzoge von Lothringen und vom Kurfürsten Maximilian Emanuel geführten kaiserlichen Truppen bei Mohatsch entgegen; und hier, wo im sechszehnten Jahrhundert der letzte Madscharen-König aus dem ältesten Herrscherstamm im Sumpfe versunken, sein Heer geschlagen und zerstreut worden war (s. Th. XII., S. 119 f.), erfochten die christlichen Truppen am 12. August 1687 einen glänzenden Sieg über die Türken. Diese wurden völlig geschlagen und verloren achtzig Kanonen und zwanzigtausend Mann, während auf Seiten der Sieger nur tausend Mann fielen. Essek ward hierauf den Letzteren übergeben, denen jetzt auch ganz Kroatien und Bosnien offen standen. Die Nachricht von dem Siege bei Mohatsch überbrachte dem Kaiser der Prinz Eugen von Savoyen, welcher damals als Generallieutenant unter Ludwig von Baden diente. Der Groß-Vezier fand in Folge der erlittenen Niederlage für rathsam, abzudanken. Im Oktober marschirten die Kaiserlichen nach Siebenbürgen, wo Apaffi ihnen Festungen einräumen und für Lebensmittel sorgen mußte.

Jetzt gelang es endlich den Markgrafen Hermann und Ludwig von Baden, den Kaiser zu bewegen, daß gegen die Ungarn, besonders gegen die Protestanten unter ihnen, milder verfahren werde. Leopold hatte zwar schon vorher nach dem Rathe Ludwig's von Baden dem grausamen Caraffa befohlen, sein Blutgericht einzustellen. Dieser hatte sich aber dadurch in seinem Verfahren nicht stören lassen, und die Verfolgungen dauerten fort, bis der Kaiser auf einem Reichstage, den er im November 1687 einberief, einen neuen Weg zur Dämpfung der Unruhen einschlug. Es ward den versammelten ungarischen Ständen erklärt: „Der Kaiser könne zwar jetzt, wo er durch seine Waffen Ungarn den Türken und Rebellen wieder entrissen habe, sein Eroberungsrecht geltend machen und ohne Constitution regieren; er wolle dies aber nicht thun, sondern vielmehr, wenn die Nation nur zwei Artikel der Verfassung ändere, alles Andere bestehen lassen. Die Ungarn sollten nämlich erstens ihrem Wahlrechte entsagen und die Erbfolge seines Hauses anerkennen, zweitens aber auch den berüchtigten Artikel in dem einst von König Andreas II. ertheilten Privilegium (s. Th. VII., S. 233 f.) aufheben, vermöge dessen ihnen vergönnt sei, die Waffen zu ergreifen, wenn sie ihre Privilegien für verletzt hielten." Der Reichstag ging auf diese Forderungen ein, und es ward hierauf zwischen ihm und dem Kaiser eine neue Übereinkunft geschlossen, welche Leopold am 25. Januar 1688 bestätigte.

Im folgenden Jahre (1688) ergab sich die Festung Munkatsch durch Capitulation an die Östreicher, und Caraffa brachte den schwachen Fürsten Apaffi durch dessen Alles vermögenden Minister Teleki, den er bestochen hatte, dazu, daß er dem Bunde mit den Türken entsagte und den Kaiser als seinen und Siebenbürgen's Oberherrn anerkannte. Das geschah im Mai 1688 vermittelst einer in Hermannstadt von den Ständen ausgestellten Urkunde. Die Siebenbürger huldigten dem Kaiser aufs neue, und nahmen dessen Truppen in ihre Festungen auf, wogegen er ihnen alle ihre Freiheiten und Privilegien zu erhalten versprach. Als ein Jahr später Apaffi starb, bewirkte Caraffa, daß dessen minderjähriger Sohn die Regierung dem Kaiser ganz abtrat. Schon am 6. September des Jahres 1688 hatte Ludwig von Baden, welchem Prinz Eugen von Savoyen zur Seite stand, Belgrad mit Sturm genommen. Dieses suchte zwar der Sultan

1689 gegen andere Städte wieder einzutauschen; da aber die Östreicher dafür die ganze Wallachei forderten, so kam der Frieden wieder nicht zu Stande.

In der Türkei herrschte damals nicht mehr Mohammed IV. Man hatte nämlich im November 1687 diesen Sultan, welcher alle Fehler der letzten türkischen Herrscher hatte und besonders der Leidenschaft der Jagd bis zum Wahnsinne ergeben war, abgesetzt und seinen Bruder Suleiman III. auf den Thron erhoben. Suleiman besaß freilich die Feigheit und Weichlichkeit seines Vorgängers nicht, sondern war vielmehr muthig und kriegslustig; allein er fand die Kriegszucht ganz aufgelöst und die Sipahis und Janitscharen im Besitze der höchsten Gewalt, welche von ihnen mit türkischer Rohheit und Barbarei gegen jeden gebraucht wurde, der ihnen misfiel. Die türkischen Truppen hatten, als sie von Belgrad nach Adrianopel zurückzogen, keinen einzigen General, in den sie Vertrauen setzen konnten. Sie waren daher ganz zuchtlos und wütheten gegen ihre eigenen Anführer und Glaubensgenossen. Unterdessen fiel Erlau den den Östreichern, sowie Theben und Knin in Dalmatien den Venetianern in die Hände. Die ganze Morea war schon 1687 durch den Dogen Morosini erobert worden, der sie in vier Provinzen theilte. Von allen Seiten bedrängt, nahm endlich der neue Sultan die angebotene Vermittelung der Engländer und Holländer an, welche des deutschen Heeres zu einem neuen Kriege mit Ludwig XIV. bedurften. Suleiman schickte unter dem Vorwande, dem Kaiser seine Thronbesteigung anzuzeigen, eine glänzende Gesandtschaft nach Wien; und es wurden hierauf im Februar 1689 zu Wien Friedensunterhandlungen begonnen. Diese zerschlugen sich aber bald wieder. Der Krieg war für die Türken 1689 noch unglücklicher, als in irgend einem der vorhergehenden Jahre. Ludwig von Baden, welcher schon im Winter Szigeth erobert hatte, marschirte im August auf Nissa los, und brachte unterwegs den Türken bei Patasch eine solche Niederlage bei, daß sie nicht weniger als hundert Kanonen verloren. Nachher erfocht er einen zweiten Sieg über sie bei Nissa, nahm diese Stadt ein, und eroberte im Oktober auch Widdin. Es war jedoch die Zeit des Unterganges der türkischen Herrschaft in Europa noch nicht gekommen. Ein drittes Glied der Familie Köprili stellte vielmehr als Groß-Vezier die Ordnung im Heere, in den

Finanzen und in der Verwaltung wieder her, und entriß den Christen die gemachten Eroberungen.

Dieser neue Vezier war Mustapha Köprili, dessen Vater Mohammed und dessen Bruder Ahmed für die größten Veziere des ottomanischen Reiches galten. Er war, als er sein Amt antrat, zweiundfünfzig Jahre alt und weniger kriegerisch, als geschickt in der Verwaltung und Regierung eines Reiches, welches einen despotischen, aber kräftigen Regenten erfordert. Wenn hier die innere Geschichte des türkischen Reiches, die wir nur gelegentlich berühren, ausschließlich behandelt werden dürfte, so würden wir der Reformen gedenken müssen, welche Mustapha Köprili während einer unglaublich kurzen Zeit in allen Zweigen der Verwaltung zu Stande brachte. Wir können für unseren Zweck blos seiner Verdienste um das ganz zerrüttete Kriegswesen gedenken. Mustapha Köprili brachte es dahin, daß, während vorher jedermann sich dem Kriegsdienste entzog, Alles zu den Fahnen eilte. Schon im Jahre 1690 konnte er mit einem zahlreichen und disciplinirten Heere aufbrechen, um Nissa wieder zu erobern, während Ludwig von Baden in Ungarn und Siebenbürgen mit Tököli zu thun hatte. Dieser eroberte dann mit türkischer Hülfe Siebenbürgen und einen großen Theil von Ungarn, und ward vom Groß-Vezier wieder als Fürst eingesetzt. Der Groß-Vezier nahm Nissa nach einer Belagerung von drei Wochen ein, sowie gleich darauf in nur vier Tagen Semendria. Dann zog er gegen Belgrad, dessen Festungswerke zerfallen waren. Die Zahl der Truppen, welche der Groß-Vezier gegen Belgrad führte, war an sich sehr groß, und er hatte außerdem noch alle asiatischen Paschas und den Khan der Tataren mit seinem ganzen Raubvolke zu sich entboten. Er beschloß daher, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Schon am zwölften Tage bahnte eine Bombe, welche in das größte Pulver-Magazin von Belgrad fiel und dadurch einen Theil des Walles und der Mauern zerstörte, den sechszigtausend Türken den Weg in die Stadt. Acht kaiserliche Regimenter, welche in Belgrad lagen, wurden fast ganz aufgerieben; denn es retteten sich von ihnen nur sechshundert Mann. Der Vezier ließ die Festungswerke ausbessern, und drängte, nachdem er eine Besatzung in Belgrad zurückgelassen hatte, die Christen noch weiter zurück. Erst im

December, als er dieselben über die Donau und Save getrieben hatte, trat er den Rückzug nach Constantinopel an.

Die Türken wollten gleich im folgenden Frühjahr (1691) einen neuen Zug nach Belgrad unternehmen, um von dort aus in Ungarn einzubrechen; allein grade in diesem Jahre litt zuerst der Groß-Vezier an einem Augenübel, und nachher starb Sultan Suleiman, dem sein Bruder Achmed II. in der Regierung nachfolgte. Dadurch erhielt der Markgraf Ludwig von Baden Zeit, sich hinreichend zu verstärken. Sobald der Groß-Vezier im August mit mehr als neunzigtausend Mann an der Donau erschienen war, marschirte der Markgraf, welcher sechstausend Brandenburger und einige Regimenter Baiern an sich gezogen hatte, ihm von Peterwardein aus mit einem halb so starken Heere, als das türkische war, entgegen. Er zog mit Dünewald, welcher neben ihm commandirte, bis Semlin, wandte sich dort aber wieder zurück, um die Höhen von Salankemen zu besetzen. Dort würde er in Verlegenheit gekommen sein, weil die Türken, die am anderen Ufer siegreich gewesen waren, ihn von seinen Magazinen in Peterwardein hätten abschneiden können. Der Groß-Vezier bestand aber darauf, daß die Höhen mit dem Säbel in der Faust erstürmt würden; und dies gewährte den Kaiserlichen die Gelegenheit, einen glänzenden Sieg zu erringen. Mustapha Köprili, welcher selbst seinen stürmenden Truppen voraus sprengte, ward von einer Flintenkugel getödtet. Schon sein Verlust allein war, obgleich Mustapha kein FeldherrnTalent besaß, unersetzlich für das türkische Reich; außerdem erlitten aber auch noch seine Truppen eine vollständige Niederlage. Sie verloren hundertundfünfzig Kanonen, und von ihrem ganzen Heere entkamen nur dreißigtausend Mann nach Belgrad. Auch die Beute, welche die Sieger machten, war groß, wiewohl nicht glänzend. Übrigens fielen auch auf Seiten der Kaiserlichen mehrere bedeutende Obersten und Generale bei Salankemen.

Im Jahre 1692 sicherte der Markgraf durch die Einnahme von Groß-Waradein den Besitz von Siebenbürgen. Nachher wurde aber zwei Jahre lang nichts Glänzendes vollbracht, weil Ludwig von Baden in Deutschland, Prinz Eugen von Savoyen in Italien commandirte. Es zeigte sich übrigens damals, daß der Sieg bei Salankemen die Vortheile nicht gewähre, die man von ihm erwartet hatte; denn die Türken behaupteten sich im Besitze von Belgrad.

Doch trieb sie Caprara von Peterwardein zurück, nachdem sie ihn in dieser Stadt lange und hart bedrängt hatten. Im Februar des Jahres 1695 starb Sultan Achmed II. Sein Nachfolger, Mustapha II., hatte den für einen orientalischen Monarchen sonderbaren Einfall, bei seiner Thronbesteigung einen offenen Brief an seine Unterthanen zu erlassen und in demselben folgende Erklärung zu machen: „Der Verfall des Reiches unter den drei letzten Sultanen sei ganz allein der Nachlässigkeit der Herrscher und der Schlechtigkeit ihrer Stellvertreter, der Groß-Veziere, zuzuschreiben. Diese Sultane hätten sich um die Regierung gar nicht bekümmert, und unter zehn Groß-Vezieren sei der einzige Ahmed Köprili ein Mann von Talent gewesen. Der Sultan erkläre daher, daß er selbst nicht nur die Regierung führen, sondern sich auch sogleich an die Spitze des Heeres stellen wolle, um von Belgrad aus nach Siebenbürgen zu ziehen und dieses Land wieder zu erobern." Es schien damals, als wenn für die Osmanen eine bessere Zeit zurückgekehrt sei. Ihre Flotten erfochten mehrere Seesiege über die Venetianer, welche auch einen Theil ihrer Eroberungen auf den Inseln und an den Küsten Dalmatien's und Albanien's wieder aufgeben mußten. Die Bundesgenossen des Sultans, die Tataren der Krim, bedrängten die Polen und Russen, und eilten herbei, als der Sultan von Adrianopel nach Belgrad aufbrach. Von dort zog er nach Temeswar, um die Besatzung dieser Stadt zu verstärken und mit Lebensmitteln zu versorgen. Als er im September 1695 von Temeswar wieder aufbrach, fand er kein deutsches Heer vor, welches ihm hätte gefährlich sein können. Er eroberte daher, ehe er, wie die Türken zu thun pflegten, im Spätherbst mit den Truppen nach Constantinopel zurückkehrte, drei Städte, welche damals für gut befestigt galten, Lippa, Lugos und Karansebes. Wichtiger, als diese Eroberungen, war die gänzliche Vernichtung eines Heeres von mehreren tausend Mann, mit welchem kurz vorher einer der tapfersten Generale des Kaisers, der Italiäner Vetrani, der bei dieser Gelegenheit selbst umkam, über die Temes gegangen war.

Für das folgende Jahr (1696) wurden vom Sultan die großartigsten Anstalten getroffen, weil Östreich ein neues Heer aufgestellt hatte. Dieses ward dem Namen nach von dem Kurfürsten Friedrich August I. von Sachsen, welchem der Kaiser dadurch

schmeicheln wollte, angeführt; doch hatte in Wirklichkeit Caprara den Oberbefehl. Die Kaiserlichen belagerten Temeswar, als der Sultan an der Spitze von fünfzigtausend Mann herbeieilte. Sie hoben auf die Nachricht davon die Belagerung sogleich auf, um den Türken entgegen zu ziehen, und es kam nicht weit von Olasch zu einer Schlacht, welche nach der Versicherung der deutschen Annalisten von den Truppen des Kaisers, nach den türkischen Berichten aber, die Hammer mitgetheilt hat, von dem Sultan gewonnen wurde. Doch geben die Deutschen zu, daß sie ebenso viele Leute verloren, als die Türken, und daß unter den Erschlagenen der General Henßler war, der sich wie Dünewald im ganzen Kriege sehr ausgezeichnet hatte. Die Kaiserlichen behaupteten zwar das Schlachtfeld; die Türken erreichten aber ihren Zweck: sie verstärkten die Besatzung von Temeswar und versorgten dieselbe mit neuen Vorräthen.

Als im Jahre 1697 der Sultan seinen dritten Zug unternahm, erschien endlich Prinz Eugen, der in Italien entbehrlich geworden war, an der Spitze des kaiserlichen Heeres. Die Türken zogen langsam, wie sie pflegten, über Sophia nach Belgrad, und lagerten sich, nachdem sie über die Temes, die Bega und die Theiß gegangen waren, am linken Ufer des zuletzt genannten Flusses. Hier standen sich im Anfange des September beide Heere in der Nähe des an der Theiß-Mündung gelegenen Schlosses Titel gegenüber. Am 11. September wollte der Sultan bei Zenta über die Theiß setzen. Prinz Eugen war ihm aber auf der Ferse gefolgt, und es kam zu einem Treffen, ehe noch das ganze türkische Heer über den Fluß gegangen war. In diesem Treffen führte Guido von Stahremberg den einen Flügel der Kaiserlichen, Graf Büssy Rabutin den anderen, Eugen selbst das Mittelheer. Der Kampf endigte mit der völligen Vernichtung des türkischen Heeres; denn kaum tausend Mann desselben entkamen jenseit des Flusses, mehr als zwanzigtausend blieben auf dem Platze, zehntausend fanden ihren Tod im Flusse, und fast alle angesehenen Officiere der Türken wurden entweder von den Feinden oder von ihren eigenen erbitterten Soldaten erschlagen. Am Tage nach der Schlacht zogen die Kaiserlichen in das verlassene türkische Lager ein. Sie machten in demselben eine unermeßliche Beute. Diese bestand in dem ganzen

Geschütze und Gepäcke des feindlichen Heeres, sowie in neuntausend Wagen, sechszigtausend Kameelen, fünfzehntausend Ochsen, siebentausend Pferden, sechsundzwanzigtausend Kugeln, fünfhundertfünfzig Bomben, einer großen Menge anderer Gegenstände von bedeutendem Werthe und in der Kriegskasse, welche drei Millionen Gulden enthielt. Auch das Siegel des Sultans, welches der Groß-Vezier am Halse trägt, wurde erbeutet. Die Folge des Sieges bei Zenta war ein für den Kaiser sehr vortheilhafter Frieden, welcher unter Vermittelung der Seemächte im Januar 1699 zu Karlowitz in Syrmien geschlossen wurde.

7. Ludwig's XIV. frevelhafte Verletzung aller Friedensschlüsse mit Spanien und Deutschland.

Die Ohnmacht des deutschen Reiches und der thörichte Streit, welchen Jakob II. mit seinen eigenen Unterthanen anfing, wurden von Ludwig XIV. und seinen Ministern benutzt, um der Welt zu beweisen, daß ein Monarch, der die Soldaten und die Pfaffen für sich hat, jedes Recht mit Füßen treten darf, ohne darum die Bewunderung des großen Haufens zu verlieren, welcher den Mammon und den Beelzbub anbetet und ihre Pracht und ausgebreitete Herrschaft anstaunt. Durch die Verletzung der Verträge und durch die diplomatische Sophistik, mit welcher er dieselbe beschönigte, bereitete Ludwig Europa auf die Schritte vor, die er nachher im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts that, um ganz Spanien als Erbe seiner Gemahlin für sich oder einen seiner Söhne oder Enkel in Besitz zu nehmen.

Ludwig XIV. kannte die Schwäche des deutschen und spanischen Reiches, sowie die in dem Ersteren herrschende Zwietracht sehr gut, und nährte die Eifersucht der deutschen Fürsten auf ihren Kaiser durch Bestechung und diplomatische Künste. Er ließ sich daher auch durch den Frieden von Nymwegen nicht abhalten, alle die Orte und Gegenden der deutschen und spanischen Grenzländer, die er begehrte, ohne Umstände an sich zu reißen. Einen rabulistischen Grund dazu erdachte der Parlaments-Rath Roland Ravaulx in Metz. Dieser wühlte nämlich in den Urkunden, und brachte heraus, daß viele Landstriche, welche weit und breit außerhalb der an Frankreich abgetretenen Bisthümer Metz, Toul und Verdün lagen,

ehemals zu diesen gehört hätten, und deshalb als Lehen derselben in der Abtretung mit inbegriffen seien *). Um die Wiedervereinigung oder, wie man es nannte, die Reunion dieser und anderer Landschaften mit den an Frankreich abgetretenen Gebieten unter einem Scheine des Rechtes vollziehen zu können, errichtete Ludwig besondere Gerichtshöfe, welche in Metz und Breisach ihren Sitz hatten und nachher Reunions-Kammern genannt wurden. Die Kammer von Metz erklärte achtzig im Auslande gelegene Lehen, zu denen unter Andern Homburg, Pont a Mousson, Salm, Saarburg, Saarbrücken und Vaudemont gehörten, für Dependenzen von französischen Besitzungen. Ebenso sprach die Kammer von Breisach dem Könige die Landvogteien Hagenau und Weißenburg zu, sowie die zehn elsässischen Reichsstädte, welche im westphälischen Frieden dem deutschen Reiche vorbehalten worden waren (s. Th. XIV. S. 498), die aber Ludwig schon früher gewaltsam in Besitz genommen und zur Huldigung gezwungen hatte (s. S. 470). Endlich sprach auch noch das Parlament von Besançon dem Herzoge von Würtemberg Mümpelgard ab. Die auf solche Weise für französisches Besitzthum erklärten Orte und Gegenden wurden von Ludwig ohne Weiteres seinem Reiche einverleibt. Weigerten sich die Einwohner, die Huldigung zu leisten, so ward der Richterspruch militärisch vollzogen; beschwerten sich die Landesherren bei den königlichen Ministern, so erhielten sie von diesen,, besonders von Colbert de Croissy, welcher die ganze Sache leitete, die Antwort: ihre Beschwerde sei keine Kabinets-Angelegenheit, sondern eine Rechtssache, sie müßten sich daher nicht an die Regierung, sondern an die Kammern zu Metz und Breisach wenden, welche der König eingesetzt habe, um seinen Nachbarn zu beweisen, daß er keinem Menschen Unrecht thun wolle. Auch das ganze Herzogthum Zweibrücken, damals ein Eigenthum des schwedischen Königs, ward als französisches Lehen in Anspruch genommen, König Karl XI. vor die Kammer geladen und, als er nicht erschien, das Herzogthum ihm abgesprochen. Man erkannte dieses darauf dem Pfalzgrafen von Birkenfeld als Agnaten zu, welcher auch die Huldigung leistete. Ebenso wurde der König von Spanien vor die Kammer geladen und, als er nicht erschien, des Fürsten-

*) Das Genauere über den Punkt Rechtens findet man unter Andern bei Puffendorf Historia Friederici Guillelmi vol. VIII, §. 23.

thums Chimay, der Stadt Cortryk, des Herzogthums und der Festung Luxemburg verlustig erklärt, worauf dann Frankreich diese Städte und Landstriche mit militärischer Gewalt in Besitz nahm. Ehe man noch gegen Spanien zu Gewaltthätigkeiten schritt, hatte man, in der ersten Hälfte des Jahres 1680, die pfälzischen Oberämter Germersheim und Selz nebst anderen Gegenden der Pfalz und sogar das nur eine Stunde von Mannheim gelegene Städtchen Oggersheim militärisch besetzt. Die Art, wie Ludwig XIV. schon vorher die Pfalz wegen rückständiger Brandschatzungen und wegen der vom Kriege her schuldigen Gelder gepeinigt und geplagt hatte, und nachher unter dem Vorwande der Reunionen beraubte, hat Häußer in seiner Geschichte dieses Landes sorgfältig und genau berichtet.

Weit schändlicher und für einen großen Monarchen schimpflicher als Alles, was damals gegen andere Länder geschah, war der bereits erwähnte Raub, welchen Ludwig an den deutschen Städten und der Ritterschaft des Elsasses beging, und die mitten im Frieden ausgeführte Eroberung von Straßburg. In dieser Stadt, in welcher zwei Sprachen gesprochen wurden und zwei Religionen neben einander bestanden, war ewiger Zwist zwischen den Katholiken und Protestanten, und ein Theil des souveränen Magistrats, sowie der angesehensten Bürger war an Frankreich verkauft. Ihre plötzliche Besetzung durch französische Truppen ward von dem Minister Louvois, einem durchaus gewissenlosen, hartherzigen Augendiener des Königs, geleitet; zum Vorwande dieser empörenden Schurkerei aber diente das Heil der alleinseligmachenden Religion und die Ausbreitung der beglückenden Regierung des großen, um Kunst und Wissenschaft unsterblich verdienten Königs. Am thätigsten war bei der ganzen Sache der Bischof der Stadt, Franz Egon von Fürstenberg, welcher damals außerhalb der Stadt, nachher aber in derselben wohnte und die Protestanten aus dem Dom verdrängte. Dieser Geistliche hatte sogar, als Ludwig XIV. nach der Ausführung seiner Raubthat in Straßburg einzog, die Unverschämtheit, einen König, welcher für Deutschland verderblicher war, als die Pest, mit denselben Worten anzureden, mit denen einst der greise Simeon im Evangelium die Erscheinung des Heilandes der Welt begrüßt hatte. Was die Vollziehung der Räuberei selbst betrifft, so hatten

Ludwig's Minister schon längst den Stadtschreiber von Straßburg, welchem die Vertheidigung der Stadt und ihrer Rechte vorzugsweise anvertraut war, gewonnen und über hunderttausend Thaler unter die Mitglieder des Magistrats vertheilt. Nachher hatte Louvois die Besatzungen in Burgund, in Lothringen und im Elsaß unter dem Vorwande sehr verstärkt, daß die Soldaten an den Festungswerken arbeiten sollten. Diese Truppen wurden bereit gehalten, um auf den ersten Wink gegen Straßburg zu marschiren. Als Alles zur Überrumpelung der Stadt fertig war, kam Louvois selbst am 28. September 1681 insgeheim nach Breisach. Von dort schickte er, ohne Aufsehen zu erregen, neunhundert Mann Fußvolk voraus, zu denen dann erst unterwegs auch einige Reiterschaaren stießen. Diese Truppen besetzten unerwartet die Hauptbefestigungen der Stadt diesseit und jenseit des Rheins, und nun erst erschienen zwölftausend Mann unter Montclas. Da der Magistrat früher sechstausend Mann kaiserlicher Truppen, die ihm angeboten worden waren, abgelehnt hatte, und nachher von Ludwig reichlich beschenkt wurde, so kam schon am 30. September 1681 zu Illkirch ein Vertrag zu Stande, welcher nicht blos die Übergabe der Stadt an die Franzosen aussprach, sondern auch ihre künftigen Verhältnisse als einer königlich französischen Stadt regelte.

Spanien suchte sich gegen die ihm angethane Gewalt durch Bündnisse zu helfen, deren mehrere schon im Jahre 1683 geschlossen wurden. Da wir grundsätzlich die diplomatischen Verhandlungen und Actenstücke wenig beachten, so lassen wir uns auch auf diese Bundesverträge, welche erst durch Wilhelm's III. von Oranien Plane gegen Jakob II. eine praktische Wichtigkeit erhielten, hier nicht ein. Doch darf das im Februar 1683 auf Wilhelm's Betreiben im Haag geschlossene sogenannte große Schutzbündniß nicht unerwähnt bleiben. Wilhelm selbst durfte bei der Abschließung desselben nicht öffentlich thätig sein; seine näheren Freunde, besonders der Groß-Pensionarius Fagel, arbeiteten für ihn. Es verpflichteten sich durch den im Haag geschlossenen Bundesvertrag die Republik der Niederlande, Spanien, Schweden und der Kaiser, mit vereinter Macht zur Wiederherstellung der politischen Verhältnisse von Europa, wie sie zur Zeit des westphälischen und Nymwegener Friedens gewesen waren, zu wirken. Dies stand einstweilen auf dem Papier,

ein Heer wurde aber nicht aufgestellt. Auch war die Republik der Niederlande, besonders Holland, ebenso ängstlich darauf bedacht, den Frieden zu erhalten, als ihr Statthalter Wilhelm den Krieg suchte. Ludwig wurde daher auch durch jenes Schutzbündniß so wenig eingeschüchtert, daß er sogar noch in demselben Jahre, in welchem dasselbe geschlossen worden war, ganze Städte und Landstriche der spanischen Niederlande militärisch besetzen und die Stadt Luxemburg bombardiren ließ. Auf deutschem Gebiete hauste der unleidliche Marschall Crequi gleich einem Barbaren. Er nahm Trier ein und ließ die Festungswerke dieser Stadt schleifen, damit sich niemand in derselben festsetzen könne.

Unterdessen suchten in den Niederlanden diejenigen Staaten, welche mit dem Statthalter nicht einerlei Interesse hatten, ihres Handels wegen sowohl die Deutschen als die Spanier, die sich Beide nicht selbst helfen konnten, zur Annahme schnöder Bedingungen zu bewegen. Sie bewogen nämlich den König Ludwig, sich mit dem Raube zu begnügen, den sie in seinen Händen lassen und den Spaniern abdrohen wollten. Dies wurde durch einen im Juni 1684 geschlossenen Vertrag zwischen Holland und Frankreich festgestellt. Die Holländer versprachen, die Spanier dahin zu bringen, daß sie die ihnen gewaltsam entrissenen Städte Luxemburg, Bovines und Beaumont, sowie das Fürstenthum Chimay für die Zeit eines zwanzigjährigen Waffenstillstandes den Franzosen überlassen wollten, wogegen diese sich verpflichten sollten, in den Niederlanden nichts mehr gegen die Spanier zu unternehmen. Gegen andere spanische Besitzungen aber Feindseligkeiten zu üben, wurde dadurch den Franzosen nicht verwehrt. Die Spanier mußten auf diese Forderung eingehen. Der deutsche Kaiser, dem das Reich die Angelegenheiten der durch Frankreich bedrängten Reichsglieder auszumachen überlassen hatte, half sich auf ähnliche Weise. Doch hatte Spanien die vorgeschriebenen Bedingungen schon im Juli angenommen; der Reichstag zu Regensburg dagegen entschloß sich erst im August dazu. Den Deutschen ward ebenfalls, wie den Spaniern, ein Waffenstillstand auf zwanzig Jahre gewährt, und Ludwig versprach, während dieser Zeit keine Stadt oder Landschaft mehr vom Reiche loszureißen. Dafür sollten alle bis zum 1. August 1681 mit Frankreich vereinigten deutschen Gebiete, die Stadt Straß-

burg, die Kehler Schanze, und alle durch die Reunions-Kammern bis zu jenem Tage entrissenen Orte mit inbegriffen, den Franzosen überlassen bleiben.

Auf so leichte und wohlfeile Art erwarb sich Ludwig XIV. ganze Landstriche des spanischen und deutschen Reiches. Dies genügte jedoch dem Könige und seinen Rechtsgelehrten und Diplomaten nicht. Sie nahmen vielmehr schon ein Jahr später von dem im Mai 1685 erfolgten Tode des Kurfürsten von der Pfalz Veranlassung, das deutsche Reich aufs neue zu berauben und dies durch ihre rabulistischen Künste zu rechtfertigen. In der Pfalz, einem von der Natur vor allen deutschen Gauen gesegneten und deshalb von den Franzosen mit Neid betrachteten Lande, hatte seit dem westphälischen Frieden Karl Ludwig aus dem Hause Simmern geherrscht. Er hatte die reformirten Kirchen und Schulen wiederhergestellt, und, soviel an ihm lag, die Wunden geheilt, welche der dreißigjährige Krieg dem Lande geschlagen hatte. Er ward jedoch ein Opfer des elenden Zustandes der deutschen Verfassung und einer sehr unglücklichen Ehe. Er mußte nämlich eines Theiles sein Land den Mishandlungen der Franzosen preisgegeben sehen, ohne daß das Reich ihm Schutz und Hülfe gewährte, und hatte anderes Theiles viel von der hochmüthigen und hochtrabenden hessenkasselischen Prinzessin zu leiden, mit der man ihn vermählt hatte. Diese paßte für ihn durchaus nicht; er lebte daher mit ihr in Unfrieden, und sie verließ ihn endlich, um nach Kassel zurückzukehren. Er ließ sich dann, ohne von seiner ersten Gemahlin geschieden zu sein, mit einem Fräulein von Degenfeld aus reichsritterlichem Geschlechte, die er zur Raugräfin ernannte, förmlich trauen. Von der hessischen Prinzessin hatte er nur Einen Sohn, Karl, der ihm bei seinem Tode (1680) in der Regierung nachfolgte. Seine Söhne von der Degenfeld waren natürlich zur Erbfolge in einem Reichs-Lehen nicht berechtigt. Da nun sein Sohn Karl schwach und kränklich war, und seine erste Gemahlin in keine Scheidung willigen wollte, so war das Aussterben des Hauses Simmern vorauszusehen. Von den anderen Linien des pfälzischen Herrschergeschlechtes konnte nach den bestehenden Erbverträgen nur das Haus Pfalz-Neuburg auf die Kur gerechten Anspruch machen. Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg erbte daher auch, als Karl schon 1685 starb, die

Kur-Pfalz. Dieser war ebenso, wie sein Vater, Wolfgang Wilhelm, der sich aus bekannten Gründen zum katholischen Glauben bekehrt hatte (s. Th. XIV., S. 90), in der Gewalt der Jesuiten, und es begannen deshalb mit Karl's Tode in der Kur-Pfalz die Verfolgungen der Protestanten. Diese Verfolgungen wurden um so härter, je mehr der letzte Kurfürst aus dem Hause Simmern durch die Art, wie unter ihm die Katholiken des Landes behandelt worden waren, die Jesuiten erbittert hatte. Karl's Vater hatte Duldung geübt und die unseligen Religions-Streitigkeiten beseitigt. Karl selbst dagegen war eben so fanatisch calvinistisch gewesen, als sein Nachfolger, Philipp Wilhelm, fanatisch papistisch war. Er hatte sich ganz durch calvinistische Geistliche leiten lassen, und unter seiner theologischen Regierung waren Lutheraner und Katholiken stets geplagt und verfolgt worden. Die Jesuiten suchten daher, als er 1685 starb und Philipp Wilhelm Kurfürst ward, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Die innere Geschichte der deutschen Staaten liegt jedoch außerhalb unseres Kreises; wir kehren daher zu den neuen Gewaltthätigkeiten zurück, welche König Ludwig gegen das deutsche Reich übte, und zu denen ihm das Aussterben des bisherigen kur-pfälzischen Hauses Anlaß und Vorwand gab.

Eine Tochter Karl Ludwig's, Elisabeth Charlotte, war seit 1671 mit Ludwig's XIV. Bruder, dem Herzog Philipp I. von Orleans, vermählt. Diese Herzogin von Orleans hat sich, was wir gelegentlich bemerken, durch ihre Briefe, ihre geniale Keckheit, ihre dreisten Reden und Witze sehr großen Ruhm erworben, und ihre zum Theil ungezogenen Bemerkungen wurden in der neuesten Zeit von Freunden der Scandale und von Schriftstellern, welche für Geld arbeiten, ans Licht gezogen. Wir freuen uns aber, daß wir darüber nicht zu reden brauchen, weil man uns wahrscheinlich des übertriebenen Ernstes und einer zu großen Feindseligkeit gegen alle Frivolität und Genialität anklagen würde. Als mit ihrem Bruder Karl der Mannsstamm des Hauses Simmern ausgestorben war, machte Ludwig XIV. im Namen seines Bruders sogleich Anspruch an die Allodial-Erbschaft desselben oder mit anderen Worten an alle die Stücke der Pfalz, welche nicht Reichs-Lehen waren. Er stellte sich dabei zugleich, als wenn er sich der pfälzischen Linie Veldenz, welche allerdings dem ausgestorbenen Hause näher ver-

wandt war, aber nach der alten Erbfolge-Ordnung der Linie Neuburg nachstehen mußte, zu ihrem angeblichen Rechte verhelfen wolle. Er ließ also durch seinen Gesandten in Regensburg gegen die Besitznahme der Pfalz von Seiten Neuburg's protestiren, und schickte den Abbé Morel nach Heidelberg, um die betreffenden Urkunden zu prüfen. Dieser Abbé unterhandelte darauf mit den pfälzischen Beamten mündlich, während am Reichstage die Sache schriftlich verhandelt wurde. Schon im Jahre 1687 ward einleuchtend, daß man mit dem französischen Könige ohne Krieg nicht fertig werden könne. Ludwig entriß nämlich nicht nur dem deutschen Orden alle seine Besitzungen in Lothringen, Elsaß und Franche Comté, und gab sie dem von ihm gestifteten Lazarus-Orden, einem Filial der Jesuiten, sondern er ließ auch auf einer Rhein-Insel bei Hünningen, welche zum Theil dem Markgrafen von Baden-Durlach gehörte, das Fort Louis bauen und dasselbe durch eine Brücke mit dem deutschen Ufer verbinden.

Schon im Jahre 1685 und 1686 waren Bündnisse geschlossen worden, um den weiteren Fortschritten der Franzosen Einhalt zu thun; zur That kam es aber erst dann, als die Franzosen das ganze linke Rhein-Ufer noch einmal auf türkische und mongolische Weise verheerten, und der Statthalter von Holland, welcher Ludwig's Macht durch Schlauheit besiegte, auf den englischen Thron gebracht worden war. Der Letztere war es, welcher die Generalstaaten im August 1685 bewog, ein im Jahre 1678 mit dem Kurfürsten von Brandenburg geschlossenes, jetzt abgelaufenes Bündniß auf zwölf Jahre zu verlängern und demselben die viermalhundertvierzigtausend Gulden zu zahlen, die er von ihnen noch fordern zu dürfen glaubte. Im Anfange des Jahres 1686 erneuerten die Generalstaaten auch ihr Bündniß mit dem Könige von Schweden; und dieser schloß sogar mit dem Kurfürsten von Brandenburg einen Bund zur Aufrechthaltung des westphälischen und des Nymwegener Friedens, sowie des zwanzigjährigen Waffenstillstandes von 1684. Ebenso verbündete sich der Kurfürst von Brandenburg mit dem Kaiser durch einen geheimen Vertrag, welcher im Frühjahre 1686 zu Berlin geschlossen wurde, auf zwanzig Jahre. Endlich ward noch, worauf wir später ausführlicher zurückkommen werden, im Juli 1686 zwischen mehreren Staaten der sogenannte große Augsburger Bund geschlossen, in

welchem nicht blos die gemeinschaftliche Aufstellung eines Heeres von sechszigtausend Mann, zum Schutze der bestehenden Verhältnisse ausgemacht, sondern auch festgesetzt wurde, welche und wie viele Truppen jeder der Verbündeten stellen solle. Gleichwohl begann der König von Frankreich im Vertrauen auf den Krieg, welchen Kaiser und Reich damals in Ungarn führten, ganz muthwillig einen neuen Raubzug nach Deutschland. Für den Verlauf dieses sogenannten Orleans'schen Krieges war es von der größten Wichtigkeit, daß im Jahre 1689 Wilhelm III. von Oranien seinen Schwiegervater, Jakob II., stürzte und auf den englischen Thron gelangte. Wir müssen daher zuerst noch der Vertreibung der Stuarts und der Errichtung einer unter die Formen der Monarchie versteckten plutokratischen Regierung in England gedenken.

8. Wilhelm's III. Erhebung auf den englischen Thron.

Jakob II. hatte die Gunst des Volkes, die ihm in Karl's II. letzter Zeit zu Theil geworden war, als König bald wieder verscherzt, weil er den thörichten Versuch machte, die Religion und Verfassung seines Landes umzuändern (s. S. 523 ff.). Er maßte sich durch das, was er monarchisches Dispensations-Recht nannte, die Befugniß an, je nach Belieben den Gesetzen gemäß zu regieren oder ihnen entgegen zu handeln. Er entfernte diejenigen Oberrichter, welche dies nicht als Recht anerkennen wollten, ersetzte sie durch Leute, die sich seinem Willen fügten, und that also der Nation förmlich und feierlich kund, daß er als König kein Gesetz achten werde, das ihm nicht gefalle. Eben so willkürlich verfuhr er mit der Staats-Religion. Er nahm nämlich im Widerspruche mit den bestehenden Gesetzen nicht nur katholische Officiere in das Heer auf und verlieh bürgerliche Ämter an Katholiken, sondern er überließ auch protestantische Pfründen und protestantisches Kircheneigenthum den Franziskanern, Jesuiten und anderen Mönchsorden, um für ihre Glaubensgenossen Klöster, Schulen, Kirchen und Seminare zu errichten. Alles dies rief im englischen Volke die heftigste Erbitterung hervor, und in allen Kirchen ward gegen den König gepredigt. Dabei fehlte es denn freilich, was jetzt ebenfalls oft vorkommt, auch nicht an Leuten, welche den König irre leiteten und über die Volksstimmung täuschten. Dies zeigte sich bei Gelegenheit des Streites über das könig-

liche Dispensations-Recht. Das Parlament hatte nämlich den Spruch, durch welchen die von Jakob neu ernannten Richter dieses als im Herrscherrechte begründet anerkannt hatten (s. S. 533), 1688 förmlich für ungültig erklärt; nichtsdestoweniger aber sind die officiellen Zeitungen (London Gazette) der Jahre 1687 und 1688 mit Adressen angefüllt, in welchen die Klerisei, die Grandjury's, die Friedensrichter, sowie Magistrate und Bürgerschaften das System des Königs anerkennen und ihre Ergebenheit aussprechen. Dagegen konnte Jakob die Aufhebung der Test-Acte weder in England, noch in Schottland vom Parlament erhalten. Die Toleranz-Edicte, welche er im Februar und Juli 1687 erließ, waren daher auch nur darauf berechnet, die Abschaffung der protestantischen Lehre möglich zu machen. Sie wurden jedoch so unverständig ausgeführt, daß sie den Zwist vermehrten, anstatt ihm abzuhelfen.

Die zuverlässigen Freunde des Königs traten nach und nach ganz zurück, und die in den geheimen Rath gebrachten Katholiken leiteten seine Schritte. Sunderland, welcher Katholik war, blieb zwar bis zum entscheidenden Augenblicke bei dem Könige, aber nur um ihn zu verrathen. Rochester und Clarendon mußten abtreten. Endlich setzte Jakob sein ganzes Ministerium aus Katholiken zusammen, und ein Jesuit, Pater Petre, erhielt die Leitung desselben. Lord Arundel ward Bewahrer des geheimen Siegels, Belasyse ward Reichs-Schatzmeister und ein durch schlechte Haushaltung berüchtigter anderer Katholik Mitglied des Schatzrathes. Zu diesem Allem kam nachher, als der König ganz zuletzt daran dachte, das Parlament aufzulösen, die Einführung einer Maßregel, welche unter Louis Philipp in Frankreich geübt wurde und in Deutschland allgemein gebräuchlich geworden ist. Man ließ nämlich durch Präfecten in dem einen Lande, durch Landräthe oder ähnliche Beamte im anderen die Leute, wie man das nennt, für die Deputirten-Wahlen bearbeiten. Dies wurde jedoch, als Jakob auch mit den beiden Universitäten, denen er die Creaturen seiner Günstlinge aufdringen wollte, zerfallen war, sehr schwierig, obgleich er selbst sich Mühe gab, die Stimmgebenden zu bearbeiten, welches Letztere man mit einer eigenen Benennung (closeting) bezeichnete. Endlich erkannte er die Unmöglichkeit, irgend ein Parlament zur Aufhebung

der Test-Acte zu bewegen, und beschloß aus eigener Machtvollkommenheit zu handeln.

Als der König diesen Weg einschlug (1686/87), suchten unzählige Engländer, die sich in ihren Rechten gekränkt fühlten, Zuflucht und Schutz in den Niederlanden, von wo Wilhelm III. durch seine Vertrauten Fagel, Hallwyn und Bentinck schon längst eine geheime Verbindung mit der unzufriedenen Aristokratie von England unterhielt. Dort standen sechs englische Regimenter, welche von England Sold erhielten, aber in holländischen Diensten zurückgeblieben waren. Diesen widmete sowohl Jakob, als sein Schwiegersohn, sobald sie mit einander entzweit waren, ihre Aufmerksamkeit. Jakob entließ alle Officiere, die ihm verdächtig waren, und wollte andere an ihre Stelle ernennen; sein Schwiegersohn widersetzte sich zwar ihrer Entlassung nicht, ernannte aber selbst neue, und nahm auch die von Tyrconnel in Irland entlassenen Protestanten in die sechs Regimenter auf.

Endlich erließ Jakob, da niemand etwas von einer Aufhebung der Test-Acte wissen wollte, im April 1687 die sogenannte Indulgenz-Erklärung (declaration of indulgence), in welcher Lüge und Verfassungs-Verletzung beim ersten Blicke nicht zu verkennen waren. Er sicherte nämlich in derselben nach Art der Jesuiten mit Worten dasjenige zu, was er nachher in der That verweigerte. Er wolle, erklärte er, die englische Staatskirche (established church) stets im Genusse ihrer gesetzlichen Rechte schützen. Gleich darauf aber erklärte er, daß er aus eigener königlicher Gewalt, ohne Volk und Parlament zu fragen, eine ganze Anzahl von Gesetzen, welche König und Parlament gegeben hatten, aufheben wolle. Es wurden nämlich zuerst alle Strafverordnungen gegen diejenigen aufgehoben, welche die englischen Kirchengesetze nicht beobachteten (die Non-Conformisten). Dann wurde allen römischen Katholiken und protestantischen Nicht-Anglikanern erlaubt, ihren Gottesdienst öffentlich zu halten, und den Unterthanen bei Strafe des höchsten Misfallens jede Störung einer gottesdienstlichen Versammlung untersagt. Außerdem wurden ohne Weiteres alle parlamentarischen Gesetze aufgehoben, durch welche irgend ein religiöser Act oder eine Erklärung erforderlich gemacht sei, um ein Civil- oder Militär-Amt bekleiden zu können.

Von diesem Augenblicke an ward Wilhelm III. durch geheime Künste und Verbindungen für ganz Europa ebenso bedeutend, als der König von Frankreich es durch offene Gewalt und durch die Bestechung der Kabinete war. Wilhelm hatte längst erkannt, daß Jakob sich selbst zu Grunde richten werde, in welchem Falle er dann die Rechte seiner Gemahlin und ihrer mit einem dänischen Prinzen vermählten Schwester Anna sichern mußte. Im Jahre 1686 war es ihm gelungen, den oben (S. 594 f.) erwähnten großen Augsburger Bund gegen Frankreich zu stiften, ohne daß er selbst dabei eigentlich öffentlich thätig gewesen wäre. Dies gewährte ihm einen neuen Anlaß, seinem Schwiegervater entgegen zu treten. Um dieselbe Zeit befand sich der anglikanische Bischof Burnet im Haag, um den Prinzen Wilhelm auszuforschen, welcher als kalter und berechnender Egoist nie aus Liebe, Begeisterung oder Patriotismus, sondern stets nur aus Klugheit und Politik etwas unternahm. Dieser Bischof, dessen Geschichte seiner Zeit zur Ergänzung und Berichtigung von Jakob's II. Denkwürdigkeiten gebraucht werden kann, erkannte bald, daß Wilhelm's Politik ihn ebendahin führe, wohin der ihm gänzlich unbekannte Enthusiasmus für Volksrechte einen Anderen geleitet haben würde. Burnet vernahm von Wilhelm, daß die Klugheit gebiete, die constitutionelle Regierung zu schützen und zu erhalten, weil nur diese die nöthige Kraft verleihe, um einer Macht, wie Ludwig XIV. sie besaß, Widerstand zu leisten. Er fand ferner, daß Wilhelm die Form der anglikanischen Kirche für sein Regierungs-System am passendsten finde. Er übernahm daher das Geschäft, sich mit allen denjenigen seiner Landsleute zu verständigen, welche entweder schon längst, oder seitdem Jakob an eine eigenmächtige Aufhebung der Test-Acte dachte, ihre Augen auf Wilhelm als Stütze des Protestantismus in ganz Europa gerichtet hatten. Da Wilhelm ebenso verschwiegen, als fest im Halten dessen war, wozu er sich einmal entschlossen hatte, so sicherte Burnet, ehe er den geheimen Bund der englischen Aristokratie mit Prinz Wilhelm (denn nur von dieser kann die Rede sein) zu Stande zu bringen versprach, dem Prinzen den Vortheil des Rechtes seiner Gemahlin Maria an die englische Krone. Er beredete nämlich die Prinzessin in einem einzigen Tage zu einem feierlichen Versprechen, welches der Prinz zwar stets gewünscht, aber von ihr niemals zu

erbitten gewagt hatte. Dieses Versprechen bestand darin, daß die Prinzessin, wenn sie jemals Königin von England würde, die volle Regierungsgewalt an ihren Gemahl abtreten und sich bemühen wolle, daß das Königthum ihm gesetzlich zugesichert werde. Von diesem Augenblicke an leitete Burnet alle Schritte Wilhelm's und seiner Gemahlin, deren geheimster Secretär er war, ohne jedoch als solcher zu erscheinen.

Gerade als auf solche Weise Jakob's Entfernung von der Regierung und die Übertragung derselben an den Prinzen Wilhelm vorbereitet wurde, faßte Jakob den Entschluß, seinen Schwiegersohn für seine Plane zu gebrauchen. Er ließ zuerst durch seinen Freund, den schlauen und schleichenden Quäker William Penn, den er nach Holland schickte, den Prinzen Wilhelm bearbeiten, damit derselbe in dem angeblichen Interesse der Freiheit und Duldung die Aufhebung der Test-Acte billige. Wilhelm war jedoch ebenfalls fromm und also auch schlau, nur auf andere Weise wie der Quäker. Er ließ sich daher auf nichts ein. Hierauf machte Jakob vermittelst des Irländers White, den man Marquis von Albeville nannte, einen zweiten Versuch. White kam als englischer Gesandter in den Haag, angeblich um seinen König wegen der von ihm gemachten See-Rüstungen zu entschuldigen, in Wirklichkeit aber um dessen Verfahren in England zu rechtfertigen. Der Prinz selbst hielt sich auch dann noch im Hintergrunde, brachte aber die Generalstaaten dahin, daß sie seinen eifrigsten Anhänger Dykveld als außerordentlichen Gesandten nach London schickten. Dieser erhielt den geheimen Auftrag, nach Burnet's Anweisung das Volk und die Aristokratie für Wilhelm bearbeiten zu lassen, welcher weder freundlich, noch mild und gewinnend war. Dykveld vollzog seinen Auftrag meisterhaft. Er brachte hie und da Versammlungen des Adels zu Stande, und schloß Verträge ab, in denen er schon deutlich aussprach, daß Jakob noch bei seinen Lebzeiten dem Prinzen Platz machen müsse, während bisher nur von dem, was nach des Königs Tode geschehen solle, die Rede gewesen war. Er brachte es bald dahin, daß bei seiner Abberufung schon eine ansehnliche Partei vorhanden war, welche durch seinen Nachfolger, Zuylenstein, mit Wilhelm als ihrem künftigen Herrn correspondirte. Dykveld wurde nach Holland zurückgerufen, weil er allein der

geeignete Mann schien, um die Staaten von Holland, besonders den Magistrat von Amsterdam, welche den Planen Wilhelm's stets entgegen gewesen waren, mit dem Prinzen auszusöhnen; denn so lange dies nicht geschehen war, konnte Wilhelm nicht daran denken, gegen seinen Schwiegervater offenbar feindlich aufzutreten.

Dykveld löste auch diese schwierige Aufgabe. Er faßte die Sache von der politischen Seite, wobei es ihm sehr zu Statten kam, daß man gerade damals von der bevorstehenden Geburt eines Nachkommen Jakob's redete, und daß dessen Gemahlin im Juni 1688 wirklich mit einem Sohne niederkam. Die Geburt dieses Prinzen, dessen Ächtheit nachher, wiewohl wahrscheinlich ohne Grund, überall bestritten wurde, war für Holland und für den Protestantismus ein sehr bedenkliches Ereigniß; denn durch sie ward die in England bestehende katholische Regierung, sowie zugleich England's Verbindung mit Ludwig XIV. fest gegründet und die ganze bisherige gegen Ludwig gerichtete Politik vereitelt. Dykveld brachte durch seine Gewandtheit die Bürgermeister von Amsterdam dahin, daß sie erklärten, sie könnten zwar dem Prinzen zu einem Angriffe auf England nicht rathen, würden aber, wenn er das Unternehmen für sich allein wage, Alles thun, um ihn zu unterstützen. Jetzt erst ließ Wilhelm durch seinen Freund, den Groß-Pensionarius Fagel, den Generalstaaten den Vorschlag machen, unter dem Vorwande des drohenden Ausbruches eines Kriegs mit Frankreich vier Millionen Gulden für die Ausbesserung der festen Plätze u. dgl. m. als Anlehen aufzunehmen. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und so groß war damals der Überfluß an baarem Gelde und die Anhänglichkeit an den Protestantismus in den Niederlanden, daß, wie d'Avaux in seinen Negotiationen sagt, die ganze Summe innerhalb acht Tagen zusammengebracht war, obgleich nur jedes Jahr eine Million hatte erhoben werden sollen. Die ganze Angelegenheit wurde vier Deputirten der Generalstaaten überlassen. Diesen vertraute Wilhelm sein Geheimniß an, und sie bewahrten ebenso, wie die unter Zuylenstein's Leitung conspirirenden Engländer, dasselbe so gut, daß Jakob, trotz aller Warnungen Ludwig's XIV., in thörichter Sicherheit verharrte. Der König von England blieb sogar dann noch sorglos, als die Generalstaaten unter dem Vorwande eines bevorstehenden Krieges mit Frankreich neuntausend Matrosen werben

ließen, und ihre Flotte in Bereitschaft setzten, um auf den ersten Befehl auslaufen zu können. Endlich rief Jakob zwar die sechs englischen Regimenter, welche im Dienste der Generalstaaten standen, nach England zurück; man ließ dieselben aber unter dem Vorwande, daß sie für die vertragsmäßige gemeinschaftliche Beschützung der Grenzen unentbehrlich wären, nicht aus Holland abziehen. Dagegen gab Wilhelm denjenigen Officieren, die nach England zurückzukehren wünschten, mit Freuden ihren Abschied, weil auf solche Weise alle die, deren Ergebenheit nicht ganz unbedingt war, durch Protestanten ersetzt werden konnten. Von den Gemeinen traten nur sehr wenige aus.

Um die Provinzen, welche dem Prinzen Wilhelm ihre Flotte und ihr Heer zu seinem Unternehmen gegen Jakob zu leihen im Begriffe waren, wegen der Furcht vor einem französischen Angriffe zu beruhigen, ließ Wilhelm durch Bentinck seinen deutschen Freunden und Verwandten über das, was er vorhatte, Mittheilung machen. Der Erste, der sich erbot, für die Niederlande, sobald sie bedroht würden, sein Heer marschiren zu lassen, war der Sohn und Nachfolger des großen Kurfürsten, Friedrich III. Dieser versprach nicht blos, Truppen zu schicken, sondern er überließ auch dem Prinzen von den vierundzwanzigtausend Mann, aus denen sein Heer bestand, sechstausend für die Unternehmung gegen Jakob und, was noch wichtiger war, seinen Generalissimus, den vormaligen Marschall Ludwig's XIV., Schomberg, welcher gleich den übrigen Reformirten Frankreich hatte verlassen müssen (s. S. 468), und den später Wilhelm zum Herzog und zum Pair England's machte. Auch die Herzöge von Lüneburg, Celle und Hannover und der Landgraf von Hessen-Kassel versprachen dem Prinzen ihren Beistand.

Eine Flotte von fünfzig Kriegsschiffen lag bei Vliessingen und Willemstadt in den Landschaften, welche dem Prinzen Wilhelm erblich angehörten, und eine hinreichende Anzahl von Transport-Schiffen war in Pacht genommen worden, um ein Heer, welches bei Nymwegen gesammelt wurde, nach England hinüberzubringen. Weder Ludwig XIV. noch Jakob wollten glauben, daß es mit einer Landung in England ernstlich gemeint sein könne. Als endlich Ludwig durch seinen Gesandten d'Avaux aus Holland urkundliche Beweise erhielt und diese an Jakob schickte, war der Letztere, der schon vorher

das ihm angebotene Hülfsheer abgelehnt hatte, unvorsichtig genug, den Verräther Sunderland, welcher allein von allen älteren Ministern in seinem Kabinet geblieben war, um Rath zu fragen; und diesem gelang es, den König in seiner Sicherheit zu bestärken *). Erst im letzten Augenblicke, als Wilhelm im September 1688 mit Flotte und Heer nach England übersetzen wollte, und Ludwig XIV. einen neuen Krieg mit Deutschland begonnen hatte, suchte Jakob durch mildere Maßregeln die Gunst seines Volkes wieder zu gewinnen. Sein Bemühen war jedoch schon darum vergeblich, weil niemand ihm mehr traute. Die Staaten von Holland boten, sobald sie durch die brandenburgischen Truppen, welche Köln besetzt hatten, ihre Grenzen gedeckt sahen, dem Prinzen die aufgenommenen vier Millionen Gulden als ein Anlehen an. Dieser hatte schon im Juli 1688 ein vom 30. Juni datirtes förmliches Einladungsschreiben nach England erhalten, welches von den Grafen Danby, Shrewsbury und Devonshire, den Lords Delamere und Lumley, dem Bischof von London und dem Admiral Russel unterzeichnet war. Im September kam auch Schomberg aus Berlin, um das Commando von Wilhelm's Heer zu übernehmen. Den Oberbefehl über die ganze Flotte übertrug Wilhelm dem aus England entflohenen Lord Herbert, den er zum stellvertretenden Admiral von Holland ernannte. Diese Anordnung Wilhelm's erregte zwar bei den Holländern Unzufriedenheit, sie war aber für den Erfolg des Unternehmens sehr vortheilhaft.

Da wir in Bezug auf Genauigkeit der Angaben keine Ursache haben, in Lingard Mistrauen zu setzen, so entlehnen wir aus ihm den Bericht über die einzelnen Theile des Heeres und der Flotte, welche Wilhelm gegen England gerüstet hatte. „Der Prinz hatte, sagt Lingard, sechszig Kriegsschiffe, welche seinen siebenhundert Transport-Schiffen zur Bedeckung dienten. Er hatte seine holländische Garde eingeschifft, welche aus viertausendfünfhundert Reitern und aus elftausend Mann zu Fuß bestand. Da er jedoch den Anschein

*) Wir wissen sehr wohl, daß Macaulay von Sunderland's Verrath nichts wissen will, weil kein Grund dazu vorhanden gewesen sei und kein positvier Beweis vorliege; allein nicht blos Davies in seiner holländischen Geschichte (Th. III. S. 206), sondern auch die ganze Tradition und der Ausgang der Sache zeugen gegen ihn.

vermeiden wollte, als wenn er England zu erobern, nicht blos zu befreien gedenke, so erklärte er, er bringe diese Truppen „nur zur Sicherheit seiner Person" mit. Er rechnete übrigens, wie die eingeschifften ungeheueren Kriegsvorräthe zeigten, auf bedeutende Verstärkungen. Ihn begleiteten außer dem Marschall Schomberg die ausgezeichnetsten Generale, Ginkel, der Graf von Nassau, der Graf von Solms, und die vorzüglichsten Officiere des holländischen Heeres, sowie der Graf von Macclesfield, Burnet (welchen Wilhelm nachher zum Bischof von Salisbury ernannte), Peyton, Wildman und Ferguson. Es folgten ihm auch achthundert französische Reformirte und alle die Engländer, die sich in den letzten Zeiten nach Holland geflüchtet hatten. Zu den Letzteren gehörten unter Anderen der Graf von Shrewsbury, welcher vierzigtausend Pfund Sterling auf seine Güter geborgt hatte und diese nebst seinen persönlichen Diensten dem Prinzen darbrachte, Lord Wiltshire und sein Bruder, Söhne des Marquis von Winchester, Lord Eland, ein Sohn des Marquis von Halifax, Lord Dunblain, Sohn des Grafen Danby, die Lords Mordaunt und Lorn und die beiden Admirale Herbert und Russel." Die Engländer, welche den Prinzen Wilhelm begleiteten, hatten insgesammt großen Einfluß im Lande, und waren bereit Alles zu wagen, um die von Jakob bedrohte Verfassung zu erhalten.

Das Wetter begünstigte anfangs Wilhelm's Unternehmen nicht. Die Flotte sollte nämlich schon am 26. September 1688 auslaufen, ward aber durch widrige Winde und durch einen mehr als gewöhnlichen heftigen Herbststurm einige Wochen lang in Helvoetsluys zurückgehalten. Endlich ging sie, nachdem der Prinz am 15. Oktober von den Generalstaaten, die ihm ihre Flotte und ihr Heer zu seinem persönlichen Gebrauche anvertrauten, feierlich Abschied genommen hatte, am 19. Oktober zwar in See; allein ein neuer Sturm zerstreute und beschädigte die Schiffe so sehr, daß der Prinz wieder umkehren mußte. Erst mit dem Beginne des Novembers war an ein neues Auslaufen zu denken. Die Flotte segelte daher am 1. dieses Monats ab, und landete am 7. November an der englischen Küste bei Torlay. Der Graf Dartmouth, welcher Jakob's Flotte commandirte, hatte die der Holländer an sich vorbeisegeln lassen, entweder weil derselbe Wind, welcher dieser günstig war, ihn vierundzwanzig Stunden lang im Hafen zurückhielt, oder auch

weil er absichtlich zögerte. Noch ehe Wilhelm in England gelandet war, hatte Jakob endlich Sunderland und dessen Beschützer, den Pater Petre, entlassen; dadurch ward es jedoch dem Ersteren möglich, dem Prinzen Wilhelm, nachdem er ihm im Geheimen gedient hatte, jetzt auch öffentlich Dienste zu leisten.

Wilhelm erließ nach seiner Landung ein Manifest. Dieses machte anfangs keine Wirkung. Auch fand Wilhelm, als er am 9. November nach Exeter vorrückte, nur geringen Zulauf. Sobald man jedoch sah, daß sein Heer nicht zahlreich genug sei, um England erobern zu können, begann man seiner Versicherung, daß er als Retter der Freiheit und Religion erscheine, mehr Glauben zu schenken. In Exeter fanden sich nur Lord Colchester, Warton, der jüngere Russel und Albington bei Wilhelm ein. Bald nachher erschienen jedoch die Glieder der angesehensten Familien, und eine Association ward zu seinen Gunsten gebildet.

Jakob, der sich zu seinem bei Salisbury stehenden Heere begeben hatte, würde den Holländern, da er ihnen an Zahl sehr überlegen war, die Spitze haben bieten können, wenn er sie sogleich angegriffen hätte. Es fehlte ihm aber an Geistesgegenwart und an schnellem Entschlusse. Er erlitt daher dasselbe, was in unseren Tagen Karl X. und Louis Philipp in Frankreich erlitten haben. Er hatte, schon ehe er sich von London zum Heere begab, von allen Seiten her die Nachricht erhalten, daß die angesehensten Herren, Obersten und Generale und zuletzt sogar die Soldaten eines ganzen Regimentes übergegangen wären. Auch in Salisbury, wo er mehrere Tage blieb, erhielt er täglich Meldungen von Generalen und hohen Officieren, die sich an Wilhelm's Heer angeschlossen hatten. Als er verzagend nach London zurückkehrte, begaben sich auch seine Tochter Anna und ihr Gemahl Prinz Georg von Dänemark zu Wilhelm. Schon am 24. November sah Jakob sich gänzlich verlassen, während Wilhelm langsam gegen London vorrückte. Als letztes Auskunftsmittel versammelte Jakob am 28. November einen großen Rath von vierzig protestantischen Pairs, welcher über die Berufung eines Parlaments und die Abstellung der Misbräuche beschließen sollte. Drei Mitglieder dieses Rathes schickte er an Wilhelm, um mit demselben zu unterhandeln. Er ward aber bald inne, daß mit einem kalt berechnenden Diplomaten, wie Wilhelm war, nichts

anzufangen sein werde. Jetzt entschloß er sich, damit er nicht dem ihm verhaßten Schwiegersohne in die Hände falle, zur Flucht aufs Festland, wo er unter Ludwig's Schutz bessere Zeiten abwarten wollte. Er hätte keinen für Wilhelm erwünschteren Entschluß fassen können; denn dieser wäre in große Verlegenheit gebracht worden, wenn Jakob in London geblieben wäre und dadurch die Anwendung von Gewalt nöthig gemacht hätte. Die Königin war mit ihrem kleinen Sohne schon am 6. December zu Schiffe entflohen. Am 11. folgte ihr Jakob. Er wurde jedoch, zum großen Verdrusse Wilhelm's, welcher auf London los marschirte, in Feversham festgehalten.

In London hatte sich, als Jakob entflohen war, eine Regierung von dreißig der von ihm einberufenen vierzig Pairs gebildet, und Alles blieb im alten Geleise, außer daß die Katholiken Mishandlungen zu erdulden hatten. An jene Behörde wandte sich Jakob, als er in Feversham verhaftet worden war, während zu derselben Zeit sein Schwiegersohn von allen Seiten her Adressen und Glückwünsche erhielt. Die regierenden Herren in London antworteten dem Könige, daß es ihm frei stehe, entweder weiter zu reisen, oder nach London zurück zu kehren. Jakob entschied sich zu aller Welt Erstaunen für das Letztere. Er war kaum in London angekommen, als Wilhelm, welcher nicht mit englischen Truppen, sondern mit seinen holländischen Garden nach London zog, ihn, ohne gerade directen Auftrag deshalb zu geben, benachrichtigen ließ, daß er ihn ungern in London verweilen sehe. Auf diesen Wink hin verließ Jakob die Stadt wieder und ging, während sich alles für Wilhelm aussprach, zuerst nach Rochester, hielt sich dann noch einige Tage an anderen Orten auf, und fuhr hierauf schon am 23. December nach Frankreich hinüber, wo Ludwig XIV. ihn als regierenden Herrn empfing und bis an seinen Tod gastfreundlich und großmüthig behandelte. Jakob war auf der Flucht von seinem Sohne, dem Herzog von Berwick, begleitet, welcher nachher im französischen Heere Dienst nahm, und mit Recht den großen französischen Generalen der Zeit Ludwig's XIV. beigezählt wird (s. Th. XVII., S. 18—23 und 31).

Als Jakob auf die angegebene Weise dahin gebracht worden war, das Land freiwillig zu verlassen, richteten die Leute, welche seit einem Jahre mit seinem Schwiegersohne in Verbindung gewesen

waren, eine neue, fast durchaus aristokratisch-plutokratische Regierung ein, der sie, weil dem Engländer die Form stets mehr ist, als das Wesen, den Schein rechtlicher Formen verliehen. Wir glauben über diese sogenannte Revolution nicht urtheilen zu dürfen, da unsere Staatswissenschaftler und besonders das englische Volk dieselbe stets bewundert haben, das Urtheil der Menge aber über die Angelegenheiten der Menge allein entscheidend ist. Wir können uns daher kurz fassen. Wilhelm hatte nach englischem Grundsatze kein Recht, ein Parlament zu berufen; er vereinigte also mit den vierzig von Jakob berufenen Pairs alle die Männer, welche unter Karl II. in irgend einem Parlament gesessen hatten, gesellte ihnen den Lord-Major und Stadtrath von London zu, bildete so eine Versammlung und ließ durch sie ein Parlament berufen. Dieses neue Parlament eröffnete am 23. Januar 1689 seine Sitzungen. Es ward übrigens, weil nur ein König ein Parlament berufen durfte, nicht Parlament, sondern Convention genannt. Gleich nach seinem Zusammentritt ersuchte es zwar den Prinzen, die Regierung bis auf Weiteres fortzuführen; beide Häuser schienen aber, weil in ihnen die Zahl der Tories oder Anhänger des reinen Royalismus sehr stark war, nicht gerade gern Wilhelm's Absichten in Betreff des damals zwischen Frankreich und Holland ausgebrochenen Krieges zu fördern. Wilhelm war verstimmt, seine Persönlichkeit gefiel den Engländern nicht, weil diese nach der Regierung Karl's II. und Jakob's II. für seinen strengen Ernst, für seine stille Größe und für die kalte Politik, die ihn höchst unliebenswürdig machte, keinen Sinn hatten. Auch er traute ihnen nicht, und ließ sich in seinem Palast von den holländischen Garden bewachen. Gleichwohl zeigte sich sogar im Oberhause der sogenannten Convention nur wenig Widerspruch gegen den Vorschlag, den Thron für erledigt zu erklären, weil Jakob ihn freiwillig verlassen habe. Dagegen wurde heftig über die Frage gestritten, wie es mit der Regierung gehalten werden solle. Einige bestanden darauf, daß nur Wilhelm's Gemahlin als rechtmäßige Erbin des Thrones regieren könne; diese wollten keinen König, sondern nur einen Regenten haben. Andere wollten dem Prinzen und seiner Gemahlin die Regierung überlassen; Wilhelm erklärte aber, daß er in diesem Falle nach Holland zurückkehren und England sich selbst überlassen werde. Dies wirkte, weil mit Wilhelm's Ent-

fernung die größte Verwirrung eingetreten sein würde. Man faßte daher den Beschluß, der Prinz und die Prinzessin sollten zwar die Regierung haben, nur der Erstere aber sie führen. Als man nachher im Oberhause wegen der Kinderlosigkeit Wilhelm's nöthig fand, in Betreff der künftigen Erbfolge eine Anordnung zu machen, zeigte das Unterhaus aufs neue, daß die Engländer durchaus nur der Gemahlin Wilhelm's ein Recht auf den Thron zuschrieben. Es wurde nämlich von den Lords beschlossen, zuerst sollten Wilhelm und seine Gemahlin, dann der Letzteren Schwester Anna, die Gemahlin Georg's von Dänemark, erst nachher aber die Kinder, welche Wilhelm von einer zweiten Gemahlin erhalten würde, sowie nach ihnen diejenigen, welche eine Parlaments-Acte dazu berufen werde, den Thron besteigen. Von diesem Beschlusse wurde derjenige Theil, welcher Wilhelm's Kindern aus einer zweiten Ehe den Thron zuerkannte, im Unterhause ausgestrichen.

Das Unterhaus setzte außerdem noch durch, daß Wilhelm, ehe er als König anerkannt werde, eine ganz bestimmte Erklärung (settlement) über alle Punkte geben mußte, welche unter Karl I., Karl II. und Jakob II. constitutionelle Streitigkeiten veranlaßt hatten. Durch diese Erklärung ward über die bisher streitigen Punkte Folgendes festgesetzt: „Der König hat nicht das von Jakob in Anspruch genommene Recht, die Gesetze zu suspendiren oder irgend jemand von denselben zu entbinden. Es dürfen keine eigentlich geistlichen Gerichtshöfe bestehen. Alles Recht geht von der Nation aus. Der König darf ohne Bewilligung des Parlaments kein Geld erheben und im Frieden kein Heer halten. Er darf keine confiscirten Güter verschenken oder Geldstrafen erheben, ehe der, den es trifft, angeklagt und schuldig gefunden worden ist. Die Geschwornengerichte sollen nicht aus Leuten bestehen, welche der gesetzlichen Eigenschaften ermangeln. Die Parlaments-Wahlen, so wie die Reden im Parlament sollen unbeschränkt frei sein. Jeder Unterthan hat das Recht, Waffen zu tragen und Beschwerden und Bittschriften einzureichen. Das Parlament soll, was allerdings ein unbestimmter Ausdruck war, oft versammelt werden." Auch andere Misbräuche der alten Monarchie wurden aufgehoben. Namentlich sollten nicht mehr, wie früher geschehen war, von den Angeklagten übermäßig große Baar-

schaften gefordert, sowie denen, welche schuldig gefunden wurden, keine unerschwinglichen Geldstrafen auferlegt werden.

In Schottland ward, wie in England, zuerst eine Convention und dann ein Parlament berufen, in welchem wie im englischen die Whigs den Ton angaben. In beiden Reichen ward die Krone an Wilhelm überlassen und auch in Schottland der monarchische Theil der Verfassung sehr beschränkt. In Irland würde Tyrconnel an der Spitze seiner katholischen Truppen (s. S. 534) Jakob wieder eingesetzt haben, wenn dieser Wilhelm's Talente besessen hätte. Es ward dort bis in die Mitte des Jahres 1690 heftig gekämpft. Als die Irländer unterlagen, wurde ihre Insel wie ein erobertes Land behandelt.

9. Neue Raubzüge Ludwig's XIV. nach Deutschland und Folgen derselben.

Die Erhebung Wilhelm's III. auf den englischen Thron verlieh den steten Bemühungen dieses Fürsten, der Gewaltthätigkeit des französischen Despoten Schranken zu setzen, neues Gewicht. Wilhelm's Bemühungen waren bisher nur darauf gerichtet gewesen, allerlei Bündnisse zu bilden, um Spanien und die deutschen Fürsten im Interesse Holland's gegen Frankreich gebrauchen zu können. Doch hatte er dabei nicht unmittelbar, sondern nur durch die Generalstaaten thätig sein können. Drei dieser Bündnisse, das von 1684, das von 1686 und das von 1689, scheinen uns für die Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts und der ersten vierzehn Jahre des achtzehnten am wichtigsten, weil bei ihnen auf Ludwig's Vorhaben Rücksicht genommen wurde, beim Tode Karl's II. von Spanien die Ansprüche zur Geltung zu bringen, die er im Namen seiner Gemahlin an die spanische Monarchie machen wollte, obgleich dieselbe diesen ihren Ansprüchen entsagt hatte. Bei allen drei Bündnissen galt es einer despotischen Militär-Macht, welche keine Grundsätze befolgte, keine Rücksichten kannte, und von einem einzigen Kopfe auf einen einzigen Punkt gerichtet ward. Sie konnten um so weniger Wirkung haben, je zahlreicher die Heere waren, welche diese Macht ins Feld stellte. Des ersten der erwähnten Bundesverträge, welcher 1684 von den Holländern für Spanien, von dem Kaiser für das deutsche Reich geschlossen wurde, ist bereits oben (S. 591) näher

gedacht worden. Er bewirkte einen Waffenstillstand auf zwanzig Jahre; es wurden aber für die Dauer desselben dem Könige von Frankreich die Städte und Landschaften überlassen, welche dieser unter dem Namen von Reunionen in Besitz genommen hatte. In den nächsten Jahren wurden zwischen den einzelnen Mächten andere Bündnisse geschlossen, welche insgesammt auf Ludwig's Anmaßungen Bezug hatten, bis es endlich 1686 den Bemühungen Wilhelm's und seiner Freunde gelang, den sogenannten großen Augsburger Bund (s. S. 594 f.) zu stiften. Diesem Bunde, dessen Dauer auf drei Jahre festgesetzt wurde, gehörte die Republik der Niederlande nicht an. Er bestand aus dem Kaiser als solchem und als Beherrscher von Östreich, dem spanischen Könige als Beherrscher des burgundischen Kreises (Belgien's), dem Könige von Schweden für seine deutschen Länder, dem Kurfürsten von Baiern für sich und im Namen des baierischen Kreises, allen Fürsten des sächsischen Hauses und den auf dem rechten Rhein-Ufer gelegenen Staaten des oberrheinischen Kreises. Der Bund war blos zur Aufrechthaltung der Ruhe und des Nymwegener und westphälischen Friedens, sowie des Waffenstillstandes von 1684 geschlossen worden; Ludwig XIV. durchschaute aber die Absichten Wilhelm's, des eigentlichen Stifters dieses Bundes. Er ließ daher Kaiser und Reich auffordern, den Waffenstillstand von 1684 in einen Frieden zu verwandeln, oder mit anderen Worten die ihm blos für eine bestimmte Zeit überlassenen Eroberungen für immer abzutreten.

Als dies abgelehnt wurde und Wilhelm III. mit einem holländischen Heere nach England zog, beschloß Ludwig XIV., anstatt seinem Freunde Jakob II. Heer und Flotte zu Hülfe zu schicken, sich gegen die Augsburger Verbündeten zu wenden und, während Wilhelm noch in England beschäftigt sei, einen Krieg in Deutschland anzufangen. Da die Verbündeten ein sehr großes Heer am Rhein und in den Niederlanden aufstellen wollten, so kam das französische Kabinet auf den Gedanken, ihnen die Kriegführung am Rhein unmöglich zu machen, und zu diesem Behufe die dort gelegenen deutschen Provinzen völlig ausplündern und durch Contributionen alles baaren Geldes berauben, ja sogar alle Städte und Dörfer in denselben zerstören zu lassen. Die Ausführung des kannibalischen Planes wurde, nachdem man 1688 die Pfalz besetzt und erst im Oktober

dieses Jahres den Krieg erklärt hatte, im Januar 1689 mit der Zerstörung von Heidelberg begonnen. Der Commandant dieser Stadt wollte sie gegen die Franzosen vertheidigen, wurde aber von den Bürgern daran gehindert. Am 18. Januar begannen daher die französischen Truppen die Vollziehung des ihnen von ihrem Ministerium ertheilten Auftrages. Sie sprengten einen Theil der Stadtmauern, der Schloßthürme und anderer Gebäude, und verheerten die Gärten, Weinberge und Pflanzungen rund um die Stadt herum. Am 27. und 28. galt es dem benachbarten Rohrbach und allen Orten der Bergstraße nach Weinheim hin. Städte und Dörfer wurden dort niedergebrannt, über siebenhundert Gebäude vernichtet, die Bewohner nicht nur am Retten und Löschen gehindert, sondern auch erschossen und nackt der größten Kälte preisgegeben, so daß die Straßen mit Leichnamen von erfrorenen oder getödteten Bürgern und Bauern bedeckt waren. Als in der Gegend von Weinheim die Vortruppen der Sachsen sich zeigten, zog Melac, der dies Alles im Namen des Marschalls Düras leitete, nach Heidelberg zurück. Er beschloß, auch diese Hauptstadt trotz der mit ihren Bewohnern abgeschlossenen Capitulation auszuplündern und zu verbrennen, und leitete selbst von dem Marktplatze aus ganz kaltblütig das Werk der Zerstörung. Der französische General Tessé wußte jedoch die wild wüthenden Soldaten zu täuschen, welche auch alle Privathäuser zerstören sollten und sie deshalb mit Stroh hatten anfüllen müssen. Tessé hatte nämlich absichtlich nasses Stroh nehmen lassen. Dagegen wurden alle öffentlichen Gebäude, sowie auch dreißig Privathäuser niedergebrannt. Als im März die Baiern und Sachsen erschienen, wurde am 3. März Mannheim zerstört, nachdem man vorher Alles, was von Metall oder irgend sonst von Werth war, den Einwohnern geraubt hatte. Ganze Reihen von Häusern wurden niedergerissen, und als die sächsischen Dragoner sich der Stadt Mannheim näherten, begann man auch dort zu brennen, und zwar auf eine solche Weise, daß nachher, als die Einwohner zurückkehrten, viele von ihnen Mühe hatten, ihre eigenen Häuser wieder zu erkennen. Darmstadt wurde durch die Sachsen nur mit Mühe vor demselben Schicksale bewahrt.

Als die Deutschen das rechte Rhein-Ufer besetzt hatten, begannen die Franzosen ihre Zerstörungen auf dem linken Ufer. Aus Speier schleppten sie im April 1689 Geschütz, Gelder, kurz Alles, was

einigen Werth hatte, in den Elsaß. Auch die Acten des Reichs-Kammergerichtes, welches zu jener Zeit noch in Speier seinen Sitz hatte und in Folge der Zerstörung dieser Stadt damals nach Wetzlar verlegt wurde, ließen die Franzosen in den Elsaß bringen. Am 23. Mai wurde der Bürgerschaft, ohne ihr jedoch zu sagen, daß die Stadt verbrannt werden solle, der Befehl ertheilt, ihre besten Habseligkeiten auf vierhundert bereit gehaltene Wagen zu bringen. Nachdem dies geschehen war, wurde die Stadt in Brand gesteckt und jene Wagen theils geplündert, theils verbrannt. Um auch den Dom zerstören zu können, hatte man den Bürgern gerathen, alle ihre hölzernen Geräthschaften dadurch gegen das Feuer zu schützen, daß sie dieselben in den Dom brächten. Am 30. Mai ward die Stadt Worms angesteckt. Sie brannte bis zum 2. Juni, und es wurden außer dem Dom und einigen anderen Kirchen alle öffentlichen Gebäude, sowie eine große Zahl von Privathäusern vernichtet. Auch alles das, was die unglücklichen Bürger in den Dom gerettet hatten, wurde geraubt oder verbrannt. Wir haben über die gegen Worms und Speier verübten Gräuel den officiellen Bericht der beiden Städte an den Reichstag *). Auf dieselbe Weise, wie in Speier und Worms, ward in der Haardt und im Badischen verfahren. Als die Brandenburger unter dem tapferen General Schöning von Köln her vordrangen, um sich mit den anderen Reichstruppen zu verbinden, begannen die Franzosen auch aus dem Erzbisthum Trier eine Einöde zu machen. Im folgenden Jahre (1690), als sie erkannten, daß sie die von ihnen besetzte weite Strecke gegen die Übermacht nicht würden behaupten können, wurden die Länder von Köln, Trier und Jülich ebenso, wie vorher die Pfalz, verwüstet und die Bauern sogar genöthigt, ihr eigenes im Felde stehendes Getreide unterzupflügen. Schon war über die Stadt Trier, deren Mauern längst gesprengt worden waren, ein ähnliches Schicksal verhängt, wie über Worms und Speier, und die Einwohner hatten bereits Befehl erhalten, ihre Habe nach Metz und Luxemburg zu bringen, als König Ludwig das Vorhaben seines Ministers Louvois, auch Trier zu verbrennen, misbilligte, und ihm gebot, augenblicklich einen Courier abzuschicken, um den von ihm erlassenen Befehl, der jedoch noch nicht abgegangen war, zu widerrufen.

*) Theatrum Europaeum Th. XIII., S. 685 ff.

Dies Alles schien die deutsche Nation endlich einmal aus ihrem Schlafe aufzurütteln. Ein allgemeiner Unwillen begann sich zu verbreiten. Leider ward aber auch diesmal nach deutscher Sitte nur in Worten und auf dem Papier getobt, und alles rasche Handeln von den Fürsten und ihren Beamten gehemmt. Man verbot von Reichs wegen das Reisen nach Paris, und erließ den Befehl, daß alle französischen Waaren, die nicht innerhalb drei Monaten verkauft wären, confiscirt, alle Franzosen, die nicht schon mindestens zwanzig Jahre in Deutschland ansässig wären, ausgewiesen, und alle Deutschen, welche von den Franzosen einen Sold oder eine Pension bezögen oder ihnen Pferde, Waffen und Kriegsbedürfnisse lieferten, nicht länger im Reiche geduldet werden sollten.

Vom deutschen Heere kamen zuerst vierzehntausend Mann Sachsen an den Rhein. Hierauf besetzte der Graf von der Lippe Königstein und Höchst, und das damals als befestigt geltende Frankfurt nahm Hessen und Hannoveraner in seinen Mauern auf. Die Baiern lagen lange Zeit ruhig bei Bruchsal. Erst im Juli 1689 kam einige Bewegung in das Reichsheer, nachdem man durch das leidige Rathschlagen viele Zeit verloren hatte. Der Kurfürst von Baiern hatte sich, als er mit seinen elftausend Mann bis Stollhofen gezogen war, nach Frankfurt begeben, um mit Herzog Karl IV. von Lothringen, welcher dort an der Spitze eines ansehnlichen Heeres von Kaiserlichen stand, und mit den Anführern der Sachsen Plane zu entwerfen. Nachher war Mainz, welches der Kurfürst selbst, also der Erzkanzler und Primas des Reiches, den mordenden und raubenden Franzosen verrathen hatte, lange belagert worden, während die Franzosen vom Elsaß aus neue Verwüstungen übten. Da die französische Besatzung in Mainz, an deren Spitze Düras stand, sehr schwach war und keine Verstärkung erhielt, so war sie schon im Juli genöthigt, zu capituliren. Bonn, welches die Franzosen ebenfalls besetzt hatten, behauptete sich gegen die Brandenburger bis in den Oktober hinein. Philippsburg weigerten sich die Baiern und Sachsen noch in dem Jahre 1689 zu belagern.

Nachher setzte Wilhelm III. den neuen Eroberungen Ludwig's XIV. dadurch Schranken, daß er das dritte der oben erwähnten Hauptbündnisse zu Stande brachte. Dieses unter dem Namen der großen Allianz geschlossene Bündniß vereinigte fast

ganz Europa gegen Frankreich. Die Grundlage desselben war der am 12. Mai 1689 zu Wien zwischen Kaiser Leopold und den Generalstaaten geschlossene Vertrag. Diesem trat am 20. December vermittelst einer in Hamptoncourt ausgestellten Erklärung Wilhelm III. für England, sowie am 6. Juni 1690 König Karl II. für Spanien bei. Man machte sich verbindlich, den Krieg gegen Frankreich mit vereinten Kräften zu führen und keinen Frieden zu schließen, bis Alles auf den Fuß des westphälischen und pyrenäischen Friedens zurückgebracht sei. Auch sollte, damit Frankreich künftig nicht aufs neue den Frieden stören könne, der Bund immerdauernd sein. Man verpflichtete sich zugleich, dem Herzoge von Lothringen, welcher damals dem Reiche und seinem Kaiser die größten Dienste leistete, vollständige Genugthuung zu verschaffen. Ferner heißt es in einem Separat-Artikel der Bundes-Acte: „Weil Ludwig XIV. die Absicht gezeigt habe, die von seiner Gemahlin ausgestellte Entsagungs-Acte als nichtig zu betrachten, um nach Karl's II. Tode nicht allein die ganze spanische Erbschaft für den Dauphin in Anspruch zu nehmen, sondern diesen Prinzen auch zum römischen König ernennen zu lassen, so wollen die sämmtlichen Bundesglieder dem Kaiser und seinen Erben die Nachfolge in Spanien verbürgen und dahin wirken, daß der Erzherzog Joseph zum römischen König erwählt werde." Die Verbindung zwischen Holland und England war am 15. August 1689 durch den Vertrag von Westminster näher bestimmt worden. An demselben Tage schloß auch Christian V. von Dänemark einen Bund mit Wilhelm III., welchem er dann Hülfstruppen schickte. Am 5. Juni 1690 kam auch zwischen Victor Amadäus II. von Savoyen und dem spanischen Könige ein Vertrag zu Stande, in welchem Beide sich gegenseitig ihren Schutz zusagten und die Vereinbarung trafen, daß, wenn sie Casale und Pignerol erobern würden, der erstere Platz den Spaniern, der zweite dem Herzoge von Savoyen zufallen solle. Am 4. Juni 1690 schloß der Letztere eine ähnliche Verbindung mit dem Kaiser. Auch der Kurfürst von Mainz trat am 4. Mai 1690 der großen Allianz bei. Am 8. Juni 1690 verbanden sich der fränkische und schwäbische Kreis zu Nürnberg gegen die Franzosen. Im September desselben Jahres schloß Friedrich III. von Brandenburg mit Spanien einen Vertrag zur Vertheidigung der Niederlande. Dagegen trat Kur-Sachsen erst später der großen

Allianz bei. Am 18. August 1695 wurde das Bündniß zwischen dem Kaiser und den Generalstaaten erneut, und die Pfalz, Braunschweig, Brandenburg, Baiern, Münster, Spanien, Lothringen, Savoyen, England, Köln und der fränkische Kreis in dasselbe aufgenommen.

Der Erfolg im Felde entsprach den von diesen Bündnissen gehegten Erwartungen keineswegs. Die Hauptunternehmungen der Franzosen waren gegen die Holländer und Spanier in den Niederlanden gerichtet. Dort erlangten freilich die Niederländer und Spanier unter dem Fürsten Georg Friedrich von Waldeck 1689 einige Vortheile über die Franzosen, an deren Spitze Louvois den von ihm begünstigten Marschall Humières gestellt hatte. Im Jahre 1690 starb aber Herzog Karl IV. von Lothringen, welcher das aus siebenzigtausend Mann bestehende deutsche Heer hatte commandiren sollen, und statt seiner erhielt im April Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern den Oberbefehl. Dieser wollte den Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen am Rhein zurücklassen und mit dem Reichsheere in die Franche Comté einfallen; die Unfälle aber, welche die Truppen der Alliirten in den Niederlanden und in Piemont erlitten, gestatteten die Ausführung des Planes nicht. Die weiteren Unternehmungen des Reichsheeres im Jahre 1690 verdienen ebenso wenig, wie die des Marschalls Düras, der ihm gegenüber stand, eine Erwähnung. Der Letztere hielt am Ober-Rhein die Reichstruppen vom Einfalle in Frankreich zurück. Beide Theile unternahmen dort weder 1690, noch im folgenden Jahre etwas Bedeutendes. Im Jahre 1691 litt das Reichsheer überdies durch Krankheiten, und einer seiner Führer, Kurfürst Johann Georg III., starb im September. Übrigens wurden die Franzosen am Ober-Rhein im Jahre 1691 dem Namen nach vom Dauphin, in Wirklichkeit aber von dem Marschall de Lorges befehligt, welcher ebenso, wie Düras, ein Günstling des Kriegs-Ministers Louvois war.

Was das zuvor erwähnte Misgeschick angeht, welches die Alliirten 1690 in den Niederlanden und in Piemont erlitten hatten, so wurden sie in beiden Ländern von einem der großen Generale Ludwig's XIV. geschlagen. In den Niederlanden hatte nämlich Louvois das Commando, welches bisher sein Günstling Hümières geführt hatte, dem zwar verwachsenen und von Charakter sehr bösartigen, habsüchtigen und stolzen, zugleich aber im Felde sehr

tüchtigen Herzoge von Lüxembourg übergeben, und dieser besiegte nicht nur den Fürsten von Waldeck am 1. Juli in der entscheidenden Schlacht bei Fleurüs, sondern er eroberte auch die Städte Mons, Namür, Fürnes, Dixmuyden, Ath und Charleroi. Auch einen Seesieg erfochten die Franzosen am 10. Juli unter dem Marschall von Tourville im Kanal La Manche über die Engländer und Holländer. In Piemont stand dem Herzoge von Savoyen und den Spaniern Catinat gegenüber, ein Mann, welcher der höheren Aristokratie nicht angehörte, dessen moralische Eigenschaften und edeln Stoicismus in einer servilen Zeit wir daher noch weit höher schätzen, als seine großen militärischen Talente. Dieser schlug am 18. August 1690 den Herzog von Savoyen bei Staffarda unweit Saluzzo. Es war daher für die Alliirten ein Glück, daß im Juli 1690 Wilhelm III., die eigentliche Seele des vielköpfigen Bundes, der im Grunde nur ein phlegmatischer, langsamer, zäher, egoistischer Körper war, freie Hand erhielt und seine ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg mit Frankreich richten konnte.

Wilhelm hatte 1689 nicht nur in England, wo das Parlament und das Volk ihm oft entgegen waren, viel zu thun gehabt, sondern er wurde auch noch durch die Empörung der Irländer in Anspruch genommen, bei welchen im März Jakob II. selbst erschienen war. Die Irländer hatten Wilhelm nicht als König anerkannt und ein Heer aufgestellt, welches Tyrconnel anführte. Es war gegen sie ein englisches Heer unter Schomberg abgeschickt worden; dieses litt aber dort viel durch Krankheiten, und sein Führer selbst kränkelte. Hätte daher Jakob II. nach dem Rathe des Liefländers Rosen, welcher später französischer Marschall ward, den Engländern gleich im Jahre 1689 eine entscheidende Schlacht geliefert, so würde er wahrscheinlich gesiegt haben. Er entschloß sich aber erst dann dazu, als Wilhelm selbst mit Verstärkungen nach Irland gekommen war und die Leitung des Krieges übernommen hatte. Wilhelm hatte am Ende des Jahres 1689 sein erstes Parlament, das ihm durchaus nicht günstig war, entlassen und ein neues einberufen. Dieses zeigte sich ihm weit mehr gewogen, und er konnte daher, nachdem er es bis zum Juli 1690 vertagt hatte, sich selbst nach Irland begeben, um dem dortigen Kriege ein Ende zu machen, ehe er gegen

die Franzosen ausziehe. Er erschien 1690 in Irland mit einem Heere von sechsunddreißig- bis vierzigtausend Mann, unter denen sich zehntausend Dänen, siebentausend Holländer und Brandenburger und zweitausend ihres Glaubens wegen vertriebene Franzosen (réfugiés) befanden. Als Jakob, der in Dublin war, Wilhelm's Ankunft erfuhr, eilte er sogleich zu seinem Heere. Schon am 11. Juli 1690 kam es unweit Drogheda an dem Boyne-Flusse, welcher beide Heere von einander trennte, zu einem entscheidenden Treffen. In diesem Treffen bewies Wilhelm größere Fähigkeiten oder hatte mehr Glück, als in den Schlachten, die er den großen Generalen Ludwig's auf dem Festlande lieferte. Jakob II., welcher ebenfalls persönlich zugegen war, zeigte weder Muth noch Talent. Schomberg nahm, obgleich er mit Wilhelm wie dieser mit ihm unzufrieden war, an dem Treffen Antheil. Er eröffnete dasselbe, verlor aber sein Leben durch eine Kugel, welche von seinen eigenen Leuten aus Versehen auf ihn abgefeuert ward. Der Kampf endigte mit einer vollständigen Niederlage der Irländer. Diese überließen sich einer wilden Flucht; sechs- bis siebentausend Franzosen und Schweizer aber, welche unter dem Herzoge von Lauzün mitgefochten hatten, zogen sich in bester Ordnung zurück. Wilhelm verfolgte den errungenen Sieg nicht gerade lebhaft; denn sein Zweck war erreicht. Er überließ die Beendigung des Krieges in Irland dem General Ginkel, und eilte selbst zurück, um seine Angelegenheiten in England und Holland zu ordnen.

Er begab sich im Februar 1691 nach dem Haag, wo eine große Versammlung der Verbündeten gehalten wurde. In dieser Versammlung, welcher außer ihm auch noch die Kurfürsten von Brandenburg und von Baiern und viele andere hohe Personen persönlich beiwohnten, wurde der Beschluß gefaßt, ein Bundesheer von hundertundzwanzigtausend Mann aufzustellen. Ehe aber diese Armee zusammengebracht war, hatte König Ludwig, welcher dem Namen nach das Commando in den Niederlanden führte, die Festung Mons erobert. Nachher beobachtete der Herzog von Luxembourg den ihm gegenüber stehenden Fürsten von Waldeck, welcher das niederländisch-spanische Heer commandirte, so lange, bis derselbe im Herbst eine Blöße gab. Dann griff er ihn an, und schlug am 18. September 1691 bei Leuse in der Nähe von

Tournay einen Theil seines Heeres. Einige Monate früher war übrigens in der Leitung des französischen Kriegswesens eine Änderung eingetreten, welche den Alliirten großen Vortheil brachte, und zwei Jahre später ihre Truppen in den Niederlanden vor dem völligen Untergange bewahrte. Am 16. Juli 1691 war nämlich Louvois gestorben, und Ludwig vertraute seit dieser Zeit die oberste Leitung der französischen Heere nicht mehr einem erfahrenen und tüchtigen Manne an, weil er die Anmaßung hatte, sich seine Minister bilden und Alles selbst leiten zu wollen, obgleich er weder Sinn für das Praktische, noch die nöthigen Kenntnisse besaß. Ludwig hatte die bisher von Louvois bekleidete Stelle dem Sohne desselben, dem Marquis von Barbesieux, gegeben, einem noch ganz jungen Manne, welcher, wie Leute seiner Art zu sein pflegen, ebenso servil gegen den König und die Maintenon, als hochmüthig gegen alle Niederen war.

Auch das Seewesen wollte Ludwig selbst leiten. Er übertrug deshalb die Stelle eines Marine-Ministers, welche durch den 1690 erfolgten Tod Seignelay's erledigt worden war, an Pontchartrain, obgleich dieser ihm erklärt hatte, daß er gar keine Kenntniß vom Seewesen habe. Ludwig gab seit dem seinen Admiralen despotische Vorschriften über Dinge, die er nicht verstand, und führte dadurch im Jahre 1692 eine sehr bedeutende Niederlage der einst von Colbert gebildeten Flotte herbei, mit welcher Tourville 1690 einen Sieg über die Holländer und Engländer erfochten hatte. Ludwig ließ nämlich, um seinem Freunde Jakob II. wieder zum Besitze des englischen Thrones zu verhelfen, neunundsiebenzig Kriegsschiffe unter Tourville von Brest und vierundvierzig unter d'Estrées von Toulon auslaufen, damit Beide sich vereinigten und eine Anzahl Truppen, welche in der Nähe von Havre standen, nach England hinüber brächten. Die Vereinigung dieser Flotten konnte nicht zur bestimmten Zeit Statt finden, weil d'Estrées durch widrige Winde im mittelländischen Meere zurückgehalten wurde. Dessenungeachtet schickte Ludwig an Tourville den bestimmten Befehl, sich mit seinen Schiffen den englischen Küsten zu nähern und die feindliche Flotte, wo er sie träfe, anzugreifen. In Folge dieses Befehles lieferte Tourville am 29. Mai 1692 der vereinigten holländischen und englischen Flotte, welche fünfundachtzig Linienschiffe

stark war, eine Schlacht. Er mußte sich, nachdem vom frühen Morgen an bis in die Nacht hinein gestritten worden war, mit großem Verluste an die französische Küste flüchten, und wurde bis zu dieser von den Feinden verfolgt. Vier seiner Schiffe wurden bei Cherbourg verbrannt, er selbst lief mit dreizehn anderen beim Kap La Hogue, nach welchem die Schlacht benannt wird, auf auf den Strand.

Während auf solche Weise die Alliirten 1692 einen glänzenden Sieg zur See gewanneu, waren sie dagegen im Landkriege dieses Jahres sehr unglücklich. Wilhelm III., welcher damals ihre Truppen in den Niederlanden anführte, hatte ebenso wenig Glück, als vorher Georg Friedrich von Waldeck. Er griff am 3. August den Herzog von Lüxembourg, welcher am 5. Juni 1692 Namür erobert hatte, in seinem Lager bei Steenkerken an, und ward zurückgeschlagen. Nach Italien schickte man, als Catinat ganz Savoyen erobert hatte, den Kurfürsten von Baiern, sowie den Prinzen Eugen, welcher bisher in Ungarn mit den Türken gekämpft hatte. Beide hielten aber nur mit Mühe Catinat von Piemont ab. Übrigens war kurz vorher auf Wilhelm's Betreiben der Kurfürst von Baiern zum Statthalter in den spanischen Niederlanden ernannt worden, weil derselbe mit einer Tochter von der an Leopold I. verheiratheten spanischen Prinzessin, welche ihrem Anspruche auf die spanische Erbschaft nicht entsagt hatte, vermählt war und von ihr einen Sohn hatte, dem man, um einem künftigen Kriege über die Nachfolge in Spanien auszuweichen, diese Nachfolge zuerkannt hatte.

Im Jahre 1693 würden die Franzosen in den Niederlanden ihre Gegner völlig vernichtet haben, wenn nicht die oben erwähnte Anmaßung Ludwig's, Alles verstehen und leiten zu wollen, ihnen die günstige Gelegenheit dazu geraubt hätte. Ludwig hatte dort ein Heer von hundertundzwanzigtausend Mann aufgestellt, welches er selbst commandirte, und bei dem sich auch der Dauphin und der Marschall Boufflеurs befanden. Ein zweites, aber schwächeres Heer ward vom Marschall Lüxembourg angeführt. Ludwig stand mit seinen hundertundzwanzigtausend Mann in der Nähe von Löwen dem Könige von England gegenüber, der ein um die Hälfte schwächeres Heer hatte, und man erwartete jeden Augenblick

dieses vernichtet zu sehen, als auf einmal Ludwig einen anderen Entschluß faßte. Er schickte nämlich, während er selbst nach Versailles zurückkehrte, einen Theil seines Heeres an den Ober-Rhein, sowie einen anderen nach Italien, und überließ den ganzen Krieg in den Niederlanden dem Herzoge von Lüxembourg und seinen Truppen. Dieser griff am 29. Juli Wilhelm's Lager bei Neerwinden an, erstürmte dasselbe, nachdem er mehrere Male zurückgeschlagen worden war, eroberte die ganze Artillerie Wilhelm's und tödtete einen großen Theil seiner Truppen. Er verfolgte jedoch den errungenen Sieg nicht, und Wilhelm konnte ihm deshalb gleich darauf wieder die Spitze bieten. Im Herbste desselben Jahres (am 4. Oktober 1693) brachte Catinat dem Herzoge von Savoyen unweit dem Dorfe Marsaglia eine Niederlage bei, durch welche dieser achttausend Mann verlor.

Von dem Antheile der Deutschen an diesem Kriege zu reden, ist betrübend für jedes patriotische Herz, weil zu den National-Fehlern des Überlegens und Schreibens, des Disputirens und Streitens über Kleinigkeiten, des Knauserns und Sparens an der unrechten Stelle und der Erbärmlichkeit der Junker und kleinen Fürsten noch ewige Zwietracht der Anführer hinzukam. Im Jahre 1691 ward wegen der steten Zänkereien, welche der kaiserliche General Caprara und der brandenburgische Feldmarschall Schöning mit einander hatten, nichts Bedeutendes ausgeführt. De Lorges machte vielmehr einen Raubzug bis tief in Schwaben hinein, und nährte, bekleidete und bezahlte, wie Ludwig ihm befohlen hatte, sein Heer auf Unkosten der Deutschen. Er wurde freilich zuletzt nach St. Louis zurückgetrieben; dies war aber auch Alles, was 1691 geschah. Als im folgenden Jahre Caprara aus Verdruß abdankte und Markgraf Christian Ernst von Baireuth den Oberbefehl erhielt, ging es noch schlimmer; denn vor lauter politischen Kabalen wurde der Krieg ganz vernachlässigt. Diese Kabalen gingen großentheils vom kursächsischen Hofe und von dem General Schöning aus. Schöning war früher in brandenburgischen Diensten gewesen und hatte sich um den großen Kurfürsten und dessen Heer sehr verdient gemacht. Im Jahr 1689 hatte ihn Friedrich III. zum ersten Befehlshaber beim rheinischen Heere ernannt. Er war aber ein stolzer, herrschsüchtiger Mann, und lebte mit einem anderen brandenburgischen General, dem groben

Barfuß, welcher zehn Dienstjahre mehr hatte, als er, in steter Zwietracht. Dieser Streit artete, als Barfuß von Bonn nach Mainz beordert worden war, in einen ärgerlichen Scandal aus. Die beiden Generale schlugen einst, als sie vom Kurfürsten herauskamen, mit den Stöcken nach einander und zogen den Degen. Schöning wurde hierauf verhaftet, Barfuß dagegen nicht. Darüber ward der Erstere so erbittert, daß er seinen Abschied nahm. Das verbündete Heer verlor dadurch seinen besten General, was den größten Einfluß auf die Kriegsunternehmungen am Rhein hatte. Schöning trat in sächsische Dienste, und ward 1692 an die Spitze des sächsischen Heeres gestellt. Er hatte bei dem Kurfürsten Johann Georg III. viel gegolten, und vermochte Alles über dessen Sohn, Johann Georg IV., welcher 1691 Kurfürst geworden war. Der Letztere ließ sich von Schöning unbedingt leiten und der Kaiser beschuldigte ihn, daß er zu denen gehöre, welche damals neben der östreichischen und französischen Partei eine sogenannte dritte Partei im Reiche bilden wollten*). Da Schöning intriguant war und viele Feinde hatte, so schrieb der Kaiser es ihm zu, daß Johann Georg seine Truppen eine Zeitlang vom kaiserlichen Heere weggezogen hatte, wodurch es den Franzosen unter de Lorges möglich geworden war, über den Rhein zu gehen, das Land bis nach Franken hin zu verwüsten und besonders im Würtembergischen schwere Contributionen zu erheben. Der Kaiser ließ daher den General Schöning aufheben und gefangen setzen. Dadurch ward das Verhältniß vollends gestört, und die Sachsen zogen vom Reichsheere ab. Johann Georg mußte jedoch wegen seiner Geliebten, der Neitzschütz, die Gunst des Kaisers zu erhalten suchen, und dies bewirkte, daß er wieder am Kriege Theil nahm. Da wir, wo es nur immer möglich ist, alles Ärgerliche übergehen, so bemerken wir blos, daß Johann Georg seine Geliebte, die er zur Gräfin von Rochlitz gemacht hatte, durch den Kaiser in den

*) Wir sind weit entfernt, den Hof-Klatschereien im Lakaien-Styl, die sich in Büsching's Magazin, 8r Theil, S. 41, befinden, irgend eine Aufmerksamkeit zu schenken. Doch sagt der Kaiser in einer Erklärung wegen der damals an Hannover zu ertheilenden Kurwürde (Theatrum Europaeum, S. XIV, col. a. Artikel 4) in Betreff dieser dritten Parthei: „Seyn bekannt, was für artificia und französische Intriguen bei diesem fürstlichen Hause zur Bildung einer dritten Parthey im Reiche sich gezeiget, welche nicht anders als durch Gewinnung dieses fürstlichen Hauses (Hannover) können gewonnen werden.“

Fürstenstand erhoben zu sehen wünschte. Er überließ also Schöning seinem Schicksale, trat endlich der großen Allianz bei, und führte 1693 selbst zwölftausend Sachsen an den Rhein. Schöning mußte, um die Freiheit wieder zu erhalten, einem kaiserlichen Minister dreißigtausend Thaler zahlen.

Johann Georg kam mit seinen Truppen zu spät, um der Barbarei voezubeugen, welche die Franzosen 1693 aufs neue gegen die Stadt Heidelberg übten. De Lorges griff diese Stadt an, während der Markgraf Ludwig von Baden, welcher nach seinen glänzenden Siegen in Ungarn (s. S. 581 ff.) an die Spitze des deutschen Heeres gestellt worden war, in einem festen Lager bei Eßlingen stand. Heidelberg und sein Schloß waren wieder in Vertheidigungszustand gesetzt worden, und hatten eine Besatzung von vier Regimentern. Die Stadt hätte also gegen die Erneuerung der Gräuel, welche die Franzosen 1689 geübt hatten, geschützt werden können. Auch hatte Markgraf Ludwig dem Commandanten, dem kaiserlichen General-Feldmarschalllieutenant Georg Eberhard von Heidersdorf, ausdrücklich befohlen, die Stadt auf keinen Fall zu übergeben, sondern bis aufs Äußerste zu vertheidigen, weil er selbst ganz gewiß zum Entsatze erscheinen werde. Dessenungeachtet machte der feige und unfähige Commandant nicht einmal den Versuch einer Vertheidigung, sondern öffnete den Franzosen sogleich die Thore. Er wurde dafür freilich nachher infam cassirt und schimpflich fortgejagt; aber waren nicht die Leute, die einem solchen Manne, weil er dem Junkergeschlechte angehörte, einen so wichtigen Posten anvertrauen konnten, schuldiger als er? Auch haben wir selbst 1806 gesehen, wie preußische Junker, auf das Adelswesen gestützt, noch ärger ihrer Pflicht vergaßen, als Heidersdorf. Wie vielen Antheil die Kapuziner von Heidelberg, deren Kirche verschont blieb, während die übrigen vernichtet wurden, an der unerhört schändlichen Übergabe der Stadt hatten, wollen wir nicht entscheiden. Als die Franzosen eingezogen waren, wurde das, was 1689 verschont geblieben war, völlig zerstört und die Stadt noch einmal in Brand gesteckt (Mai 1693). Die Wälle und Mauern wurden niedergerissen, Keller, Privathäuser, Brunnen, das ganze Schloß und die Kirchen gesprengt, sogar die Gräber geöffnet und entweiht, und das Meisterstück der italiänischen Baukunst des sechszehnten

Jahrhunderts, der Otto-Heinrichs-Bau, zum zweiten Male arg mitgenommen.

Auch in dem ganzen Landstriche von Stuttgart an bis nach Darmstadt raubten, mordeten und brannten die Franzosen, da das Reichsheer gegen die mit dem Heere des Dauphin vereinigten Truppen des Marschalls de Lorges nicht stark genug war. Der Letztere wurde endlich, als er das Lager des Markgrafen Ludwig bei Heilbronn stürmend angriff, mit großem Verluste zurückgeschlagen, und mußte über den Rhein zurückgehen. Im folgenden Jahre (1694) wiederholte er seinen Angriff auf den Markgrafen Ludwig; er wurde aber aufs neue mit Verlust zurückgeschlagen, und Ludwig folgte ihm dann über den Rhein nach. Unglücklicher Weise war jedoch im April 1694 Johann Georg IV. gestorben, und der sächsische Simson, Johann Georg's Bruder, Friedrich August I., ein Fürst ohne Herz und Gemüth, sowie ohne Sinn für Recht und Vaterland, war ihm nachgefolgt. Die Sachsen durften also im September die Franzosen nicht weiter verfolgen, und der Markgraf mußte sich in sein befestigtes Lager bei Heilbronn zurückziehen.

Im Jahre 1695 ward statt des Herzogs von Lüxembourg, welcher im Januar gestorben war, der Günstling des Königs und der Maintenon, der Marschall Villeroi, zum Oberbefehlshaber des französischen Heeres in den Niederlanden ernannt. Dieser war nicht im Stande, die Einnahme der Festung Namür zu hindern; er mußte vielmehr mit ansehen, daß dieselbe von Wilhelm III. genommen ward. Er beschoß dafür zwei Tage lang die Stadt Brüssel. Im Jahre 1696 gingen die Franzosen bei Philippsburg über den Rhein. Ludwig von Baden dagegen überschritt seinerseits den Rhein bei Mainz. Da jedoch der General Thüngen, welcher die Franzosen im Rücken hatte fassen sollen, dies nicht zu thun wagte, so bezogen dieselben bei Neustadt an der Haardt ein festes Lager, welches dann vom Markgrafen bombardirt wurde. Im folgenden Jahre entsagte Wilhelm III., da die deutschen Fürsten, welche damals wie immer ihre besten Truppen an die Niederlande vermietheten, nichts für ihr Vaterland thaten, der Hoffnung, seinen Zweck vollständig zu erreichen, und ging auf die von Frankreich gemachten Friedensvorschläge ein. Ludwig XIV. hatte nämlich diesen Weg eingeschlagen, damit er bei der Erledigung des spanischen Thrones seine Ansprüche an den-

selben geltend machen könne, ohne es dabei mit einem furchtbaren Bunde zu thun zu haben. Er befolgte, wie immer, die bekannte Regel: Theile, um zu herrschen! (Divide et impera!)

Schon seit 1693 war über einen Frieden insgeheim mit mehreren der Verbündeten, namentlich mit Victor Amadäus II. von Savoyen, unterhandelt worden. Im Jahre 1696 schloß der Letztere einen Separat-Frieden mit Frankreich. Er erhielt durch denselben alle Plätze, welche von ihm jemals an Frankreich abgetreten worden waren, sogar Pignerol, wieder zurück, und seine älteste Tochter ward mit Ludwig's XIV. ältestem Enkel verlobt. Im Anfange des Jahres 1697 ließ auch Wilhelm III. sich auf Unterhandlungen ein, und in Folge davon wurden dann im April zu Ryswick, einem zwischen Delft und dem Haag gelegenen Dorfe, Friedens-Conferenzen eröffnet, an welchen außer England und Holland auch Spanien und der Kaiser Theil nahmen. Da der Letztere und das deutsche Reich nichts für sich selbst thaten, so sorgte auch Wilhelm III. für ihr Interesse nicht weiter, als seine Politik es zuließ, sobald nur Spanien abgefunden war. Am 20. September 1697 wurde zwischen Holland, England und Spanien einerseits und Frankreich andererseits ein Friedensvertrag geschlossen, welcher den Holländern allerlei Handelsvortheile gewährte, die Anerkennung Wilhelm's als Königs von England enthielt, und den Spaniern alles das, was Frankreich seit dem letzten Frieden an sich gerissen hatte, wieder verschaffte mit alleiniger Ausnahme von zweiundachtzig Dörfern und Städten, von denen man behauptete, daß sie wirklich Dependenzen von Frankreich wären.

Nachdem auf solche Weise England und Frankreich nichts verloren und zugleich für Spanien gesorgt hatten, kam die Reihe an Kaiser und Reich. Diese benahmen sich so ungeschickt bei den Unterhandlungen, daß sie am 30. Oktober 1697 die Bedingungen annehmen mußten, welche Holland, ohne sie zu fragen, ausgemacht hatte. Im dritten Artikel dieses zwischen Frankreich und Deutschland geschlossenen Ryswicker Friedens entsagte Ludwig XIV. allen den Eroberungen, die er seit dem Nymwegener Frieden unter dem Namen von Reunionen gemacht hatte. Jedoch waren die des Elsasses ausgenommen; diese wurden folglich als abgetreten betrachtet. Im sechszehnten und siebenzehnten Artikel wurde sogar Straßburg ausdrücklich an Frankreich abgetreten. Nach den Artikeln

neunzehn, zwanzig und einundzwanzig überließen die Franzosen Freiburg und Breisach dem Kaiser, sowie Philippsburg dem Reiche. Im fünfzehnten Artikel ward Kehl dem Reiche, im neunten Zweibrücken den Schweden und Mümpelgard dem Hause Würtemberg zurückgegeben. Der Streit wegen der pfälzischen Erbschaft ward Schiedsrichtern überlassen, deren Obmann der Pabst sein sollte, und die nachher der Herzogin von Orleans eine vom Kurfürsten der Pfalz zu zahlende Geldsumme zuerkannten. Das Fort, welches Hünningen gegenüber gebaut worden war, sollte geschleift, Grund und Boden desselben an Baden zurückgegeben werden. Das Fort am rechten Ufer, dem Fort Louis gegenüber, wurde ebenfalls geschleift, Fort Louis selbst aber und die Insel, auf welcher es steht, blieben dem Könige von Frankreich. Der Herzog von Lothringen, Karl's IV. Sohn, Leopold Joseph Karl, erhielt sein Land zurück, wie es sein Vater 1670 gehabt hatte. Doch mußten die neuen Befestigungen von Nancy, welches der König ihm zurückgab, geschleift werden, und der Herzog durfte sie nicht wieder aufbauen. Auch Bitsch und Homburg, deren Festungswerke ebenfalls geschleift werden mußten, erhielt der Herzog zurück. Dagegen verblieben Saarlouis und ein District von einer halben Stunde um diese Festung herum dem französischen Könige. Auch die Stadt und das Amt Longwy behielten die Franzosen, welche dafür dem Herzoge eine Entschädigung in den Bisthümern Metz, Toul und Verdün geben sollten. Endlich ward noch der Kardinal von Fürstenberg, Bischof von Straßburg, in alle seine Güter, Ehren und Rechte, die ihm als Reichsstand gebührten, wieder eingesetzt.

Eine in ihren Folgen sehr wichtige Bestimmung enthielt der vierte Artikel des Ryswicker Vertrages. Durch den Einfluß der Jesuiten, welche beim Kaiser und bei Ludwig XIV. gleich viel vermochten, wurde nämlich zum Verdruß der deutschen Protestanten, die deshalb gegen den ganzen Frieden protestirten, dem vierten Artikel die Clausel beigefügt, daß in allen von Frankreich zurückgegebenen Orten das Kirchenwesen in dem Stande bleiben solle, in welchem es zur Zeit der französischen Herrschaft gewesen sei. Die Franzosen hatten aber überall den protestantischen Gottesdienst mit Gewalt unterdrückt. Diese sogenannte Ryswicker Clausel gab

daher zu unsäglichen Bedrückungen Anlaß, obgleich das Reich, als es am 26. November 1697 den Friedensvertrag bestätigte, in einer Nachschrift erklärte, daß die Katholiken von der Clausel gegen die Protestanten niemals Gebrauch machen würden, sondern daß es bei den Bestimmungen des westphälischen Friedens verbleiben solle.

Druckfehler.

Band XIV.

S. 409. Z. 11 u. 12 v. u. l. „dessen Tochter mit dem Prinzen von Condé vermählt war" st. „dessen Schwester mit dem Prinzen von Conti vermählt war".

„ 464 Z. 2 l. „Die Letzteren" st. „Die Ersteren".

Inhalt.

Geschichte der neueren Zeit.